Jesuit-Krauss-McCormick Library
BX1047 .A681
Arendt, Wilhelm Amadeus MAIN
Leo der Grosse und seine zeit
3 9967 00251 6172

BX 1805
.L576A4

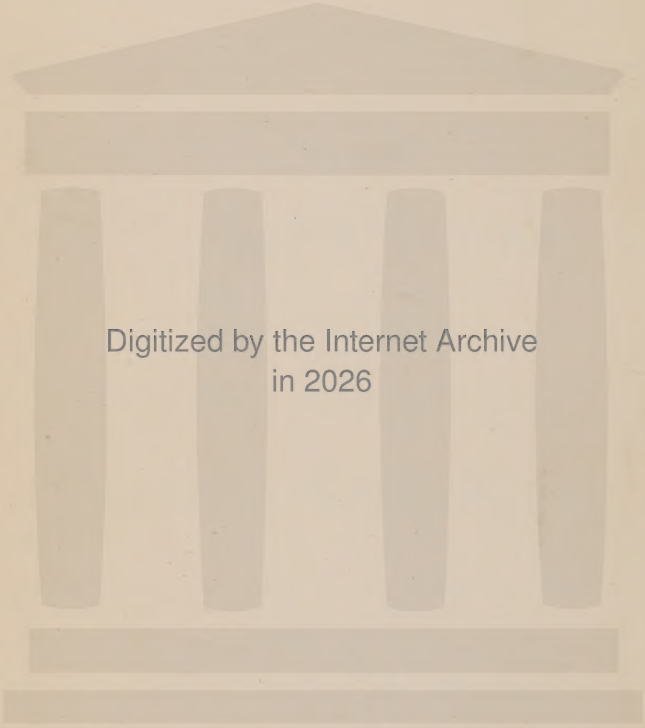
ACCESSION NUMBER 29430

SHELF NUMBER ~~L164280~~

The Virginia Library
McCormick
Theological Seminary
of the
Presbyterian Church, Chicago.

From the _____ Fund.

RECEIVED _____


Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/leodergrosseunds0000vari

# Leo der Grosse

und

# seine Zeit.

---

Von

**Wilhelm Amadeus Arendt,**

Professor an der Universität zu Mecheln.

---

Mainz.

Druck und Verlag von Florian Kupferberg.

1835.

252.3

VIRGINIA LIBRARY
MCCORMICK
THEOLOGICAL SEMINARY

BX
1047
A681

Seinen

verehrten Freunden

Christian Brentano La Roche,

Dr. Andreas Räls

und

Dr. Nikolaus Weis

der Verfasser.

29430

# Vorwort.

Die Arbeit, welche der Verfasser hiermit dem Publikum übergiebt, bedarf in mehrfacher Beziehung der Nachsicht desselben. Diejenigen, welche sich mit geschichtlichen Studien selbstständig beschäftigt haben, kennen die mannigfachen Schwierigkeiten, die sich darbieten, wenn es gilt, die gewonnenen Resultate in bestimmter Form zu fixiren und eine Zeit mit dem, was sie bewegt und erfüllt, getreu und so wie sie es will, darzustellen. Von Vollendtheit in dergleichen Leistungen kann, besonders in den Anfängen derselben, so wenig die Rede sein, daß sie vielmehr, um richtig gewürdigt zu werden, nur als annäherndes Streben, als Versuche zu gelten verlangen müssen.

Was nun näher den Vorliegenden angeht, so wünscht der Verfasser hier schon auf zwei Fragen, die von Vielen als ein Tadel ausgesprochen werden dürften, zu antworten.

Welche Unbestimtheit in der Auffassung des Ganzen, wird man sagen, gehört die Arbeit in das Gebiet der Kirchengeschichte oder in das der Geschichte allgemeiner genommen? Darauf dient vor Allen zur Erwiederung, das der Grundsatz bei der Darstellung irgend welcher größeren historischen Erscheinung besonders festgehalten werden müsse, daß sie so, wie sie war, wiederzugeben sei. Nun war aber jene Zeit vorherrschend, ja ausschließlich fast mit der Ausbildung und Entwickelung christlich-kirchlicher Zustände beschäftigt, und daher müssen diese den hauptsächlichsten Platz in der Schilderung jener einnehmen. Ihnen eine untergeordnete Stelle anweisen, heißt die Zeit nicht in ihrem wahren Wesen erscheinen lassen. Die politischen Entwickelungen und Bewegungen derselben sind fast null, durften aber nicht übergangen werden, wenn das Bild nicht hätte des Rahmen entbehren sollen; die wichtigsten Theile desselben sind aber, wie die Zeit selbst es verlangte, der Darstellung kirchlicher Verhältniße gewidmet.

Wichtiger ist eine andere Frage. Wozu diese unangemessen lange Einleitung, die ein Jahrhundert an uns vorüber gehen läßt, welches nicht das Leo's des Großen ist? Die Nothwendigkeit derselben wird deutlich, wenn man den Zweck des Buches im Allgemeinen erwägt. Der Verfasser beabsichtigt mit der Zeit eine Geschichte des Mittelalters zu

geben, und die vorliegende Arbeit soll als Vorbereitung, als Einleitung dazu dienen. Daher ein doppelter Zweck derselben, einmal die Uebersicht aller der Entwickelungen des Christenthums, aus welchen sich die mittelaltrigen Erscheinungen herausbilden, und dann die ausführlichere Darstellung der Zeit, welche demselben unmittelbar vorangeht, zu deren Mittelpunkt der Mann genommen, der sie beherrscht und geleitet hat, der als Oberhaupt der Kirche die Keime ihrer nächstfolgenden Entwickelungen legt, und in seinem Geiste und Wirken die Erscheinungen späterer Jahrhunderte vorbildet. Betrachtet man das Buch nach dieser seiner Beziehung zu dem, was ihm, mit Gottes Hülfe, folgen soll, so erscheint die erste Abtheilung desselben nothwendig begründet, und jede andre Auffassung würde der Absicht des Verfassers nicht entsprechen, dem es vor allen um Darlegung des innern, fortlaufenden Zusammenhangs der Geschichte zu thun war. Außerdem verweißt er auf das, was er im Buche selbst S. 43 darüber gesagt.

Die Geschichte des Mittelalters wird sich unmittelbar da anschließen, wo der vorliegende einleitende Versuch aufhört, also mit dem Sturz des weströmischen Reiches für die politische und mit dem Nachfolger Leo's für die kirchliche Geschichte beginnen, und in möglichster Vollständigkeit die Darstellung der politischen, kirchlichen und Kultur-Entwickelung jenes großen Jahrtausends enthalten.

Jede Belehrung über die Mängel und Fehler seines jetzigen Versuchs, wird dem Verfasser um so willkommner sein, als er dadurch Winke für seine späteren Arbeiten enthält, und er außerdem der Ueberzeugung ist, daß in dem Streben nach Wahrheit jede gegründete Zurechtweisung als eine dankenswerthe Förderung zu betrachten sei.

Heidelberg, im September 1834.

Arendt.

# Erstes Buch.

# Erstes Kapitel.

## Politische Geschichte von Konstantin bis auf Theodosius den Großen.

Konstantin, den nicht Alle den Großen genannt haben, hinterließ die Herrschaft der Welt dreien Söhnen, von denen keiner besaß, was den Vater groß gemacht, wohl aber Alle, was ihm bei seiner Größe von Verwerflichem und Tadelnswerthen geblieben war. Konstantinus der Aelteste erhielt Gallien und alles diesseits der Alpen gelegene Land. Konstans der Jüngste Rom und, was oft nur als Zugabe der Stadt erschien, Italien, ausserdem Afrika, Sizilien und die andern westlichen Inseln des Mittelmeers, dann Illyrien, Thrazien, Mazedonien und Griechenland. Was noch übrig blieb von der bekannten Welt, gehörte dem mittleren Bruder Konstantius. Ausserdem hatten die Neffen des Kaisers, Söhne seiner Brüder, den Rang der Cäsaren und mittelmäßige Macht von ihm erhalten. Aber sogleich nach seinem Tode trug das Beispiel des Verwandtenmordes, das Konstantin selbst seinen Kindern gegeben, indem er den klugen und schönen Krispus, den Alle liebten, nur der nicht, von dem er das Leben hatte, aus vielleicht doppelter Eifersucht tödten und die Gemahlin Fausta, deren Schuld mindestens nicht erwiesen war, umbringen ließ, dies Beispiel trug blutige Früchte. Bei seinem Leben zwar hatte er Ehrgeiz und Herrschsucht der Söhne mit kräftiger Hand zusammengehalten, aber das Laster selbst nicht im Keime erstickt, vielleicht weil er darin Leidenschaften sah, die in ihm selbst zu Tugenden geworden waren; aber kaum war er gestorben, so brach mit vernichtender Gewalt aus, was der nach Alleinherrschaft strebende Geist des Konstantins vielleicht schon lange vorbereitet hatte. In einer Empörung der Soldaten, die in Verbindung mit einer Pallastverschwörung stand,

wurden die Brüder Konstantins und ihre Söhne ermordet, die des Konstantius allein wurden verschont, weil den einen (Gallus) Krankheit, den andern (Julianus) kindliches Alter unschädlich machten. Aber ausser jenen fielen noch der Patrizier Optatus, des Kaisers Schwager, und Ablavius der Präfekt, den Reichthum und Verdienst des Purpurs nicht unwürdig zu machen schienen. Die Geschichte ist nie im Stande gewesen, den Schleier, der über diesem Morde fast eines ganzen Geschlechtes liegt, zu heben. Konstantius suchte die Schuld, die sein eigenes Gewissen vielleicht, bestimmt aber die allgemeine, wenn auch unterdrückte Stimme des Volks ihm zuschrieben, dadurch von sich abzuwälzen, daß er das Geschehene als gerecht darstellen ließ. Der Bischof von Nikomedien habe ihm nämlich, so verbreitete man, ein eigenhändiges Testament des Vaters zugestellt, in welchem Konstantin den Verdacht, von seinen Brüdern Gift empfangen zu haben, ausspricht, und seine Söhne ihn zu rächen auffordert. Das beweißt aber nur, daß Konstantius der Rechtfertigung bedurfte, und daß ihm jedes Mittel, sie sich zu verschaffen, recht war. Wollte man aber auch den daraus für ihn hervorgehenden Verdacht entfernen, indem man die nur auf dem Zeugniß des Philostorgius beruhende Nachricht verwirft [1]), so sprechen doch deutlich für seine Schuld die einstimmigen Zeugnisse mehrerer in ihren Ansichten und Intressen ganz entgegengesetzter Schriftsteller. Julianus, Athanasius und Zosimus klagen ihn auf gleiche Weise und ohne Umschweif an, die Uebrigen finden seine Schuld vielmehr darin, daß er es zugelassen, als daß er es befohlen, und wenn er zu seiner That auch nicht vorher Aufforderung und Zustimmung seiner Brüder hatte, so fehlte ihm gewiß doch nicht, als sie vollbracht war, ihre Billigung.

So war der Anfang der Herrschaft der Söhne Konstantins. Ihr Fortgang ist kaum weniger reich an Verbrechen, vor allen aber mit Bruderzwist erfüllt, dem unter ähnlichen Verhältnissen häufigsten. Konstantin, unzufrieden mit dem Antheil, [illegible] bei der nach dem Verwandtenmorde vorgenommenen

Theilung zugefallen war, verlangt die afrikanischen Provinzen, um für Mazedonien und Griechenland schadlos gehalten zu werden, das Konstans aus jenem Raube erhalten. Durch langes vergebliches Unterhandeln und täuschende Versprechungen erbittert, beschließt er mit Gewalt zu nehmen, worauf er ein Recht zu haben glaubte, und fällt plötzlich durch die julischen Alpen in das obere Italien ein. Konstans sendet einen erprobten Feldherrn gegen den Bruder, der kriegserfahrner als sein kaiserlicher Gegner, diesen in einen Hinterhalt lockt und ihn tödtet. Die herrenlosen Provinzen werden von dem Sieger, der taub gegen die Anforderungen des Konstantius bleibt, den seinigen hinzugefügt, und Konstans ist jetzt bis auf Egypten Herrscher von Europa und Afrika. Das geschah im vierten Jahre nach dem Tode des Vaters, 340, und Konstans besaß zehn Jahre hindurch die Herrschaft ungestört. Aber sein eigener Geist, der ohne Einsicht stolz und ohne Kraft herrschsüchtig war, dann seine Sitten, welche die Bewohner Roms an die entnervten Wollüstlinge, die hundert Jahre früher den Thron geschändet hatten, erinnerten, bereiteten ihm Verderben, und damit dem gefallenen Bruder Rache. Seine Zügellosigkeit und sein Geiz und seine Verachtung der Soldaten hatten ihn bei Volk und Heer in gleicherweise verhaßt gemacht, und so konnte Magnentius, der Führer der Barbaren, die im Solde des Kaisers standen, eine Verschwörung bilden, die die Ehre des beleidigten Roms an dem Herrscher rächen sollte. In Augustodunum, dem Lieblingsaufenthalte des Kaisers, wenn er in Gallien war, bricht sie aus, Magnentius bekleidet sich mit dem Purpur, die vorhergewonnenen Schaaren erkennen ihn an, und der alte Kaiser ist genöthigt vor den Verfolgungen des neuen nach Spanien zu entfliehen. Aber am Fuße der Pyrenäen ereilt ihn das Schicksal. Der Lieblingssohn des großen Konstantius fällt von der Hand eines Barbaren, in einem Tempel, den Altar umfassend [2]).

Gallien und Italien erkennen den neuen August Magnentius an, nur Vetranio, der in den illyrischen Provinzen die höchste

Gewalt bekleidete, wollte zuerst den Tod des Fürsten rächen, dessen Hause er so lange treu und standhaft angehangen hatte. Aber des Konstantins eigene Tochter Konstantina, die Gattin des Hannibalian gewesen, bewog ihn lieber selbst nach dem Purpur zu greifen, als seine Pflicht als Diener seines Kaisers zu thun. Er erklärte sich also zum Herrscher in den von ihm verwalteten Landestheilen, und schloß, um den angenommenen Purpur sich zu sichern, ein Bündniß mit dem Magnentius.

Konstantius unterdessen war fast während jener ganzen Zwischenzeit mit dem eben so beschwerlichen, wie bisher für ihn unglücklichen Kriege gegen die Perser und ihren König Sapor beschäftigt gewesen. Es ist nicht zu verkennen, daß von Seiten der Römer, wenn man anders die Bewohner Kleinasiens und Egyptens so nennen will, der Krieg durchaus Vertheidigungskrieg war [3]), und daß die ganze Kraft und Thätigkeit eines so energischen Geistes, wie er dem Konstantius nicht abzusprechen ist, dazu gehörte, um zu dem schon Verlornen nicht noch mehr zu verlieren, und die Angriffe eines in neun Schlachten siegreichen Feindes abzuhalten. Nur dem heldenmüthigen Widerstande des Jahre lang belagerten Nisibis, und dem den Römern sehr erwünschten Einfall der Skythen in das persische Reich hatte er es zu verdanken, daß ein Waffenstillstand mit Sapor abgeschlossen wurde, dessen die römischen Heere sehr bedurften. Nun wurde es dem Konstantius möglich, sich wieder den Angelegenheiten des Abendlandes zuzuwenden, wo der Tod seines Bruders ihm große Hoffnungen, die beiden Usurpatoren nicht geringe Besorgniß, das Glück und die eigene Geschicklichkeit siegreiche Erfolge bereiteten. Er wies die Friedensvorschläge, die Magnentius und Vetranio ihm anboten, als seiner Ehre und der Pflicht, den Tod des Bruders zu rächen, entgegen, zurück und bereitete sich, obgleich an Kräften bei weitem schwächer als jene, zum Kriege. Durch die Gewalt der Waffen durfte er die aus alten und geübten Kriegern bestehenden Legionen der beiden Usurpatoren nicht zu besiegen hoffen, er that es also durch schlaue Gewandtheit, die hier, wie nicht immer, ein Recht

zur Stütze hatte. Er gewinnt die Soldaten des Vetranio, dem er zuerst entgegenzieht, und bewegt dann den schwachen, zwischen Pflichtgefühl und Ehrsucht schwankenden Greis, seiner Krone zu entsagen, als es darauf ankömmt, die geraubte durch die Wechselfälle einer Schlacht zu sichern. Der Kampf mit Magnentius wurde in Pannonien ausgekämpft. Konstantius war anfangs im Nachtheil und sogar bereit durch Verlust, — denn obgleich er von dem Gegenstande des Kampfes, den Provinzen seines Bruders, noch nichts besaß, so verlor er doch Alles, sobald er den Magnentius anerkannte, — den Frieden zu erkaufen. Aber Magnentius selbst machte es ihm unmöglich, indem er nicht nur vom Kaiser Anerkennung seiner als rechtmäßigen Herrschers, sondern des Kaisers eigene Erniedrigung verlangte. Dies erfüllte den Konstantius mit gerechter Entrüstung und der Muth, den der Uebermuth seines Feindes ihm gab, wurde Ursache seiner Rettung. Bei Mursa, wo der Kern der römischen Kriegsmacht auf lange Zeit vernichtet wurde [4]), geschlagen, floh Magnentius nach Italien, wo der Haß und die im Stillen gährende Rache des Volks ihn empfing, das der Grausamkeit gedachte, womit er gegen den Nepotian, den Neffen Konstantins, der nach des Konstans Tode auf die Liebe des Volkes, die er besaß, vertrauend, sich des Purpurs bemächtigt und ihn zwanzig Tage getragen, gewüthet hatte. Es wurde dem Konstantius daher leicht, überall Verständnisse anzuknüpfen, eine Menge Flüchtlinge, welche die Grausamkeit des Magnentius vertrieben, an sich zu ziehen und mit Hülfe der Verbindungen, die diese immer noch mit Rom unterhielten, einen Aufstand über ganz Italien hin zu Stande zu bringen, in welchem seine Zeichen aufgepflanzt, und die dem Magnentius treu Bleibenden gezwungen wurden, mit diesem selbst nach Gallien zu fliehen. Jetzt bot Magnentius Unterwerfung an, er wolle dem Purpur entsagen und sein Leben dem Dienste seines rechtmäßigen Gebieters weihen. Konstantius, der für alle, die seinen Fahnen sich wieder zuwandten, Gnade gehabt, fand für den Mörder seines Bruders keine. Er verweigert jede Bedingung. Jetzt beginnt Magnentius einen Verzweife-

lungskampf im Süden des Landes, ungeheure Erpressungen in den gallischen Städten geben ihm die Mittel dazu. Aber endlich ermüden diese Städte selbst. Trier zuerst weigert sich, den Decentius, des Magnentius Bruder, den dieser zum Cäsar erhoben, aufzunehmen. Als nun auf Konstantius Anstiften ein Heer von Deutschen von Norden her gegen ihn zieht, als die italischen Legionen durch die kottischen Alpen von Süden und Osten her sich nahen, als seine eigenen Krieger auf eine Rede, die er, sie zu ermuthigen, hält, ihm damit antworten, daß sie den Konstantius als ihren Kaiser ausrufen: da stürzt er sich, an Allem verzweifelnd, vor den Reihen seines Heeres in sein Schwerdt. Eben so stirbt sein Bruder Decentius. Des Magnentius Charakter bietet einen eigenthümlichen Widerspruch dar, derselbe, der mit allem Anschein von Muth sich an die Spitze einer trotz aller günstigen Umstände doch immer sehr gewagten Unternehmung stellt, seinen Fürsten ermorden läßt und sich die Krone aufsetzt, derselbe war bis zum Uebermaaß feige und sein Muth bestand nur in einem beständigen Kampfe mit seiner Muthlosigkeit. Derselbe, der sich im Besitze der Macht als Tyrann blutdürstig, willkührlich grausam zeigt, derselbe lag mit Eifer wissenschaftlichen Studien ob, war enthusiastischer Kenner und Freund der römischen Literatur, und nahm, die ihn nicht kannten, durch Einfachheit und anscheinend große Gutmüthigkeit für sich ein[5]).

Jetzt war Konstantius am Ziele seines Strebens angelangt, das er mit dem Morde seiner Verwandten begonnen und mit der für den Tod seines Bruders gewonnenen Vergeltung beendigt hatte, er war nun Alleinherrscher der römischen Welt. Aber als keine Gefahr mehr zu bekämpfen war, sank er von der Spannung und Höhe, auf der die Nähe derselben ihn gehalten hatte, herab. Ohne sich um das eigentliche Wohl des Reichs zu kümmern, ließ er sich durch Vorspiegelungen desselben täuschen, Schmeichelei und die Intriguen des Hofes gewannen Gewalt über ihn, die Leitung der Geschäfte ging in die Hände der Verschnittenen über, die Provinzen seufzten

unter Erpressungen und Unterdrückungen jeder Art; Recht und Gerechtigkeit, Ehrenstellen und Würden wurden käuflich, der Herr der Welt selbst wurde Sklave seines entmannten Kämmerers, des Eunuchen Eusebius *). Die ungeheure Ausdehnung des Reichs und der Wunsch, den Geschäften soviel als möglich sich zu entziehen, bewogen ihn, die Verwaltung der Herrschaft zu theilen, doch so, daß die ungetheilte Herrschaft selbst in seiner Hand bliebe, deßwegen erhob er den Aeltesten der beiden, jenem allgemeinen Blutbad allein entgangenen, Söhne seines Oheims Konstantius, den Gallus, zum Cäsar, übergab ihm die Verwaltung der orientalischen Präfektur und seine Schwester Konstantia zur Ehe, 351. Gallus aber, dessen finsteres und heftiges Gemüth durch die lange Gefangenschaft, denn etwas Anderes war sein und seines Bruders Julian Aufenthalt in Macellum doch nicht, nur zurückgehalten nicht gemildert war, überließ sich jetzt, plötzlich zur Freiheit der Macht gekommen, einem so grausamen Mißbrauche derselben, daß er, als er Abgesandte des Kaisers, die ihn zu beobachten gekommen waren, der Wuth des Pöbels übergeben, seinen Sturz selbst veranlaßte. Zur Rechenschaft über die Verwaltung der Provinzen vor den Richterstuhl des Kaisers gefordert, suchte er in einem offenen Geständniß seiner Vergehungen und seiner Entwürfe gegen Konstantius selbst nicht Entschuldigung, sondern Gnade, fand aber nur den Tod, und zwar er, der Neffe des Augustus und selbst Cäsar, den Tod eines Missethäters, 354. Aber da nun wieder die ganze Last der Geschäfte auf dem Konstantius ruhte, so beschloß dieser seinen in der Schule atheniſcher Weisheit und in der noch weisern des Unglücks erzogenen jüngeren Neffen Julian, dessen Gemüthsart Besseres versprach, als Gallus gezeigt und den ausserdem noch Eusebia, die Kaiserin, vielfach begünstigte, zum Cäsar zu erheben. Um die verwandtschaftlichen Bande, die sie an einander knüpften, noch mehr zu befestigen, gab er ihm noch seine Schwester Helena zur Gattin. Da die Angelegenheiten des Orients die Aufmerksamkeit des Kaisers jetzt viel mehr wieder in Anspruch nahmen, und seine unmittelbare

Gegenwart zu fordern schienen, so wurde dem neuen Cäsar die Verwaltung der Provinzen diesseits der Alpen übertragen.

Während nun Konstantius mit früherem Unglück und alter Erfolglosigkeit an den östlichen Gränzen des Reichs gegen die Angriffe der Perser kämpfte, erfüllte Julian die westlichen Provinzen mit dem Ruhm seiner Siege über die Alemannen und Franken in drei Feldzügen, die seine Waffen bis tief in das Land jenseits des Rheins trugen. Achtung und Anerkennung, auf die er gerechte Ansprüche hatte, gewährten ihm Alle, nur der Kaiser, sei es aus Furcht oder Eifersucht, versagte sie ihm. Die wachsende Zuneigung des Volks für den jungen Cäsar schien ihm gefährlich, und um diesem die Möglichkeit, nach größerer Macht zu streben, zu benehmen, und zugleich um sich der, bei der Wendung, die der persische Krieg genommen hatte, so nöthigen Hülfe der erprobten westlichen Legionen zu versichern, ertheilte Konstantius dem Julian den Befehl, mit seinem Heere nach dem Orient aufzubrechen. Aber das Heer, anstatt zu gehorchen, rief seinen geliebten Führer zum Kaiser aus [6]). Sei alles nun von Julian vorbereitet gewesen, oder folgte er gezwungen fast den Wünschen seiner Krieger, — wer mag entscheiden, da beides so wahrscheinlich — er nahm den gebotenen Purpur an, den er bald mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen hatte, da Konstantius, wie zu erwarten, seine Bestätigung versagte. Julian erklärte nun seinem Oheim den Krieg und damit zugleich, indem er sich unter den Schutz der unsterblichen Götter stellte, seinen Rücktritt zum Heidenthum. Mit überraschender Schnelligkeit überwindet er alle Hindernisse und erscheint mit einem kleinen aber ausgewählten Heere in der Nähe von Konstantinopel. Aber ehe noch der Kampf ausbrechen kann, den Julian selbst einen traurigen, seinem Herzen harten nennt, stirbt Konstantius plötzlich, 361. Aus den Zeugnissen bei Ammian Marzellin, so wie aus einem nach dem Tode des Konstantius öffentlich bekannt gemachten Testament, worin er den Julian zu seinem Nachfolger erklärt, scheint mit einiger Gewißheit hervorzugehen, daß er in den letzten Tagen seines Lebens eine Art Reue über

sein Verfahren gegen Julian empfand. Aber die Versicherung des Gregor von Nazianz, daß es dem Konstantius Leid gethan, den Julian, als er ihn tödten konnte, am Leben gelassen zu haben, kann bei dem Charakter des Kaisers ebenfalls wahr sein, nur scheint dies doch nicht seine letzte Stimmung in dieser Beziehung gewesen zu sein.

Julian bestieg den Thron, den ein Feind ihm vermacht. Wir werden weiter unten auf eine Würdigung seiner zurückkommen, hier genügt zu sagen, daß er mit unermüdlicher Thätigkeit seine rückschreitende Reformation durchzusetzen suchte, aber nach einer kaum zweijährigen Regierung im persischen Kriege, den er zuerst wieder mit einigem Glück geführt, einen frühen Tod auf dem Schlachtfelde fand. Die Wahl der Feldherrn und ersten Beamten berief den Jovian auf den erledigten Thron, der ohne ausgezeichnete Geistesgaben zu besitzen, aufrichtige Ergebenheit für das Christenthume mit einem heiteren arglosen Charakter verband, aber deßwegen eben nicht die Kraft entwickelte, die mit Achtung gegen Julian erfüllen muß. Jovian überkam das Reich allerdings unter schwierigen Umständen, deren schwierigster gewiß der war, daß er bei seiner Erhebung sich in großer Gefahr befand, von einem nach dem Tode des gefürchteten Julian sogleich siegreichen Feinde mit dem ermatteten, an dem Nothwendigsten Mangel leidenden, römischen Heere vernichtet zu werden, ehe er noch einmal von der Herrschaft, die die Stimmen der Führer ihm zuerkannt, Besitz genommen. Von dieser drohendsten Gefahr mußte er sich zuerst befreien, aber anstatt, wie Julian, ihr kühn entgegen zu gehen, zog er es vor, sie durch einen für die Römer eben nicht ehrenvollen Frieden von sich zu entfernen, der nur, da die Bereitwilligkeit des Heeres, trotz aller Entbehrungen und Mühsal, von neuem gegen den Feind zu gehen, erwiesen und der Muth der Soldaten eher nach Rache durstete, als gebrochen war, durch die wichtigeren Intressen des Reiches, welche die unmittelbare Gegenwart des Kaisers verlangten, entschuldbar wird. Von dem persischen Kriege zurückkehrend, war sein erstes und wichtigstes Geschäft

die Wiederherstellung des Christenthums als Staatsreligion, und das Heidenthum verschwand als solche eben so schnell wieder, wie Julian es aus der Unbedeutendheit und Ohnmacht, in der es seit Konstantin schmachtete, auf den Gipfel der Macht erhoben hatte. Jovian war nicht ohne Einfluß auf die Gestaltung der kirchlichen Angelegenheiten, wie die Entwickelung derselben zeigen wird, aber sein früher Tod, der schon im neunten Monat seiner Herrschaft erfolgte, erlaubte ihm kein tiefgehendes und dauerndes Einwirken auf dieselben.

Die Stimme des Heeres und der Minister vereinigten sich, um dem Valentinian den Purpur zu geben. Dieser, der Sohn eines pannonischen Komes, Gratian, der nicht ohne Ruhm die Heere in Afrika und Brittannien geführt, zeichnete sich durch einnehmendes Aeussere, verständigen und thätigen Charakter und keusches, streng mäßiges Leben aus, und genoß so vor wie nach seiner Erhebung der allgemeinen Achtung. Der Wunsch des Heeres, den er in unangemessener Form ausgesprochen, zuerst mit entschlossenem Muthe zurückwies, dann, als die Größe des Reichs und die Sorge der Geschäfte der Herrschaft, dasselbe von ihm verlangten, aus freier Bewegung erfüllte, bewog ihn noch in demselben Jahre seinen Bruder Valens zum Mitregenten zu berufen und ihm die Verwaltung der Präfektur des Orients zu übergeben. Er selbst behielt sich das Abendland vor und schlug den Sitz seiner Herrschaft in Mailand auf. Seine Regierung bietet mehr als eine ausgezeichnete Seite dar. Vor allem war er fest, entschlossen und gerecht. Aber wie jenes alte **summum jus, summa injuria** bei solchen Charakteren sehr oft wahr wird, so zeigte sich Valentinian durch die Strenge seines Wesens, die Nothwendigkeit, ein Beispiel zu geben, und die Verderbtheit der Zeit, die sich bei vielen offenbarte, getrieben, grausam, wo er weiter nichts als ganz und ohne alle Rücksicht gerecht sein wollte. Verbrechen fand bei ihm selten Gnade, am häufigsten die härteste Strafe, Irrthum und Eingeständniß aber immer Zurechtweisung und Vergebung. Schönheit des Aeusseren verband er mit großer Bildung des Inneren. Er war durch-

dringenden Geistes, in Kunst und Literatur nicht unerfahren und zu allem dem von großer Mässigung des Lebens. Sein Festhalten an dem Glauben der Kirche tritt um so lobenswürdiger hervor, je mehr viele Hochgestellte in jener Zeit, so besonders der eigene Bruder und Mitherrscher Valens, ein wenig erfreuliches Gegenbild dazu darbieten. Er kriegte sieghaft gegen Alemannen, Sachsen, Quaden und andre Stämme des unruhigen Germaniens und starb, mit Vorbereitungen zu einem Kriege gegen die Sarmaten beschäftigt, in der Provinz, wo er geboren, in Pannonien, nach zwölfjähriger, für das Reich ruhmvoller Herrschaft, 378. Gratian, sein Sohn aus erster Ehe, folgt dem Vater und mit sich erhob er seinen jungen Stiefbruder Valentinian II., aus der zweiten Ehe des Kaisers mit der schönen Justina, auf den Thron, damit das Heer, das den Knaben liebte, ihn nicht gewaltsam durch den Sturz des Gratian mit dem Purpur bekleide, den er lieber freiwillig und darum sichrer mit dem unmündigen Knaben theilte. Das Wesentliche der Macht blieb ihm allein.

Unterdessen erwarb sich Valens, der Herrscher des Orients, nicht den Ruhm, der seinem größeren Bruder Valentinian mit Recht gegeben wird. Gleich im Anfang seiner Regierung bot sich ihm eine Gelegenheit dar, seinen Muth und seine Entschlossenheit zu zeigen, er zeigte aber nur seine Grausamkeit. Eine der sonderbarsten Verschwörungen, die den Glückswechsel und das Schwankende des menschlichen Schicksals, wie wenige, zeigt, bedrohte den Thron des neuen Herrschers. Prokopius sah sich durch seinen Verwandten Julian aus der Dunkelheit, worin eine unbedeutende Stelle im Heere ihn gelassen, plötzlich zu einem der Führer desselben in Mesopotamien erhoben. Das Gerücht behauptete sogar, vielleicht nur um seine späteren Ansprüche zu begründen, Julian sei in seiner Gunst für ihn so weit gegangen, daß er ihn zu seinem Nachfolger ernannt habe. Nach dem Tode seines kaiserlichen Verwandten hatte Prokopius seinen Befehl im Heere aufgegeben, und Jovian fand ihn deßhalb in keiner Beziehung gefährlich, besonders als er, um jeden Verdacht unmöglich zu machen, nach Kappadozien,

wo er Güter besaß, sich zurückzog. Valens, mißtrauischer und in dem ehemaligen Liebling des Kaisers, der, weil er kriegerische Tugend, wie sie geehrt sein will, zu ehren verstand, noch viele Anhänger im Heere besaß, einen gefährlichen Nebenbuhler seiner noch nicht gesicherten Größe sehend, sandte dem Prokopius den Befehl, zwischen schnellem Tod oder beständigem Gefängniß zu wählen. Prokopius nahm den Schein an, als wolle er sich für eins entscheiden und entging dadurch beiden, indem er die Unachtsamkeit des von Valens zur Vollziehung seines Befehls gesandten Offiziers benutzte und entfloh. Lange irrte er in den öden und verlassenen Küstenstrichen des Bosporus umher, allen Drangsalen ausgesetzt, die Mangel und Entblößung von Allem mit sich bringen. Endlich überzeugt, daß, wo nichts mehr zu verlieren, durch eine kühne That Alles zu gewinnen sei, schifft er sich nach Konstantinopel ein, mit dem verwegenen Gedanken, er, der von Allem verlassene, verfolgte Flüchtling, wolle den Valens, den anerkannten Kaiser, dem Alle gehorchten, entthronen. Er kommt in der Hauptstadt in der armseeligsten Verkleidung an, grade als die momentane Stimmung des Volks sein Vorhaben begünstigte. Valens hatte eine erste große Ungerechtigkeit begangen, indem er dem verdienten und allgemein geliebten Präfekten Sallustius die Leitung der Angelegenheiten genommen und sie dem habsüchtigen Petronius, dem Vater seiner Gemahlin, übergeben, der das Volk mit vergrößerten Auflagen und Erpressungen aller Art bedrohte. Dadurch waren die Gemüther aufgeregt und für einen schnellen Wechsel der kaum begründeten Verhältnisse geneigt. Im Anfang nur von zwei Freunden unterstützt, wagt Prokopius Alles, um diese Stimmung für sich zu benutzen, und er kann dies um so kühner thun, da die, neuen Krieg drohenden Perser den Kaiser an die östlichen Grenzen des Reichs rufen. Es gelingt ihm, zuerst zwei gallische Kohorten auf seine Seite zu ziehen, denen bald mehrere andre Truppen folgen. Das geschickt benutzte Andenken an den vom Heere so geliebten Julian, das Versprechen großer Belohnungen und die Aussicht bei solchen Neuerungen zu gewinnen, Alles

trug dazu bei, das anscheinend Unmögliche zu bewirken und Konstantinopel sieht, wie wenige zuerst, aber muthige Soldaten und die Landleute der umliegenden Gegend den Prokopius mit dem Purpur bekleiden. Bald strömen ihm die übrigen Truppen und was es in der Stadt an Mißvergnügten gab, zu, und in für ein so großes Unternehmen kurzer Zeit, ist er im Besitz von Konstantinopel. Hier weiß er sich einige Zeit zu halten, die Gothen versprechen ihm zu seiner Hülfe mit einem großen Heere herbeizuziehen und die zunächst liegenden Provinzen Asiens unterwerfen sich ihm oder er besiegt sie. Bald sieht er sich an der Spitze einer Macht, die durch Zahl, Kriegserfahrenheit und Muth gleich bedeutend ist, und um seiner Herrschaft einen Anschein von Legitimität zu geben, adoptirt er die fünfjährige Tochter des Konstantius.

Valens nun zeigte bei dieser nahen und drohenden Gefahr seine ganze Schwäche und sich des Glücks, das, wie oft den Unverdienten, so auch ihn später begünstigte, unwürdig. An Allem verzweifelnd, will er zuerst unterhandeln, dann selbst der Herrschaft entsagen, die ihm nur Last und Gefahr brachte. Aber seine Feldherrn, stärkeren Geistes denn er, hindern ihn, Unrühmliches zu begehen. Die ihm treu gebliebenen Soldaten ziehen, obgleich an Zahl schwächer, den Rebellen entgegen. Ihr Muth und das Bewußtsein, ihrem Eide treu, gegen Eidvergessene zu kämpfen, macht sie zuerst in kleineren Gefechten siegen. Viele von den Anhängern des Prokopius, den Gedanken, gegen ihre alte Genossen in Gefahr und Ruhm, kämpfen zu sollen, nicht ertragend, verlassen das Heer desselben, um mit jenen gegen ihn zu streiten. Bald wird der Abfall allgemeiner und der Verlust zweier Schlachten stürzt den Prokopius von der schnell eingenommenen Höhe eben so schnell herab. Die eigenen Freunde verrathen ihn, der lange in den phrygischen Wäldern umhergeirrt, und er büßt endlich mit schmachvollem Tode sein abentheuerliches Unternehmen. Valens zeigte, als nichts mehr zu fürchten war, in der Grausamkeit, womit er die Anhänger des Prokopius verfolgte, eine Beständigkeit, die er in der Gefahr nicht gehabt. Eine lobenswürdigere Seite

in seinem und seines Bruders Charakter, war das Bestreben, die Lasten ihrer Unterthanen zu erleichtern, die Freiheiten der Städte bis auf einen gewissen Grad zu sichern, Rechts- und Gesetzbestimmungen, so wie die damals schon sehr gesunkenen Wissenschaften aufrecht zu erhalten. Valens kämpfte nicht mit demselben Glück gegen die Gothen, wie sein Bruder Valentinian gegen die Deutschen 369; zwar schloß er Frieden mit ihrem großen Könige Athanarich, und 376 nahm er den ganzen Stamm der Ostgothen mit ihrem Führer Fridiger, als sie von den heranziehenden Hunnen gedrängt, ihn um sichre Sitze innerhalb der Grenzen des römischen Reichs baten, in Thrazien auf, aber er bereitete, ohne es zu ahnen, sein eigenes Verderben. Zwei Jahre später führte die Verrätherei des Lucipin sie zur Empörung gegen die Römer. Valens, mit einem verweichlichten Heere, unglücklich gegen die kriegegewohnten Schaaren der Gothen kämpfend, fand seinen Tod in der Schlacht bei Hadrianopel, 378. Mit ihm zuerst und zuletzt saß der entschiedene Arianismus auf dem Thron, sein Verhältniß zu den kirchlichen Bewegungen der Zeit wird weiter unten erzählt werden.

Gratian, die Herrschaft über die westlichen Länder des Reichs seit zwei Jahren schon ausübend, folgte seinem Oheim nun auch in der des Orients. Aber die dringende Lage der Umstände, siegende Gothen vor den Thoren von Konstantinopel, die Gefahr, welche die deutschen, durch so viele Niederlagen keineswegs gebrochenen, Völkerschaften dem Reiche drohten, die ungeheure Ausdehnung der Herrschaft, Alles bewog den Gratian, einen tüchtigen und bewährten Mitherrscher sich zuzugesellen. Er fand keinen würdigeren als den Hispanen Theodosius, dessen Vater Theodosius, nachdem er rühmlichst in Afrika gekämpft, ein Opfer der Undankbarkeit und Grausamkeit des Valens gefallen war. Der Sohn Theodosius hatte sich in frühem Kriegsdienst Ruhm, und durch sein in jeder Beziehung tüchtiges Wesen, Liebe erworben. Er wandte, zum Herrscher des Orients, Illyriens, Thraziens, Mazedoniens erhoben, die nächste und drohendste Gefahr ab, indem er die

Gothen theils schlug, theils sonst zum Frieden bewegte und es durch eben so kluge wie energische Maaßregeln dahin brachte, daß dies den Römern so furchtbare Volk im folgenden Jahre sich aller Feindschaft gegen die Römer begab und dem Reiche einverleibt wurde. Gratian, milden und biegsamen Charakters, besserm Streben in jeder Weise ergeben, dabei vielfach gebildet, erwarb sich im Anfang seiner Regierung die Liebe des Heeres und der Unterthanen und herrschte, für sein Alter kräftig, das Glück seiner Völker befördernd. Bald aber, war es nun die Schuld seiner Jugend, oder fehlte es ihm in der That an Sinn und Liebe für die Geschäfte, vernachläßigte er sie, mehr als er durfte, zog sich durch Zurücksetzung des Heeres, durch Verachtung seiner Gebräuche den Haß desselben zu, entfremdete sich die Herzen des Volks dadurch, daß dessen Interessen nicht mehr die seinigen waren und überließ sich, allen ernsten Beschäftigungen entsagend, ausschließlich dem Vergnügen der Jagd. Die allgemeine Stimmung, wie sie früher für ihn gewesen war, wendete sich jetzt gegen ihn und so erscheint es erklärlich, wie Maximus, von Geburt Hispane, seit längerer Zeit aber schon mit großem Ansehen in Britannien lebend, von den britischen Legionen zum Kaiser ausgerufen werden, in Gallien einfallen, überall Anhänger finden und den Gratian zur schnellsten Flucht nöthigen konnte[9]). Die festen Städte, bei denen dieser Einlaß begehrte, versagten ihm denselben, und von seinen Unterthanen verlassen, beschleunigte die Verrätherei des Mellobaudes, seines obersten Feldherrn, das Gelingen der Unternehmung des Maximus[10]). Als Gratian seine Flucht gegen Süden wendet, wird er von den nachsetzenden Truppen des Usurpators bei Lyon erreicht und ermordet, dem Maximus fallen nun ohne Widerstand die abendländischen Provinzen zu. Alle Zeugnisse stimmen darin überein, daß dieser sich seines schnellen Glückwechsels nicht unwürdig zeigte, selbst seine Feinde geben ihm das Lob eines gemässigten, thätigen und umfassenden Geistes. Da die westlichen Theile des Reichs ihn alle anerkannt hatten, Theodosius aber durch die schwankenden Verhältnisse des Orients verhindert wurde, kräftig sich ihm zu

widersetzen, so kam der Friede, den Maximus anbot, zwischen beiden zu Stande. Dabei versicherte dieser, Gratian sei ohne seinen Befehl nur durch den übereilten Eifer der nachsetzenden Soldaten getödtet und zugleich, daß wie er den Frieden wünsche, er eben so den Krieg zur Vertheidigung seiner, vom Heere ihm gegebenen, Würde nicht fürchte. Theodosius bestätigte in jenem Vertrage den Maximus im Besitz der westlichen Provinzen bis zu den Alpen, das südlich von diesen gelegene Land sollte dem Bruder Gratians, dem unmündigen Valentinian II., bleiben.

Aber Maximus hatte kaum vier Jahre im ungestörten Besitz seiner Herrschaft zugebracht, als er von Begierde nach größerer Macht getrieben, ebenso treulos als gewaltsam in Italien einfiel, sich des obern Theiles bemächtigte und Valentinian zur Flucht nöthigte. Mit seiner Mutter Justina begab sich dieser zum Theodosius und hier gelang es ihren Bitten und der beredteren Schönheit der Galla, der Schwester Valentinians, den Kaiser zum Kriege gegen Maximus zu bewegen, dessen zu große Macht ausserdem dem morgenländischen Reiche leicht gefährlich werden konnte. Theodosius machte die größten Rüstungen, um des Erfolgs so viel als möglich sicher sein zu können, sein eigener Muth und die Kriegserfahrenheit des Arbogast seines Feldherrn, verschafften ihm den Sieg in zwei Schlachten. Maximus selbst wurde auf der Flucht gefangen und büßte seinen Ehrgeiz oder sein Unglück durch einen grausamen Tod zu den Füßen seines glücklicheren Siegers. Valentinian wurde nun wieder in Besitz des weströmischen Reiches gesetzt und Theodosius bewog ihn, von der arianischen Irrlehre, der er und seine Mutter bisher angehangen, sich der katholischen Lehre zuzuwenden und in ein freundliches Verhältniß mit einem der würdigsten Vertheidiger derselben, dem h. Ambrosius, zu treten, 388.

Die häuslichen und öffentlichen Tugenden des Theodosius, wie ein seiner großen und hohen Stellung immer würdiger Sinn, seine Verdienste um die Kirche, das Zeugniß, nie einen Krieg geführt zu haben, ohne dazu gezwungen gewesen zu sein, ist

ein für jene, wie für alle, Zeiten nicht geringes Lob. Was er als Mensch durch übereilten Zorn gefehlt, das hat er als Christ gebüßt und der Beiname des Großen gebührt ihm in mehr als einer Beziehung. Aber so sehr er auch seinen Völkern Ruhe zu geben wünschte, so schien doch seine Aufgabe ein beständiger Kampf zu sein. Valentinian, der junge Kaiser, dessen frühe Tugend seinen Unterthanen Heil und eine gesegnete Regierung versprach, unterlag nach kurzer Herrschaft dem Verrathe eines Dieners, den er und Theodosius mit Wohlthaten überhäuft hatten. Arbogast, ein Franke, unter Gratian schon eine bedeutende Stelle im Heere bekleidend, hatte dem Theodosius bei Besiegung des Maximus die wichtigsten Dienste geleistet, zu deren Belohnung er zum Oberfeldherrn in Gallien ernannt war. Hier wußte er das Heer für sich zu gewinnen und sein Ansehn nach und nach so auszudehnen, daß er im Stande war, in Empörung gegen den sorglosen Kaiser aufzutreten. Doch aus Gründen, die wir nicht genug kennen, vermied er den Schein davon so viel als möglich. Ohne sich offen gegen Valentinian zu erklären, hielt er den letzteren in einer Art Gewahrsam zu Vienne in Gallien, und als dieser seine Herrscherwürde geltend machen wollte, um sich der gefahrdrohenden Gegenwart des Arbogast zu entledigen, wurde der kaiserliche Jüngling heimlich erdrosselt gefunden. Arbogast suchte zu verbreiten, Valentinian habe sich selbst den Tod gegeben[11]). Aber Arbogast trat keineswegs jetzt öffentlich an die Spitze der Verschwörung, um sich der Herrschaft zu bemächtigen, was bei einem Barbaren, der das Heer und mit ihm die Macht in seiner Hand hat, auffällt, sondern er bekleidete seinen **Magister officiorum**, den Rhetor Eugenius, mit dem Purpur. Durch Beredsamkeit, mannichfache Kenntnisse und ein einnehmendes Aeussere, mit würdevollem Anstande verbunden, wußte dieser sich bald, da die Macht seines Freundes Arbogast ihn hielt, auch dem Volke zu empfehlen, ja sich dessen Liebe zu erwerben. Theodosius, obgleich zuerst geneigt, den Tod des unschuldigen Valentinian zu rächen, giebt doch anfangs, um Zeit zu gewinnen, den Gesandten des

neuen Kaisers eine ausweichende Antwort, rüstet aber zwei Jahr hindurch mit aller Macht, um bei dem Beginn des Krieges schon seines Ausgangs sicher zu sein. Und der Erfolg rechtfertigt seine Vorsicht. Denn als er 394 mit einem Heere, dessen eigentlichen Kern aus Barbaren, besonders Gothen, bestand, in Oberitalien einfällt, findet er einen so entschlossenen und nachdrücklichen Widerstand seiner Gegner in sehr klug angelegten Befestigungen, daß er von seinem Angriffe, ohne grade zurückgeschlagen zu sein, doch abstehen muß. Am folgenden Tage verschafft ihm nur der Uebergang eines bedeutenden Theils des feindlichen Heeres, so wie ein sehr zu gelegener Zeit eintretender Alpensturm, den Sieg, der so wenig wahrscheinlich war, daß er von Kirchenschriftstellern öfter als durch ein Wunder errungen dargestellt wird. Eugenius wurde vor den Füßen des Kaisers niedergehauen, Arbogast gab sich selbst den Tod. — Nun war Theodosius im alleinigen Besitz der römischen Welt und diese konnte sich unter einem so frommen und gemäßigten, wie kräftigen Herrscher eine lange Folge von Glück und Ruhe versprechen, aber schon im folgenden Jahre erlag der große Kaiser einer Krankheit, die längere Zeit in ihm verborgen, durch die Beschwerden des letzten Zuges zum Ausbruch gekommen war, zu Mailand im Beginn des Jahres dreihundert und fünf und neunzig.

# Zweites Kapitel.

## Allgemein religiöses Verhältniß der Zeit.

Konstantin bekannte sich nach der Besiegung des Licinius öffentlich und entschieden zum Christenthum. Als dies geschah, hatte schon seit einer Reihe von Jahren das äussere Schicksal desselben in seiner Hand gelegen, und er hatte ihm zu viel zu verdanken, als daß er seine Verbreitung und Begründung in den Gemüthern der Menge nicht hätte auf jede Weise begünstigen sollen. Anfangs zwar bestand diese Begünstigung nur darin, daß die Verfolgungen aufhörten und den Christen freie Ausübung ihrer Religion zugestanden wurde, da die Ueberzeugung des Kaisers von der Wahrheit des Christenthums noch nicht die Gewißheit und Kraft erlangt hatte, die ihn späterhin bewegte, sich offen dafür zu erklären. Dann aber ist es auch über allen Zweifel erhaben, daß Konstantin indem er dasselbe zur Staatsreligion erhob, nur demjenigen, was mehr oder weniger klar in dem Bewußtsein der Zeit lag, eine bestimmte Aeusserung, eine Gestaltung und Realisation gab. Dies möchte, rein historisch betrachtet, die einzig haltbare Ansicht von seinem Uebertritt zum Christenthum sein. Alles, was man sonst noch dafür anführt, alle die Vortheile, die man herzählt und die für die unumschränkte Herrschaft Konstantins aus jenem Schritte erwachsen mußten, wenn er sie auf das Christenthum gründete, alle Umstände, welche sich vereinten, um die Begünstigung der neuen Religion seinen Intressen, Absichten, Wünschen angemessen zu machen, was die Einen von seiner Heuchelei und Verstellung sagen, die ohne tiefes und wahres Gefühl für Religion, darin nur ein Mittel wie jedes Andre und vielleicht ein wirksameres als alle Anderen sah, seinen Thron zu befestigen, was die Andern, eben so in's Extrem gehend, von seiner aufrichtigen, übernatür-

lich vermittelten und unterhaltenen Frömmigkeit, seinem tief und ernst christlichen Sinne behaupten — das Alles ist theilweise wahr, aber nichts von allen Jenem in seiner Einzelheit Grund jener gänzlichen Umgestaltung, sondern grade umgekehrt mittelbare Folge derselben. Eben weil das Heidenthum in dem Bewußtsein der Menge seine Wahrheit und damit seine Kraft verloren hatte, eben weil die Auffassung des Christenthums in jener Zeit schon so weit ausgebildet war, daß der Geist der Menge darin innere Wahrheit und Befriedigung seines religiösen Bedürfnisses fand, eben deßwegen war seine Anerkennung von Seiten der bestehenden Autorität nothwendig und in Allem, was Konstantin in dieser Beziehung that, erscheint er viel weniger innerlich frei handelnd als vielmehr dem, ihn und die Zeit beherrschenden, Zuge geschichtlicher Entwickelung folgend. Jene Einzelnheiten, in deren Aufzählung als Ursachen dieser Umgestaltung so viele Geschichtsschreiber sich abmühen, sind nicht, noch einmal sei es gesagt, Gründe, sondern Folgen, sie konnten nichts bestimmen, sondern sie wurden bestimmt und sind ohne jenes innere Drängen der Zeit nach dem Christenthume gar nicht zu verstehen. Von diesem Mittelpunkt aus aber betrachtet, erhalten sie Bedeutung und Zusammenhang.

Wie sehr das Heidenthum um jene Zeit gebrochen war, wenn es sich in einzelnen Fragmenten auch noch Jahrhunderte lang erhielt, das beweisen die Erscheinungen der Zeit auf allen Gebieten des Geistes, und wir wollen hier nicht wiederholen, was an anderen Orten schon so trefflich darüber gesagt ist [1]). Nicht sowohl alle besseren Einsichten des Jahrhunderts, seine philosophischen Kapazitäten, denn viele von diesen fanden in einer mystischen oft leeren Philosophie Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse, wenn sie nicht in den herrschenden Indifferentismus oder in den Wollüsten des entarteten Lebens untergegangen waren, hatten das Bewußtsein von der Wahrheit des Christenthums in sich aufgenommen, sondern das Volk, das einen Gott haben muß, an den es glaubt, das von einer Religion innerlich erfaßt

sein will, um einen Kern, eine Kraft, eine Hingebung zu haben, fand dies Alles nicht mehr im Heidenthum. Wohl aber hatte der Glaube der Christen schon eine solche Macht über die Gemüther gewonnen, daß Heere in einem Gebete an den Gott der Christen Muth und Kraft zur Besiegung des Feindes finden konnten, ohne schon äusserlich dem Christenthum einverleibt zu sein. In dieser Beziehung ist immer merkwürdig und interessant, was der Verfasser des Buchs de mortibus persecutorum von dem Kampfe zwischen Licinius und Maximin erzählt, daß nämlich Licinius vor dem Beginnen der Schlacht seine Soldaten habe folgendes Gebet sprechen lassen: Höchster Gott, wir rufen Dich an, heiliger Gott, wir rufen Dich an. Dir stellen wir anheim alle Gerechtigkeit, Dir empfehlen wir unser Heil, Dir empfehlen wir das Reich. Durch Dich leben wir, durch Dich sind wir Sieger und glücklich. Höchster heiliger Gott, erhöre unser Gebet, zu Dir erheben wir die Hände, höchster heiliger Gott erhöre uns! —[2]) Und daß sie dadurch ermuthigt, die bei weitem stärkere Macht des Maximinus besiegt hätten. Viele haben das Ganze verworfen oder es als eine spätere geistliche Fabel betrachtet, aber wie uns scheint, ohne allen Grund. Denn entkleidet man die Erzählung von aller Ausschmückung, die sie im Munde des Volks oder unter der Feder dessen, der sie niederschrieb, erhalten haben mochte, so stellt sich als faktisch heraus, daß das Heer des Licinius vor der Schlacht ein im christlichen Geiste verfaßtes Gebet gesprochen und dadurch ermuthigt und begeistert, den Sieg über den stärkeren Feind davon getragen habe. Wir sehen nicht ein, was hindern könnte, die Wahrheit dieses Faktums anzunehmen, denn einerseits hat man die Wahrheit des Buchs, in dem es enthalten ist, nie bestritten, ja diejenigen, welche dasselbe läugnen, berufen sich auf, bei demselben Schriftsteller neben jenem, sich Findendes; andrerseits trägt das Gebet aber auch durchaus keine Spuren innerer Unwahrheit an sich, vielmehr spricht die Art seiner Abfassung sehr für die Wahrheit der Umstände, unter denen es gesprochen sein soll. Diese kurzen einzeln hervorgestossenen Sätze, diese

Wiederholungen, diese große Einfachheit, Alles ist sehr geeignet, als Gebet von einem Heere vor dem Beginnen der Schlacht gesprochen zu werden. Aber wie sehr mußten schon christliche Ideen dem allgemeinen Bewußtsein nahe liegen, damit dergleichen nicht allein wirken, sondern nur überhaupt in einem aus römischen Soldaten bestehenden Heere Anklang finden konnte. Noch bezeichnender dafür ist dasjenige, was Konstantin Aehnliches bei seinem Heere anordnete und vor Allen, was Eusebius von jener berühmten, ihm und dem Heere geschehenen Kreuzeserscheinung erzählt. Alles zeugt, seiner wahren historischen Bedeutung nach, nur für die Kraft und Gewalt, die das Christenthum schon über das Bewußtsein der Zeit gewonnen hatte, und was Konstantin für die Begründung desselben that, muß als daraus hervorgegangen betrachtet werden.

Es liegt aber in der Natur der Sache, daß dieses nur allmählig geschehen konnte und in allem, was Konstantin für das Christenthum that, herrscht ein durchaus stufenmäßiges Fortschreiten vor, welches eben so sehr in den Verhältnissen des Kaisers zur heidnischen Welt, wie in seiner behutsamen und berechnenden Politik seinen Grund hatte. Ueberall, sobald die Macht sein wurde, fing er damit an, den Christen freie Ausübung ihrer Religion zu gestatten, so am frühsten, als er nach seines Vaters, des armen Chlorus Tod[3]), die oberste Gewalt in Spanien und Gallien erhielt. Als er gegen den Marentius zog, war der Glauben und die Ueberzeugung von der Macht des Gottes der Christen schon so allgemein, daß Konstantin die Zeichen desselben zu seinen Panieren machen konnte[4]). Er that es, gewiß nicht allein, weil er es konnte, sondern weil auch die Stimmung des Heeres es forderte. Als er mit diesen Zeichen gesiegt und Herr des Abendlandes geworden war, ertheilte er den Christen in den übrigen Theilen desselben dieselben Freiheiten, die sie schon seit sechs Jahren in dem von ihm beherrschten Gallien und Spanien gehabt hatten. Aber er ertheilte sie ihnen in einer Form, die wir nur dadurch erklären können, daß die Christen in jener Zeit

durch die Vorliebe des Kaisers für sie und durch die allgemeine Ueberzeugung, daß durch die Hülfe ihres Gottes der Sieg gewonnen sei, eine Art Uebergewicht auch äusserlich und öffentlich über das Heidenthum erlangt hatten, und dasselbe, vielleicht mehr, als es mit den Verhältnissen und Absichten des Kaisers für den Augenblick verträglich war, zur Unterdrückung des Heidenthums benutzten. Deßhalb erließ Konstantin zuerst ein allgemeines Toleranzedikt, wodurch, wie nicht zu läugnen ist, die Fortschritte und die Wirksamkeit des Christenthums bedeutend beschränkt werden mußten. Jenes Edikt vom Jahre 312 enthielt nämlich die Bestimmung, daß Niemand den von seinen Eltern überkommenen Glauben verläugnen oder aufgeben solle. Es erhielt allgemeine Wirksamkeit, denn Licinius und Maximin bestätigen es. Doch die schnell sich ändernden Verhältnisse veranlaßten schon ein Jahr später ein neue Verordnung, die eigentlich, indem sie alle beschränkenden Bedingungen der früheren aufhob, als politische Einsetzungsakte des Christenthums angesehen werden kann. «Da wir, heißt es dort, Konstantinus und Licinius, die Auguste, unter glücklichen Anzeichen nach Mailand gekommen sind, um sorgfältig Alles, was zum Nutzen und Heile des Staats gehört, zu untersuchen, so — haben wir vor allen festsetzen zu müssen geglaubt, was sich auf den Dienst und die Verehrung des göttlichen Wesens bezieht. Wir haben also den Christen und allen Uebrigen die Erlaubniß ertheilt, der Religion, welche ihnen beliebt, frei zu folgen, damit, wie das göttliche und himmlische Wesen auch immer sein mag, dasselbe uns und denen, die unter unsrer Herrschaft leben, gnädig sein möge. Um diesen unsern Entschluß nun auf die heilsamste und beste Weise auszuführen, glauben wir bestimmen zu müssen, daß, wenn jemand die Gebräuche der Christen, oder welche eine andre Religion er für sich am geeignetsten hält', befolgen wolle, ihm die Erlaubniß und das Recht dazu nicht zu verweigern sei, damit die höchste Gottheit, deren Verehrung wir uns mit freier Gesinnung unterwerfen, in Allen uns gewohnte Gunst und Wohlwollen gewähren könne. Deßwegen mög-

deine Würde (dicatio tua) wissen, daß es uns gefallen habe, nach Aufhebung aller Bedingungen, welche früher in Bezug auf die Christen an deine Kanzlei erlassen waren, zu bestimmen, daß du darauf zu sehen habest, daß ein Jeder, der die christliche Religion beobachten will, dies ohne die geringste Beunruhigung oder Beschwerniß thun könne. Wir haben geglaubt, dies deiner Sorgfalt auf das ausführlichste empfehlen zu müssen, damit du wissest, daß wir den Christen freie und unbeschränkte Erlaubniß, ihre Religion auszuüben, gegeben haben. — In Bezug auf die Christen haben wir ausserdem noch festzusetzen für gut befunden, daß, wenn Einige die Orte, wo die Christen sich zu versammeln pflegen, von unserm Fiskus oder sonst wie sollten erstanden haben, diese Orte den Christen ohne Geld, ohne die geringste Forderung eines Preises, ohne alle Zweideutigkeit oder Täuschung sollen zurückgegeben werden. — Wenn Diejenigen, die dergleichen durch Kauf oder Schenkung überkommen haben, von unsrer Gnade eine Entschädigung wünschen sollten, so mögen sie sich an unsern Statthalter wenden, damit unsrer Güte gemäß für sie gesorgt werde. Dies Alles soll der Gemeinschaft der Christen (corpori Christianorum) sogleich und ohne Verzug durch deine Vermittelung übergeben werden. — Eben so soll auch Alles wiedererstattet werden, was sonst noch dieser Gemeinschaft der Christen gehört und ihr, früheren Bestimmungen gemäß, entzogen worden ist. — Du hast dich, so schließt das Edikt, in Allen diesen der oben erwähnten Gemeinschaft der Christen auf das dienstwilligste und hülfreichste zu erweisen, damit unsre Verordnung so schnell als möglich in Vollzug gesetzt werde. — Dies soll geschehen, damit die göttliche Gunst, die wir in so großen Dingen erfahren haben, unseren Bemühungen für die öffentliche Glückseeligkeit verbleibe [5]). »

Durch die Besiegung des Maximin und seinen bald darauf zu Tarsus erfolgten Tod erhielten Konstantin und Licinius, was ihnen bisher noch zur Herrschaft der Welt gefehlt, und natürlich wurde nun in Folge dieses Edikts die christliche Religion in allen Provinzen des römischen Reichs erlaubt und

gesichert, und wenn auch noch nicht eigentlich Staatsreligion, so war sie doch politisch anerkannt und hatte neben ihrem inneren, ein äusseres, staatliches Recht zu bestehen. In Konstantins eigener religiöser Ueberzeugung scheint nach der Besiegung des Licin ein Wendepunkt einzutreten. Schon in früher Jugend mag er von seinem, die Christen begünstigenden Vater reinere Begriffe von Gott empfangen zu haben, als das damals schon so gesunkene Heidenthum und sein bunter Kult sie ihm geben konnten und darin liegt wohl der hauptsächlichste und innerste Grund seiner persönlichen Hinneigung zum Christenthum. Anfangs war diese jedenfalls sehr unbestimmt und keineswegs entscheidend, wie denn, was von seiner Verehrung der reineren Göttergestalten des Heidenthums und seiner im Jahre 312 nach erfolgten Annahme des Titels eines **Pontifex maximus**, erzählt wird, deutlich genug beweißt, daß sein religiöses Bewußtsein in jener Zeit noch viel heidnisches in sich schloß, wie er auch die Beobachtung heidnischer Gebräuche, wenn anders dem Zosimus (II. 29) Glauben zu schenken, selbst als Alleinherrscher und Christ lange noch beibehielt. Wahrscheinlich bestanden seine religiöse Ansichten und Ueberzeugungen sehr lange in einem eigens aus Heidnischem und Christlichen zusammengesetzten Synkretismus. Aber von der Besiegung des Licinius an und schon einige Zeit vor derselben, tritt eine größere Hinneigung zum Christenthum auf das bestimmteste in allen seinen Handlungen hervor und das Bestreben, nicht allein dem bürgerlichen Leben, sondern auch dem Wesen und Geiste des Volkes selbst einen christlichen Charakter aufzudrücken, zeigt sich in allen seinen Gesetzen aus jener Zeit. Die Anfänge des späteren christlichen Volks- und Staatslebens beginnen sich mitten unter den Trümmern der heidnischen Welt oft in wunderlichem Gemisch mit derselben, oft in auffallender Eintracht, oft im entschiedenen Gegensatz, zu bilden. Als Licinius mit Konstantin zerfiel, fand er daher kein besseres Mittel, die diesem anhängige öffentliche Meinung ihm abwendig zu machen, als sich zum Vertheidiger der alten Religion aufzuwerfen und den Kampf für seine Sache zu einem Kampfe

um das Bestehen des Heidenthums selbst zu machen. Er wurde besiegt und so in gewisser Weise mit ihm die alte Religion, denn von jetzt an erklärte sich Konstantin öffentlich und ohne Rückhalt für das Christenthum. Sehr natürlich ist, daß man in späterer Zeit, mit Vernachläßigung zuverläßiger historischer Angaben, auch seinen persönlichen Uebertritt zu demselben und den Akt, wodurch dieser ausgesprochen wurde, seine Taufe, unmittelbar nach jenem, Epoche machenden Siege zu setzen sich bemühte. Dieselbe fand aber in der That erst gegen das Ende seines Lebens, nach einem in der Zeit oft vorkommenden Gebrauche, statt, 337[6]). Aber von jener Zeit an war es sein beständiges und öffentlich erklärtes Streben, dem Christenthum Anerkennung und Annahme im römischen Reiche zu verschaffen. Theils that er dies durch bestimmt ausgesprochene Empfehlungen und Wünsche, die er an die Provinzen ergehen ließ, theils wirkten viel die Begünstigungen und Vorzüge, die den Christen zu Theil wurden.

Doch ein bei weitem innerlicherer und bleibenderer Gewinn für die Verbreitung des Christenthums erwuchs aus seinem Bestreben, die Kirche als integrirenden Theil der Gesellschaft zu gründen, ihr ein festes, gesichertes Bestehen im Staate zu geben, wodurch an ihre innere, mit ihrem Wesen schon gegebene Autorität auch eine äussere, dem entsprechende, sich anknüpfen konnte. Dabei darf nicht verkannt werden, daß jene äusseren Begünstigungen, die dem Bekenntniß des Christenthums zu Theil wurden, eine Menge von Bekehrungen hervorbrachte, die nicht auf dem Grunde innerer Ueberzeugung erbaut, nur zu leicht zu Heuchelei, Gleichgültigkeit, Unglauben, Anlaß geben konnten, und selbst Schriftsteller, die von den durch Konstantin bewirkten zahlreichen Bekehrungen sonst ein großes Wesen machen, klagen doch sehr über die dadurch veranlaßten Entartungen des wahrhaft christlichen Sinnes und Lebens[7]). Dadurch aber, daß Konstantin erst es eigentlich möglich machte, daß die Kirche in ihrer nothwendigen hierarchischen Form sich innerhalb des Staates konstituiren und ihre heilbringende

Thätigkeit ungehindert üben konnte, hat er seine eigentliche große historische Bedeutung erlangt. Wie in der Form, die er dem Staate gab, in einer Menge seiner Gesetze und Einrichtungen, er die mittelaltrigen Bildungen vorbereitete, so legte er auch den Grund zu allen kirchlichen Entwickelungen, in so fern diese in Beziehung zu einer äusserlich anerkannten Autorität stehen und ohne dieselbe nicht möglich sind. Die alte Welt war eigentlich mit dem Erscheinen Christi ihrem Wesen nach untergegangen, ihr Geist, ihr Prinzip war aufgehoben, aber ihre äussere, weltliche Macht, ihre Form, ihr Bestehen in Staat- und Bürgerthum wird wahrhaft erst gebrochen, als die Kirche, als eine das Leben nach seinen geistigen Beziehungen hin beherrschende Macht, deren Recht über sich auch der anerkennt, der bisher alle Machtvollkommenheit in sich vereinigt hatte, der Kaiser, gegründet wird. Und dazu hat Konstantin den Anfang gemacht! —

Aber es lag in dem Wesen der Schöpfungen Konstantins, — und zu dem meisten hat er doch nur den Grund gelegt, die vollständigen Gestaltungen entwickeln sich langsam erst in den folgenden Jahrhunderten, — daß sie vielen Widerstand in der heidnischen Welt finden mußten. Denn wenn auch der eigentliche Geist derselben schon erstorben war, so lag es doch in dem Wesen der beiden jetzt in den Kampf tretenden Religionen, daß die eine, das Christenthum, eben so schwer Eingang finden mußte bei den ganz Entgegengesetztes wollenden Gemüthern, wie die andre, wenn auch ohne Einfluß auf dieselben, in ihren Formen doch noch mit großer Hartnäckigkeit festgehalten wurde. Besonders galt dies von den angeseheneren Familien des Reichs, die zum größten Theile noch lange Zeit hindurch heidnisch blieben und die wichtigsten und einflußreichsten Stellen in einem Staate behaupteten, der schon in so vielen Beziehungen christlich zu nennen ist. Konstantins Verfahren gegen das Heidenthum muß in der That mit Achtung gegen den Mann erfüllen und man kann darin das Wehen eines ächt christlichen Geistes kaum verkennen. Die Macht war sein und in jeder Weise sicher und wohlbefestigt sein, er

hätte das Heidenthum unterdrücken können, und die Umstände mußten ihm bessern Erfolg verheißen, als seinen Vorgängern bei der Unterdrückung des Christenthums, aber er wollte dem Geiste der neuen Religion den Sieg lassen, den seine Waffen und seine Gewalt ihr so leicht hätten verschaffen können. Umgekehrt in denselben Verhältnissen wie Julian, verfuhr er bei weitem nicht mit dessen Beschränkungs- und Vernichtungssucht. Die der öffentlichen Sittlichkeit nachtheiligen Kulte, die nicht allein dem Christenthum zuwider waren, sondern von dem Polytheismus selbst in seiner reineren Gestaltung verworfen werden mußten, verbot er. Ob ein Gesetz, wodurch das Opfern untersagt wurde, wirklich gegeben, kann mit sehr starken Gründen bezweifelt werden. So viel steht mit Gewißheit fest, daß es während Konstantins Leben nie zur Ausführung gekommen ist [8]).

Unter der Herrschaft seiner Söhne dauerten die Bemühungen zur allmähligen Ausrottung des Heidenthums fort, aber der Erfolg schied sich, wie die Reiche schon geschieden waren. Der Orient unter Konstantius nahm viel früher, viel allgemeiner und durchgreifender christliche Formen an als das Abendland, und deswegen trat dort weit früher als hier das Heidenthum in den Hintergrund, wo es einen großen Mittel- und Haltungspunkt an dem seinen Göttern noch so sehr ergebenen Rom hatte. Konstans, obgleich dem Christenthum zugethan, verfuhr keineswegs entschieden strenge gegen das Heidenthum, erst als Konstantius nach der Brüder Tode 350 das Abendland zu der Herrschaft des Orients hinzufügte, wurden entschiedene Maaßregeln zur Unterdrückung desselben im ganzen Reich ergriffen, deren strenge Forderungen wahrscheinlich aber nicht überall ausgeführt wurden [9]). Auf dem Lande, wo die Zahl der Christen schon seit langer Zeit bedeutender gewesen, wo nie eine so große Anzahl von Bekennern des Heidenthums an einem Orte versammelt war, um dem Willen der Behörde einen folgereichen Widerstand entgegenzusetzen, wo die einfacheren und weniger verderbten Sitten überhaupt schon mehr Geneigtheit für das Christenthum her-

vorbrachten, mußte die alte Religion viel eher und leichter verschwinden. Die Gesetze zur Unterdrückung derselben waren hier leichter auszuführen, die Ausübung des heidnischen Kultus mußte sich in abgelegene Oerter und menschenleere Gegenden zurückziehen, und wurde ausserdem durch die jetzt entstehende, über das ganze Reich sich verbreitende, öffentliche Polizei[10]) sehr erschwert. Aber wenn die alte Religion auf diese Weise auch täglich Anhänger und Einfluß verlor, so gewann sie doch einen neuen Namen, denn wie in den ersten Zeiten des Christenthums die Benennung «Christen» ein Spottname war, so wurde es jetzt für das Heidenthum der Name Paganismus, Paganen (pagus), der den Verfall seines Kultus bezeichnete. In den Städten, besonders in den größeren trafen mehrere Ursachen zusammen, um dem Heidenthum noch lange Zeit hindurch Anhänger und Freunde zu erhalten. Größere sittliche Verderbniß neben glänzender rhetorischer und künstlerischer Bildung, der Schutz der gewandten, einschmeichelnden, neuplatonischen Schule, die um so gefährlicher war, je mehr sie dem religiösen Bedürfniß eine scheinbare Befriedigung gab; die auf das engste mit dem Heidenthum verbundene klassische Bildung, die durch den Kern und inneren Gehalt, den sie ihm giebt, die ausgezeichneteren Talente der Zeit, einen Himerius, Themistius, Libanius und so viele andre, an die alte Religion um so mehr fesselte, je weniger das Christenthum damals schon Aehnliches zu bieten hatte. Alles trug dazu bei, heidnische Lehre und Kultus zu erhalten. Dazu kam, daß die Anhänger desselben oft durch Macht, Ansehn, Reichthum, durch ihre Verbindungen mit den höchsten Beamten im Staate, es unmöglich machten oder wenigstens sehr erschwerten, daß die gegebenen Gesetze in ihrer ganzen Strenge ausgeübt werden konnten. Dies war besonders in Rom und Alexandrien der Fall, wo Tempel, Opfer und alle heidnischen Gebräuche noch lange, trotz der nachdrücklichsten Verbote, fortbestanden, wo die Praefecti urbis sogar sehr oft noch Heiden waren. Jetzt, als in beiden Städten die größere Masse des Volks sich zum Christenthum bekannte, wurden alle

Ueberbleibsel des heidnischen Kultus nicht ohne Gewalt, zuweilen leider sogar in blutiger Weise vernichtet. So die Zerstörung des Serapions in Alexandrien, 391, die nicht ohne Frevel und Gewaltthat geschah.

Aber bei diesem gegenseitigen Kampfe, den das Heidenthum mit abgelebter und erstorbener, das Christenthum mit frischer jugendlicher Kraft führte, mußten sich auch ganz eigenthümliche Bestrebungen bilden, die aus einer Art Eklektizismus, wie er im Gefolge solcher Uebergangsperioden immer auftritt, hervorgingen und welche das Gute der alten Religion mit dem Vorzüglicheren der neuen zu verschmelzen suchten. Aber natürlich zeigte sich dies, wie alle ausserhalb der Kirche vom ersten Augenblick ihres Entstehens an sich aufthuende Richtungen dieser Art, als sektenartige Auswüchse eines gesunden religiösen Lebens. Dergleichen Auffassungen konnten nur in einer Zeit entstehen, wo einerseits das Christenthum noch nicht vollkommen durchgedrungen war, andrerseits aber auch das Heidenthum keine volle Macht über die Gemüther der Menge mehr besaß. Dahin gehörten die Hypsistarier, Messalianer, Eutycheten, Euphemiten und Andre. Ihre Grundauffassung war entschieden heidnisch, indem sie größtentheils einen Monotheismus bekannten, der sich dem, was im Heidenthum so genannt worden ist, sehr näherte. Sie werden deshalb mit Recht nicht zu den christlichen Sekten gezählt.

Ganz anders, als bisher entwickelt ist, gestaltete sich das gegenseitige Verhältniß der beiden Religionen, als Julian, der erklärte Anhänger des Alten, Thron und Macht aus den Händen der Verwandten Konstantins erhielt. Um den Mann selbst und den Anachronismus, der in seinem ganzen Wesen, in allen seinen Bestrebungen und Schöpfungen liegt, zu begreifen, ist es nothwendig, einen Blick auf seine früheren Verhältnisse und auf seine dadurch bedingte innere Entwickelung zu werfen. Von Natur mit einem regen, lebendigen, zur idealen Auffassung der Dinge geneigten Geiste und großer Willenskraft begabt, mußte das Christenthum mit seinen tiefen Welt- und Lebensanschauungen einen großen Eindruck auf sein Ge-

müth machen. Er wurde, da seine Verwandten demselben zugethan waren, in ihm erzogen und selbst Schriftsteller, die sonst nicht seine Freunde sind, gestehen zu, daß es eine Zeit gab, wo Julian es mit dem Christenthum aufrichtig meinte. Aber die Erinnerung an den grausamen Mord seiner nächsten Angehörigen durch die eigenen Verwandten, dem er selbst nur durch die gänzliche Unbedeutendheit, die sein kindliches Alter ihm gab, entging, mußte ihn nothwendig mit einem tiefen Haß gegen die Urheber dieser Gräuel, die Christen waren, erfüllen. Ein Haß, der um so größer war, je mehr er durch die Umstände, ihn zu verbergen, gezwungen wurde. Dazu kam, daß er seine Jugendzeit unter strengster Aufsicht in einer Art von Gefangenschaft zubringen mußte, die seinem freien aufstrebenden Geiste, den Oheim Konstantius, den Urheber derselben, ihm noch mehr zuwider machte. Wie leicht war es da, daß er, durch seine Lage beinahe getrieben, die Abneigung, welche ihm diejenigen, die ihn im Christenthum erziehen liessen, einflößten, auf das Christenthum selbst übertrug, besonders da er wohl von demselben in keinem Falle schon tief genug durchdrungen war, um den Werth desselben, abgesehen von dem Werthe derjenigen, die es ihm brachten, einzusehen. Als nun die Umstände den Konstantius bewogen, seinem jungen Verwandten mehr Freiheit zu gewähren, und Julian diese benutzte, um dem Drange seines Geistes nach wissenschaftlicher Bildung zu genügen, lag es wohl sehr nahe, daß er Alles begierig auffaßte, was seine, im Geheimen schon gefaßte, Abneigung gegen das Christenthum zu unterstützen und zu rechtfertigen schien. Und ausserdem fand sich in der heidnischen Philosophie der Zeit so viel, was ihn dem Wesen seines Geistes nach, anreizen und einnehmen mußte, was mit seiner eigenen Natur so sehr in Einklang stand, daß es uns nicht wundern darf, wenn wir ihn dem Studium derselben bald ganz ergeben finden. Was war natürlicher, als daß die Lehrer dieser Philosophie, die Möglichkeit, daß einst die oberste Gewalt sein werden könne, vorausseh end, ihn auf jede Weise für sich zu fesseln suchten. Was Sokrates erzählt, daß Maximus,

einer der berühmtesten Neuplatoniker der Zeit, seinetwegen nach Nikomedien gekommen sei, beweißt dies hinlänglich [11]). Dieser, ein Schüler des Edesius, des Nachfolgers Jamblichs, hatte dessen Lehre in reinster Gestalt überkommen und bildete das neuplatonische System selbstständig weiter fort. Bald hatte er sich Julians ganz und gar bemächtigt und einen enthusiastischen Anhänger seiner Lehren aus ihm gemacht. Und wenn irgend eine Philosophie oder Religionslehre im Stande war, den Geist des jungen Cäsar zu erfüllen, so war es diese, die mit ihren mystischen und kabbalistischen Doktrinen seinem Hange zur Schwärmerei genügte, durch die Wärme und Gluth der Begeisterung, die sie bei vielen, selbst großen, Seelen erregte, ganz seinem Bedürfniß entsprach, und ihn in den Stand setzte, beides, seine Abneigung gegen das Christenthum und seine Vorliebe für das Heidenthum, innerlich und philosophisch, zu begründen. Die letztere beruhte zuerst bei ihm gewiß auf sehr äusserlichen Gründen, aber der Anblick der mannichfachen Spaltungen, von denen das Christenthum selbst damals zerrissen war, die traurigen Szenen, welche die Entartung der Arianer, die Uneinigkeit der Katholiker, die so allgemein herrschende Verwirrung, Zwietracht und moralische Gesunkenheit eines großen Theiles der Christen hervorbrachten, Alles trug gewiß dazu bei, seine Abneigung gegen das Christenthum vor ihm selbst zu rechtfertigen und in Haß übergehen zu machen [12]). Dazu kam, daß sein feuriger, nach großen Thaten dürstender Geist, — wie er denn, an Seelenwanderung glaubend, behauptete, der Geist Alexanders des Großen sei in ihn gefahren, — begierig die Aufgabe ergreifen und ganz von ihr erfüllt werden mußte, das Heidenthum, das verachtete, unterdrückte, verfolgte, beinah erstickte Heidenthum, die Religion so vieler Helden und Philosophen, und sein Ehrgeiz war, beides und in beiden gleich groß zu sein, wieder aufzurichten, die alten Altäre den alten Göttern zurückzugeben, den Olymp wieder zu Ehre und Ansehen zu bringen, in dem er selbst vielleicht, nach dem Beispiele so vieler herrlichen Vorgänger der alten Zeit, eine Stelle einzunehmen

hoffte. Ausserdem, und dieser Gedanke war ihm gewiß nicht fremd, konnte er glauben, daß seinem Streben nach Herrschaft, nach absoluter unumschränkter Herrschaft, das Heidenthum als Staatsreligion in vielfacher Beziehung günstiger sein würde als das Christenthum, das jetzt schon die unumschränkte Macht der Herrscher, durch den immer größer werdenden Einfluß seiner Geistlichkeit, und durch die kühne und edle Weise, in welcher sich diese dem Unrecht entgegensetzte, zu beschränken, und die Regierung der Welt von den Gesetzen Gottes abhängig zu machen anfing.

Alle diese vereinten Ursachen, weit entfernt seinen Abfall zu rechtfertigen, erklären ihn und machen es möglich, daß er aus Ueberzeugung hervorging. Um aber die Wiederbelebung des Heidenthums zu vollbringen, die Julian sich nun einmal zur Lebensaufgabe gesetzt hatte, war es nothwendig, daß das Christenthum gänzlich unterdrückt wurde. Aber dieses selbst hatte schon zu tiefe Wurzeln geschlagen, sein äusseres Bestehen war auf zu festen Grundlagen erbaut, als daß das Unternehmen Julians leicht oder sein Wirken bei der kurzen Dauer seiner Herrschaft von lange anhaltenden Folgen sein konnte. Diese Umstände lagen ausser seiner Gewalt, aber was in seinen Kräften stand zu thun, that er in höchst überlegter Weise. Ohne sich von blindem Eifer oder Leidenschaft hinreissen zu lassen, waren alle seine Maaßregeln gegen das Christenthum so berechnet, so tief überlegt, daß, wäre ihm ein längeres Leben zugemessen gewesen, er demselben wesentlichen Nachtheil gebracht hätte. In Allem, was er dagegen that, zeigt sich besonders die Absicht, es im Keime, im Bewußtsein des Volks, in seiner Macht über die Gemüther der Menge zu vernichten, er bezweckte mehr innere als äussere Wirkungen, während er das Heidenthum innerlich und äusserlich den Völkern wieder nahe zu bringen und lieb zu machen suchte. Dabei benutzte er den Zustand, in welchem die kirchliche Entwickelung in jener Zeit sich befand, ausserordentlich geschickt. Eine seiner ersten Maaßregeln war, ein allgemeines Toleranzedikt für alle christlichen Sekten bekannt zu machen, indem

er wohl wußte, daß bei der allgemeinen Zerrissenheit der Lehre, bei der Menge von Spaltungen, welche die Kirche verwüsteten, er den einzelnen Parteien nur freien Spielraum zu geben habe, um sie sich gegenseitig aufreiben und vernichten zu machen. Und in der That kann man der Wahrheit keine tiefere Wunden schlagen, als wenn man dem Irrthum gleiches Recht mit ihr giebt. Ihm waren Arianer, Novatianer, Eunomianer, Mazedonianer, Katholiker gleich viel werth, weil er sie alle gleich verachtete, und er konnte ihnen allen leicht gleiches Recht geben, weil sie Alle in seinen Augen gleiches Unrecht hatten. Er stellte die geschlossenen oder zerstörten heidnischen Tempel wieder her, und beraubte die Christen aller Vorrechte, die sie als solche vor den Heiden gehabt hatten. Dann aber, nach diesen allgemeinen Maaßregeln, verbot er ihnen insbesondere Lehrer der Beredsamkeit und alten Literatur zu sein, indem er so den Einfluß christlicher Ideen auf den Geist und die Bildung des Zeitalters verhindern wollte. Aber dies Verbot, anstatt die Wirksamkeit dieser Ideen zu hemmen, ließ sie vielmehr ein Mittel finden, sich in andrer Weise geltend zu machen. Denn Männer, mit ausgezeichnetem, poetischen und literarischen Geiste begabt, wie die beiden Apollinaris, Gregor von Nazianz und Andre, wandten Studium und Talent der Bearbeitung biblischer und rein christlicher Stoffe zu, da die Mythenwelt des Heidenthums ihnen verschlossen war. Und so wurde das, was dem Christenthum am nachdrücklichsten hatte schaden sollen, Ursache, daß der Grund zu einer christlichen Poesie und Beredsamkeit gelegt wurde, die im Laufe der Jahrhunderte so herrliche Früchte getragen.

Andrerseits that aber Julian auch alles Mögliche zur Wiederbelebung des fast erstorbenen Heidenthums, obwohl ohne großen Erfolg. Er suchte, indem er selbst nicht verschmähte, Ideen und Schöpfungen des Christenthums zu diesem Zweck anzuwenden, dasselbe innerlich mit einem neuen Geiste zu durchdringen, seine Theologie und Moral zu reinigen und zu erheben und seinem Kultus neuen Glanz zu geben.

Sein Bestreben fand natürlich, da die Macht sein war, Anklang und Unterstützung, aber es war ein gänzliches Verkennen der Zeit und dessen, was in ihr lebte, wenn er auf die vollkommene Regeneration einer Religion, die ihre Kraft über die Gemüther verloren hatte, rechnete. Seine Schöpfungen waren vorübergehend, denn sie fanden keinen ihnen günstigen Boden mehr, in dem sie hätten Wurzel schlagen und Frucht treiben können. Das Feuer, das den Kaiser belebte, erwärmte und erleuchtete keinen ausser ihn. Daher fehlte es nicht an Gelegenheiten, wo er die Ohnmacht seiner Bestrebungen wohl fühlen mußte; es mußte ihm klar werden, daß sein Mühen ein vergebliches, der Zeit und ihrem Wollen und Streben fremdes sei, als zu Antiochien anstatt der fröhlichen Menge, des festlich geschmückten zahlreichen Zuges der Opferer, anstatt der Weihrauch und Wohlgerüche tragenden Diener des Heiligthums, der mit Kränzen und schimmerndem Gold gezierten Opferthiere, — ein einsamer Priester der verlassenen Göttin eine armseelige Gans, als einzige Gabe der großen und reichen Stadt, bringt; als er den Hain von Lorbeern und Cypressen, der den heiligen kastalischen Quell in den fröhlichen Tagen der alten Götter umschattet hatte, zerstört und in die Grabstätte eines längst gestorbenen armseeligen Märtyrers verwandelt sieht. — Aber anstatt den vergeblichen Kampf gegen den unaufhaltsamen Gang geistiger Entwickelung aufzugeben, wollte Julian, wenn wir dem Zeugnisse Theodorets, Sozomens und Andrer Glauben schenken, ihn grade mit größerem Eifer und vermehrter Kraft fortsetzen, um mit Gewalt zu verdrängen, was einem allmähligen Wirken nicht weichen wollte. Ausschließung der Christen von allen Aemtern und von allem Recht, Nöthigung zu opfern, um nur leben zu können, sollte den Sieg über das Christenthum vollenden. Aber dazu bedurfte er eines Triumphes, eines großen Sieges, der ihm die Gemüther der Menge zuwandte, um das Vertrauen auf die Götter, mit deren gegenwärtiger Hülfe er errungen wäre, neu zu beleben. Darum zog er gegen die Perser, den unbesiegten Erbfeind des römischen Reiches, um in diesen Heiden die

Christen zu besiegen. Aber weiter sollte er nicht gehen, seine Bestimmung war erfüllt. — Als der Sieg noch unwahrscheinlich, wenigstens höchst zweifelhaft war, starb er auf dem Schlachtfelde. Der fromme Glaube der Zeit ließ den Verächter des Heiligthums nicht von der Hand eines Persers, der den Wurfspieß in die unbedeckte Seite des Kaisers schleuderte, finden, sondern ihn unter den Streichen einer Legion vom Himmel gesandter Engel erliegen. Seine Schöpfungen gingen mit ihm unter. Mit seinem Geiste, seiner Kraft hätte er dem Christenthum unendlich nützen können, und vielleicht hat er ihm wider seinen Willen genutzt. Denn wenn auch die Ohnmacht des Heidenthums, forthin Religion der Welt zu sein, von vielen, selbst Heiden, anerkannt war, so bedurfte es doch vielleicht eines so großen und auffallenden Beispiels, einer so unwiderleglichen offenen Darlegung seiner inneren Schwäche, selbst mit Unterstützung so vieler Macht und so vielen Geistes, wie Julian beides besaß, noch länger zu bestehen, um diese Ueberzeugung allgemein zu machen und die Massen davon zu durchdringen. Athanasius, des großen und heiligen Mannes Vorausfagung, als er, der dem Julian der gefährlichste Feind von Allen zu sein schien, von ihm verfolgt, Alexandrien verlassen mußte, « er wird wie eine Wolke vorübergehen » ist nur zu bald eingetroffen [13]). Julian mit allem seinem begeisterten Streben, ist wie eine Wolke vorübergegangen, die einen Augenblick die Sonne verdunkelt, um sie nachher desto heller strahlen zu machen.

Sein Nachfolger Jovian, durchaus Christ, gab seinen Glaubensgenossen alle Vorrechte zurück, die Julian ihnen genommen. Aber die Lage der Dinge, die Unsicherheit seiner eigenen Herrschaft, die dringende Nothwendigkeit, den Perserkrieg ohne zu großen Verlust zu Ende zu bringen, die von den Barbaren drohende Gefahr, Alles nöthigte ihn, alle entschiedenen Maaßregeln zur Unterdrückung des Heidenthums, wodurch die innere Ruhe des Reichs hätte gestört werden können, zu vermeiden. Ja, um diese so viel als möglich aufrecht zu erhalten, gebot er vollkommene Religionsfreiheit und

sanktionirte sie durch Gesetze, deren Gültigkeit auch, da die Umstände, welche sie hervorgerufen, dieselben blieben, unter seinen Nachfolgern, Valentinian, Valens, Valentinian II., Gratian und Theodosius bis zum Jahre 381 fortdauerte. Für das Heidenthum aber war diese Toleranz durchaus ohne alle ersprießlichen Folgen, denn eben dadurch, daß man ihm vollkommene Freiheit ließ, sich dem Christenthum gegenüber zu entwickeln, zeigte sich seine innere Schwäche und Erstorbenheit in vollstem Lichte, und es mußten allen, die ohne Vorurtheile die religiösen Erscheinungen der Zeit betrachteten, klar werden, daß es, ohne Unterstützung äusserer Gewalt, keine innere Kraft, sich zu erhalten, mehr hatte.

Theodosius der Große, nachdém er dem Reiche durch seine Erfolge gegen die Barbaren größere Sicherheit von Aussen verschafft, konnte zuerst wieder nach langer Zeit seine Aufmerksamkeit dem Verhältnisse zwischen Heidenthum und Christenthum zu wenden, und von seinem Eifer für das letztere stand zu erwarten, daß er alle ihm zu Gebote stehenden Mittel anwenden würde, um das erstere ganz aus dem Volke verschwinden zu machen. Als die Angelegenheiten des Christenthums selbst durch seinen Antheil an dem zweiten ökumenischen Konzil von Konstantinopel 381, geordnet waren, erließ er für den Orient, den allein er damals beherrschte, Gesetze, die den Uebertritt zum Heidenthum sehr erschwerten [14]). Dasselbe thaten ein Jahr später die Herrscher des Abendlandes, Gratian und Valentinian, und hier wurden eigentlich jetzt zuerst dem heidnischen Kultus alle Vorrechte und Begünstigungen genommen, deren er bisher genossen. Der Altar der Victoria wurde aus dem Senat entfernt, die Kaiser verwarfen, als ihrem Glauben zuwider, den Titel des **Pontifex maximus**, den sie bisher geführt, die Prärogativen der Vestalinnen, die Immunitäten der heidnischen Priester wurden aufgehoben. Vergebens waren alle Schritte und Bemühungen der angesehensten Heiden, deren viele die höchsten Staatsämter bekleideten und an der Spitze einzelner Zweige der Verwaltung standen, eine Milderung dieser Verordnungen zu erhalten [15]).

Doch muß bemerkt werden, daß im Abendlande trotz dieser Verbote, das Volk im Allgemeinen noch länger Achtung und Verehrung für den heidnischen Kultus bewahrte, als im Orient, wo er sich vielleicht auch im Ganzen weniger rein erhalten hatte. Hier war es die Menge selbst, welche die gänzliche Vernichtung des Heidenthums dringend verlangte. Die Geistlichkeit, besonders die Mönche, die im Orient einen damals im Abendlande noch unbekannten Einfluß auf das Volk ausübten, bedienten sich desselben öfter, um die Ueberreste des Heidenthums, unter welcher Gestalt sie sich auch zeigten, zuweilen sogar mit grausamer Willkühr und zerstörender Gewaltthätigkeit zu vernichten. Selbst Bischöfe waren diesem Treiben nicht fremd und Eulogius von Edessa, Marcellus von Apamea, vor allen Theophilus von Alexandrien suchten ihren Eifer für das Christenthum durch dergleichen Gewalthandlungen zu bethätigen, und scheuten in dieser Beziehung selbst ein, offenbar zu tadelndes, Hinausgehen über die kaiserlichen Verordnungen nicht. Das hinsinkende Heidenthum bedurfte wahrlich nicht so gewaltsamer Schläge, um zu unterliegen, besonders da die Verordnungen der Kaiser selbst immer strenger wurden. Jedes Opfern wurde verboten, jeder Besuch früher heilig gewesener Orte, jeder Besitz eines Götterbildes; wer einen Tempel betrat um dort der Verehrung der Götter obzuliegen, verfiel in eine Strafe von fünfzehn Pfund Goldes[16]). Diesen wiederholten Schlägen erlag endlich das Heidenthum ganz, im Orient fiel es mit seinem herrlichsten Tempel, dem Serapion zu Alexandrien, dem letzten Zeugen einer untergegangenen religiösen Welt, im Abendland gelang es den gütlichen Vorstellungen und der Ueberredungskraft des Theodosius, dem Heidenthum sein noch bisher gebliebenes Ansehen bei Senat und Volk zum größten Theil zu nehmen[17]). Wie Konstantin durch sein oben erwähntes Edikt dem Christenthum das Bürgerrecht und die Ebenbürtigkeit gegeben, so unterschrieb Theodosius, achtzig Jahre später, in dem folgenden Gesetz das Todesurtheil des Heidenthums. «Theodosius der Kaiser, Arkadius, Honorius die Cäsaren, an Rufin, den

Präfekten. Niemand, wes Standes, Geschlechtes oder Würde er sei, sei er Beamter oder bekleide er eine Ehrenstelle, sei er vornehm durch Geburt oder sei er niederen Standes und Vermögens, soll fortan irgendwo, auf dem Lande oder in der Stadt, den unsinnigen Götzenbildern irgend ein, selbst unschuldiges, Opfer bringen, Lichter anzünden, Weihrauch streuen, Kränze aufhängen, und durch verborgenere Sühnungen die Laren durch Feuer, den Genius durch Wein, die Penaten durch Räucherung verehren. Wenn jemand es wagt, ein Opferthier zu schlachten, um zu opfern, oder die noch zuckenden Eingeweide zu befragen, so steht Allen und Jedem frei, ihn als eines Majestätsverbrechens schuldig anzugeben, und er soll die darauf gesetzte Strafe empfangen, auch wenn er nichts gegen das Wohl des Fürsten unternommen hat. Wenn aber jemand die von sterblicher Hand gemachten und vergänglichen Götzenbilder durch dargebrachten Weihrauch verehren will, und wenn er aus Furcht seine Absicht verbergend, durch einen mit Priesterbinden umwundenen Baum oder auf einem aus Rasen gemachten Altare, die ohnmächtigen Götzenbilder mit geringeren Ehrenbezeugungen zwar, aber gleich großer Verachtung der wahren Religion anzubeten wagt, der soll, als verletzter Religion schuldig, an dem Hause oder Besitzthume gestraft werden, in welchem er diesem heidnischen Aberglauben gefröhnt zu haben, überführt ist. Denn alle diejenigen Orte, von denen nachgewiesen wird, daß dort mit Weihrauch geräuchert worden, doch so, daß der Räuchernde im rechtlichen Besitz dieser Orte war, sollen unserm Fiskus verfallen. Wenn aber jemand in Tempeln oder andern heiligen Orten, oder in fremden Häusern und Feldern in solcher Weise zu opfern versucht, und wenn bewiesen wird, daß er ohne Wissen des Besitzers, derselben dazu sich bedient habe, so soll er in eine Strafe von fünf und zwanzig Pfund Goldes fallen. Dieselbe Strafe trifft den, der dieses Verbrechen zugiebt oder mitopfert. Es ist unser ausdrücklicher Wille, daß die Richter und die mit der öffentlichen Aufsicht beauftragten Beamten der einzelnen Städte darüber wachen, damit, was jene erfahren, vor Gericht

gebracht, was diese anzeigen, bestraft werde. Sollten diese aber etwas aus Begünstigung verschweigen, oder aus Sorglosigkeit dahin gehen lassen, so sollen sie dem Urtheil des Oberrichters der Provinz unterliegen. Wenn jene aber erinnert, die Bestrafung unterlassen, so sollen sie selbst in eine Strafe von dreißig Pfund Goldes fallen, und ihre Unterbeamten derselben Ahndung unterliegen. » — Hiermit war das Heidenthum gesetzlich todt, aber noch lange Zeit hindurch treten uns einzelne Erscheinungen und Thatsachen entgegen, welche hinreichend beweisen, daß wenn auch sein Geist, seine Bedeutung, nicht so viele seiner Gebräuche und Ansichten aus dem Bewußtsein und der Gewohnheit der römischen Welt entschwunden waren.

# Drittes Kapitel.

## Geschichte des Christenthums.

Das Christenthum als Religion ist mehr als bloße Lehre, es ist eine geistige That und deswegen hat es auch keine Schule, sondern eine Gesellschaft gebildet. Seine wesentliche und unmittelbare Bestimmung ist, das Leben zu gestalten und deßhalb durchdringt, formt, bildet es auch dasselbe vom ersten Augenblick seiner Entstehung an. Eine andere, von der früheren durchaus verschiedene Welt- und Lebensansicht wird durch dasselbe an die Menschheit gebracht, diese selbst gewinnt ein neues Bewußtsein über sich selbst, über Gott, die Welt, über ihr Verhältniß zu beiden und ihre Bestimmung. In der einfachen christlichen Glaubens- und Sittenlehre sind dadurch, daß sie den ganzen Menschen in allen seinen Verhältnissen und Beziehungen ergreift, ihm überall einen bestimmten, nicht stillstehenden, abgeschlossenen, sondern lebendig sich entwickelnden Charakter aufdrückt, die Keime einer unendlichen Reihe von Entwickelungen auf allen Gebieten des Geistes gegeben. Die Geschichte der christlichen Jahrhunderte besteht eben aus nichts Anderem, als aus mehreren solcher Reihen christlicher Entwickelungen, die ihre in Anfang, Blüthe und Verfall sehr bestimmt ausgedrückten Perioden haben und welche dadurch, daß das erste Glied der Folgenden sich immer aus dem letzten der vorhergehenden entwickelt, in einem inneren und organischen Zusammenhange stehen. — Wo nur die Entwickelung selbst den Grundcharakter des christlichen in sich bewahrt, da ist, mögen auch die Formen, Gestalten und Bildungen, die sie hervorruft, noch so verschieden sein, der Geist immer der eine und selbe, ein Prinzip liegt allen diesen Reihen zu Grunde, und realisirt sich in jeder in eigenthümlicher Weise. Pflicht desjenigen, der sie darstellt, aber ist, das Eigenthümliche jeder besondern Erscheinung eben so sehr festzuhalten, wie das Allgemeine in ihr nachzuweisen, sie ganz zu reproduziren,

nichts nach vorgefaßter Idee, sondern so wie sie selbst es giebt, zu geben, und der Maaßstab ihrer Beurtheilung nie in etwas Anderm als in ihr selbst zu suchen.

Unsre Aufgabe ist hier, eine Reihe christlicher Entwickelungen darzustellen, die mit der Anerkennung des Christenthums als Staatsreligion beginnt und sie bis gegen das Ende des fünften Jahrhunderts, bis zum Sturz des weströmischen Reichs, dem eigentlichen Beginnen des Mittelalters, durchzuführen. Es ist die in diesen Grenzen eingeschlossene Zeit eine zweite Reihe, ein zweites für sich bestehendes Ganze in dem großen Ganzen christlicher Geschichte, das schon Angefangenes fortführt, auf schon Begonnenem weiter baut und dem Vorhandenen Neues hinzufügt. Das oben angedeutete Gesetz, daß die ersten Glieder dieser Reihen sich immer aus den letzten der vorhergehenden entwickeln, findet auch hier seine Anwendung, und deßhalb können wir diese Zeit, wie überhaupt keine, nicht isolirt, sondern nur im Zusammenhange mit der vorhergehenden, die bei ihrem Beginnen endigt, auffassen, und unsre Darstellung derselben muß nothwendig mit einem Rückblick auf jene beginnen.

Das Christenthum war in die Welt getreten und hatte den Keim seiner unendlichen Geisteskraft, der unerschöpflichen Fülle von Ideen und Bildungen, die in ihm sich entfalten sollten, in das Bewußtsein einiger gottbegeisterten Männer niedergelegt, die es zuerst in Form einer einfachen Lehre, weniger, allgemein ausgedrückter, Glaubenssätze, vor Allem aber durch ein von dem neuen Geiste ganz durchdrungenes, von ihm hervorgerufenes Leben verbreitet hatten. Es war eine geistige That, eine That Gottes, die die Menschheit durchdrang und erfüllte, und je näher eine Zeit der vollkommensten Erscheinung des Göttlichen auf Erden stand, desto mehr mußte sie von dem Wesen derselben ergriffen, desto inniger und kräftiger von ihm beseelt werden. Daher kommt es, daß das christliche Leben selbst, in jener ersten Periode in seiner einfachsten, reinsten, geistigsten und darum christlichsten Gestalt erscheint. Die Gluth der Begeisterung waltet überall vor und tritt der starren

Kälte heidnischer Gleichgültigkeit oder dem Hochmuthe philosophischen Wissens entgegen. Es ist das frische, warme Jugendalter des Christenthums, das man mit Recht sein heroisches Zeitalter genannt hat, denn es ist das Alter seiner Heroen, fast eine jede seiner Erscheinungen trägt den Charakter des Heroischen, als Aufgehen, gänzliches Hingeben an ein Höheres, mit vollkommener Selbstverläugnung gefaßt. Die Individualität geht in dem Objektiven des Glaubens und der Begeisterung unter. Die so scharf ausgeprägten Völkerunterschiede, die Eigenthümlichkeiten des Orients und Occidents, die später so bestimmt und folgenreich hervortreten, sind in dieser Periode noch ununterschieden bei einander[1]). Die Entwickelung strebt viel mehr nach Bildung des christlichen Lebens als eines Allgemeinen und Einen in der Gemeinde, als nach besonders vollendeter christlicher Ausbildung des Individuums. Daher behalten auch die Lehren des Christenthums, die Glaubenssätze, in jener Zeit eine große Allgemeinheit in Form und Fassung, die mit dem Charakter des Ganzen der Zeit wohl übereinstimmt, aber einer späteren Entwickelung, die zu spezialisiren und zu individualisiren anfing, nicht mehr genügen konnte, und deßhalb auch nach genauerer Untersuchung, schärferer Bestimmung strebte. Glauben, in seinem ganzen Umfang, in seiner ganzen Tiefe war das Prinzip der Zeit, und eben weil es das ausschließlich war, hatte es auch eine Kraft und Innigkeit, von der die späteren Jahrhunderte wohl einzelne Beispiele, nie aber wieder das Bild einer so allgemeinen Durchdrungenheit nachweisen.

Um aber den eigenthümlichen Charakter dieser ersten Periode möglichst vollständig zu bezeichnen, müssen wir noch zwei Umstände hinzufügen, die wesentlich zur Ausbildung desselben beitrugen. Einmal nämlich das Verhältniß, in dem sich das Christenthum zu der römischen, staatlichen sowohl, wie religiösen Welt befand, und dann das ihm seiner innersten Natur nach beiwohnende Streben, da, wo es Wurzel faßt, alle Lebensverhältnisse, alle einzelnen und allgemeinen Beziehungen und Thätigkeiten des Geistes nach einem neuen Prinzip zu

organisiren. Das erste war ein äusseres vorübergehendes Verhältniß, dessen Wirkungen mit ihm selbst aufhörten, das andre ist, weil ein inneres, dauernd und bleibend, ihm im neunzehnten Jahrhundert seines Bestehens eben noch so wesentlich und eigenthümlich, wie im ersten. Dadurch, daß die neue Religion den schwersten und härtesten, mit den Waffen des Geistes eben so, wie mit denen der materiellen Macht geführten, Kampf zu bestehen hatte, daß die härtesten Verfolgungen von allen Seiten sie trafen, alle Mittel angewendet wurden, um sie im Keime zu ersticken, — mußten seine Bekenner von einem eigenen Geiste gesteigerter Kraft, ja wenn man will, einer Art geistigen Spannung erfüllt werden, die sie fähig machte, allen diesen härtesten äusseren Angriffen einen inneren Widerstand entgegenzusetzen, da ihnen die Mittel zu einem äusseren fehlten. Daß diese geistige Spannung nicht in Ueberspannung, nicht in einen heftigen schnell auflodernden und darum auch schnell vergehenden, Enthusiasmus, in eine Begeisterung, die eben so oft irren kann, wie sie das Rechte trifft, ausartete, dafür schützte die hohe christliche Natur derselben, die nicht sowohl ein Hinaufspannen subjektiver Kraft, als vielmehr ein gänzliches Verzichten auf diese, ein vollkommenes Hingeben an die höhere Kraft, die in dem Schwachen mächtig sein will, erzeugt. Diese Fülle des Ergriffenseins, dies totale Aufgehen in eine göttliche Idee, so daß Alles Irrdische, wenn es drohte sowohl, als wenn es reizte, wenn es strafte oder wenn es seine Genüsse bot, seine Macht über den Geist verloren hatte, diese höchste unumstößliche Gewißheit göttlicher Erfüllung und göttlichen Lohnes, von der die Märtyrer beseelt waren, und welche uns Helden in ihnen sehen läßt, die Alles, was die Erde von dem Ihrigen sonst groß und das Größeste nennt, weit hinter sich zurücklassen, hat eigentlich die Welt dem Christenthum gewonnen und gewinnt sie ihm noch immer, wo sie sich zeigt. Aber am reinsten, vollkommensten, kräftigsten zeigte sie sich in jener Zeit, die darin Schätze zurückgelassen hat, an denen die nachfolgenden Jahrhunderte lange zehrten, ohne sie zu erschöpfen. Daß dieses heroische

Zeitalter aufhören mußte, als das Christenthum den Sieg errungen und mit Konstantin den Purpur nahm, um fortan die Welt zu beherrschen und seine eigene geistige Welt in ihr sich zu erbauen, ist einleuchtend; daß aber alle diese begeisternden Erscheinungen, deren Größe die Zeit oft verkennt, weil sie in ihrer eigenen Kleinheit den Maaßstab dazu verloren hat, nur zum Theil in den besondern Verhältnissen der ersten Jahrhunderte, ganz aber und dem Wesen nach in der Natur des Christenthums selbst gegründet sind, das wird dem Unbefangenen klar werden, wenn er dieselben Erscheinungen auch überall da sich wiederholen sieht, wo dem Streben, dasselbe zu verbreiten, Marter und Verfolgung entgegengesetzt wird. Derselbe Glaube der die Blutzeugen der ersten Zeiten den Bestien des Cirkus und dem Eisen der Gladiatoren freudig und getrost entgegen gehen machte, erfüllte seine Verkündiger am Ganges, in China und in Japan anderthalb Jahrtausende später mit demselben Muth unter den Peinigungen ihrer Verfolger.

Aber neben diesem tritt uns in jener Zeit noch eine andre Erscheinung entgegen, die sich in allen folgenden zwar wiederholt, hier aber, weil zuerst, auch am kräftigsten und jugendlichsten zeigt. Es ist dies die bildende und organisirende Thätigkeit des Christenthums. Das enge und wesentliche Verhältniß zwischen Religion und Civilisation und Staatenbildung, eines weiteren auseinanderzusetzen, kann hier nicht der Ort sein. Ohne darauf einzugehen wie die Bildung des Alterthums in allen ihren Beziehungen auf Religion erbaut war, ist es unsre Aufgabe hier, nur die geschichtliche Seite dieses Verhältnisses in Bezug auf die desfallsige Thätigkeit des Christenthums zu entwickeln, denn zu dessen Geschichte gehört Alles das, was wahrhaft aus seinem Geiste hervorgegangen ist. Ihm Heterogenes kann wohl aus ihm und im Gegensatze zu ihm sich entwickelt haben, das ist aber nicht das bleibende, und eigentlich christlich geschichtliche, wenn es auch faktisch geschehen ist und in der Kirchengeschichte seinen Platz findet. Wir möchten solche die negativen Fakten der christlichen Geschichte nennen, wie es zum Beispiel alle Schismen und Häresien

sind, die nur insofern zum Christenthum gehören, als jede Negation zugleich eine Bestimmung enthält oder hervorruft.

In dem Wesen des Christenthums selbst nun ist es gegründet und jede Seite seiner geschichtlichen Entwickelung zeigt es hinreichend, daß überall da, wo eine Gemeinschaft auf den Grund desselben hin sich bildet, sogleich das Bestreben, das religiöse Leben zu organisiren, feste Formen, bestimmte Gestaltungen desselben hervorzubringen, sich zeigt. Aus diesem Bestreben, das sich historisch überall nachweisen läßt, ging zuerst die Nothwendigkeit einer Einheit in der Leitung aller einzelnen, darauf hinzielenden christlichen Thätigkeiten hervor, und das ist der unbestreitbare frühste Grund aller Hierarchie. Ueberall in den Anfängen christlicher Geschichte sucht sich, wo die heilbringende Lehre überhaupt nur verkündet ist, eine sogleich nach gewissen, aus dieser Lehre selbst hervorgehenden Gesetzen geordnete und verwaltete Gemeinschaft zu gestalten, die ihr Leben nicht wiederum isolirt, in sich und für sich abgeschlossen, sondern in dem Anschliessen an Verwandtes, in dem Aufgehen in eine größere Gemeinschaft, findet. Dies Streben nach Bildung eines größeren Ganzen, einer umfassenden Allgemeinheit, hatte seine Begründung sowohl wie seinen Halt in dem Bande, welches die Einheit des Glaubens um Alle schlang, und das Alle verknüpfte, die äussere Einheit dieser Gemeinschaft war so nur ein Hervortreten ihrer innern. Die Tendenz, die Nothwendigkeit, eine Kirche zu bilden, und zwar in allen Beziehungen des Worts auch eine äusserlich bestehende, in die Erscheinung tretende, ist historisch eben so fest und unwiderleglich erwiesen, wie sie in dem Wesen des Christenthums selbst gegründet ist. Nur vergißt man zu oft das Recht und die Bedeutung, die der Kirche aus dieser ihrer geschichtlich nothwendigen Entwickelung erwächst, geltend zu machen. Das Christenthum war mit Christus und dem, was er auf Erden that, allerdings vollständig an sich und vollkommen abgeschlossen gegeben, aber sobald dasselbe in die Menschheit trat, um sie zu durchdringen und nach seinem Geiste zu formen, mußte es natürlich in Bezug auf seine Entwickelung

in derselben allen den Gesetzen unterliegen, die ihr für ihren Bildungsgang vorgeschrieben sind. Sein Gehalt bleibt immer derselbe, nur in der Art, wie ihn der Geist sich aneignet, ist er in einem Wechsel, der aber ein beständiges Fortschreiten ist, begriffen und so unendlicher Vervollkommnung fähig. Aber mit seinem Eintritt in die Menschheit beginnt jener große Aneignungs- und Durchdringungsprozeß, der den eigentlichen geistigen Kern und Mittelpunkt aller neuern Geschichte bildet. In ihm realisirt sich jede Idee, die im Christenthum selbst in ihrer Unmittelbarkeit enthalten ist, durchläuft die Phasen ihrer Entwickelung, bewegt, erfüllt, belebt eine Zeit, um dann, wenn sie durch- und ausgelebt ist, einer neuen Entwickelungsreihe Platz zu machen.

Es fragt sich nun, in welcher Weise ist dieses Prinzip der christlichen Geschichte in der ersten Periode ihrer Entwickelung, in ihrem heroischen Alter, thätig gewesen? Um darüber eine klare Anschauung zu erhalten, müssen wir den reichen und mannichfaltigen Stoff theilen, und zwar theilen, wie er sich selber theilt. Gehen wir dabei von möglichst einfachen Auffassungen aus. Das Christenthum ist Religion und soll als solche auf das Leben wirken, dasselbe nach seinem Geiste gestalten. Um diesen seinen Zweck zu erfüllen, bildet sich unter seinen ersten Bekennern eine Gemeinschaft von Lehrenden und Lernenden, die durch den Glauben an dasselbe, als die wahrhaftige Religion, verbunden und zusammengehalten werden, und diesem Glauben gemäß ihr Leben einrichten. Diese Gemeinschaft wollen wir zuerst Kirche nennen, und um jeden Mißverstand zu vermeiden, bemerken, daß so aufgefaßt, Christus selbst und die Jünger die Urform der Kirche bilden. Dieser Glaube, das Prinzip, auf welchem das religiöse Leben der Gemeinschaft beruht, wird angeregt, fortgepflanzt durch die Lehre, und diese ist es also im Grunde, was das christliche Leben erzeugt, das bildende Objektive, der Glaube das Gebildete, Subjektive. So haben wir also zwei Grundformen gewonnen für alle historischen Entwickelungen des Christenthums, Lehre und Leben, in denen alle einzelnen Gestaltungen

desselben enthalten sein müssen. In der Idee wie in der Wirklichkeit sind beide Korrelativa, doch treten sie in der Erscheinung oft getrennt auf. Beruf der historischen Darstellung ist es nun, ihre inneren Beziehungen zu einander, aus dem, wie sie sich äusserlich gestalten, aufzuweisen, und den Gang ihrer Entfaltung mit allen seinen Verzweigungen auf den verschiedenen Gebieten des Geistes zu verfolgen.

Die Entwickelung der Lehre des Christenthums in jener ersten Zeit war in doppelter Weise bedingt, einmal durch ihre eigene Natur, dann durch die Umstände, unter denen sie sich zu bilden hatte. Es lag, in Bezug auf das erste, entschieden im Bewußtsein der Zeit, daß die von Christus den Aposteln, von diesen ihren Schülern und so fort überlieferte Lehre göttliche Offenbarung sei, und deßhalb war das erste, was sie von denjenigen, die sie damit bekannt machten, forderten, Glauben an dieselbe, als solche. Zu diesem Zwecke genügte es, daß diese Lehre selbst, in der einfachsten kürzesten Weise abgefaßt, der Inhalt ihrer Sätze in der konzisesten Form vorgetragen wurde. Das Bewußtsein der höheren Weihe und Mission des Ganzen war noch in dieser Zeit so lebendig, daß nirgend sich das Bedürfniß einer bestimmter entwickelten Form zeigte, die faktische Weise der Mittheilung, als deren bester Ausdruck aus jener Zeit im Allgemeinen das *Symbolum apostolicum* zu betrachten ist, genügte Allen. Es war die begeisterte Predigt, die von dem Lehrer auf den Hörer sich übertragende Fülle des Geistes, sein lebendiges Wesen, welches ergriff, überzeugte, bekehrte; keineswegs der ausgebildete Vortrag, die geistreich und mannichfaltig entwickelte Lehrform. Zwei Umstände aber besonders machten ein Hervortreten aus dieser Unmittelbarkeit für die Lehre selbst nothwendig und liessen sie die ersten Schritte auf der Bahn ihrer späteren Entwickelung thun. Einerseits der geistige Zustand eines großen Theiles derjenigen, denen sie verkündet werden sollte, und dann die entstehenden Entstellungen und Fälschungen derselben. Der größte Theil derjenigen, welche sich in den ersten Zeiten des Christenthums zu demselben bekannten, bestand in solchen, die

der Heiland selbst πτωχοὶ τῷ πνεύματι nannte, denen bei eigener Geistes- und Gemüthseinfachheit die einfachste Darstellung der christlichen Lehre das entsprechendste und überzeugendste war. Als aber dasselbe später Männer zu seinen Bekennern zählte, welche die geistigen Schätze der alten Welt in reichster Fülle sich zu eigen gemacht, deren ganze Anschauungs- und Auffassungsweise darin lebte, als das Christenthum den Philosophen und überhaupt geistig Gebildeten nahe treten, und sie von seiner Wahrheit überzeugen sollte, da wurde es innerlich und äusserlich gleich nothwendig, daß die Entwickelung und Form seiner Lehre dem geistigen Zustande der neuen Katechumenen angepaßt wurde. Dies Bestreben zeigt sich, bis auf einen gewissen Grad ausgebildet, zuerst bei Justin dem Märtyrer, und wird von der Alexandrinischen Schule aufgefaßt und fortgesetzt. Es war dabei nothwendig, daß nicht sowohl Prinzip und Systeme der alten Philosophie für diesen Zweck in Anwendung kamen und benutzt wurden, als vielmehr ihre Methode, denn das Hauptziel, daß das Christenthum jedem, auch dem höchsten und gesteigertsten geistigen Bedürfniß zugänglich gemacht werden sollte, erforderte dies. Daher ist denn, worauf mit Recht aufmerksam zu machen, die Alexandrinische Schule, in welcher diese Richtung am meisten ausgebildet wurde, dem Namen und der That nach — eine Katecheten-Schule gewesen und geblieben. Sie übte einen großen Einfluß auf die Begründung und Ausbildung der Lehre und vermittelte die Auffassung derselben, von Seiten derjenigen, die in heidnischer Philosophie befangen, die Formen- und Anschauungsweise derselben überall verlangten, vor denen geistig nichts gerechtfertigt war, was sich darin nicht bewegte. Das Gute, was sie stiftete, war groß und bleibend, und der Nachtheil, den einige in dieser Richtung zu weit gehend, das Wesen mit der Form verwechselnd durch gewagte und kühne Behauptungen der Reinheit der christlichen Lehre brachten, schadete theils meistens nur seinen Urhebern, theils wird er durch den überwiegenden Nutzen, der ganzen dort entwickelten Thätigkeit und Tendenz

aufgehoben. Der Einfluß dieser Schule auf die Entwickelung und Gestaltung der Dogmatik war von der höchsten Bedeutung, viele spätere Erscheinungen auf diesem Gebiet, Auffassungsweisen, Lehrbestimmungen verstünden wir schwer oder gar nicht, wenn wir nicht ihre Wurzel, ihren Anlaß und Grund bei den Alexandrinern nachweisen könnten. Mit dem Ende des dritten Jahrhunderts, mit dem jenes erste Zeitalter überhaupt schließt, ist auch die Blüthe dieser Schule beendigt, ja als wirklich bestehend und erfolgreiche Thätigkeit auf die Zeit ausübend, reicht sie kaum so weit. Diese Richtung erfüllte übrigens besonders den Orient, die ausgezeichneteren Lehrer desselben im zweiten und dritten Jahrhundert stehen mit ihr in näherer oder entfernterer Verbindung, alle Lehrentwickelungen jener Zeit tragen mehr oder minder ihren Charakter an sich. Im Abendland, wo die Neigung für das organisirende Prinzip im Christenthum vorherrschte, war mehr Alles, auf innere und äussere Verfassung und Rechtsverhältnisse der neu sich bildenden Gesellschaft Bezügliche mehr gepflegt und entwickelt worden, und hier gab von den frühsten Zeiten an die römische Kirche die entscheidende Richtung, ihr Wirken herrscht überall vor, die Ausbildung der Lehre mußte nothwendig ferner liegen. Auf das, was in dieser Beziehung hier geschah, hatte Tertullian den entscheidendsten Einfluß, er ist in mannichfacher Weise der Clemens und Origenes des Occidents zugleich.

Von größter Wichtigkeit aber ist der Einfluß, den die entstehenden Häresien auf die Entwickelung der Lehre ausübten, denn durch sie tritt innere Nöthigung einer weiteren Auseinandersetzung des in einfachster Form Gegebenen ein, und indem sie dem Irrthum feste und bestimmte Gestalt geben, zwingen sie die Wahrheit aus ihrer Unmittelbarkeit hervorzutreten, sich zu entfalten, was sie nicht anders kann, als indem sie sich in ihre einzelnen Momente zerlegt. Obgleich es paradox scheint, so ist es darum nicht minder wahr, daß das Wesen der christlichen Lehre selbst die Häresie nothwendig macht. Der Glaube, die einzig wahre Form des religiösen

Wissens, fordert seiner Natur nach ein sich Unterwerfen des Subjekts, ein Verzichten, nicht sowohl auf eigene Einsicht, als auf eigenes Schaffen. Die Häresie besteht nun eben in einem Geltendmachen der Subjektivität, nicht einer Allgemeinheit, wie die Kirche, die das zu Glaubende vorstellt, es ist, sondern die individuelle Vernunft wirft sich hier zur Richterin auf, sie bestimmt, was anzunehmen, was zu verwerfen, in welchem Sinn die Lehre zu verstehen, wie die sie enthaltenden Stellen der Schrift auszulegen seien, mit einem Worte, sie entscheidet, indem sie wählt und daher — ἄιρεσις. Das ist das Grundprinzip der Häresie, wenn sie auch oft ganz Entgegengesetztes zu wollen und zu behaupten scheint, und darum besteht sie auch immer nur im Gegensatz gegen die kirchliche Lehre, und setzt diese voraus. Daß sogleich mit dem Verbreiten des Christenthums Häresien entstehen, daß dies Prinzip im ersten und zweiten Jahrhundert schon geltend gemacht wird, beweißt besser als Alles, daß von Anfang an eine sehr bestimmt, freilich oft mehr gefühlte und klar entwickelte Bedeutung der Grundlehren des Christenthums im Bewußtsein des Christen lag, daß mit andern Worten, Kirche und kirchliche Lehre mit dem Christenthum zugleich gegeben sind, und sich nicht etwa erst allmählig aus einzelnen Ideen, Mißverständnissen wohl gar, oder aus eigens zusammentreffenden Zeitumständen entwickelt haben. In wiefern nun dies Geltendmachen und Hervorheben der Subjektivität im Wesen des Geistes überhaupt liegt, sobald es sich um Auffassung eines geistigen Inhalts handelt, in sofern kann gesagt werden, daß die Natur der, Glauben verlangenden christlichen Lehre die Häresien nothwendig gemacht habe. Dabei folgt es natürlich, daß solange die einzelnen Sätze dieser Lehre in mehr allgemeiner, das Einzelne nicht scharf bestimmender Form aufgestellt waren, ein Wählen zwischen mehreren Bedeutungen und Auffassungsweisen, bei dem das Individuum immer den Schiedsrichter abgab, wie weit leichter und häufiger, so auch, wenn man will, verzeihlicher war. Daher die größere Menge der Häresien in den ersten Jahrhunderten, wo die kirchliche Lehre selbst durch die größere Unbe-

stimmtheit ihrer Form eine Mannichfaltigkeit der Erklärungen zuließ, daher das allmählige Verschwinden der einzelnen Häresien, jemehr die Lehre selbst sich entwickelt, herausstellt, in ihre einzelnen Momente zerlegt, bis sie endlich Alle verschwinden, um einer einzigen großen Platz zu machen, die aber nicht sowohl mehr Häresie der Lehre als des Prinzips ist. Dabei ist nicht zu verkennen, daß alle Häresien sich historisch in einem sehr folgerechten Gange entwickelt haben, sie halten mit der Kirchenlehre gleichen Schritt, ja man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, daß beide sich einander bedingten. Ein kurzer Ueberblick der Häresien der ersten drei Jahrhunderte wird die Richtigkeit dieser Behauptung erweisen.

Die kirchliche Lehrentwickelung des ersten Jahrhunderts ist noch in vielen Beziehungen judaisirend, Einfluß jüdischer Vorstellungen noch mannichfach vorherrschend, daher sind seine Häresien auch zum größten Theile besonderes Geltendmachen isolirter jüdischer Ideen, Entgegensetzung derselben gegen die neuen christlichen, Uebertragen älterer Spekulation auf Christus. So die Doketen, Phantasiasten, Nazaräer, Ebioniten, Elkesaiten. Dabei war die Zeit von Messianischen Ideen und Erwartungen voll, das Christenthum selbst wurzelte darin, nahe lag daß einige sich für den wahren Messias ausgaben, indem sie den rechten zu einem falschen machten, so Dositheus, Mänander. Fast alle Irrlehrer der Zeit sind Juden oder stark judaisirende Christen. Im zweiten und dritten Jahrhundert, wo griechische und orientalische Philosophie in nähere Berührung mit dem Christenthum kamen, wo die Lehrentwickelung desselben besonders von dieser Seite her beeinflußt wird, nehmen auch die Häresien diesen Charakter an. Sie sind ein Hervorheben griechischer und orientalischer Philosopheme, besonders letzterer, da Christliches und eigenthümlich Orientalisches häufig zusammentrafen. Die griechische Philosophie war als Platonismus großen Theils in viele Bildungen der orientalischen Philosophie übergegangen, und tritt im Gegensatz gegen das Christenthum bei weitem weniger einzeln und für sich bestehend, als in Verbindung mit jener hervor, wie vor Allen

im Neuplatonismus und allen damit näher oder ferner verwandten Auffassungsweisen. So die Gnostiker[2]) und alle ihre Verzweigungen, so Montan, bei dem sich hauptsächlich eine nationelle sogar provinzielle Individualität, das phrygisch enthusiastische Wesen, der kirchlichen Allgemeinheit gegenüber geltend machen will. So Praxeas und die ganze Reihe der ihm folgenden Monarchianer, so endlich die Manichäer. Alle diese Häresien hatten direkt oder indirekt eine Entwickelung der kirchlichen Lehre veranlaßt und sogar dadurch, daß sie hauptsächlich die ökumenischen Konzilien hervorriefen, eine neue Phase derselben herbeigeführt.

Nach diesen allgemeineren Vorbemerkungen können wir jetzt den Zustand der christlichen Lehre und des christlichen Lebens am Ende seiner ersten Periode darlegen, um dann im Stande zu sein, seine weitere Entwickelung von Konstantin bis auf Theodos den Großen zu verfolgen.

Was nun zuerst den Zustand der Lehre am Ende des dritten Jahrhunderts betrifft, so ist es schwer, sich ein bestimmtes, abgeschlossenes Bild derselben zu machen, das in allen seinen Theilen gleich vollständig wäre, da die Entwickelung derselben bis jetzt noch fast ausschließlich von Einzelnen ausgeht, und die Gemeinschaft selbst noch keinen so fertigen und abgerundeten Begriff derselben aufgestellt hat, wie dies die Kirche später in den Bestimmungen der Konzilien that. Mit voller Gewißheit läßt sich nur sagen, daß in Bezug auf die angegriffenen Sätze der Lehre, das kirchliche Bewußtsein sich sehr entschieden, im Gegensatz gegen die häretische Auffassung derselben ausgesprochen hatte. Die Schriften der Haupttheologen der Alexandrinischen Schule geben in Bezug darauf wohl das treueste Bild, Klemens besonders, Origenes schon weniger, der mit Behutsamkeit benutzt werden muß. Als Gesammtausdruck der Lehre der Kirche am Ende dieser Epoche können wir eigentlich nichts Bezeichnenderes aufstellen, als eben noch das apostolische Symbolum. Einzelne Sätze desselben waren allerdings, sobald sie von den Häretikern angegriffen, oder in einem, dem katholischen Bewußtsein in Schrift und Tradition

entgegengesetztem Sinne erklärt waren, Gegenstand genauerer Untersuchung, schärferer Bestimmung gewesen. Aber am Anfange des vierten Jahrhunderts waren die angefangenen dieserartigen Entwickelungen noch keineswegs vollendet, ja sie hatten, wie die nachfolgenden arianischen Streitigkeiten beweisen, noch nicht einmal einen gewissen Grad von Reife erlangt, so daß sie wenigstens in einigen Beziehungen hätten können für abgeschlossen gelten. Die Hauptentwickelung bezog sich auf die Grundlehre des Christenthums von der Trinität in dem Wesen und Verhältniß der einzelnen göttlichen Personen. Dagegen waren mit geringen Ausnahmen alle Häresien des zweiten und dritten Jahrhunderts gerichtet, und wie der Kreis der Irrthümer darüber eigentlich erst mit dem Arianismus und allen damit zusammenhängenden Systemen abgeschlossen wurde, so bildete sich die katholische Lehre darüber auch vollkommen erst mit der kirchlichen Bekämpfung desselben aus, und empfing in den Symbolen der ökumenischen Konzilien dieses und der folgenden Jahrhunderte ihre bestimmte Fassung und Form. Vorbereitet war dieser Abschluß allerdings durch die Bestimmungen der katholischen Lehrer der beiden vorhergehenden Jahrhunderte, und die Entwickelung dieser Lehren erscheint als ein großes, durch mehrere Jahrhunderte fortlaufendes Ganze, das einen bestimmt innern und organischen Zusammenhang, eine sehr konsequente Gliederung hat. Ein Unterschied zwischen orientalischer und occidentalischer Lehrentwickelung, hauptsächlich formell, tritt schon um diese Zeit hervor. Dem leichteren, gewandten, zu nicht immer fruchtbringenden Spekulationen geneigten Charakter des Orients, tritt die haltungsvollere, abstrakten Auffassungen mehr abgeneigte Weise des Occidents entgegen, als dessen entschiedener Mittelpunkt Rom erscheint. Der römische Bischof verwaltet schon bei höchst wichtigen Veranlassungen sein großes schiedsrichterliches Amt, und die Festigkeit, die vielen oft Starrheit erschienen ist, welche er dem veränderlichen, oft schwankenden und darum näher an den Irrthum streifenden Verfahren des Orients entgegensetzt, hat die kirchliche Wahrheit in bedenklichen Krisen aufrecht

erhalten. Wir wollen in dieser Beziehung nur auf die Zurechtweisung aufmerksam machen, die Dionysius von Rom an Dionysius von Alexandrien ergehen ließ, als die Geistlichkeit der Pentapolis ihn aufforderte, Schiedsrichter zu sein, ob der Bischof von Alexandrien bei Bestreitung der sabellischen Irrthümer nicht selbst in Irrthum verfallen sei [3]).

Für die Darlegung des Zustandes, in welchem sich das christliche Leben am Ende des dritten Jahrhunderts befand, tritt als Hauptfrage hervor: in wie weit hatte sich der Begriff der Kirche historisch entwickelt? Denn davon hängt die ganze übrige Entwickelung des christlichen Lebens in der Gemeinde wesentlich und nothwendig ab, da dieses sich nur auf dem Grunde des allgemeinen kirchlichen Bewußtseins fruchtreich erbauen kann.

Die Idee der katholischen Kirche, der anzugehören, nothwendige Bedingung des Heils sei, dem Grunde nach so alt, wie das Christenthum, bestimmt hervortretend und ausgesprochen schon in den frühsten Zeiten [4]), hatte gegen das Ende dieser Periode schon einen hohen Grad von Ausbildung erreicht, sie war integrirender Theil des christlichen Bewußtseins geworden, und hatte auf die Bildung und Gestaltung aller kirchlichen Verhältnisse den größten Einfluß gehabt. Besonders erscheint sie in der abendländischen Kirche in vielfacher Weise thätig und einer der Hauptlehrer derselben ist es auch, der das Bewußtsein seiner Zeit und seiner Kirche darüber zusammenfaßte und aussprach, Cyprian in seinem Buche, de unitate ecclesiae. Der Orient theilte dasselbe und es findet sich bestimmt ausgedrückt bei dem größten Lehrer dieser Kirche, Origenes [5]). Aber das Bestreben, diese Idee der Katholizität und Einheit auch in der äußeren Erscheinung der Kirche zu realisiren, ihrer Erscheinung in Lehre, Kultus Leben diesen inneren Charakter aufzudrücken, zeigt sich bei weitem entschiedener und bestimmter im Abendlande. Und zwar besonders deßwegen, weil hier Rom, als anerkanntes Centrum der Einheit, einen viel unmittelbareren und darum wirksameren Einfluß ausübte, als in dem entfernteren Orient.

Die eigentliche Organisation des kirchlichen Lebens, alles, was sich auf Einrichtung, Sitte, Gebrauch, Recht bezog, war hier bestimmter festgesetzt, kräftiger gehandhabt und das Bestreben der römischen Bischöfe, die äussere Einheit darin, die wahrhaft nie ohne die innere sein kann, auch auf den ganzen Umfang der Kirche auszudehnen, ist, seitdem Viktor in den Streitigkeiten über die Feier des Passah, nicht der Ostern, es so entschieden geltend gemacht hatte, ein ununterbrochen fortgesetztes gewesen. In der allgemeinsten und verbreitetesten Form zeigt sich aber dies Bewußtsein von der Nothwendigkeit der Einheit in dem Bestreben der einzelnen Kirchen sich in jeder Weise äusserlich zu verbinden, aus der Vereinzelung herauszutreten, ein größeres in sich vollkommner organisirtes Ganze zu bilden. Dergleichen mußte natürlich besonders von den Bischöfen ausgehen, die als Hirten der Gemeinde, als ihre obersten Leiter ein solches Anschliessen herbeizuführen und zu vermitteln hatten. Das Wesen des Amtes der Bischöfe, als Nachfolger der Apostel, wird deutlich von der Zeit erkannt, die spätere Wichtigkeit und Bedeutung, die ihnen in der nachfolgenden Entwickelung der Kirche zu Theil, wird jetzt schon in mehrfacher Hinsicht vorbereitet. Eben so war der Begriff des Priesterthums schon sehr klar entwickelt, und daß dasselbe immer mehr und mehr anfing, als Stand anerkannt zu werden, mußte wesentlich zur Begründung und Ausbildung der eigentlich geistlichen Seite der kirchlichen Entwickelung beitragen. Die Organisation der Hierarchie und des kirchlichen Lebens, im strengeren Sinne des Worts, hing davon fast ganz ab. Und so sehen wir denn, daß am Ende dieser Periode überall da, wo das Christenthum seit längerer Zeit schon Wurzel geschlagen hatte, feste und geordnete Organismen des kirchlichen Lebens gebildet. Ueberall hatten sich die zerstreut oder beieinander wohnenden Christen in Gemeinden (παροικίαι) zusammengethan, die auf dem Lande, waren sie unbedeutend, sich an die zunächstliegende Stadt anschlossen, bei größerer Anzahl aber, je nachdem Bedürfniß oder Gelegenheit es mit sich brachten, von einem Presbyter oder Bischof verwaltet

wurden[6]). Die einzelnen Stadt- und Landgemeinden aber, traten, durch gegenseitiges enges Anschliessen, durch Gemeinschaft der Interessen schon um diese Zeit fast überall in eine höhere Einheit zusammen, zur kirchlichen Provinz nämlich. Mittelpunkt dieser Einheit war gewöhnlich der Bischof der Hauptstadt der Provinz, dessen Amt als Metropolitan ein doppeltes war, einmal die kirchlichen Angelegenheiten seiner Provinz in oberster Instanz zu leiten, und dann die Verbindung derselben mit dem Ganzen der Kirche zu unterhalten[7]). Vollkommen ausgebildet erscheint dieser wichtige hierarchische Organismus erst um die Mitte des vierten Jahrhunderts, wo er durch eine Konzilienbestimmung sanktionirt wurde, aber am Ende des dritten ist er schon entschieden vorhanden und in Wirksamkeit. Im Orient tritt er allerdings allgemeiner und auch bestimmter ausgebildet hervor, als im Abendland, wo er nie in diesem Grade sich realisirte, weil hier das Streben nach Bildung einer vollendeteren Form in der Gestaltung des römischen Primats vorhanden war, und da es von frühster Zeit an vorhanden war, den Durchgang durch die im Vergleich unvollkommenere Form der Metrapolitanverfassung weniger nothwendig machte. Es bildeten sich allerdings ähnliche Formen in Spanien, Gallien und Italien, aber bei weitem später (gegen das Ende des vierten, in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts) und dann sogleich mit einem ganz bestimmt ausgesprochenen Verhältniß zum römischen Stuhl, so daß sie mit den orientalischen kaum mehr als den Namen gemein haben[8]). Im Orient hatten sich um das Ende des dritten Jahrhunderts die beiden großen Metropolen von Antiochien und Alexandrien besonders ausgebildet, später verlor Antiochien viel von seiner Wichtigkeit und Konstantinopel trat fast übermächtig auf. Dabei darf nicht übergangen werden, daß diese Getheiltheit Anlaß gab, daß in die kirchliche Entwickelung des Orients viele Heftigkeit, Zwist, Gegensätze, Eifersucht und andre fremdartige und hemmende Elemente kamen, während das Abendland viel ruhiger und sicherer unter der immer mehr anerkannt werdenden römischen Oberleitung voranschritt.

Von größter Wichtigkeit ist noch eine andre Institution, die um diese Zeit ebenfalls schon einen gewissen Grad von Ausbildung erreicht hat, und deren ganze große Bedeutung für die Folgezeit aus dem Einflusse, den sie jetzt schon ausübt, entnommen werden kann. Es sind dies die Synoden, die als provinzielle gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts zuerst erscheinen. Mit ihnen beginnt für die innere Entwickelung der Kirche in Lehre und Leben eigentlich eine neue Epoche. Sie sind recht eigentlich aus dem Wesen und der Natur des christlichen Princips hervorgegangen und so natürlich in demselben gegründet, daß es in der That auffallen muß, wenn man sieht, wie ihr Ursprung, in wer weiß welchen Ursachen, nur nicht in der rechten, dem Streben nach Einheit und Allgemeinheit in den kirchlichen Entwickelungen, gesucht wird. Selbst die eigenthümlichsten Hypothesen hat man nicht verschmäht, um sie anderswoher als aus dem Wesen des Christenthums selbst zu deduziren. Hat man sie doch für eine Nachahmung der Amphyktionen erklärt!! — Für Bedeutung und Zweck, die man ihnen anfangs unterlegte, ist eine Stelle bei Tertullian sehr bezeichnend [9]). Es geht daraus hervor, daß schon in frühster Zeit die allgemeinen und höhern Interessen der Kirche auf ihnen verhandelt und sie als besonders zur Beschäftigung mit denselben bestimmt, aufgefaßt wurden. Firmilian von Cäsarea, um die Mitte des dritten Jahrhunderts, stellt die Provinzialsynoden als für das Wohl der Kirche durchaus nothwendig dar, und aus der Weise, wie er es thut, geht hervor, daß Zusammenberufung und Haltung derselben schon ein langer eingeführter Gebrauch war [10]). In den apostolischen Kanonen findet sich die ausdrückliche Bestimmung (Kan. 36.), daß zweimal im Jahre die Bischöfe der Provinz zusammenkommen sollen, und mit einander die Lehren der Religion untersuchen und etwa vorkommende Streitigkeiten über Gegenstände des kirchlichen Lebens beilegen sollen [11]). Das Nizänische Konzil setzt in seinem fünften Kanon ausdrücklich die Zeit und die Gegenstände, die auf den Provinzialsynoden verhandelt werden sollen, fest [12]). Es ist

ganz unnöthig, den Ursprung oder wenigstens die erste Veranlassung dieser Institution in dem Streben, die κοῖνα, im Codex Theodosianus auch concilia genannt, die gesetzlichen Versammlungen der provinziellen staatlichen Behörden, nachzuahmen, zu suchen. Die kirchlichen Provinzialsynoden hätten sich auch ohne dergleichen Vorbilder selbst aus dem Wesen des christlichen Prinzips entwickelt.

In Bezug auf diejenigen Gegenstände, welche zur Konstituirung des eigentlich kirchlichen Lebens der Gemeinde gehören, in Allem, was Kirchenzucht und Verfassung betraf, zeigen sich um diese Zeit nicht allein die Grundzüge der Formen und Einrichtungen, welche später dasselbe ausmachen, sondern eine Menge jener selbst, vollkommen schon ausgebildet. Die Kanonen der Konzilien der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts sind voll von derartigen Bestimmungen, und als vollständige und authentische Darstellung des bis dahin bezüglich darauf Entwickelten müssen mit Recht die sogenannten apostolischen Kanonen und Institutionen angesehen werden, deren Abfassung zu verschiedenen Zeiten, deren Sammlung und Redaktion in die jetzige Form, in die Mitte des dritten Jahrhunderts fällt. Die Kirchendisziplin wird in fester, den Grundzügen nach überall gleicher Weise angeordnet, das Abendland, an seiner Spitze Rom, ist um diese Zeit besonders dafür thätig, und die großen sich jetzt entwickelnden Schismen tragen zur Festsetzung und Regulirung derselben ausserordentlich viel bei. In der innerlich und äusserlich gleich zerrissenen Zeit, wo Verfolgung und Bedrängung jeder Art dem Christenthum bereitet wurden, waren natürlich eine Menge schwächerer Gemüther in verschiedener Weise abtrünnig geworden. Als nun die kirchlichen Angelegenheiten, da gegen das Ende der Periode die Drangsale sich mannichfach minderten, mit mehr Ruhe und Sicherheit gehandhabt werden konnten, war es der Kirche sowohl wie der Gefallenen Wunsch, daß die schwere Sünde der Verläugnung gesöhnt werde. Zwei Ansichten über die Weise, wie dies zu vollbringen, machten sich geltend. Eine strengere, welche entweder die Gefallenen von aller Wieder-

aufnahme ausschloß, oder ihre Schuld so groß glaubte, daß dadurch der sakramentalische sündentilgende Charakter der Taufe aufgehoben sei, und sie deßhalb, um wieder aufgenommen werden zu können, einer neuen Taufe unterwarf, oder ihnen Bußübungen auferlegte, die den Sünder die ganze Lebenszeit hindurch ausserhalb der kirchlichen Gemeinschaft bleiben liessen, und ihn nur bei annäherndem Tode wieder aufnahmen. Den anderen milderen schien die Empfehlung eines Märtyrers oder Bekenners, (libelli pacis), hinreichend, um die unterbrochene Gemeinschaft wiederherzustellen, indem man voraussetzte, daß so heilige und erleuchtete Männer dieses Zeugniß nur Würdigen ertheilen könnten. Die erste Ansicht findet sich in ihrer Spitze und mit andern Elementen gemischt bei den Donatisten und steigerte sich hier bis zum Fanatismus. Sehr strenge, aber doch nicht in einem solchen Grade übertrieben bei den Novatianern, am gemäßigsten bei den Meletianern. Alle haben dieselben Grundideen, nur nach Ort, Zeit, Veranlassung und sonstigem partikularen modifizirt. Das andre entgegengesetzte Extrem bildet sich in dem Schisma des Felicissimus aus. Zwischen diesen Gegensätzen mit unerschütterlicher Festigkeit die rechte Mitte einhaltend, entwickelten die römischen Bischöfe eine von beiden Extremen gleich entfernte Disziplin, die nachher allgemeine Regel der Kirche wurde. Aus allen Bewegungen der Kirche aber, um zu einem Abschluß über diese Angelegenheiten zu gelangen, geht mit großer Evidenz hervor, daß zur Feststellung des kirchlichen Lebens die Schismen eben so wichtig und unentbehrlich waren, wie die Häresien für die Konstituirung der kirchlichen Lehre.

Das christliche Leben der einzelnen Gemeinden und Individuen war mehr ein stätiges, und weil die Thätigkeit und der Geist der ersten Zeiten sich fast ganz und gar darauf konzentrirt hatten, so war es von Anfang an gleich so geordnet und ausgebildet worden, daß in der Folge mehr ein Zurückgehen auf das ursprünglich Gegebene als ein weiteres Entfalten und Auseinandergehen desselben eintrat. Allerdings mußte es sich im Laufe der Zeit mehr nach Aussen hin bilden,

mehr in die Erscheinung treten, bestimmtere und mannichfaltigere Formen annehmen, das erforderte die zunehmende Menge der Christen im Allgemeinen, dann aber auch die fortschreitende kirchliche Organisation, die Größe der Gemeinden und der einzelnen kirchlichen Körper. Freilich ist nicht zu läugnen, daß mit der größeren Veräusserung dies mehr innerlich christliche Leben auch viel von seiner geistigen Kraft und Wärme verlor, und daß, wie in den ersten Zeiten der Geist fast ausschließlich vorgeherrscht hatte, so es jetzt in einer Menge seiner Erscheinungen allmählig die Form wurde. Die Askese war eins der Grundelemente dieses Lebens und der größte Theil der Christen übte sie, als nothwendig zur Vollkommenheit des christlichen Lebens aus, ohne durch Gelübde irgend welcher Art dazu besonders verpflichtet zu sein. An Uebertreibungen, Entstellungen, fremdartigen, oft sehr verwerflichen Beimischungen fehlt es allerdings auf diesem Gebiete nicht, aber im Allgemeinen trägt die Askese der Zeit einen sehr reinen ächt christlichen Charakter an sich, zu dessen Aufrechthaltung die Kirche sehr viel durch Gesetze für die Anordnung des asketischen Lebens der Einzelnen that. Die theologische und selbst philosophische Begründung dieser Seite des christlichen Lebens war besonders von den frühern Lehren der Alexandrinischen Schule ausgegangen. Klemens, Origenes.

Im Gottesdienst sind schon die Grundformen seiner späteren Gestaltung, wie sie von Anfang des Christenthums an bei demselben bestanden haben, nach mancher Seite hin, bedeutend ausgebildet. Als Feste feiert die Kirche die Paraskeue, Passah, Auferstehung, Himmelfahrt, Pfingsten, und gegen das Ende des dritten Jahrhunderts theilweise schon Weihnachten. Die Verehrung der Märtyrer, der Glaube an die Kraft ihrer Gebete, so wie an die Kraft des Gebetes der Lebenden für die Verstorbenen, findet sich durchaus im christlichen Bewußtsein der Zeit. —

Ueber den Zustand der kirchlichen Entwickelungen am Schluß der ersten Periode in etwa orientirt, können wir jetzt den Verlauf derselben von Konstantin bis auf Theodos den

Großen mit besserm Verständniß verfolgen. Für die innere und äussere Geschichte des Christenthums ist diese Zeit eine der wichtigsten und inhaltreichsten. Ihren Charakter im Allgemeinen zu bezeichnen ist schwer, ihre Eigenthümlichkeit besteht grade in dem größeren Reichthum und der Mannichfaltigkeit der Erscheinungen auf allen Gebieten, und neben den Fortbildungen des in der ersten Periode begonnenen, finden sich eine Menge neuer Schöpfungen, von denen jedoch wenige nur in dem bezeichneten Zeitabschnitt sich vollenden, die meisten ihre Wirksamkeit auf die folgende Periode übertragen. Zwei Aufgaben aber sind es besonders, die der allgemeinen Entwickelung der Zeit zu Grunde liegen, mit denen Alles in ihr Geschehene in äusserem oder entfernterem Zusammenhange steht, einmal die Anerkennung und Erhebung des Christenthums als Staatsreligion, die durch das Edikt Konstantins vom Jahre 313 begonnen, mit dem Gesetze Theodosius des Großen vom Jahre 380 beschlossen wird, — und damit steht in Verbindung Alles, was sich auf Ausbildung, Organisation der Kirche, auf ihre äussere Gestaltung als römisch-katholische bezieht; und andrerseits erreicht die große innere Bewegung derselben zur Feststellung ihrer Grundlehre von dem Wesen und der Natur ihres Stifters durch die Bestimmungen des zweiten ökumenischen Konzils vom Jahre 381 einen vorläufigen Abschluß. Alle Erscheinungen der Zeit auf dem geistigen Gebiet, alle Auffassungen und Entwickelungen der Lehre stehen im lebendigen Verhältniß zu dieser Grundfrage des Jahrhunderts, und wir können den Geist desselben im Allgemeinen und Besondern nur dann verstehen, wenn wir in das Wesen derselben näher eingehen und sie von dem Standpunkte der Zeit selbst, in beständigem Zusammenhange mit dem früheren betrachten.

Die ganze Aufgabe dieser Periode in Bezug auf die Entwickelung der Lehre ist in der Bekämpfung des Arianismus enthalten. Um ihn zu verstehen und um dem kirchlichen Verfahren gegen ihn folgen zu können, müssen wir ihn zuerst historisch zu begreifen suchen, und deßwegen ist es nöthig, einen Blick auf die geschichtliche Entwickelung der Lehre von der

Trinität zu werfen. Der einfachste und bezeichnendste Ausdruck des frühsten christlichen Bewußtseins darüber ist in den Worten des apostolischen Glaubensbekenntnisses enthalten: πιστευομεν εἰς τὸν πατέρα καὶ εἰς τὸν υἱὸν, καὶ εἰς τὸ ἅγιον πνεῦμα. Davon ging die kirchliche, und auch die häretische Entwickelung der Lehre aus, aber in verschiedener Weise und zu verschiedenen Resultaten gelangend. Der Unterschied beider möchte sich am besten so bezeichnen lassen, daß die kirchliche Ausbildung des Dogmas in positiver Weise fortschritt, die häretische in negativer. Es handelte sich nämlich von Anfang an darum und alle Entwickelungen strebten nach diesem Ziele, das Verhältniß der göttlichen Personen unter einander und damit das Wesen der Trinität zu bestimmen. Die kirchliche Auffassung bestand nun von den frühsten Zeiten auf Behauptung der Gleichwesenheit zwischen Vater und Sohn, das heißt, der Sohn sei in gleicher Weise Gott wie der Vater und es finde also eine Gemeinschaft der ὑπόστασις und ἐνεργεία statt. Die häretische Entwickelung ging dagegen immer bewußt oder unbewußt, von der Ansicht aus, daß diese Lehre von der Gleichwesenheit des Sohnes, die vor Allem festzuhaltende Einheit des göttlichen Wesens verletze, und diese aufrecht zu erhalten, war der Zweck aller ihrer Bemühungen. Sie glaubte ihn zu erreichen, indem sie die Gemeinschaft der ὑπόστασις verwarf, die der ἐνεργειά aber annahm. Bei den kirchlichen Lehrern der ersten beiden Jahrhunderte hatte sich die Ansicht von der Gemeinschaft der Hypostase, immer nur in einer weniger entwickelten Form ausgesprochen, indem sie blos behaupteten, der Sohn sei wahrer Gott, wie der Vater. So Justin, Tatian vor seinem Abfall, Theophilus, Athenagoras, Klemens von Alexandrien, Origenes, wenigstens läßt sich bei dem letzteren diese Ansicht eben so oft nachweisen, wie die entgegengesetzte, die die Arianer bei ihm gefunden zu haben behaupteten; so die katholischen Väter der abendländischen Kirche, Tertullian, ebenfalls vor seinem Abfall, Cyprian, Arnobius, Laktantius, in einfacher nicht so abstrakter Weise. In der häretischen Auffassung findet sich mehr Mannichfaltig-

keit, sie ist verschiedener aber auch im Ganzen unentschiedener ausgebildet, doch liegt allen jenes oben bezeichnete Prinzip zu Grunde. So die Aloger, die beiden Theodote, ὁ σκύτευς und ὁ τραπεζίτης, Artemon, Prareas, Noetus, Sabellius, Beryllus, Paulus von Samosata. Ihr gemeinsamer Zweck ist die μοναρχία τοῦ θεοῦ aufrecht zu erhalten, ihre Verschiedenheit besteht in der verschiedenen Weise, mit Aufgebung und Läugnung der hypostatischen Gemeinschaft, die Einheit der Energie zu erklären. In der Entwickelung der orthodoxen Theorie ist ein Fortschreiten, ein allmähliges Entfalten der einzelnen Momente der Trinitätsidee sehr deutlich zu bemerken. Die apostolischen Väter, mit ihnen Irenäus, lehren vom Sohn, daß er wahrer Gott sei, wie der Vater und fügen als fast einzige Bestimmung hinzu, daß er es vor aller Zeit war, seit aller Ewigkeit Sohn und mit dem Vater gewesen. Bei Justin ist schon ein Fortschritt erkennbar, er geht mehr auf die Entwickelung des Wesens des Sohnes ein, indem er die Art und Weise auseinander zu setzen strebt, wie der Sohn λόγος θεοῦ genannt werden könne, und legte die ersten Grundlagen zum Begriff der Persönlichkeit, indem er den Sohn als numerisch verschieden vom Vater und für sich bestehend denkt. So Tatian, so Athenagoras, der den Stand der Lehre zu seiner Zeit kurz als Glaube an den Vater, den Sohn und den heiligen Geist in Einheit der Kraft und Verschiedenheit der Ordnung, bezeichnet. Theophilus fixirt zuerst die Terminologie der Lehre, da, was bei so schwierigen Begriffen leicht zu Mißverständnissen Anlaß geben kann, die Ausdrücke bei den Früheren oft schwankend und unbestimmt gewesen waren, auch macht er zuerst noch in Bezug auf die Trinitätsidee, die ursprünglich philonische Unterscheidung zwischen dem λόγος ἐνδιαθέτος und προφορικός geltend.

Um diese Zeit begann auch mit Tertullian die lebendigere Entwickelung dieser Lehre im Abendlande. Seine Ansichten können mit Recht als die Grundlage der kirchlichen Lehrentwickelung vom Sohne angesehen werden. Er bestimmt zuerst sein Verhältniß zum Vater als ein Gezeugtsein, und seine

Ansichten über die Trinitätslehre sind bis auf die Ausdrücke in den späteren kirchlichen Angaben fast ohne Ausnahme beibehalten worden [13]).

Bei Klemens von Alexandrien bringt das Bestreben, Ideen der griechischen, besonders platonischen Philosophie auf die von ihm vorgefundene christliche Trinitätslehre zu übertragen, wie nicht zu verkennen, Unsicherheit und Schwanken hervor, und darin ist der Grund zu suchen, wenn Einige bei ihm den λόγος nur als δύναμις θεοῦ aufgefaßt, Andre demselben ἰδίαν ὑπόστασιν zugeschrieben finden. Daß man im Alterthum selbst schon diese Zweideutigkeit bei Klemens bemerkt und getadelt habe, beweisen die harten Urtheile bei Photius über ihn [14]). Doch läßt sich vielleicht diese Ungleichheit der Ansicht bei Klemens erklären, ohne daß ihm daraus ein Vorwurf erwüchse. Die Ansicht nämlich, der λόγος sei eine bloße Kraft Gottes, findet sich ausschließlich im Protreptikon und Pädagogus, die andere, welche ihm οὐσιάν ὑποστατικὴν beilegt, eben so ausschließlich in den Stromaten. Nun aber sagt Klemens in diesen letzteren selbst [15]), sie seien später als die beiden ersten Schriften abgefaßt, die Aenderung der Ansicht ist nur zwar nicht zu läugnen, aber sie erscheint demnach als ein Fortschritt vom Irrigen zum Wahren, und wo ist der zu tadeln? — Des großen Lehrers größerer Schüler, Origenes, spricht sich mannichfach über diese Grundlehre des christlichen Glaubens aus. Eigentlich neue Momente fügte er ihrer Entwickelung nicht hinzu, aber das Vorgefundene bearbeitete er in seiner scharfen, durchdringenden Weise, und begründete die vorhandenen Begriffe in einer mehr wissenschaftlichen Form. Er führte die eigentlich systematische Behandlung der Lehre ein. Aber das Alles in einer Weise, die das Recht giebt, ihn eben sowohl den Vater der orthodoxen wie der heterodoxen Trinitätsansicht zu nennen [16]). Denn er sagt das Eine sowohl wie das Andre, daß der Sohn dem Vater gleichwesentlich und daß er ihm untergeordnet, sein Geschöpf sei, daß er ohne eigne Hypostase sein Sein und seine göttliche Kraft (**subsistentiam et virtutes**) vom Vater erhalten habe. Darum

beriefen sich Katholiker und Arianer in gleicher Weise auf ihn, die Subordinationstheorie, die er aufzustellen scheint, war lange Zeit hindurch das Losungswort aller, der kirchlichen entgegenstehenden Ansichten.

Den Kreis der vornizänischen Entwickelung des Dogma's schließt Dionysius von Alexandrien in sehr würdiger Weise, indem er zuerst den Unterschied der zwischen der Zeugung des Sohnes und der Schöpfung der Welt stattfindet, bestimmt, was für den späteren Streit mit den Arianern von größter Wichtigkeit wird.

Die negative häretische Entwickelung der Trinitätslehre befolgt nicht den konsequenten, in allmähliger Entfaltung der einzelnen Momente fortschreitenden Gang, den die kirchliche uns darbietet. Sie ist mehr springend, nach einer Seite ins Extrem gehend, um eben so schnell in das Entgegengesetzte zu verfallen, sie übertreibt eben so leicht, wie sie unter der Wahrheit bleibt. Praxeas, Artemon, Noetus geben sie in ihrer einfachsten Gestalt, der λόγος ist ihnen, ohne alle Selbstständigkeit eine von Gott emanirte Kraft, aber alles auf die Art und Weise dieser Emanation, auf das Wesen dieser Kraft Bezügliche ist so wenig klar entwickelt und angeschaut, daß er ihnen dessenohngeachtet auch als Gott, nur in einem besondern Verhältniß erscheint. Theodotus ὁ σκυτευς und seine Schule, Asclepiades, Natalius Confessor (fälschlich Artemas) gehen ins Extrem und scheiden den λόγος und alles Göttliche von Christo, den sie für einen blossen Menschen erklären. Bei Sabellius erscheint aber der Monarchianismus mit großem Fortschritt, bei weitem bestimmter und deutlicher entwickelt, er bildet das Mittelglied zwischen Praxeas und Arius. Ihm ist es, noch mehr fast als den Andern, um die Einheit des göttlichen Wesens zu thun, das er immer dasselbe in den drei verschiedenen Aeusserungen, je nach den Umständen als Vater, Sohn und Geist erscheinen läßt[17]). Ueber das Verhältniß des historischen Christus zu dieser Gottheit spricht er sich nirgends bestimmt aus. Wie denn überhaupt diese Seite der Lehre, die eigentliche Inkarnationstheorie und Christologie,

von jenen frühern Monarchianern fast ganz vernachläßigt ist, und erst durch den arianischen Streit dem Bewußtsein, auch der Kirche, mehr vergegenwärtigt wird.

Dies war der Stand der Entwickelung in der Kirche und bei den Häretikern, auf welchem die Lehre von der Trinität am Ende des dritten Jahrhunderts sich befand, als Arius auftrat und durch seine Ansicht über den λόγος und sein Verhältniß zum Vater einen Kampf in der Kirche hervorbrachte, wie sie noch keinen zu bestehen gehabt, aber dadurch auch, ohne es zu wollen, eine Entwickelung hohen christlichen Geistes und eine innere Kraft beförderte, welche die Kirche aus den gefährlichsten Krisen, wo es sich um Tod und Leben für sie handelte, glorreich und innerlich mehr als zuvor gefestigt hervorgehen machten. Es kömmt vor Allem darauf an, eine deutliche und genaue Uebersicht dessen zu haben, was eigentlich Lehre des Arius war und um sie möglichst treu zu geben, wollen wir hauptsächlich aus den Fragmenten, die von Arius selbst noch übrig sind, sie zu entwickeln suchen. Wir beziehen uns in dem Folgenden daher besonders auf den Brief des Arius an den Eusebius von Nikomedien, bei **Theodoret. H. E. I. 5**, auf das Schreiben desselben an den Alexander von Alexandrien bei **Athanas. de Synod. Arim. et Seleuc. c. 16.** und auf die an mehreren Orten zerstreuten Fragmente aus der Thalia des Arius.

Das Wesen Gottes ist unaussprechlich, nichts, was ihm, nichts was seiner Herrlichkeit gliche. Ungezeugt wird er nur in so fern genannt, in wie fern er von dem seiner Natur nach Gezeugten unterschieden wird. Selbst ohne Anfang wird er von dem verehrt, der einen Anfang seines Seins hat, ewig wird er von dem verkündet, der selbst in der Zeit besteht. Er ohne Anfang zeugte den Sohn, den Anfang alles Geschaffenen, er schuf ihn, er nahm ihn zum Sohne an. Der Sohn hat als solcher nichts mit der göttlichen Substanz gemein, er hat keine eigene göttliche Substanz, als Sohn ist er Gott weder gleich, noch desselben Wesens mit ihm. Es giebt allerdings eine Trinität, aber keine Gleichheit der Majestät in ihr. In

Bezug auf die Substanz ist der Vater dem Sohn ein Andrer und Fremder, weil der Vater keinen Anfang hat, ehe der Sohn war, war der Vater Gott. Der Sohn kann des Vaters Wesen, den Vater selbst nicht erforschen, nicht ergründen, deßhalb nicht erkennen, weil er sein eignes Wesen nicht kennt. Aus dieser Beschaffenheit der Natur der Sohnes folgt nothwendig, daß Gott nicht immer Vater gewesen sei, daß es eine Zeit gab, wo er nicht Vater war. Nachher ist Gott erst Vater geworden und deßhalb war der Sohn nicht von Ewigkeit her, sondern eben weil er der λόγος Gottes ist, hat er einen Anfang des Seins und ist aus nichts gemacht. Denn da Alles aus dem Nichtseienden geschaffen und gemacht wurde, und Alles entweder ein Geschöpf oder ein Gemachtes ist, so folgt daraus nothwendig, daß auch der Sohn Gottes aus dem Nichtseienden gemacht sei. Es war also eine Zeit, wo der Sohn nicht war, und er war überhaupt nicht, bevor er nicht gemacht wurde, er hat einen Anfang des Gemachtwerdens. Gott allein ist durch sich und damals war weder der Sohn noch die Weisheit Gottes (letztere als Person, der heilige Geist). Als Gott uns nun schaffen wollte, da machte er einen ἕνα τινά, den er Wort, Sohn und Weisheit nannte, der mit und durch ihn uns schuf, deßwegen müssen zwei Weisheiten angenommen werden, die eine Gott eigenthümlich, mit ihm bestehend, und aus dieser hat der Sohn selbst seinen Ursprung genommen, und erst als er dieser Weisheit theilhaftig geworden, ist er selbst Weisheit und Wort genannt. Das Wort ist also nicht wahrer Gott, und obgleich es so genannt wird, so ist es in der That es doch nicht. Denn da der Sohn nur, wie Alle Andre, durch Theilnahme an der Gnade, zu dem gemacht ist, was er ist, so ist er nur dem Namen nach Gott. Denn wie alle Geschöpfe dem Wesen nach von Gott verschieden und dem seinigen nicht einmal ähnlich sind, so ist auch der Sohn oder das Wort etwas Anderes und von Gott verschiedenes, der Substanz und Ewigkeit des Vaters Unähnliches. So ist denn der Sohn nicht ungezeugt und in keiner Weise ein Theil des Ungezeugten, er besteht nicht aus irgend

einer eigenen Wesenheit, sondern nach dem Willen und Rathschluß des Vaters, und bevor er gezeugt oder geschaffen oder bestimmt und gegründet wurde, war er überhaupt nicht, denn er war nicht ungezeugt. Daher heißt es denn auch in dem Glaubensbekenntnisse, das Arius seinem Bischof Alexander übergab: Wir erkennen einen einzigen Gott, der allein ewig, allein ungezeugt, allein durch kein Prinzip angefangen, allein wahr, allein unsterblich, allein weise, allein gut, allein mächtig, allein Richter, allein Herrscher und Regierer, unveränderlich, unwandelbar gerecht, gut, des Gesetzes, der Propheten und des neuen Testamentes Gott ist. Der den eingebornen Sohn von ewiger Zeit gezeugt hat, durch den er die Zeit und Alles übrige geschaffen. Er zeugte ihn nicht als Gedanken, sondern als in der That seiend und machte ihn bestehen, durch seinen Willen, unveränderlich unwandelbar, ein vollkommenes Geschöpf Gottes, aber nicht wie eines aus den Geschöpfen, wie etwas Erzeugtes, sondern durch den Willen Gottes wurde er vor aller Zeit und vor der Welt zum Gott geschaffen. Leben, Sein, Herrlichkeit hat er vom Vater erhalten, und zwar so, daß der Vater darin mit ihm zusammenbesteht. Denn der Vater hat, indem er dem Sohn die Macht über alle Dinge übergeben, sich dadurch nicht selbst beraubt, denn er ist die Quelle aller. So sind denn nun drei Hypostasen, Vater, Sohn und heiliger Geist. Von ihnen hat der Vater, der Urheber Aller, allein keinen Anfang, der Sohn aber vor der Zeit gezeugt vom Vater und vor der Welt geschaffen, war nicht, bevor er nicht gezeugt wurde; ohne Zeit und vor Allen Anderen geschaffen, hat er sein Bestehen allein von dem Vater. Denn er ist nicht ewig, nach der Wesensewigkeit des Vaters theilhaftig, noch ist er wie der Vater, von ursprünglich selbstständigem Wesen, sondern aus der Gnade des Vaters hat er alles als Geschenk empfangen. Da er nun Sein, Leben, Herrlichkeit, alles von Gott empfangen hat, so muß mit Recht gesagt werden, daß Gott sein Prinzip sei, der Grund, aus dem er hervorgegangen. Deßhalb ist der Vater über den Sohn, da er sein Gott ist und vor ihm

war. Denn wenn das, was der Sohn selbst sagt: « vom Vater bin ich ausgegangen und gekommen, ich bin aus ihm selbst » von einigen verstanden wird, als bedeute dies einen Theil seiner Substanz, einen Ausfluß aus derselben[18]), so wäre der Vater zusammengesetzt und theilbar und veränderlich, und da er denn ein Körper (wahrscheinlich in so fern die eben bezeichneten Eigenschaften den Körpern zukommen) nach der Meinung jener wäre, so müßte er, der körperloser Gott ist, auch dasjenige, was aus der Natur eines Körpers folgt, nothwendig ertragen.

So ist des Arius Lehre. Sie zu verstehen trägt die Kenntniß seines Charakters und seiner Schicksalen bis zum Nizänischen Konzil viel bei. Grundzug des ersteren scheint Vieler aber oberflächlicher Verstand und eine zum Wechsel geneigte Veränderlichkeit der Gesinnung gewesen zu sein. Anhänger des Meletius zuerst, verließ er ihn, um auf die Seite seines erklärtesten Gegners, des heiligen Petrus von Alexandrien zu treten, dieser machte ihn, da seine Gelehrsamkeit Anerkennung fand, zum Diakonus, mußte ihn jedoch bald wiederum seiner beständigen Widersetzlichkeiten wegen, entsetzen, und sogar von der Kirchengemeinschaft ausschliessen. Dies geschah um 311. Des heiligen Petrus Nachfolger, Achilles, hatte eine bessere Meinung von Arius, denn er nahm ihn nicht nur wieder in die Kirche auf, sondern gab ihm auch sein Amt zurück und weihte ihn zum Presbyter. Als nach kurzem Besitze des Stuhls von Alexandrien Achilles starb und Alexander ihm folgte, begannen bald die Streitigkeiten zwischen diesem und Arius. Was sie eigentlich zunächst veranlaßte, ist bei den verschiedenen Berichten der Geschichtsschreiber schwer zu bestimmen. Darin aber sind Alle einig, daß Arius zuerst dem Bischofe widersprochen und dann seine Lehre öffentlich verbreitet habe. Sobald der Gegenstand des Streites allgemein bekannt geworden, theilten sich die Geister sogleich und die Ansichten erhielten ihre Parteien. Dem Arius fielen von den Geistlichen Viele, noch mehr aus den übrigen Bewohnern Alexandriens zu. Alexander suchte zuerst in gütlicher und gelinder Weise ihn von seinen

Irrthümern zurückzubringen, erst als mündliche und schriftliche Ermahnungen nichts fruchteten, als er sah, daß die Ansichten des Arius sich auch ausserhalb Egypten in Syrien und sonst verbreiteten, versammelte er eine Provinzialsynode, der hundert Bischöfe aus Egypten und Lybien beiwohnten. Arius, wohl einsehend, daß er allein der Synode gegenüberstehend, nichts ausrichten würde, hatte bei Zeiten einen mächtigen Freund sich zu gewinnen gesucht und fand ihn in dem bei Kirche und Kaiser gleich in Ansehen stehenden Eusebius, Bischof von Nikomedien, mit dem er zugleich Schüler des Alexandrinischen Kirchenlehrers Lucian gewesen war. Auf ihn und auf seinen schon bedeutenden Anhang sich stützend, gewann er einen Theil der Bischöfe, doch war die Partei des Alexander stärker und auf jener Synode wurde Arius und seine Anhänger entsetzt und von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen. Dies fällt in das Jahr 321. Die Beschlüsse der Synode theilte Alexander mit der beistimmenden Unterschrift des Alexandrinischen Klerus sämmtlichen Bischöfen der Kirche mit. Aber dies Verfahren trug nur dazu bei, den Anhang des Arius zu vermehren. Dieser war, nachdem er Alexandrien verlassen, nach Palästina gegangen und hatte dort viele Bischöfe für sich zu stimmen gewußt. Er selbst nennt als seine Freunde, den Eusebius von Cäsarea, Theodotus von Laodicea, Paulinus von Tyrus und Andre. Von Palästina geht er zu seinem Beschützer Eusebius von Nikomedien und schreibt dort seine Thalia. Die Bischöfe seiner Partei versammeln eine Synode in Bithynien, vielleicht in Nikomedien selbst, auf der sie die Lehre des Arius billigen, und mit ihm in Kirchengemeinschaft bleiben zu wollen erklären. Ein höchst wichtiger Schritt, denn damit war die Spaltung entschieden, besonders da sie dem Arius auch erlauben, in den Provinzen Versammlungen zur Verbreitung seiner Lehre zu halten. Aber dies Verfahren mußte den Alexander mit Recht aufbringen, und die Veranlassung werden, daß eine Erbitterung und Heftigkeit sich der Gemüther bemächtigte, die jetzt schon so weit ging, daß Männer, durch Würde, Alter und Charakter sonst ausgezeichnet

und ehrwürdig, durch ihre Selbstvergessenheit, zum Gespött der Heiden auf den Theatern wurden [19]). Und dies Aergerniß beschränkte sich nicht auf die Geistlichen allein, sondern der Funken der Zwietracht und des heftigsten Streites wurde in alle Klassen des Volks geworfen.

Um diese Zeit, als die Kirche des Orients schon in einem hohen Grade durch den Kampf der Parteien bewegt und aufgeregt war, kam Konstantin mit der Absicht, Egypten, Lybien und die angränzenden Küstenprovinzen zu besuchen, nach Nikomedien. Hier mußte er natürlich auf den Streit aufmerksam werden, aber natürlich auch, durch den Eusebius damit bekannt gemacht, das Ganze mit den Augen dieser Partei ansehen. Seine erste Bemühung war, ihn gütlich beizulegen. Er sendet deßhalb den Bischof Hosius von Korduba, einen durch Gelehrsamkeit und Ansehen in der Kirche gleich ausgezeichneten Mann, mit einem eigenhändigen Briefe nach Alexandrien, um die Heftigkeit der Parteien zu besänftigen und eine Ausgleichung des Streits zu versuchen. Dieser Brief ist ein in mancher Beziehung merkwürdiges Dokument. Konstantin erklärt sich darin eigentlich für keine Partei, sondern räth, in der Mitte oder über beiden stehend, aus allen Kräften zum Frieden und zur Eintracht. Er meint, der eigentliche Gegenstand des Streits sei *μικρὰ καὶ ἐλάχιστα καὶ λίαν ὀλίγαι καὶ ματαῖαι ῥημάτων φιλονεικίαι.* Vielleicht hatten Eusebius und seine Freunde ihm die Sache so vorgestellt, um das Verfahren ihrer Gegner als gewaltsam und gehäßigen Eifers voll erscheinen zu lassen. Hosius, in Alexandrien angekommen, veranlaßt die Zusammenberufung einer Synode, auf der er das Schreiben des Kaisers mittheilt und sich seines Auftrags zu entledigen sucht. Aber alle seine Bemühungen sind vergebens, sie steigern im Gegentheil die Erbitterung nur noch mehr und machen sie so allgemein, daß das Volk von Alexandrien, warum ist eigentlich nicht ganz klar, gegen Konstantin im höchsten Grade aufgebracht, in einem öffentlichen Aufruhr sich bis zur Beschimpfung der kaiserlichen Statuen vergißt. Dies und andre Umstände trugen dazu bei, Kon-

stantin zu überzeugen, daß der Streit zu tief in den Gemüthern Wurzel gefaßt habe, um durch leichte Maaßregeln beigelegt zu werden. Die Sache sogleich vom rechten Standpunkt auffassend, beschloß er die Zusammenberufung eines allgemeinen Konzils nach Nicäa. 325.

Hier tritt ein bedeutender Wendepunkt in der Geschichte des Arianismus ein, und wir müssen jetzt, ehe wir seine weitere Entwickelung verfolgen, sein eigentliches Verhältniß zur kirchlichen Lehre und zur Kirche selbst darlegen. Suchen wir seine Entstehung zuerst von der rein historischen Seite aufzufassen. Zwei Elemente sind es besonders in der allgemeinen kirchlichen Entwickelung, die den Arianismus vorbereiten, einmal der durch jene ganze Zeit neben der katholischen Lehre sich fortbildende Monarchianismus und dann die eigenthümliche Auffassung einiger Ansichten des Origenes durch die, seine Richtung fortsetzende Schule. Wenn durch Sabellius und Paulus von Samosata die Ansichten des ersteren auch mannichfach verbreitet und trotz der häufigen Widerlegungen und Verwerfungen von Seiten der Kirche, so tiefe Wurzeln geschlagen hatten, daß sie noch in der von jenen ihnen gegebenen Form bis tief in das vierte Jahrhundert hinein fortbestanden, so war der Monarchianismus selbst doch keineswegs in seinen einzelnen Momenten scharf, konsequent und gründlich ausgebildet. Einen treffenden Beweis für diese Unbestimmtheit liefert Athanasius selbst, indem er anführt, daß Alle diejenigen, welche sagten, daß Vater, Sohn und heiliger Geist dasselbe seien, die also das Grundprinzip des Monarchianismus aufstellten, im Abendland Patripassianer, im Orient Sabellianer genannt werden. Das zeugt von großer Verwirrung der Begriffe und von geringer Unterscheidung der einzelnen Auffassungen, denn Paulus von Samosata und Beryllus von Bostra, die Patripassianer, bekannten zwar ebenfalls das Unitätssystem, aber wie sehr waren ihre Ansichten von denen des Sabellius verschieden. Aber eben deßwegen war eine strengere und ausführlichere Entwickelung des Monarchianismus nothwendig, wenn die Bekämpfung der

kirchlichen Trinitätslehre mit einigem Erfolg fortgesetzt werden sollte. Und dies war die Aufgabe des Arianismus. Daß er sie lößte und in der Art lößte, wie er es gethan, dazu trug sehr viel die Richtung bei, welche die Origenistische Schule genommen hatte. Das Schwankende und Unbestimmte des Origenes über die Natur des λόγος machte es nämlich möglich, daß unter seinen Schülern und Anhängern schon lange vor Arius eine Partei sich bildete, welche in den Ansichten ihres Lehrers die von der wesentlichen Unterordnung des Sohnes unter den Vater, von einer hypostatischen Verschiedenheit beider, besonders auffaßte und den Sohn rein und ausschließlich als κτίσμα, Geschöpf, betrachtete. Die früheren Spuren dieser Richtung lassen sich mit Bestimmtheit nachweisen. So wird sie dem Dionysius von Alexandrien in seiner Bekämpfung des Sabellianismus zum Vorwurf gemacht, die Arianer selbst berufen sich für ihr οὐκ ἀεὶ ὁ υἱὸς πατήρ, οὐκ ἀει ἦν ὁ υἱός, ἀλλ' ἦν πότε, ὅτε οὐκ ἦν, auf ihn, und Dionysius selbst muß sich in seiner Rechtfertigung bei dem römischen Bischof davon zu befreien suchen [20]). Bestimmter noch tritt sie bei Theognost, einem Schüler des Origenes, hervor, der in seinen Hypotheſen den Sohn für ein Geschöpf erklärt und von ihm sagt, daß er λογικῶν μόνον ἐπιστατεῖ [21]). Ausserdem zeugt Basilius in dem Briefe an die Notäbeln von Cäsarea ganz deutlich für das Bestehen derselben und daß sie sich in den Schriften sonst rechtgläubiger Kirchenlehrer finde [22]). Ein festeres Fundament und damit zugleich der Anlaß, entschiedner hervorzutreten, erhielt diese Richtung, als der Presbyter Lucian in Antiochien eine Schule gründete [23]), die historisch exegetisches Forschen, in der Weise des späteren Theodor von Mopsueste, zum Grunde ihrer Arbeiten legte. Hier bot sich die Gelegenheit von selbst dar, die Ansicht von der Unterredung und Wesensverschiedenheit des Sohnes in vielen Stellen der Schrift wiederzufinden, und wie sehr durch diese Schule die Arianischen Lehren hervorgerufen und begünstigt wurden, das beweisen die Anklagen, die in dieser Beziehung gegen sie erhoben wurden. Alexander von Alexandrien namentlich stellt

den Lucian als Mittelsmann zwischen Paulus von Samosata und Arius auf, er sei der Nachfolger des ersten und der Lehrer des zweiten in der Häresie gewesen. Die Anhänger des Eusebius von Nikomedien berufen sich auf ein von ihm herrührendes Glaubensbekenntniß, worin ihre Lehre enthalten sei. Wenn nun auch Eusebius von Cäsarea, Athanasius und die späteren Hieronymus und Chrysostomus ihn von allen Vorwürfen frei zu sprechen und seiner Gelehrsamkeit und seines Märtyrerthums wegen zu erheben suchen, so hat doch, wenn er auch von persönlicher Mitwirkung frei zu sprechen ist, die von ihm angeregte Richtung viel zur Entwickelung des Arianismus beigetragen.

Dies sind die historischen Anknüpfungspunkte des Arianismus, gehen wir nun zu seiner eigentlichen Bedeutung über. Hier tritt uns zuerst eine Ansicht entgegen, die besonders von protestantischen Gelehrten ausgesprochen ist, und welche in der Lehre des Arius keineswegs einen so wesentlichen, dem Christenthum so gefährlichen Irrthum erblickt, als welchen die Kirche sie aufgefaßt, widerlegt und von sich ausgeschlossen hat. Es sei nur ein Versuch, der an sich nicht soviel zu bedeuten habe, da er ohne großen Schaden zu wiederholten Malen gemacht sei, die platonische Theorie von einer Trinität in dem Wesen der Gottheit mit der christlichen Lehre zu verbinden und diese nach jener zu modeln. Allein dieser Auffassung glauben wir aus historischen sowohl wie spekulativen Gründen widersprechen, und die eigentlich antichristliche Tendenz des Arianismus hervorheben zu müssen. Die Kirche hat immer und auf das bestimmteste behauptet, daß die Welt, Gott durch die Sünde entfremdet, durch ihn selbst, durch seine Vermittelung in seinem eingebornen ihm gleichwesentlichen Sohne mit ihm wieder versöhnt werde, daß im Christenthum ein wesentliches und unmittelbares Verhältniß zwischen dem einen, ewigen und wahren Gott und den Menschen bestehe, und daß dies Verhältniß durch keinen anderen, dem Wesen Gottes fremden Geist hervorgebracht und unterhalten werde. Diese gegenseitige Beziehung zwischen Gott und den Menschen hebt der

Arianismus auf, und entfremdet die Welt in einer Weise von Gott, die sie weit mehr von ihm abführt, als die Sünde, denn diese läßt doch noch die Möglichkeit einer Wiedervereinigung und einer Wiederherstellung des ursprünglichen Verhältnisses, die der Arianismus nicht allein unmöglich, sondern auch nie existiren macht. Denn er setzt ja die Vermittelung aller Beziehungen zwischen Gott und den Menschen ausser Gott, und überträgt sie auf ein Geschöpf. Damit ist eine Trennung zwischen beide gesetzt, die alles wahrhaftige und wesentliche Eingehen und Verbundenwerden mit Gott, alles von ihm durchdrungen und von seinem Geiste Erfülltwerden unmöglich macht. Denn es ist ja immer nur ein Geschöpf, das vermittelt, versöhnt, erlöst. Der lebendige göttliche Christus, auf den die Kirche Alles bezieht, der Alles in ihr belebt, der wahrhaft und wesentlich in ihr gegenwärtige Gott, ist aus dem arianischen Christenthum entschwunden, und wenn auch sein λόγος das vollkommenste aller Geschöpfe, wenn er auch von Gott noch so sehr durchdrungen, noch so sehr in ihm lebend ist, wenn auch die Welt und alle Kreaturen durch ihn geschaffen sind, so ist doch das Alles eine sehr geringfügige Entschädigung für den Raub, den die Arianer an seiner vollkommenen Gottheit begehen. Allerdings ist ihnen Christus der höchste und einzig wahre Vermittler zwischen Gott und den Menschen, aber er ist eine Kreatur, ein Geschaffenes, und zwar selbst in so fern, daß jeder von uns dasselbe hätte werden können. Denn ausdrücklich erklären die Arianer, daß Gott nur darum Jesum zum Christ gemacht und ihm vor dem Anfang aller Zeiten die Leitung der Dinge, die er durch ihn schaffen wollte, übergeben habe, weil er voraussah, daß Jesus am vollkommensten von allen Geschöpfen seinen, den göttlichen Willen erfüllen werde. Der Unterschied zwischen ihm und uns ist nur ein gradueller und kein spezifischer, wesentlicher, und der Schritt vom Arianismus bis zum oberflächlichsten, seichtesten Moralismus, der sich in seiner Abstraktheit fälschlich rationell nennt, der in dem Herren, den Menschen, den weisen jüdischen Lehrer sucht, ist nicht einmal groß genug,

um ein Sprung genannt werden zu können. Er ist und wird denn in der That auch oft genug gemacht.

Aber wie sehr die Ansicht, welche der Arianismus entwickelte, in ihrem innersten Grunde eine unchristliche genannt werden muß, das beweißt vor Allem auch der Einfluß, den er auf die Gestaltung des religiösen Lebens ausübte. Darin liegt zugleich die beste historische und faktische Widerlegung der Ansicht, welche diese Lehre für unschädlich, ja unschuldig hält und die Kirche anklagt, ihr eine größere Wichtigkeit, als sie verdiente, beigelegt zu haben und zu hart gegen sie verfahren zu sein. In dem Geiste, der jene Zeiten bewegte, waren eine Menge von Elementen enthalten, die, das Christenthum mit leichtem auf der Oberfläche bleibenden Sinn auffassend, ein tieferes Bewußtsein von dessen innerer und wahrer Bedeutung unmöglich machten. Viele waren durch den Uebertritt der Herrscher und andre äussere Umstände, durch die Vortheile, die den Bekennern des Christenthums zu Theil wurden, bewogen, sich ebenfalls demselben anzuschliessen, während sie im Innern Heiden blieben und weder Bewußtsein noch Lebensansicht christlich durchdrungen waren. Der Weltsinn, wie ihn das Heidenthum mit allen seinen Ausartungen geschaffen, herrschte bei einer großen Menge vor, und die leichte und oberflächliche Weise, in der die Zeit sich philosophischen Untersuchungen hingab, hatte eine große Schärfe und Spitzheit des Verstandes bei so manchen hervorgebracht, die sich vielmehr in der frivolen Auffassung religiöser Ideen als in dem tieferen Eingehen auf dieselben gefiel. Allen diesen Richtungen nun mußte der Arianismus höchst erwünscht erscheinen, da er sie in ihrer Weise, Christen zu sein, ließ und begünstigte, und das häufige Anschliessen an ihn, seine schnelle Verbreitung, die große Menge von Anhängern, die er bei Gebildeten und Ungebildeten fand, beweisen hinreichend, wie willkommen er der Zeit kam und besonders allen denen, die das unmittelbar Göttliche im Christenthum nicht erfaßt hatten oder nicht erfassen wollten, die sich demselben nicht hingeben mochten, weil sie in Weltsinn und Weltleben versunken waren. Begierig

ergriffen diese ein Christenthum, in dem das Göttliche gar nicht einmal unmittelbar zugegen war, und das daher auch nicht diese Opferung ihre selbst, das unbedingte Hingeben von ihnen verlangen konnte, und es ihnen leicht machte, ihre religiösen Pflichten mit der Liebe und Lust an der, im Grund noch immer heidnischen Auffassung aller Lebens- und Geistesverhältnisse zu akkommodiren. Dazu dürfen wir die Art und Weise nicht vergessen, wie die Arianer ihre äusserlich schön ausgeschmückte, dem natürlichen Menschen wohl zu Ohren gehende Lehre überall zu verbreiten suchten. Ihre Argumente hatten soviel natürliche Wahrheit, sie waren so richtig und scharf gedacht, sie sprachen ja mit so überzeugender Kraft zum Verstande, sie waren vor Allem so klar und deutlich, ohne großes Nachdenken, langes Kopfzerbrechen zu fordern, doch so einleuchtend, daß man sich nicht erwehren konnte, sie anzunehmen. Das war die Ansicht Vieler in der Zeit, und so übte der Arianismus seine Gewalt über die Menge. Er sprach zu ihr mit jener äusseren Verständigkeit, die an sich kalt und dürr, durch einen gewissen Glanz vor Wahrheit und Folgerichtigkeit blendet, die so oft mehr Freunde und Bewundrer findet, als die, tieferes Eingehen, wärmeres religiöses Durchdrungensein erfordernde, spekulativ vernünftige Lehre der Kirche. Von dieser muß mit Recht gesagt werden, daß sie in die Tiefen der Gottheit eindringt und den Geist eben so erleuchtet wie beseeligt, indem sie ihm den ewigen und wahren Gott in der Menschheit und die Menschheit in ihm zeigt.

Als nächste Folge dieser durch den Arianismus begünstigten und verbreiteten Ansichten ergab sich zuerst eine sehr allgemeine religiöse Indifferenz, die bald einem tieferen sittlichen Verfall Platz machte. Das eigentlich christlich-kirchliche Leben hatte im Arianismus keinen Stützpunkt, es fehlt ihm der lebendige göttliche Mittelpunkt, den der Kirche bis an das Ende der Zeiten der wesentlich in ihr gegenwärtige Christus gewährt, und damit konnte auch leicht der wahrhaft ethische Mittelpunkt aus dem arianischen Bewußtsein verschwinden.

Die Moral, die ohne den Grundsatz, daß das höchste und letzte Prinzip des Handelns der Glaube sei, nicht bestehen kann, war, da im Arianismus dem Glauben sein unmittelbar göttlicher Charakter fehlt, dem Gutdünken und der Willkühr des Individuums und damit der Möglichkeit aller Verirrung, preisgegeben. Den traurigen aber überzeugenden Beweis davon liefert das große sittliche Verderben jener Zeit selbst. Die Schriften aus derselben sind voll von Schilderungen desselben. Hier nur statt vieler eine aus Vincentius Lirinensis, die ein, man möchte wünschen, zu lebhaftes Bild von dem, durch den Arianismus in die Kirche gebrachten Verfall giebt. Nachdem er angeführt hat, wie das wahrhaft christliche Leben sich nur auf dem Boden der einigen und katholischen Kirche gedeihlich entwickeln könne, wie jede häretische Trennung von derselben, die rechte Pflege jenes unmöglich mache, führt er, um die Entartung desselben bei den Häretikern zu beweisen, zuerst die Donatisten, dann die Arianer an. Dasselbe geschah, sagt er, als das Arianische Gift, nicht nur einen Theil, sondern den ganzen Erdkreis fast befleckte, so, daß die Einsicht beinah aller lateinischen Bischöfe, die durch Gewalt, theils durch Betrug befangen worden, gleichsam verfinstert wurde, in Bezug auf das, was bei einer solchen Verwirrung der Dinge zu thun war. Nur wer damals Christum wahrhaft liebte und verehrte, blieb von der allgemeinen Ansteckung frei, indem er den alten Glauben der neuen Lehre vorzog. Durch die Gefahr jener Zeiten ist genug und übergenug bewiesen, welches Unheil die Einführung neuer Lehrmeinungen mit sich bringt. Denn damals wurde nicht etwas Geringes nur, sondern das Größeste selbst erschüttert. Nicht nur das Privatleben der Einzelnen in Familie, Verwandtschaft, Freundschaft, Bekanntschaft, sondern auch Städte, Völker, Provinzen, ja das ganze römische Reich sind von Grund aus aufgeregt und wankend gemacht worden. Denn nachdem die unheilige Meinung der Arianer, einer Bellone oder Furie vergleichbar, zuerst vor Allen den Kaiser überfallen und ihn und die höchsten Würdenträger des Pallastes den neuen Gesetzen unterworfen,

hörte sie keineswegs auf, Alles zu trüben und zu verwirren, Privatleute und Staatsdiener, Geistliche und Weltliche. Keine Rücksicht mehr wurde auf das Wahre und Gute genommen, sondern Alles, auf was grade die willkührliche Wahl gefallen war, gleichsam mit einer höheren Macht erschüttert. Die Gattinnen wurden entehrt, die Wittwen ihrer Trauer entrissen, Jungfrauen geschändet, die Klöster zerstört, die Geistlichen zerstreut, die Priester geschlagen, in die Verbannung geschickt, mit Heiligen die Ställe der Sklaven, die Gefängnisse, die Bergwerke angefüllt, deren größter Theil aus den Städten verbannt, verstossen, heimathlos, in Wüsten und Höhlen unter Felsen und wilden Thieren, Nacktheit, Hunger und Durst leidend, dahingeschmachtet und umgekommen ist. Und aus welchem andern Grunde das Alles, als weil, anstatt der himmlischen Lehre, menschliche Abermeinungen eingeführt worden, weil das wohlbegründete Alte vor dem unheiligen Neuen zusammengestürzt, weil die Einrichtungen der Vorgesetzten verletzt, der Väter Gesetze geschändet, der Vorfahren Bestimmungen vernichtet sind, und die Lust an unseliger Neuerung die Grenzen des Festhaltens an dem reinen und unentstellten Alten verheerend überschritten hat. » —

Verfolgen wir jetzt kurz die Entwickelungen des Arianismus bis zu seinem Verfall. Das Konzil von Nicäa, seiner größten Mehrzahl nach aus den würdigsten Hirten der Kirche bestehend, erklärte im Gegensatz gegen die Arianische Lehre, die Gleichwesenheit des Sohnes und belegte die Grundsätze der Gegner mit dem Anathema. Selbst die arianisch gesinnten Bischöfe, obgleich nur in geringer Anzahl zugegen, unterschrieben Alle, Theonas und Sekundus aus Egypten, die sich weigerten, theilten die Verweisung des Arius nach Illyrien. Der Kaiser erhob die Bestimmungen der Synode zu Gesetzen, wer ihre Vollziehung weigerte, erlitt ebenfalls die Strafe der Verweisung. Aber der Kampf war durch alle diese Maaßregeln keineswegs geendigt, sondern begann recht eigentlich jetzt erst. Denn die Ansichten, die Arius ausgesprochen, hatten zu vielen Anklang gefunden und zu tiefe Wurzeln in

der Zeit geschlagen, als daß sie so leicht hätten unterdrückt werden können. Die Bestimmungen des Konzils fanden häufigen Widerspruch, man warf ihnen vor, grade dasjenige zu enthalten, was sie grade bekämpfen sollten, Hinneigung zum Sabellianismus, den man in der kirchlichen Erklärung der Homousie fand. Ausserdem wußten die Arianer sehr geschickt bei Konstantin seine früher, in dem oben erwähnten Briefe, ausgesprochene Ansicht wieder geltend zu machen. Man dürfe nämlich der Sache gar nicht solche Wichtigkeit beilegen, die Kirche habe so lange ohne nähere Bestimmung des jetzigen Streitpunktes bestanden, warum dringe man also jetzt so gewaltsam auf die Annahme der Ansichten des Konzils? Ihre Bemühungen blieben nicht ohne Erfolg und die 327 erfolgende Zurückberufung der Verbannten war die erste Frucht der kaiserlichen Sinnesänderung. Ein um diese Zeit von den Arianern abgegebenes Glaubensbekenntniß, worin sie die wesentliche Abweichung ihrer Lehre von der des Konzils und der Kirche durch annähernde Worte zu bedecken suchten, mochte ebenfalls dazu beigetragen haben. Eusebius von Nikomedien, gewandten und überwiegenden Geistes, wußte sich des Kaisers ganz zu bemächtigen, dem nun das strenge Festhalten vieler Bischöfe an den nizänischen Beschlüssen und ihre Weigerung auch nach jener letzten Erklärung der Arianer in Gemeinschaft mit ihnen zu treten, als strafbares Unrecht erschien. Die Absetzung und Verbannung derselben, an ihrer Spitze Athanasius, war die zweite Frucht jener geänderten Ansicht. Arius wurde sogar wieder in die Kirchengemeinschaft aufgenommen (335) und der Orient war im Allgemeinen ganz und durchaus arianisch gesinnt, während das Abendland unveränderlich an den arianischen Beschlüssen fest hielt.

In der arianischen Lehre selbst, die unter Konstantins Nachfolger Konstantius, eine immer zunehmende Herrschaft im Morgenlande ausübte, und an deren Spitze nach des Arius Tode hauptsächlich Eusebius von Nikomedien getreten war, thaten sich bedeutende Entwickelungen hervor. Die Einheit der Auffassung, die der Lehre bei Arius einen großen inneren

Zusammenhang gab, wich bald einer großen Verschiedenheit. Eusebius von Nikomedien hatte sich ganz und gar der Leitung der arianischen Angelegenheiten bemächtigt, und sei es nun, daß seine Ueberzeugung damit übereinstimmte, oder daß er in den Umständen die Nothwendigkeit, sich den nizänischen Beschlüssen in etwas zu nähern sah, wenn auch nur äusserlich und scheinbar, seine und seiner Partei Lehre sprach den Arianismus nicht mehr in seiner früheren Schärfe und in seinem grellen Gegensatze gegen die kirchliche Lehre aus. Auf einem von den Arianern, hauptsächlich wohl, um ihre feindlichen Absichten gegen Athanasius durchzusetzen, gehaltenen Konzil, wurden vier Glaubensbekenntnisse abgefaßt, die in der That der katholischen Ansicht sich sehr zu nähern scheinen und bedeutend von der früheren arianischen Theorie abweichen. Die dort versammelten Bischöfe erklären zuerst, und das ist in der That bemerkenswerth, daß sie keineswegs für Nachfolger des Arius gelten wollten, denn wie könnten sie als Bischöfe wohl Nachfolger eines Presbyter sein, und daß sie keinen andern Glauben für den ihrigen erklärten, als den von Anfang an überlieferten. Dann sprachen sie sich in der zweiten Form so aus, daß Viele mit einigem Recht glauben konnten, sie stimmten mit dem Nizänum ganz überein. «Wir glauben an einen Gott, an einen Herrn Jesum Christum, seinen Sohn, den eingebornen Gott, durch welchen Alles ist, der vor aller Zeiten aus dem Vater gezeugt ist, Gott aus Gott, Ganz aus dem Ganzen, Einer aus dem Einen, Vollkommen aus dem Vollkommenen, König aus dem Könige, Herren aus dem Herren, das lebendige Wort, die lebendige Weisheit, das wahre Licht, der Weg, die Wahrheit und die Auferstehung, der Hirt, die Thür der an der Gottheit Unveränderliche und Unwandelbare (oder, wie man vielleicht verbinden muß, die unveränderliche und unwandelbare Thüre zur Gottheit), das in nichts verschiedene Bild des Wesens, des Rathes, der Macht und der Herrlichkeit des Vaters. Der Erstgeborne der ganzen Schöpfung, der im Anfang bei Gott war, Gott das Wort, wie im Evangelium geschrieben steht: und Gott

war das Wort, durch den Alles geworden ist und in dem Alles besteht, der am jüngsten Tage von oben herabkommen wird. — Und am Schluß: Wenn jemand gegen den gesunden Sinn des rechten Glaubens lehrt, es bestehe irgend eine Zeit (ἢ χρόνον, ἢ καιρὸν ἢ αἰῶνα) und sei gewesen, ehe der Sohn wurde, so soll Anathema über ihn sein, oder wenn jemand sagt, der Sohn sei ein Geschöpf wie eins aus den Geschöpfen, oder eine Kreatur, wie eine der Kreaturen, oder ein Gemachtes wie eines der Gemachten, so sei ebenfalls Anathema über ihn. Die dritte Formel sagt unter Andern: τὸν ὄντα (τὸν υἱὸν) προς τὸν θεὸν ἐν ὑποστάσει. Und in der vierten Formel, die das Konzil einige Monat später, an den dem Athanasius befreundeten Konstans nach Gallien schickte, heißt es: Diejenigen, die so sagen, der Sohn sei aus dem Nichtseienden oder aus einer andern Hypostase und nicht aus Gott, und es war eine Zeit, wo er nicht war, die hält die katholische Kirche für ihr Entfremdete.

Diese Formeln zeigen deutlich die ganze Politik der Eusebianischen Ansicht. So wie sie waren, konnten sie den Katholikern nicht mißfallen, das entscheidende nizänische ὁμοούσιος war zwar vermieden, aber lauter Ausdrücke gewählt, die ihm gleichzukommen schienen. Dessen ohngeachtet legten sie, trotz dieser die arianische Auffassung scheinbar vollkommen ausschliessenden Bezeichnungen, die wichtigsten und entscheidendsten derselben doch in einer Weise aus, die sich dem Arianismus mehr näherte als der kirchlichen Lehre. So erklärten sie unter Andern, das aus Gott Sein sei von dem Sohne eben so gesagt, wie der Apostel von Allen sage, daß sie aus Gott seien[24]). Ausserdem stand fest, daß diese Formeln nach einem Glaubensbekenntniß des Lucian verfaßt und die Ausdrücke fast dieselben waren, deren sich der Sophist Asterius bedient, der eifrigste und gelehrteste Vertheidiger des Arianismus. Dies und manches Andre trug dazu bei, die Anhänger des nizänischen Bekenntnisses gegen diese Antiocheniſchen Formeln mißtrauisch zu machen, und eine große Unbestimmtheit und Unsicherheit in alle diese Verhältnisse zu bringen. Täusch-

ungen waren sehr häufig und Eusebianer galten, mit leichter Akkommadation sich hinter die Ausdrücke jener Formeln verbergend, für Katholiker, und wenn alsdann dieses Verfahren zuletzt doch entdeckt wurde, so trug es bei vielen Gelegenheiten nur dazu bei, diejenigen unter den Gläubigen, die nicht tiefer auf die Sache eingehen konnten, gegen die Bekenner des Nizäums selbst mit Mißtrauen zu erfüllen. Es darf daher nicht befremden, wenn selbst ausgezeichnete und der Kirche gewiß ergebene Männer, wie der heilige Cyrillus von Jerusalem, zur Vorsicht gegen beide Parteien, und sich nicht einer unbedingt hinzugeben riethen. Aber darin eben, daß Orthodoxie und Heterodoxie noch mit einander verwechselt werden konnten, liegt ein deutlicher Beweis, daß beide noch nicht bestimmt und entschieden genug entwickelt hatten, daß es noch eines Kampfes bedurfte, um beide scharf abzugrenzen und Wahrheit und Irrthum allen deutlich und allen vernehmbar hervortreten zu machen. Diesem Bedürfniß wurde auf beiden Seiten genügt. Der Arianismus entwickelte sich, indem er sich, nach der allen Häresien einwohnenden Natur, spaltete, die Orthodoxie, in dem sie die einzelnen Momente ihrer Lehre bestimmter und ausgeführter darlegte.

Bei diesem Stand der Angelegenheit war es sehr natürlich, daß ein von Konstans und Konstantius 347 nach Sardika berufenes Konzil, das die zwischen dem Orient und Occident bestehende Spaltung aufheben sollte, sie grade nur vermehren mußte, indem der innere Gegensatz auch ein äusseres Zerwürfniß erzeugte. Die Synode kam als allgemeine, wie sie beabsichtigt war, gar nicht zu Stande. Die abendländischen Bischöfe blieben zu Sardika, die morgenländischen trennten sich von ihnen und hielten ihre Versammlung zu Philippopolis, so wurde die Spaltung vollendet und öffentlich gemacht. Aber beide Parteien begannen jetzt eine rege Entwickelung ihrer gegenseitigen Lehren. Die Arianer schieden sich bestimmter vom Sabellianismus und stellten ihr negatives Verhältniß zu ihm mehr heraus, indem sie auf einem Konzil zu Sirmium die Lehre des Photinus von Sirmium verwarfen, 351. Das-

selbe thaten die Katholiker auf einer Kirchenversammlung zu Mailand. Unterdessen war Konstans 350 gestorben, und damit die einzige Rücksicht, die Konstantius haben konnte, nicht offen feindlich gegen das nizänische Bekenntniß zu verfahren, verschwunden. Selbst dem Eusebianismus ganz zugethan, suchte er ihn überall herrschend zu machen. Die abendländischen Bischöfe wurden durch Mittel aller Art gezwungen, auf den Synoden von Arelate und Mailand 353 und 355, die Verurtheilung des Athanasius und damit die der nizänischen Lehre zu unterzeichnen. Gegen die standhaft sich Weigernden, an deren Spitze der römische Bischof Liberius stand, verhängte der Kaiser Absetzung und Verbannung.

Die Eusebianer, auf dem Gipfel ihres Triumphs, konnten jetzt mit einer unumwundenen Darlegung ihrer eigentlichen Ansichten hervortreten. Aber hier zeigte sich sogleich auf das deutlichste, wie wenig innere Einheit und Bestimmtheit in derselben herrschte, und wie sehr ihre bisherige Einigkeit nur aus dem Bestreben zur Macht zu gelangen, hervorgegangen war, und um den in sich einigen Anhängern des Nizänums Aehnliches entgegenzusetzen. Es machten sich jetzt auf arianischer Seite zwei Richtungen bemerkbar, deren bisherige Vereinigung den eigentlichen Charakter des Eusebianismus gebildet hatte. Die eine, die Lehre des Arius in ihrer ganzen Schärfe erneuend, nach einer ihrer Grundlehren ἐξοκόντιοι und im Gegensatz gegen die andre Richtung ἀνόμοιοι genannt und durch Acacius, Aetius und Eunomius besonders vertreten. Die andre, von vermittelnden Bestrebungen ausgehend, lehrte, daß der Sohn dem Vater wesensähnlich sei, sie ersetzten das ὁμοούσιος durch ὁμοιοούσιος und wurden deßhalb ἡμιαρεῖοι genannt[25]). Dieser Zwiespalt zeigte sich unter den Eusebianern zuerst auf der Synode von Sirmium 357. Hier siegten die strengen Arianer, aber nur auf kurze Zeit, denn Basilius, Bischof von Ankyra, der mit Georg von Laodicea die Semiarianer leitete, versammelte schon im folgenden Jahre, 358, eine Synode zu Ankyra, die den Lehrbegriff dieser Partei festsetzte und die Anomöer oder strengen Arianer eben so verwarf, wie sie selbst

früher von diesen verworfen waren. Aber damit nicht zufrieden, wußten sie auch durch Intriguen mancherlei Art, die überhaupt in der Geschichte des Arianismus eine große Rolle spielen, den Kaiser Konstantius für sich einzunehmen, und durch dessen Ansehn unterstützt, wurden auf einer dritten Sirmischen Synode, die noch in demselben Jahre 358 gehalten wurde, die streng arianischen Schlüsse der zweiten verworfen und das Anathema der Ankyranischen Synode zur allgemeinen Anerkennung gebracht. Aber der eigentliche Kampf beider Ansichten begann erst recht nach dieser Verdammung der ersteren, die, da sie nicht mehr gegen einen dritten Feind, wie es früher die kirchliche Lehre gewesen, zu streiten hatte, alle Kraft und alle Feindseligkeit gegen einander wandten. Des Kaisers Bemühen, der durch sein Verfahren gegen beide, selbst Anlaß zu dieser Wendung der Dinge gegeben, die Erbitterung beizulegen, war vergeblich, vergeblich sein Bestreben, durch partielle Synoden die aufgeregten Gemüther zu besänftigen, und eine Einigung hervorzubringen. Wie häufig diese Versammlungen größerer und kleinerer Art gewesen sein müssen, beweißt der Vorwurf, den Ammian Marcellin dem Konstantius macht: «Er habe dadurch, daß er die Geistlichen, die von einem Konzil zum andern gehend, die Straßen beständig bedeckten, durch öffentliche Fuhrwerke fortschaffen ließ, das Postwesen zu Grunde gerichtet.» Als neue Synoden zu Ariminum und Seleukia gleich allen früheren ohne Erfolg blieben, sah sich der Kaiser endlich genöthigt, denselben Zwang, den er angewendet hatte, um die Bekenner des Nizänums zu unterdrücken, nun auch zur Einigung ihrer Gegner zu gebrauchen. Aber er bewirkte nichts als allgemeine Erbitterung gegen ihn selbst, und eine immer größer und allgemeiner werdende Verwirrung, die bei der vollkommenen Indifferenz seines Nachfolgers Julian für alle Parteien und bei der unbeschränkten Toleranz aller Religionsansichten unter Jovian und Valentinian, noch sehr lange fortdauerte.

Aber diese mehrjährige vollkommne Religionsfreiheit, wo nicht der Zwang des Herrschers mehr eine Ansicht zur allge-

mein angenommenen machen wollte, bewirkte grade, daß im Orient die Anhänger des nizäniſchen Konzils, wo ſie bisher am wenigſtens zahlreich geweſen waren, bedeutend ſich vermehrten. Die feſte und einheitsvolle Entwickelung dieſer Lehre mußte im Gegenſatz gegen das Schwankende und Getheilte in den Euſebianiſchen Doktrinen Viele gewinnen, und noch mehrere fühlten ſich durch die Entwickelung der ſtreng arianiſchen Anſicht bei Aetius und den Uebrigen zurückgeſtoſſen, da ihre Ueberzeugung ihnen nicht erlaubte, auf alle dieſe Konſequenzen einzugehen. Für diejenigen, die einmal den Semiarianern ſich angeſchloſſen hatten, war der Uebergang zum nizäniſchen Bekenntniß in der That nicht ſo ſchwer. Die ausgezeichnetſten Vertheidiger des letzteren nach Athanaſius, ſtanden jenen in mannichfacher Beziehung nahe, wie zum Beiſpiel Baſilius der Große ſelbſt Semiarianer geweſen, und deſſen ohngeachtet die feſte Ueberzeugung ausſpricht, ſich von der Kirchenlehre nicht entfernt zu haben. Aehnliches äuſſert Hilarius [26]). Aber auſſerdem kämpfte für die nizäniſche Lehre eine bedeutende Macht, welche durch den Einfluß, den ſie auf die Zeit ausübte, ſehr zur Förderung und Verbreitung jener beitrug. Die Einſiedler und Mönche nämlich, die in enger Verbindung mit Athanaſius, bei mehreren Gelegenheiten ihre Ergebenheit an die kirchliche Anſicht bewieſen hatten, bewogen Viele, ſich derſelben anzuſchlieſſen, indem man von der Meinung ausging, daß ſo fromme, ganz der Betrachtung ſich weihende Männer in einer ſo wichtigen Angelegenheit gewiß nicht das Falſche wählen würden, und daß es das ſicherſte ſei, ihrem Beiſpiele zu folgen. Dergleichen Betrachtungsweiſen waren bei dem Volke gewiß ſehr häufig.

Aber eine vollkommene äuſſerlich auch dargethanene Vereinigung war mehrerer Urſachen wegen immer noch unmöglich. Ein großes Hinderniß war die Spaltung, die aus der Weihe eines Presbyter zum Biſchof von Antiochien entſtand, und die Gemüther längere Zeit hindurch entfremdete. Aus dem Verfahren des Athanaſius auf dem zur Beilegung dieſer Streitigkeiten veranſtalteten Konzil zu Alexandrien 362, geht das aufrichtige und

eifrige Bestreben der Homoiasiasten hervor, eine Verbindung mit den Semiarianern zu bewerkstelligen. Aber gegenseitiges Mißtrauen, Mißverstehen auf beiden Seiten, wie es gewiß mit den drei Hypostasen der Semiarianer der Fall war, eingewurzelte Vorurtheile, verhinderten eine vollkommene Vereinigung. Der Arianismus selbst in seiner strengsten Form, in seiner wesentlichen Bedeutung war gebrochen, sobald er sich in Euomius mit allen seinen Konsequenzen, in seinem ganzen Umfange gezeigt hatte, denn von jener Zeit an wies ihn das christliche Bewußtsein, das ihn, so lange er sich nicht ganz enthüllt und deutlich herausgestellt, wohl ertragen, entschieden zurück, denn er widerstrebte den Grundwahrheiten desselben. Daher konnte er auch, weil er innerlich gebrochen war, keine Macht mehr über die Zeit ausüben, selbst als Valens der Kaiser ihm mit Gewalt und grausamer Unterdrückung der Semiarianer und Nizäner, wollte Anerkennung verschaffen. Diese letzteren mußten vielmehr durch den gemeinsamen Feind zum gemeinsamen Widerstand aufgefordert worden, und was keinem Konzil gelungen war, gelang der Verfolgung. Semiarianer und Nizäner traten einander näher, und um 366 schickten die ersteren eine Gesandtschaft nach Rom, um ihren Beitritt zum Nizänischen Konzil zu erklären[27]). Der größte Theil der Semiarianer vereinigte sich bei dieser Gelegenheit und später mit den Katholikern, diejenigen, welche dieses Anschliessen verweigerten, führten im beständigen Kampfe gegen den durch Gewaltmittel im Orient sich erhaltenden Arianismus, eine kümmerliche Existenz noch eine Zeitlang fort. Der kirchliche Zustand des Morgenlandes wurde aber durch diese Zerwürfnisse, durch die beständig sich mehrenden Sekten, die sich mit größter Erbitterung oft unter einander angriffen und verfolgten, ein höchst trauriger und zerrissener. Ein kräftiges und wahrhaft christlich-kirchliches Leben konnte unter diesen und andern von allen Seiten her sich erhebenden Hindernissen und fremdartigen Elementen gar nicht aufkommen und Spuren eines allgemeinen Verfalls zeigten sich unter Valens schon sehr deutlich. Aber grade dies längere Fortbestehen eines solchen

Zustandes, machte eine Aenderung nothwendig und bereitete sie dadurch, daß sie das allgemeine Bedürfniß derselben fühlbar machte, vor. Die Gemüther wurden dieses beständigen Kampfes müde, die Geister und die Parteien nutzten sich zuletzt durch die fortdauernde Reibung selbst ab, das innere Interesse an dem großen Gegenstande des Streites, wie es bei der Erscheinung des Arianismus allerdings und in großer Kraft bestand, war bei den Häretikern geschwunden, Alles sehnte sich nach Endigung dieses gespannten und gährenden Treibens. Theodosius der Große war bestimmt, dem Allen ein Ende zu machen und er vollführte seine Aufgabe in angemessener Weise. Er berief im Jahre 381 ein allgemeines Konzil nach Konstantinopel. Dies endigte durch Erweiterung der Nizänischen Formel den Streit und setzte die Lehre der Kirche bestimmt und entschieden fest. Des Kaisers Macht und sein ernstlicher Wille, gab den Beschlüssen desselben die nöthige äussere Stütze, um ausgeführt zu werden, und der Arianismus verschwand allmählig, nachdem er ein Jahrhundert fast, die Kirche erschüttert, ihr Leben getrübt, aber auch, indirekt wenigstens, die Entwickelung ihrer Grundlehren und das deutliche Bewußtsein über dieselben, bedeutend gefördert hatte.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die Weise, in welcher sich die kirchliche Lehre der häretischen gegenüber und durch dieselbe angeregt, entwickelte. In dem Symbolum des Nizänischen Konzils hatte die Kirche ihr Bewußtsein über das Verhältniß ihres Stifters zu dem göttlichen Wesen, den Grundzügen nach, sehr bestimmt ausgesprochen. Als die häretische Ansicht, welche diese Erklärung hervorgerufen hatte, nun begann, sich zu entfalten, indem sie sich theilte, als aus der einen Grundansicht eine Menge andrer hervorgingen, die der kirchlichen Lehre sich in dem Verhältnisse näherten, in welchem sie sich von dem ursprünglichen Arianismus entfernten, da konnte es nur Aufgabe der Kirche sein, allen diesen partikularen Ansichten gegenüber, diejenige zu behaupten und fest an ihr zu halten, welche sie als den Ausdruck ihres Bewußtseins über den Gegenstand des Streites in ihrem Glaubensbekenntniß niedergelegt hatte.

Sie durfte sich darauf beschränken, so lange die Angriffe der Gegner nicht eine weitere Auseinandersetzung und eine ausgeführtere Form und Entwickelung der kirchlichen Lehre nothwendig machten. Und als dieser Fall nun wirklich eintrat, gab sie in einer ausführlicheren Erklärung ihres Glaubens, dasjenige, was sie als ihre Ueberzeugung dem von den Häretikern neuerdings Vorgebrachten entgegensetzte. Sie that dies in dem Symbolum eines neuen allgemeinen Konzils, das von Konstantinopel 381. Die Entwickelung des Unterschieds dieser beiden Symbole enthält also nothwendig die Geschichte des Fortschritts, welchen die kirchliche Lehre während der arianischen Streitigkeiten gethan hat.

Die nizänische Erklärung lautet: «Wir glauben an einen Gott den allmächtigen Vater, der Schöpfer aller Dinge, der sichtbaren und unsichtbaren. Und an einen Herrn Jesus Christus, den Sohn Gottes, den aus dem Vater Gezeugten, den Eingebornen, das heißt, aus dem Wesen des Vaters, Gott aus Gott, Licht aus dem Lichte, wahrer Gott aus dem wahren Gotte, gezeugt nicht geschaffen, gleichwesentlich dem Vater, durch den Alles geworden ist im Himmel und auf Erden. Der unsrer, der Menschen, wegen, zu unsrer Erlösung herabgekommen ist, und Fleisch und Mensch geworden und gelitten hat und begraben und auferstanden ist am dritten Tage, und gen Himmel gefahren, der kommt zu richten die Lebendigen und die Todten. Und an den heiligen Geist. Diejenigen aber, welche sagen, daß eine Zeit sei, wo er (der Sohn) nicht war, und daß er nicht war, ehe er gezeugt wurde, und daß er aus dem Nichtseienden wurde, oder die behaupten, daß der Sohn Gottes aus einer andern Hypostase oder einem andern Wesen sei, und daß er geschaffen oder veränderlich, oder wandelbar sei, über die spricht die apostolische und katholische Kirche das Anathema aus.» Dies Bekenntniß ist in vielfacher Beziehung weit entfernt, vollständig zu sein, vieles ist darin ganz unbestimmt gelassen, so daß weitere Erörterungen und nähere Bestimmungen des Dogma's nöthig wurden. Aber dessen ohngeachtet entspricht es voll-

kommen dem Bedürfnisse der Zeit und der Umstände, unter denen es abgefaßt wurde, und genügt durchaus seinem Zwecke. Denn auf der Nizänischen Synode galt es vor allen Dingen, das Grund- und wesentliche Verhältniß zwischen Vater und Sohn, weil auf ihm recht eigentlich die Bedeutung des Christenthums beruht, anzugeben, und das in möglichst kurzer und präziser Weise. Es geschah durch die Aufstellung der Homousie. Sobald diese als kirchliche Lehre erklärt war, war auch der Gegensatz gegen den Arianismus ausgesprochen und damit die Aufgabe des Konzils nach dieser Seite hin gelöst. Die Fortführung des Streites in seinen einzelnen Punkten, die weitere Begründung und Ausführung der Lehre von der Homousie, mit einem Wort, das eigentlich theologische Element der Sache, konnte nicht von dem Konzil in die Glaubensformel aufgenommen werden, denn diese soll nicht Entwickelungen, sondern Bestimmungen enthalten, und dergleichen mußte den dazu berufenen Lehrern der Kirche überlassen bleiben.

Was nun aber die weitere Ausbildung der kirchlichen Lehre betrifft, so müssen wir für das Verständniß derselben, besonders zwei Momente hervorheben, die vom größten Einfluß auf dieselbe und charakteristisch für sie sind. Einmal nämlich, das Verhältniß der römischen Bischöfe dazu, und dann die Thätigkeit des heiligen Athanasius. Es ist nicht zu verkennen, daß auf dem Nizänischen Konzil die beiweitem größere und durch christlichen Sinn in jeder Weise ausgezeichnete Mehrheit der Bischöfe, das obige Bekenntniß als aus dem Bewußtsein der Kirche über ihren Stifter hervorgegangen, ausgesprochen hatte, und in der That, je mehr man in der Tiefe und den eigentlichen Begriff des christlichen Glaubens darüber, wie er sich immer und zu jeder Zeit geäussert hat, eingeht, desto mehr drängt sich die Ueberzeugung auf, wie sehr das Nizänische Symbolum Ausdruck desselben ist. Aber dessenohngeachtet hatte es einen schweren Kampf zu bestehen, der um so gefährlicher war, je mehr durch das Wesen, die ganze Art und Weise des Arianismus, durch die Natur seiner

Lehren Viele gewiß redliche und aufrichtige Christen verblendet werden mußten. Besonders war dies im Orient der Fall, wo manche dem Arianismus nahe verwandte Elemente, in der früher schon herrschenden Auffassungsweise der christlichen Grundlehre, die schnelle Verbreitung desselben erleichterten, und ein fast allgemeines Hinneigen auf die häretische Seite veranlaßten. Sollte dies nicht, besonders da so oft Wunsch und Wille der Fürsten das Gleiche verlangte, zuweilen in härtester Weise dazu zwang, in einen vollkommenen und allgemeinen Uebertritt zum Arianismus, in ein völliges Verlassen und Verwerfen der kirchlichen Lehre übergehen, und damit die wesentliche Grundlage des Christenthums aus dem Bewußtsein der christlichen Welt verschwinden, — so mußte die kirchliche Ansicht selbst, von der Gleichwesenheit des Sohnes, in unerschütterter Einheit, mit Festigkeit und Kraft, — die um so schwerer auf die Dauer durchzuführen war, je heftiger die Angriffe, je drohender die Macht, von der sie ausgingen, waren, — behauptet, und nicht sowohl durch Eingehen auf alle wechselnden Argumente der Gegner vertheidigt, als vielmehr immer und unabläßig als die Eine und Selbe bekannt werden. Denn ihre innere Tiefe mußte doch zuletzt den Sieg über die Flachheit der Arianer davon tragen, und es galt nur, dem Geiste Zeit zu geben, um sich damit zu durchdringen. Diese große Aufgabe, an der das Schicksal des Christenthums und mit ihm das der Kirche hing, wurde in würdigster Weise von den römischen Bischöfen gelöst, und wenn je, so zeigten sie in jener Zeit, daß sie ihren Beruf, den höchsten, den die Welt kennt, Oberhirten der Heerde Christi zu sein, begriffen hatten und ihn auszuführen entschlossen waren. Denn mit einer Kraft und Festigkeit, die nur mit der Größe und Wichtigkeit der Aufgabe verglichen werden kann, hielten sie in jener wirren und zerrissenen Zeit, wo selbst den Besten, das Licht, das ihnen leuchten sollte, sich verdunkelte, wo der Irrthum Wahrheit und die Wahrheit Irrthum schien, an der nizänischen Lehre als der rechten christlichen und kirchlichen fest, und dadurch blieb die Einheit des

Bekenntnisses wenigstens im Abendlande, das sich um den römischen Stuhl, als um den Fels in dem Sturme der Zeit, sammelte, aufrecht. Zu bekennen, daß die römischen Bischöfe in jener Zeit die Kirche retteten, heißt nur eine Wahrheit aussprechen, die die Geschichte selbst mit entscheidendster Bestimmtheit aufzeigt.

In Bezug auf Alles aber, was Entwickelung und Vertheidigung der nizänischen Lehre selbst, das eigentliche theologische Moment in der Ausbildung des kirchlichen Lehrbegriffs betrifft, kann mit Recht gesagt werden, daß das ganze Gewicht dieser großen Aufgabe auf einem einzigen Mann ruhte, dem heiligen Athanasius. Er hat sie in angemessenster Weise gelöst. Der tiefe Sinn des kirchlichen Bewußtseins hat in ihm einen Interpreten gefunden, der ihn aus der reichsten Fülle christlichen Geistes entwickelte, darlegte, vertheidigte und mit einem Scharfsinn die Argumente der Gegner niederschlug, den man nicht besser loben kann, als indem man sagt, er habe den der Arianer übertroffen. Wir können hier nicht allen Entwickelungen des großen Theologen folgen, und dürfen um so lieber darauf verzichten, als wir doch nicht hoffen können, es in so entsprechender Weise durchzuführen als der treffliche Geschichtsschreiber des heiligen Mannes es gethan. Nur die Grundzüge, in denen sich die Richtung des heiligen Athanasius von der arianischen unterscheidet, wollen wir kurz angeben:

Die Lehre der Arianer war rein und im höchsten Grade abstrakt, eine Fülle konkreten christlichen Bewußtseins hat sich nie in ihnen gezeigt, alle ihre Argumente sind blos verständig und darum, wo die Untersuchung in die Tiefe des Geistes geht, oberflächlich. Ihre ganze Lehrweise trug diesen Charakter an sich, sie verbreiteten ihre Ansichten eben mit dieser abstrakten Verstandesschärfe, welche das Endliche eben so präzis und bestimmt auffaßt, wie ihr das Unendliche verschlossen bleibt, und die, da sie nichts sicheres, über sie selbst hinausgehendes kennt, auch keinen andern Maaßstab das Unendliche, wo es in die Endlichkeit tritt, aufzufassen kennt, als endliche Verhältnisse, endliche Weisen des Seins und Wesens.

Ihnen gegenüber entwickelte Athanasius aus den Tiefen eines ächt christlichen Bewußtseins als Prinzip alles religiösen Wissens den Glauben, der die Kirche erbaut hat und sie erhält, den Glauben, mit dem zugleich dem Geiste die Kraft der tiefsten Spekulation gegeben ist, so daß in ihm die Worte des Apostels «der Geist durchforscht Alles, selbst die Tiefen der Gottheit,» wahr und wirklich werden. Von diesen beiden entgegengesetzten Standpunkten aus, auf die sich eigentlich die Gegensätze einer jeden größeren kirchlichen und häretischen Entwickelung zurückführen lassen, und deren Kampf sich in jeder Zeit in der der Zeit eigenthümlichen Weise und Form zeigt, ging die katholische und die arianische Lehrentwickelung aus. In Folge derselben treten nun aber noch einige Lehrpunkte hervor, die zwar eine eigenthümliche und besondre Wichtigkeit hatten, dessenohngeachtet aber zuerst in Gefolge der großen Fragen der Zeit, durch ein allseitiges Eingehen auf dieselben veranlaßt erscheinen. Die weitere Ausbildung der arianischen Lehre hatte nämlich eine Menge neuer Ansichten über einzelne Lehrpunkte und Momente, in dem Begriffe der Trinität erzeugt, die von dem kirchlichen Bewußtsein darüber abzuweichen schienen, und die nizänischen Bestimmungen mußten, um diese neuen Zwiste zu regeln, unzureichend erscheinen, da, als sie gegeben wurden, jene Fragen noch gar nicht in Anregung gebracht waren. Dies machte sich besonders geltend, als nicht nur bei den reinen Semiarianern, sondern unter den Bekennern des Nizänums selbst, sich eine Ansicht bildete, welche in dem heiligen Geist nur ein Geschöpf, einen Diener Gottes sah. Die Anhänger derselben erhielten den Namen Pneumatomachen, später, nicht von dem Urheber sondern von einem andern hauptsächlichen Bekenner dieser Lehre, Mazedonianer. Eben so gehört dahin, die Ansicht des Apollinaris von Laodizea, daß die Gottheit in Christo die Stelle der vernünftigen Menschheit vertreten habe. Aehnliche Ansichten scheinen in der Zeit mehrfach vorbereitet gewesen zu sein, und sich unabhängig vom Arianismus und selbst aus einem Bestreben des Gegensatzes gegen denselben entwickelt zu haben. Wie denn die

Feindschaft des Apollinaris gegen die Arianer aus mehreren Umständen erhellt. Es scheint sogar, daß dieser letztere durch seine Auffassung die Arianische grade bekämpfen wollte, indem er die Verbindung des göttlichen mit dem menschlichen in Christo so eng als möglich darzustellen sich bemühte [28]). Alle diese einzelnen Erscheinungen machten es aber nothwendig, daß die kirchliche Lehre sich ausführlich und entschieden über ihr Verhältniß zu denselben aussprach, und dies geschah in dem Bekenntniß des zweiten ökumenischen Konzils. «Wir glauben an einen einigen Gott, den allmächtigen Vater, den Schöpfer Himmels und der Erde, Alles Sichtbaren und Unsichtbaren. Und an einen Herren, Jesus Christus, den eingebornen Sohn Gottes, der von Gott gezeugt ist vor aller Zeit, Licht mit dem Lichte, wahrer Gott aus dem wahren Gott, gezeugt nicht geschaffen, gleichwesentlich mit dem Vater, durch den Alles geworden ist. Der um unsrer, der Menschen, willen und wegen unsres Heiles herabgestiegen ist aus den Himmeln und Fleisch geworden aus dem heiligen Geist und der Jungfrau Maria, und Mensch geworden ist. Der gekreuziget ist um unsretwillen, unter Pontius Pilatus und gelitten hat und begraben ist und auferstanden am dritten Tage nach der Schrift, und aufgefahren ist zum Himmel und sitzet zur Rechten des Vaters. Der wiederum kommt mit Herrlichkeit, zu richten die Lebendigen und die Todten, dessen Reich kein Ende sein wird. Und an den heiligen Geist, den Herren, den Lebendigmacher, der von dem Vater ausgeht, der mit dem Vater und dem Sohne angebetet wird und verherrlichet, der gesprochen hat durch die Propheten. Und an eine heilige, katholische und apostolische Kirche. Wir bekennen eine Taufe, zur Vergebung der Sünden. Wir erwarten die Auferstehung der Todten und ein ewiges Leben.» Mit diesem Bekenntniß ist ein großer Theil der kirchlichen Lehrentwickelung abgeschlossen, der Kampf gegen die arianische Häresie ist mit ihm beendigt, und das Bewußtsein der Kirche über die Trinität, wie es sich bis auf jene Zeit ausgebildet hatte, ausgesprochen. Welche neue Entwickelungen sich daran knüpfen, wie das jetzt

Festgesetzte wiederum aufgenommen wird, um einzelnen Lehrpunkten eine noch genauere Bestimmung zu geben, welche bisher unberücksichtigte Seiten des Dogma's die Kirche, durch mannichfache Irrlehren dazu veranlaßt, untersucht und ausbildet, das Alles wird die Geschichte der folgenden Periode lehren.

Aber noch ehe das konstantinopolitanische Bekenntniß die Lehre der Kirche bestimmte, war diese schon durch Theodosius den Großen in der Form des nizänischen Symbolums als die Lehre der reinen, rechten, katholischen Kirche anerkannt worden, und die darauf gegründete Religion, mit ausdrücklicher Hinweisung auf das oberhirtliche Verhältniß des römischen Bischofs zu derselben, zur Staatsreligion erhoben. « Wir wollen, heißt es in dem darauf bezüglichen Edikt, daß alle Völker, welche die Herrschaft Unsrer Milde regiert, in der Religion leben sollen, welche der göttliche Apostel Petrus den Römern überliefert hat, wie die von ihm selbst gelehrte Religion erklärt, welche der Oberhirt Damasus offenbar befolgt und Petrus, der Bischof von Alexandrien, ein Mann apostolischer Heiligkeit; so daß wir an die eine Gottheit des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, in gleicher Majestät und heiliger Dreieinigkeit, glauben. Dieses Gesetz befolgend, befehlen wir den Namen « katholischer Christen » anzunehmen. Die übrigen aber (nämlich die, welche die Gemeinschaft mit jener obengenannten Lehre versagen) für sinnlos und thöricht haltend, befehlen wir, daß sie die Schmach des Namens Häretiker tragen, und daß ihre Versammlungen nicht mit dem Namen « Kirche » bezeichnet werden, da sie zuerst durch die göttliche Rache, denn aber auch nach unsrer eigenen Bestimmung, die wir dem himmlischen Willen gemäß fassen werden, zu bestrafen sind. » (Vom Februar 380). Damit ist die Einführung des Katholizismus, seine Begründung als Staatsreligion vollendet. Und wieviel hatte sich derselbe, nachdem durch jenes mailändische Edikt des Konstantin seine Emanzipation und Einbürgerung in das Leben des römischen Staats begonnen, nach allen Richtungen hin, äusserlich und innerlich

entwickelt, ausgebildet, organisirt. Welch' Unterschied noch zwischen jenem ersten Edikt und diesem letzten. Dort werden noch allen Sekten, allen Irrlehren, die in dem weiten Umfange des Christenthums entstehen konnten, gleiche Rechte gewährt. Hier wird die römisch-katholische Kirche feierlich und öffentlich vom Staate als die, einzig Wahrheit und Recht habende und ertheilende anerkannt und damit der Grund zu einer großen, lange Jahrhunderte umfassenden Entwickelung christlicher Geschichte gelegt. Die Herrscherin des Mittelalters ist nun auf ihren Thron gesetzt, den sie von jetzt an nicht mehr verlassen soll.

Bei dem lebhaften Interesse, welches man während dieser ganzen Zeit der Entwickelung der Lehre zuwandte, war es natürlich, daß die Theologie als Wissenschaft während der Streitigkeiten dieser Periode einen bedeutenden Fortschritt machen mußte. Sie hatte eigentlich erst in der alexandrinischen Schule und durch das von derselben hervorgerufene Streben nach wissenschaftlicher Begründung der christlichen Glaubenssätze, sich zu bilden angefangen, höchst bedeutend aber sich durch die arianischen Streitigkeiten entwickelt. Sie war keineswegs schon systematische Wissenschaft, denn das konnte sie erst im achten oder neunten Jahrhundert zu werden anfangen, als die kirchliche Lehre selbst einen größeren Umfang der Entwickelung erreicht und in weiterer Ausdehnung stabil geworden war, sondern ihr Fortschritt bestand einerseits in der jetzt neu hinzukommenden theologischen Begründung derjenigen Lehren, über welche die Zeit stritt, andrerseits in der Erweiterung und Verbesserung der Methode, in welcher dies geschah. Der Einfluß, den Origenes in dieser Beziehung ausübte, ist groß, er beherrscht, besonders in letztrer Beziehung, die theologische Entwickelung mehrerer Jahrhunderte, und Arianer wie Katholiker schöpften auch daher in gleicher Weise bei ihm. Die von ihm angeregte theologische Richtung bildete die am meisten verbreitete Schule. Alle großen Lehrer in der griechischen Kirche des vierten Jahrhunderts, Athanasius, Basilius, die beiden Gregore, Didymus und Andere, argu-

mentirten in einer der seinigen ähnlichen Weise, der eigentlich streng theologische Gehalt ihrer Werke, Alles, was sich auf Methode, Art der Beweisführung und dergleichen bezieht, verrieth den Einfluß jenes ausgezeichneten Vorbildes. Natürlich tritt bei Männern, wie die Genannten, die reiche Eigenthümlichkeit des eigenen Geistes immer hervor, und von einer in Formen und Formeln und bestimmten sich immer wiederholenden Auffassungen und Ansichten vorherrschenden Schule, im neueren Sinne des Worts, kann in der theologischen Entwickelung jener Zeit nicht die Rede sein, denn Alles ist dort noch bei weitem individuell und unzusammenhängend, ohne größere und allgemeine Ganze zu bilden. Als Koryphäen, besonders durch die Tiefe ihrer Spekulation, möchten doch wohl Athanasius und Hilarius von Piktavium gelten. Von eigentlich systematischer und materieller Gelehrsamkeit, von einer bestimmt geordneten, organischen Entwickelung des Dogma's kann natürlich noch nicht bei ihnen die Rede sein. Es ist vielmehr die Tiefe christlicher Anschauung, die Fülle eines Geistes, den die göttliche Offenbarung warm durchdringt und nun in solcher Auffassung die einzelnen Momente der Lehre, wie sie sich aus Schrift und Tradition ergeben, darstellt. Daher auch die freie und ungebundene Form der meisten theologischen Entwickelungen der Zeit, es sind Reden oder Homilien, Widerlegungen fremden Irrthums, Vertheidigung kirchlicher Wahrheit, Schriften, die in Dialogform oder in an einen Freund oder eine Gemeinde gerichteter Rede geschrieben sind. Dabei zeigt sich oft vielseitige, durch das Studium der großen Muster des Alterthums geförderte oratorische Bildung, welche bei einigen die Höhe der Meisterschaft erreicht. Fast überall findet sich ein Eingehen auf die Bildung des Zeitalters, auf seine geistigen Bedürfnisse, was für die Verbreitung des Christenthums und für die Durchdringung des geistigen Zustandes der Zeit die erfreulichsten Folgen hat.

Neben jener origenistischen Schule aber bildete sich zugleich eine andre, die für die Entwickelung der Theologie als Wissenschaft des Christenthums von höchster Wichtigkeit geworden

ist. Sie gründete ihre Entwickelungen hauptsächlich auf exegetische Studien, die allerdings wohl auch ihre historische Seite gehabt haben mögen, doch tritt diese weniger hervor. Ihr Prinzip in der Auslegung der heiligen Schriften wich von dem des Origenes bedeutend ab, es war grammatisch-kritische Exegese, freilich nicht in der Ausdehnung, wie die neuere Zeit ähnliche Schulen hervorgebracht hat, aber durch den Gegensatz, in der es mit der mehr allegorischen Erklärungsweise des Origenes und seiner Anhänger trat, die doch auf manche Abwege, wie nicht zu läugnen, geführt hatte, wurde es für die weitere, freiere und dabei ächt kirchliche Ausbildung der Theologie höchst wichtig und ersprieslich. Ihr Hauptsitz war Antiochien, Syrien und die angränzenden Gegenden. Die Ergebnisse ihrer Untersuchungen wurden größtentheils in Kommentaren zu den heiligen Schriften niedergelegt. Mit Origenes kam sie in dem Bestreben überein, auch in kritischer Beziehung dem Texte der heiligen Schriften ein fruchtbringendes Studium zuzuwenden. Ihren Gipfelpunkt erreichte die Schule in Chrysostomus und Theodorus von Moysuestia, ausgezeichnet sind noch in ihr Eusebius von Emesa, Cyrillus von Jerusalem, Ephraem von Edessa, Diodor von Tarsus und Andre.

In diesen beiden Richtungen, welche die Theologie der Zeit hauptsächlich erfüllten, lagen, wie allerdings nicht in Abrede zu stellen, Elemente, welche leicht zu einer mehr als freien Auffassung des Gegebenen, und in Folge daraus zu manchen gegen das bisher Angenommene grell abstechenden Neuerungen führen konnten, wie denn auch mehrere häretische Ansichten theils aus diesen Schulen hervorgingen, theils sich auf dieselben beriefen. So Apollinaris, Cyrills von Jerusalem Semiarianismus, die mehrfachen Irrthümer der Origenisten. Im Gegensatze gegen beide Richtungen bildete sich daher, als Folge einer unter solchen Verhältnissen immer sich erzeugenden Reaktion, eine dritte, die ausschließlich an dem Gegebenen festhielt und in ihrem eifrigen Haß gegen alle Neuerungen offenbar eben so sehr zu weit ging, wie jene beiden

in ihrem Bestreben das Alte zu verdrängen. Vorzüglich ausgebildet wurde diese Ansicht von Epiphanius, Bischof von Konstantia. Sie hatte ihr entschieden Gutes und die vielfachen Verdiensten ihres Stifters sind durchaus anzuerkennen, und ein einseitiges Befangensein in ihr tritt in jener Zeit um so weniger großen Einfluß übend, hervor, je mehr die Kirche selbst, in lebendiger fortschreitender Entwickelung ihrer Lehre und ihres Lebens begriffen, dergleichen stagnirende Elemente zurückweisen mußte.

Gehen wir nun zur Darlegung und Entwickelung des kirchlichen Lebens in jener Zeit, seinen Hauptzügen nach, über. Wir betrachten zuerst die Entwickelung der Hierarchie, dann die des christlichen Lebens in der Kirche.

Seit Konstantin tritt eine ganz neue Seite in der Entwickelung des kirchlichen Lebens hervor, die fortan viele Jahrhunderte hindurch ein Hauptelement der Geschichte des Christenthums bildet, das Verhältniß der Kirche zum Staat nämlich. So schwer es ist, das Wesen dieses Verhältnisses als Theorie in einer Weise aufzustellen, die allen Anforderungen und allen Ansichten genügt, und so verschieden, ja von den entgegengesetztesten Standpunkten aus dasselbe immer aufgefaßt und beurtheilt worden ist, eben so schwer ist eine Darstellung desselben, sei es während des ganzen bisherigen Verlaufs christlicher Geschichte, oder in einer bestimmten Periode derselben. Es scheint fast in dem Wesen dieser beiden Institutionen zu liegen, daß ein reines und ungetrübtes Verhältniß zwischen ihnen sich nie auf die Dauer und bleibend entwickeln kann, denn die ganze Geschichte bietet das Bild eines beständigen Kampfes unter beiden dar, der durch das Hinneigen einer jeden derselben nach einem der zwei Extreme, die in ihrem gegenseitigen Verhalten möglich sind, hervorgerufen wird. Es ist beinah immer eine von ihnen, die nach entschiedener Oberherrschaft strebt, und die Realisation einer richtigen Mitte, in der beiden nach ihren Ansprüchen Recht geschieht, ist, wenn überhaupt, eben so selten, wie kurz von Dauer. Jede Prinzipienfrage liegt hier ausserhalb unsrer Aufgabe, wir wollen

nur die rein historische Seite dieses Verhältnisses in einer bestimmten Zeit entwickeln.

Konstantin hatte durch seine Siege, seine Klugheit und die eigenthümliche Kraft seines Geistes die höchste, unumschränkteste Macht in sich konzentrirt, durch seine neue Organisation des Staats und der Verwaltung desselben, war er der eigentliche Alleinherrscher. Seinen Nachfolgern blieb, ohne seinen Geist, doch die aus seinen Institutionen für sie entspringende Macht und alle folgenden Kaiser bis zum Umsturz beider Reiche sind und bleiben durchaus Mittelpunkt aller Gewalt. Aber zugleich lag es in diesen Institutionen, daß wenn Mangel an Geist oder sonst Schwäche des Charakters dem Kaiser das Selbstherrschen unmöglich oder unangenehm machte, die Herrschaft in die Hände des Hofes, besonders der höchsten Beamten desselben, überging. Dadurch war die erste Veranlassung zu allen Intriguen, aller Schlaffheit und Schwäche, zu allen Unwürdigkeiten gegeben, welche die Geschichte der Nachfolger Konstantins so traurig auszeichnen. Als nun Konstantin die Kirche, als katholische, anerkannt und ihr als einer im Staate selbstständig bestehenden Institution, Rechte und Freiheiten zugesichert hatte, so war es natürlich, daß dies als ein aus seiner faktisch bestehenden Machtvollkommenheit hervorgegangener Akt betrachtet wurde, und die Kirche deßhalb von dem Kaiser in vielfacher Beziehung abhängig bleiben mußte. Er selbst stellt seine Ansicht über das Verhältniß zwischen Staat und Kirche auf, die in den bekannten Worten, ὑμεῖς μὲν τῶν ἔισω τῆς ἐκκλησίας, ἐγὼ δὲ τῶν ἐκτὸς ὑπὸ θεοῦ καθεστάμενος ἐπίσκοπος, enthalten ist und deren Sinn, trotz der mannichfachen Interpretationen, deren sie fähig, doch den Grund jenes Verhältnisses gewiß sehr richtig bezeichnet. Die Schwierigkeiten, welche die Realisation desselben so oft gefunden, liegen hauptsächlich in der Bedeutung und Bestimmung der Grenzen dieses ἔισω und ἐκτὸς. Bei allem Schwankenden darin können wir nur eins mit Bestimmtheit behaupten, und das bildet zugleich einen hervorstechenden Charakterzug in der geschichtlichen Entwickelung des ganzen Verhältnisses;

jemehr in der Kirche sich das Streben nach Konzentration der hierarchischen Gewalt auf den Stuhl von Rom hin entwickelt, jemehr die kirchliche Verfassung auf diesen Mittel- und Einheitspunkt hin sich organisirt, desto mehr konnte die Kirche sich als selbstständige, in sich einige Macht dem Staate gegenüberstellen, und sie wird nur in dem Grade äusserlich unabhängiger, als der Primat in ihr Anerkennung und thätige Wirksamkeit gewinnt. Obgleich nun auch in diesen ersten Zeiten Alles sich vereinte, um die Macht Konstantins in Bezug auf Angelegenheiten der Kirche zu einer fast unumschränkten zu machen, so muß doch zu seinem großen Lobe gesagt werden, daß er persönlich dieselbe nie mißbrauchte; hingegen beweisen diejenigen Prärogative, welche er ihr ertheilte, hinreichend, daß er ihre freie Selbstständigkeit auf ihrem Gebiete wollte. Die Jurisdiktion der Geistlichen auf geistlichem Gebiete wurde von ihm immer anerkannt, durch eine Menge von Verordnungen strebte er, ihnen die zur Erfüllung ihres Berufs nothwendige äussere Unabhängigkeit zu geben. Die Kleriker wurden von ihm und seinen Nachfolgern von vielen äusseren und bürgerlichen Verpflichtungen befreit, Ausnahmsgesetze legten den Grund zu einer eigenen kirchlichen Gerichtsbarkeit, und die große politische Bedeutung, welche die Bischöfe im Mittelalter erhielten, bereitete sich jetzt schon in dem Rechte (nach Andern zu seiner Zeit nur erst Sitte, die später erst ein Recht wurde) vor, das Konstantin ihnen ertheilte, auch in bürgerlichen Streitigkeiten, wenn sie aufgefordert würden, Schiedsrichter zu sein. Von der höchsten Wichtigkeit war aber die Anerkennung des Rechtes, daß die Kirche als solche, in ihren Dienern hat, die Sitten der Christen zu beaufsichtigen, und nach welchem sie selbst den Kaiser und die höchsten Beamten vor das Tribunal der, das sittliche Leben der Gläubigen leitenden, Geistlichen ziehen konnte. Die Anerkennung und Ausübung dieses Rechtes war ein großer Fortschritt in der allgemeinen Entwickelung des christlichen Lebens. Die geistige und geistliche Macht der Kirche über die Welt wurde dadurch fest und auch äusserlich rechtlich begründet, und wo sie im wahrhaft

christlichen und kirchlichen Geiste ausgeübt wurde, da hat sich auch immer die weltliche ihr unterworfen. Theodos Beispiel, das Beispiel so vieler Großen und Hochgestellten beweisen dies hinlänglich.

Ausserdem aber gingen auch alle Rechte, die das Heidenthum als Staatsreligion früher besessen, auf das Christenthum über, so das Asylrecht der heidnischen Tempel, so das Recht der Fürsprache für Arme und Verbrecher bei der weltlichen Obrigkeit und mehreres andre dieser Art. Da die Kirche sich dieser Rechte in einem viel höheren Sinne und mit viel mehr Nachdruck, als dies früher der Fall gewesen war, wo sie größtentheils von einzelnen Korporationen und nicht von einer so großen und wohl organisirten Gemeinschaft ausgeübt wurden, bediente, so trug dies zur Vermehrung ihres Ansehens und Einflusses vorzüglich bei dem Volke, in wirksamster Weise, bei. Mehr aber als durch Alles dieses gewann die Kirche an Selbstständigkeit, Macht und Ansehn, dem Staate gegenüber, durch ihre immer bestimmter sich ausbildende hierarchische Organisation und durch die von jetzt an besonders ins Leben tretende große und wichtige Bedeutung der Bischöfe, deren Einfluß in dieser ganzen Periode einen erheblichen Zuwachs erhielt. Da sich der Besitz der Kirche durch das Recht, welches Konstantin ihr ertheilt, Schenkungen und Erbschaften anzunehmen, bald beträchtlich vermehrte, so gab die Verwaltung desselben, die natürlich nach kirchlichen Gesetzen geschah, denjenigen, welchen sie zufiel, ein mit der Größe des Besitzes selbst zunehmendes Ansehn. An der Spitze derselben standen aber, dem Geiste der kirchlichen Institutionen gemäß, die Bischöfe. Sie wachten und disponirten über das Vermögen ihrer Kirchen, im Interesse der Gemeinde, nachdem ihnen das Recht der Besetzung der untergeordneten geistlichen Stellen aus demselben Grunde schon früher zugefallen war.

Die immer zunehmende Menge der Christen aber und die Nothwendigkeit, der so wohl organisirten Staatsgewalt eine ähnliche kirchliche entgegenzusetzen, theils um jener gegenüber sich selbstständig zu erhalten, theils um eine erfolgreiche Wirk-

samkeit auf die immer größer werdenden Gemeinden auszuüben, hatte das Streben, größere kirchliche Organismen zu bilden, rege gemacht. Daher sehen wir in dieser ganzen Periode die einzelnen Bischöfe der Provinzen sich immer enger an den der Hauptstadt, den Metropolitan, anschliessen, demselben sich unterordnen und dadurch die Macht der letzteren bedeutend steigen. Im Verhältniß damit nahm nun auch das Ansehn derselben bei dem Staate zu, und neben ihrer kirchlichen Bedeutung bildete sich allmählig, und durch die Staatsverhältnisse selbst unterstützt, eine politische. Die häufigen und oft von der Staatsgewalt selbst unterstützten Angriffe und Verfolgungen, welche die Kirchen des Orients, besonders während der arianischen Unruhen, zu bestehen hatten, erzeugten aber bald das Bedürfniß, zur größeren Sicherstellung der Gemeinden, noch größere kirchliche Einheiten zu bilden, und dadurch wurde jetzt schon die in der folgenden Periode erst sich ausbildende Institution der Patriarchate mannichfach vorbereitet. Alle diese Bestrebungen nach Vervollkommnung der kirchlichen Organisation fanden aber ihren Gipfel- und Ausgangspunkt in der Entwickelung des Primats. Denn der äussere und innere Organismus der Kirche konnte dann erst für vollständig und vollendet gelten, wenn die Macht darüber und das Recht, sie zu handhaben, in einem Mittelpunkt, wie bei der weltlichen der Kaiser war, konzentrirt erschien, und es ist daher auch historisch richtig zu behaupten, daß der Primat implicite und nothwendig gegeben ist, sobald das Christenthum anfängt, seine ihm innerlich beiwohnende organisirende Thätigkeit in und durch das Organ der Kirche auszuüben. Das Streben, ihn zu realisiren, erfüllt alle Jahrhunderte bis zu seiner vollendeten Gestaltung. In unsrer Periode mußte es wegen der eigenthümlichen allgemeinen Verhältnisse der Kirche besonders hervortreten. Das Ansehen des römischen Bischofs und sein Primat ist im Anfang derselben entschieden genug anerkannt, nur muß auf den Unterschied, der in Bezug auf das Prinzip dieser Anerkennung zwischen dem Abend- und Morgenlande bestand, aufmerksam gemacht werden. Im Occident wurde

ihm der Primat als Nachfolger des heiligen Petrus, dem er ausdrücklich vom Stifter der Kirche übertragen war, zuerkannt, seine Berechtigung dazu galt für eine durchaus innere, nicht die Verhältnisse seiner, der römischen, Kirche oder die der allgemeinen hatten ihm die damit verbundene Gewalten und Rechte gegeben, sondern er war vor allen Verhältnissen dazu berufen worden. Und das ist auch am wirksamsten gegen alle Entgegensetzungen und in allen Zeiten festzuhalten, daß ohne diesen inneren Beruf der römische Bischof nie das Haupt der Christenheit geworden wäre, und daß dieser Beruf, wenn er in mündlicher und schriftlicher Tradition nicht so entschieden vorläge, aus dem geschichtlichen Bestehen geschlossen werden müßte, denn Institutionen dieser Art ruhen immer auf einer Idee, die allen Fakten und äusseren Erscheinungen die innere Wahrheit giebt, weil sie Manifestationen eines höheren Gedankens in der Zeit sind. Erfreulich ist es zu sehen, wie selbst Geschichtsschreiber, die von ihrem dogmatischen Standpunkt aus den Primat des römischen Bischofs verwerfen, doch, sobald sie sich auf dem rein historischen halten, auf die innere Berechtigung und Begründung desselben eben aus den geschichtlichen Erscheinungen zurückzuschliessen sich genöthigt sehen.

Hören wir nur das Zeugniß eines durch Tiefe und Geist in jeder Weise ausgezeichneten protestantischen Kirchenhistorikers: « Tiefer lag der Grund dieser Gewalt, heißt es bei Marheinecke Universalkirchenhistoriee Thl. I. S. 308, als in einer äusseren Macht, einem heiligen Keime war sie entsprossen, von innen heraus wirkte sie, durch Muth, Kraft und Leidenschaft ward Vieles errungen, und Alles bewahrt. Noch nicht genug beachtet ist, wie und warum grade im römischen Bischof die Individualität immer zusammenfloß mit der bischöflichen Würde und in der schlechtesten selbst die Heiligkeit von dieser nie unterging. Unter den wildesten Streitigkeiten erblickt man an dem römischen Bischof nicht sowohl geräuschvolle Bewegungen, sondern nur eine gewisse Würde. Mit beharrlicher Energie des Geistes hefteten sie den Blick nur immer auf einen Punkt u. s. w.

Im Orient war im Grunde diese Idee auch wohl anerkannt, aber dort wurde bei Begründung des Rechtes der römischen Bischöfe auf den Primat, mehr die politische Seite hervorgehoben. Wie sich dort die ganze kirchliche Verfassung weniger von innen heraus und in freier Selbstständigkeit, als vielmehr in einem engen Anschliessen an das Vorbild der bestehenden politischen, ausgebildet hatte, so faßte man dort auch mehr die politische Bedeutung Roms als Hauptstadt der Welt, als Mittelpunkt des Abendlandes auf. Doch war dies und konnte nur vorübergehend sein, denn als mit dem immer zunehmenden Aufblühen Konstantinopels und durch den anderweitigen Gang der politischen Entwickelung, die Wichtigkeit Roms als Weltstadt immer mehr schwand, da mußte auch diese Auffassungsweise immer mehr schwinden und der innerlich richtigeren weichen. Daß ausserdem das Bewußtsein über die Verhältnisse des römischen Bischofes zur Kirche auch ein allgemein kirchliches, wenn auch nach den verschiedenen Theilen der Kirche verschieden sich gestaltendes war, das beweißt die Uebertragung mehrerer Rechte, welche die Kirche um diese Zeit ihrem Oberhaupte zuerkannte. So sprach die Synode zu Sardika sein Recht aus, höchste Instanz bei allen Apellationen der Bischöfe zu sein[29]). Ausserdem aber beweisen die häufigen, aus allen, selbst den entferntesten Gegenden der Kirche gemachten Anfragen, in zweifelhafter Lehre und Tradition betreffenden Punkten, wie sehr die Autorität des römischen Bischofs auch in dieser Beziehung anerkannt war. Im Allgemeinen aber trug die Lage der Kirche während des Zeitraumes der arianischen Streitigkeiten und die Stellung der römischen Bischöfe zu ihnen, sehr viel dazu bei, dem Primat auch von Seiten seines praktischen Nutzens für die ganze Kirche Ansehn und Anerkennung selbst bei denen zu verschaffen, die ihm dieselben bis dahin mehr oder weniger versagt hatten.

In dieser Periode haben wir auch einer andern großen Institution zu erwähnen, welche für die Entwickelung von Christenthum und Kirche und für das Verhältniß derselben

zum Staate von der höchsten und durchgreifendsten Wichtigkeit ist. Es sind dies die ökumenischen Konzilien. Aus dem Wesen des Christenthums hervorgegangen, hatte sich das Institut der Synoden am Ende des dritten Jahrhunderts bis zu der Form der Provinzialsynoden ausgebildet, die als solche einen bedeutenden Einfluß auf die Gestaltung des kirchlichen Lebens ausübten, ja in vielen Fällen, besonders da, wo es sich um lokale und partikulare Interessen handelte, als höchste und entscheidende Autorität galten. Sobald aber das Christenthum Staatsreligion geworden war, geht auch in der Entwickelung dieser Institution ein bedeutender Fortschritt vor. Aus den Provinzialsynoden werden Generalkonzilien. Fragen wir nach den Ursachen dieses Ueberganges, so sind es besonders zwei Momente in der allgemeinen kirchlichen Entwickelung, die ihn veranlaßten. Einmal nämlich war durch die Anerkennung des Christenthums als Staatsreligion auch die Allgemeinheit der Kirche in ihrem äusseren Bestehen möglich gemacht und begründet. Es waren nicht mehr die Gemeinden einzelner Distrikte oder Provinzen, die freilich durch das Band des Glaubens und christlichen Lebens vorher schon zu einem Ganzen innerlich verbunden gewesen waren, sondern es war jetzt wie ein Staat, so eine allgemeine christliche Kirche, auch dem äusseren Bestehen nach. Damit hörten die kirchlichen Angelegenheiten einer Provinz oder eines sonstigen Ganzen auf, nur dieses anzugehen, ein isolirtes Interesse zu haben, es waren nun Angelegenheiten und Interessen der Kirche geworden, zu der alle ihre einzelnen Theile einen bestimmten und lebendigen Bezug hatten. Wenn früher die kirchlichen Verhältnisse dieser kleineren Organismen auf entsprechenden Provinzial- und sonstigen partikularen Synoden verhandelt waren, so mußten jetzt, wo die Kirche als der eine große, alle Einzelnen umfassende Organismus erschien, die Synoden auch allgemeine ökumenische werden, sobald die darauf zu verhandelnden Angelegenheiten alle Theile der Kirche, also die ganze Kirche selbst, gleicherweise angingen. Alle eigenthümlichen, individuellen und Lokal-Interessen bleiben,

wie sich von selbst versteht, den entsprechenden Versammlungen überlassen, und das Institut der Provinzialsynoden, weit entfernt, durch die allgemeinen Konzile überflüßig gemacht oder aufgehoben zu werden, wurde von denselben vielmehr bestätigt, und durch bestimmte Gesetze recht eigentlich erst organisirt. Neben dieser allgemeinen Veranlassung der ökumenischen Konzilien hatten sie ihre besondre in der Irrlehre des Arius. Denn diese war eine die Kirche im Allgemeinen betreffende Angelegenheit, insofern die Grundlehren des Glaubens der ganzen Kirche, in denen Alle Eins sein sollten, durch dieselben angegriffen wurden. Daher konnte darüber auch nur von der ganzen Kirche, wie sie von den Bischöfen vertreten wurde, entschieden werden, und mit der Nothwendigkeit, die arianische Häresie zu bekämpfen, war zugleich auch die, ein allgemeines Konzil zusammenzuberufen, gegeben. Daß die Aufforderung dazu vom Kaiser ausging, war durch die in der Zeit bestehenden Verhältnisse zwischen Kirche und Staat begründet. Es liegt allerdings eigentlich in der Natur dieser Institution, daß die ökumenischen Konzilien von dem Oberhaupte der Kirche zusammenberufen werden, und das Recht ist ein dem Primat innerlich beiwohnendes. Da aber in jener Zeit der Primat selbst noch nicht sich in seinem ganzen Umfange faktisch ausgebildet hatte, so lag es sehr nahe, daß der Kaiser, der ja in mehr als einer Rücksicht ein oberherrliches Recht über die Kirche ausübte, das Amt, die Synode zusammenzurufen, auf sich nahm. Uebrigens zeugt Alles das, was wir von verschiedenen Seiten über Konstantins Verfahren in der Haltung derselben wissen, daß er seine eigentliche Stellung zur Synode wohl erkannte, denn die rein kirchlichen Angelegenheiten wurden auch rein den Bischöfen überlassen, und das Recht der geistlichen Macht über geistliche Dinge, wurde von dem Handhaber der weltlichen Macht durchaus anerkannt und aufrecht erhalten.

Dessenohngeachtet aber gab im Allgemeinen das Institut der ökumenischen Synoden dem Kaiser einen Einfluß auf die kirchlichen Angelegenheiten, der wie, nützlich und nothwendig

er, gut angewendet, der Kirche auch war, ihr eben so nachtheilig und ihrer Freiheit gefährlich wurde, wenn die weltlichen Herrscher ihn mißbrauchten. Der Kirche ist von ihrem ersten Beginnen an, das Bestreben aufgedrückt, sich als katholische zu entwickeln, und sie muß als solche jede Irrlehre, welche die Gemeinschaft, sei es in Glauben oder wesentlicher Sitte aufhebt, nothwendig von sich ausschliessen und von der Theilnahme an ihren Rechten zu entfernen suchen. Damit, daß die Kaiser sie als solche anerkannten, wie es ja von Konstantin schon und ausdrücklich von Theodosius geschah, nahmen sie zugleich die Verpflichtung auf sich, die Kirche in diesem Bestreben, jedes ihrem Wesen fremdartige Element aus sich zu entfernen, zu unterstützen. Diese Verpflichtung der weltlichen Macht auf der einen Seite und dies Recht der kirchlichen auf der anderen, wurde faktisch von beiden dadurch anerkannt, daß die Kirche zuerst in den donatistischen Streitigkeiten das Einschreiten des Kaisers in Anspruch nahm, und dieser ihre Beschlüsse ausführte. Dasselbe Verhältniß blieb, als die Ausführung der auf den ökumenischen Konzilien gefaßten Beschlüsse des Beistandes des weltlichen Armes bedurfte. Damit war aber zugleich die Möglichkeit gegeben, daß die Kaiser weiter giengen, sich zu entscheiden anmaßten, wo ihnen nur Entschiedenes auszuführen zustand, oder daß sie, wenn ihre Interessen es nicht zugaben, vollgültigen Beschlüssen ihre Bestätigung zur Ausführung versagten. Sie gebrauchten ihr Recht, um das Rechte zu unterdrücken, und erlaubten sich dabei einen Einfluß auf den Konzilien, der die Grenzen des Nothwendigen und ihnen Zustehenden oft bedeutend überschritt, und so machten sie die Kirche mehr von sich abhängig, als es in den gegenseitigen Grundverhältnissen lag[30]). Doch muß dabei auch bemerkt werden, daß sie zuweilen durch die von den entgegenstehenden Parteien an sie gebrachten Aufforderungen, durch die feige Nachgiebigkeit und unwürdigen Ränke mancher Bischöfe, durch eine Menge von Ursachen die Schuld der Geistlichen waren, zu einer solchen Ueberschreitung ihrer Befugnisse veranlaßt, oder darin selbst unterstützt wurden. Ja,

die Geistlichen selbst führten eine größere Abhängigkeit der Kirche vom Kaiser herbei, indem sie sein Einschreiten in Angelegenheiten, die gar nicht vor sein Forum gehörten, verlangten, und selbst ihrem Stande ganz und gar nicht geziemende Mittel anwendeten, um eine ihnen günstige Entscheidung zu erhalten. Diese, dem Ganzen so leicht nachtheilig werdende falsche Unterwürfigkeit Einzelner, ist von der Kirche immer gemißbilligt worden, und die Beschlüsse mehrerer Konzilien erklärten sich auf das Bestimmteste dagegen. Im Allgemeinen war in dem Verhältniß zwischen Kirche und Staat in dieser Periode die Macht der Kaiser überwiegend, da die Kirche ihnen gegenüber auch nicht den Grad innerer Konsistenz in ihrer Organisation erreicht hatte, den ihr der immer mehr sich entwickelnde Primat später gab, dem sie ihre eigentliche Emanzipation von der weltlichen Macht, und damit ihre äussere Selbstständigkeit verdankt.

Auf dem Gebiete des christlichen und kirchlichen Lebens hatte sich unterdessen eine Gestalt desselben ausgebildet, die schon ihrem Wesen nach, noch mehr aber durch den wichtigen und bleibenden Einfluß, den sie auf dasselbe ausgeübt hat, unsre Aufmerksamkeit in einem hohen Grade in Anspruch nimmt. Es ist das Mönchsthum. Suchen wir zuerst seine Bedeutung im Christenthum überhaupt, die Art, wie es in demselben gegründet ist und aus ihm hervorgehen konnte, uns deutlich zu machen, um dann die geschichtliche Seite seiner Entwickelung zu verfolgen. Das Christenthum muß seiner Grundidee nach, in denen, die sich zu ihm bekennen, ein überwiegendes Leben des Geistes hervorbringen, oder mit andern Worten, es muß da, wo es seinem Wesen gemäß aufgefaßt wird, eine Lebensansicht erzeugen, welche dem Geist die Herrschaft über die Materie giebt, und das Streben, diese Herrschaft in allen Verhältnissen des Lebens zu realisiren, zur Aufgabe des christlichen Bewußtseins macht. Diese Ansicht hat verschiedene Grade der Intensität, je nachdem das Bewußtsein darüber klar und entschieden oder dunkel, unbestimmt und schwankend ist. In dem gewöhnlichen kirchlichen Leben, wie es für die

große Mehrzahl der Gläubigen sich gestaltet hat, erscheint die Aufgabe, jenes Prinzip zu verwirklichen, in einer mehr modifizirten Form, die durch den nothwendigen Konflikt mit dem Weltleben und mit einer von demselben schwer zu trennenden weltlichen Anschauung der Dinge, entstanden ist, und die Ausführung desselben ist oft mehr Ideal als Wirklichkeit. Für den geistlichen Stand ist es zwar das Lebensprinzip, seine Realisation die Aufgabe, die ihm speziell gestellt ist, der Priester soll der Mann des Geistes, sein Leben ein geistliches sein, aber die beständigen Berührungen, in denen er mit der Welt, um auf sie zu wirken, stehen muß, können ebenfalls einen Kampf in dieser Beziehung erzeugen, in dem das Unterliegen, bei der Schwachheit der menschlichen Natur, für ihn nicht ausserhalb dem Kreise der Möglichkeit liegt. Mit der Größe der Aufgabe wächst bei seinem Bleiben in der Welt, die Mühe des Kampfes, und wie das Verdienst des Sieges, so steigt auch die Gefahr der Niederlage. Diese und ähnliche Betrachtungen liegen dem Wesen des Gegenstandes nach, so nahe, daß sie sich zu jeder Zeit der christlichen Geschichte aufdrängen mußten. Wo nun die Nothwendigkeit, jene Grundidee des Christenthums zu realisiren, sich bis zur höchsten gebieterischesten Lebensbedingung steigerte, wo das innere Leben, das Leben im Geist und in Gott sich als Ziel und Zweck des Daseins überhaupt dem Bewußtsein vergegenwärtigt hatte, da war es auch eine natürliche Folge davon, daß Alles, was sich der Befriedigung desselben in den Weg stellte, nicht allein bekämpft, sondern soviel als möglich vernichtet wurde. Da nun von allen dabei möglichen Hindernissen die Welt selbst und das Leben in ihr unstreitig das Größte ist, so lag es sehr nahe, die Macht desselben über den Geist dadurch am meisten und entschiedendsten zu brechen, daß man es verließ, sich seinen Berührungen entzog, die Gesellschaft mied, die Einsamkeit suchte. Das ist die Grundidee des Mönchslebens, dessen Urform die Einsiedler sind. Sie beruht auf Steigerung einer wesentlich-christlichen Idee, in der eine zu weit gehende Abstraktion möglich, aber keineswegs von vorn herein vorhanden ist,

vielmehr war die Verwirklichung derselben zur Totalität der christlichen Entwickelungen durchaus nothwendig, und darin hat das Mönchsthum sein höchstes und geschichtliches Recht.

Neben diesem Allgemeinen liegen aber in der Zeit selbst, in welcher das Mönchsthum zuerst in geordneter Gestalt auftrat, eine Menge von Ursachen und Verhältnissen, welche dasselbe hervorriefen. Man findet gewöhnlich die erste Veranlassung zur Bildung einsiedlerischer Gemeinschaften, aus denen das Mönchsleben sich entwickelte, in der Dezischen Verfolgung, wo mehrere egyptische Christen in die Wüste flüchteten und sich dort einem strengen, mit Buß- und Andachtsübungen ganz erfüllten Leben widmeten. Aber dies war nur ein durchaus vorübergehender Umstand; wäre diese ganze Richtung des christlichen Lebens in nichts anderm begründet gewesen, als in dem Streben, sich den Verfolgungen zu entziehen, so hätte sie ja, als diese aufhörten, mit ihnen aufhören müssen. Aber grade tritt sie am meisten hervor und beherrscht mit fast wunderbarer Gewalt die Zeit, als alle Verfolgung aufgehört und das Christenthum Religion der Herrscher und des Volks ist. Das beweißt, daß sie auf tieferer Grundlage erbaut war. Die harten Kämpfe, in welche die Kirche während des vierten Jahrhunderts verwickelt wurde, die Zerfallenheit in Glauben und Leben, die im Gefolge des Arianismus sich eindrängende weltliche Auffassung der Lehre, dazu die große sittliche Gesunkenheit, die Entartung des christlichen Lebens und das in so vielen Gemüthern, wenn auch nicht der Form, so doch dem Wesen nach, noch mächtige Heidenthum, — Alles das zusammengenommen mußte die Aufgabe des Christenthums, das Leben des Geistes in sich vorherrschend zu machen, in Mitten einer so verderbten Welt, die selbst die Besseren so leicht in ihren Strudel hineinriß, vor deren schädlichem Anhauch kaum das reinste Gemüth sich bewahren konnte, unendlich erschweren, und bei sehr Vielen, denen grade im Gegensatz gegen die Verderbniß der Welt, die Nothwendigkeit der Reinigung und geistigen Erneuerung des Lebens sich mit um so größerer Kraft aufdrang, den Wunsch hervorbringen, in gänzlicher

Abgeschiedenheit von der Welt, die Lösung der Aufgabe ihres Daseins zu versuchen. Daher der große Beifall, die zahlreiche Nachfolge, welche die ersten Beispiele dieser Art fanden, in denen der beste Beweis liegt, wie tief dies Bestreben in dem Wesen der Zeit wurzelte. Aber wie jede aus der christlichen Grundidee hervorgegangene Gestaltung des christlichen Lebens, sobald sie im Bereiche der Kirche auftritt, von dem regelnden und organisirenden Streben derselben erfaßt wird, von ihr feste bestimmte Formen erhält, und in ihrer ganzen Fülle ausgebildet und äusserlich konstituirt wird, so auch das Mönchsthum, in dessen Entwickelungsgeschichte sich drei Perioden, wie es uns scheint, sehr bestimmt unterscheiden lassen, von denen die beiden ersten unsrer Darstellung noch angehören.

In Antonius und seinem Nachfolger Paulus von Theben zeigt sich die dem Mönchsleben zu Grunde liegende Idee in ihrer einfachsten aber auch reinsten Gestalt, das Leben des Geistes ist so überwiegend, daß das Irdische, Weltliche nicht allein zurücktritt, sondern in der That in seiner Macht über den Geist vernichtet erscheint. Wer möchte jenen Männern, wenn er das, was Athanasius und Hieronymus über sie geschrieben, liest, den Namen christlicher Helden versagen. Aber freilich in dieser Höhe konnte die ganze Richtung sich immer nur bei Einzelnen, mit vorzüglicher Geistes- und Willenskraft Begabten erhalten, die Menge mußte, wenn auch von dem Verlangen Aehnliches zu erreichen getrieben, doch immer auf einer niederen Stufe der Entwickelung des beschaulichen Lebens stehen bleiben. Dazu kam, daß, so lange die Einzelnen isolirt blieben, ein großer und allgemeiner Nutzen daraus für das christliche Leben des Volks im Ganzen nicht hervorgehen konnte. Als nothwendiger und erwünschter Fortschritt muß es daher erscheinen, wenn Pachomius um die Mitte des vierten Jahrhunderts zuerst ein Zusammenleben der getrennten Einsiedler veranlaßte. Damit war der erste Schritt zur Organisation einer großen, viele Jahrhunderte umfassenden Einrichtung gethan. Denn das Ganze wurde jetzt festen Regeln, bestimmten Gesetzen unterworfen, die nichts Anders bewirken

sollten, als den Einsiedlern die Mittel an die Hand zu geben, jenes Ziel, um dessentwillen sie die Einöde gesucht, in der Gemeinschaft zu erreichen. Die ganze Idee hatte nun eine ihr angemessene Form, und konnte nun ihren ganzen Einfluß auf die Zeit entfalten. Bald zeigte sich auch die Macht, die sie über die Gemüther ausübte. Nicht allein durch Egypten, sondern auch durch die angrenzenden Länder Palästina, Syrien, Armenien und Kleinasien verbreiteten sich diese Gesellschaften, welche die Besiegung des Weltlichen zu ihrem Zwecke machend, durch Beschränkung und Beherrschung aller sinnlichen Bedürfnisse und Forderungen des Körpers, durch vollkommenes Getrenntsein von der Welt, Beschäftigung mit angemessener Handarbeit und vor allen durch häufige Betrachtungen und andre geistliche Uebungen ihn zu erreichen suchten. Das tief Christliche, welches in einer solchen Auffassung und Anordnung des Lebens liegt, mußte einen großen und bleibenden Eindruck auf die Zeit machen, deren Streben und Treiben oft ein ganz entgegengesetztes war, und deßwegen darf es nicht wundern, wenn man die Zahl solcher Institute und ihrer Bewohner sich mit überraschender Schnelle vermehren sieht, wenn die ausgezeichnetsten Männer der Zeit mit großem Eifer einem ähnlichen Leben sich entweder selbst hingaben, oder dasselbe doch auf jede Weise zu fördern und zu verbreiten suchten. Die Bereitwilligkeit, den Ermahnungen dazu zu folgen, die sich in allen Klassen der Gesellschaft, von dem Höchsten bis zum Niedrigsten, zeigte, beweißt, wie sehr das Mönchthum sogar einem Bedürfniß der Zeit entsprach. Freilich fehlte die Schattenseite auch nicht. Schwärmerei, Eitelkeit, Hochmuth, ein jede andre Lebensansicht verwerfender Stolz, Uebertreibung und Uebertreibung, die nicht aus dem Prinzip, wohl aber aus getrübter subjektiver Auffassung entsprang, entstellten die Reinheit des Ganzen und erniedrigten in Einzelnen seine geistige Höhe. Die Zeugnisse der ausgezeichnetsten Kirchenschriftsteller der Zeit, die von dem tief christlichen Grunde dieser Institution durchdrungen, ihre eifrigsten Lobredner wurden, verhehlen nicht die schädliche und verkehrte Richtung,

die sie bei einzelnen nahm. Auf die große Masse des Volkes machte das Ganze den größten Eindruck, und die Mönche erhielten einen Einfluß über dasselbe, der übel geleitet, mehr als einmal Fanatismus in den Massen hervorrief. Wo hingegen das Mönchswesen in wahrhaft christlichem Sinne geleitet wurde, da gingen die wohlthätigsten Folgen für Erweckung und Förderung eines allgemeinen kirchlichen Geistes und Lebens hervor, besonders später, als durch die Einführung bindender Gelübde und durch die Richtung, die der große Benedikt von Nursia dem Ganzen gab, das Institut seine eigentliche Vollendung erreichte, und ein kirchliches Bildungsmittel von einem Nutzen und einer Heilsamkeit wie wenige wurde.

Besonders wichtig aber war das Verhältniß, in welches das Mönchsthum zur Geistlichkeit und damit eigentlich zur Hierarchie trat. In mancher Beziehung konnte das Leben der Mönche als Ideal des priesterlichen erscheinen und die Idee, die Priester selbst aus den Mönchen zu wählen, schien sehr nahe zu liegen. Aber merkwürdigerweise zeigte sich bei vielen der letzteren sogar eine Abneigung, dem Rufe zum Priesterthum zu folgen, die sich zuweilen in allerdings auffallender Weise äussert, aber durch die Ansicht erklärlich wird, daß Demuth und das Bewußtsein eigener Unwürdigkeit es nicht erlauben, in einen Stand zu treten, dessen Würde eine so ausgezeichnete ist. Aber diese Ansicht glich sich bald mit der entgegengesetzten, welche eine Verbindung des Klerus mit dem Mönchsstande wünschte, zu einer billigenden Mitte aus. Besonders fand dies im Abendlande statt, wo überhaupt, bei dem, dort durch den Einfluß des Primats besser geordneten Kirchenthum, das Mönchswesen sich in jenen Zeiten von den Entstellungen und Uebertreibungen des Orients freier und reiner gehalten hatte. Am Ende dieser Periode finden wir durch Siricius besonders die Verbindung des Klerus und der Mönche sehr gefördert, und das Bestreben, das klerikalische Leben ganz nach dem Vorbilde des Mönchlebens einzurichten, hat am Anfang der folgenden Periode an Augustin einen beredten und eifrigen Vertheidiger.

Dadurch, daß die Kirche seit Konstantin sich mit Freiheit entwickeln konnte, daß sie in jeder Beziehung an innerem und äusserem Ansehn, an Besitz mancherlei Art gewann, mußte natürlich Alles, was sich auf ihr äusseres, in die Erscheinung tretendes Leben bezog, eine andre Gestalt bekommen. Die in früherer Zeit gelegten Keime konnten sich jetzt frei ausbilden, und deßwegen ist gegen das Ende des vierten Jahrhunderts Alles auf den Kultus und die sonstigen Einrichtungen und Bestimmungen des kirchlichen Lebens bezügliche schon fast vollständig entwickelt. Eben so übt das Christenthum jetzt einen tiefgehenden Einfluß auf die Gesetzgebung und die Gestaltung des öffentlichen und Volkslebens überhaupt aus, und die Bischöfe waren es besonders, denen ihr Amt eine für die Bildung des öffentlichen Geistes einflußreiche Stellung gab. Sie waren es, die denselben mit christlichen Ideen zu durchdringen, die in ihm noch sich bewegenden heidnischen Ansichten zu verbannen suchten. Die Thätigkeit der Kirche zur Umschaffung des Lebens äusserte sich überhaupt in heilsamster Weise. Die unsittlichen Schauspiele verschwanden, die Gladiatorenkämpfe wurden abgeschafft, das Harte der niederen Volksklassen und der Sklaven wurde, so viel die Zeitumstände es erlaubten, gemildert, eine Menge dem Geiste des Christenthums widerstrebender Sitten, Einrichtungen, Gebräuche und Gesetze wurden ganz aufgehoben oder verloren wenigstens einen großen Theil ihrer Wirksamkeit. Es gab keine Rechtlosigkeit mehr und der Staat, der ein christlicher geworden, sorgte für Arme, Wittwen und Waisen. Mit einem Worte, die Umformung der heidnischen Gesellschaft in eine christliche machte in dieser ganzen Periode die schnellsten und segensreichsten Fortschritte, und die großen Umwälzungen, welche das Beginnen der mittelaltrigen Zeiten in die folgenden Jahrhunderte brachte, bereiteten sich jetzt schon mannichfach in Leben und Gesinnung des Ganzen vor.

# Noten zum ersten Buch.

1.

Daß Zonaras und Cedrenus Aehnliches berichten, beweißt für die Wahrheit der Sache nichts, die durch den eben nicht zuverläßigen historischen Charakter des Philostorgius unwahrscheinlich wird. S. Gothofreds Dissertation zu Philostorgius S. 87 folgd.

2.

Nach Zonaras Annal. XIII. S. 10. Dort findet sich auch von ihm eine Sage, in der viele späteren Königsgeschichten des Mittelalters gleichsam vorgebildet erscheinen. Bei seiner Geburt, heißt es dort, ließ Konstantin die Astrologen um des neugebornen Sohnes Schicksal befragen. «Er werde im Schooße der Großmutter sterben,» war die Antwort. Als nun Helena, des Kaisers heilige Mutter, gestorben, spottete Konstans des trügerischen Orakels. Aber es ereilte ihn doch, die Stadt, in der er fiel, hieß Helena.

3.

**A Persis etiam multa et gravia perpessus, saepe captis oppidis, obsessis urbibus, occisis exercitibus, nullum ei contra Saporem prosperum praelium fuit. Eutrop. X, 10.**

4.

**In quo bello nusquam amplius consumptae Romanae sunt vires, totiusque imperii fortuna pessumdata. Aurel. Vict. Epit. 42. Oros. 7, 29.**

5.

**Aurel. Vict. Epit. 42. Zosim. II. 54.**

6.

**Apud quem (Eusebium) si vere dici debeat, multum Constantius potuit. Ammian. Marcellin. XVIII, 4.** Ueber die Wichtigkeit und Macht der Verschnittenen, die sich von diesen Zeiten an entwickelt, vergleiche man die interessanten Notizen bei Gibbon Kap. 19. Not. 1—6., ausserdem Libanius Apolog. 298. Athanas. ep. ad Laodic. und die Noten des Valesius zu der angeführten Stelle des Ammian.

7.

**— Et ita colligatis manibus in modum noxii cujusdam latronis, cervice abscissa, ereptaque vultus et capitis dignitate, cadaver est relictum informe, paulo ante provinciis et urbibus formidatum. Ammian. Marcellin. XIV, 11.**

8.

Man vergleiche die meisterhafte Entwickelung und Darstellung der Begebenheiten bei Gibbon c. 22, p. 1—22. (Bd. 4 der Londner Ausgabe von 1788). Was den Julian zu diesem Unternehmen bewog, ist ausserordentlich schwer zu entscheiden, da der Rücktritt des Kaisers zum Heidenthume alle Schriftsteller, die über ihn schrieben, schon von vorn herein für oder gegen ihn Partei nehmen machte. Offenbar ist, daß, wie die kirchlichen Schriftsteller, besonders Gregor von Nazianz gewiß zu viel gegen ihn sagen, so die heidnischen, besonders Libanius, zu wenig. Daß er Heide wurde, ist zum großen Theile die Schuld des Konstantius, der durch die Behandlung, die er ihm vor seiner Erhebung zum Cäsar zu Theil werden ließ, ihm zugleich Haß gegen sich und gegen die Religion, zu welcher der Mörder seiner Familie, wie Julian selbst ihn nennt, sich bekannte, einflößte.

9.

Es scheint, daß Maximus von den Legionen fast gezwungen wurde, den Purpur anzunehmen. Seine ernstliche Weigerung, die ausdrücklich erzählt wird, beweißt, daß er nicht aus eigenem Antriebe die Verschwörung begonnen. Es ist am sichersten in dieser Beziehung dem Sulpitius Severus zu folgen, der Dialog II, von ihm sagt: **Vir omni vitae merito praedicandus, si ei vel diadema non legitime vel tumultuante milite impositum, repudiare, vel armis civilibus abstinere licuisset. Sed magnum imperium nec sine periculo renui, nec sine armis teneri potuit.** – Maximus zeigte sich in gleicher Weise gegen alle Religionen duldsam, vielleicht weil er gegen alle gleichgültig war. Den Heiden gab er die Erlaubniß zu opfern, die Gratian ihnen genommen, wieder, und wollte sogar den Altar der Victoria auf dem Kapitol wieder aufrichten. Daher hingen ihm diese auch mit großer Vorliebe an, und Symmachus der Konsular schrieb eine eigene Schrift zu seinem Lobe. Eben so begünstigte er auch die Juden, daher die Christen von ihm sagten: **rex iste Judaeus factus est.** S. Ambrosius **ep. 79.**, und zu allem dem strebte er, für einen eifrigen Vertheidiger des katholischen Glaubens zu gelten.

10.

Ohne die Nachricht des Prosper im Chronicon, die man zu wenig beachtet hat, läßt sich das schnelle und so überaus glückliche Gelingen der Unternehmung des Maximus schwer erklären, durch sie wird es deutlich. **In Britania**, sagt Prosper, **seditione militum Maximus imperator est factus, quo mox ad Gallias transfretante, Gratianus**

Parisiis, *Merobaudis magistri militum traditione* superatus fugit et Lugduni captus atque occisus est.

1.

Bei den Alten iſt am bezeichnendſten die Stelle bei Euſebius de vit. Constant. III., 57. πάντες δὲ οἱ δεισιδαίμονες τὸν ἔλεγχον τῆς αὐτῶν πλανῆς αὐταῖς ὄψεσιν ὁρῶντες, τῶν τε ἀπανταχοῦ νεῶν τε καὶ ἱδρυμάτων ἔργῳ θεώμενοι τὴν ἐρημίαν, οἱ μὲν τῷ σωτηρίῳ προσέφευγον λόγῳ, οἱ δὲ εἰ καὶ τοῦτο μὴ ἔπραττον, τῆς γοῦν πατρῴας κατεγίνωσκον ματαιότητος. ἐγέλων τε καὶ κατεγέλων τῶν πάλαι νομιζομένων αὐτοῖς θεῶν, καὶ πῶς γαρ οὐκ ἔμελλον οὕτω φρονεῖν, τῆς ἔξωθεν τῶν ξοάνων φαντασίας πλείστην ὅσην μιαρίαν εἴσω κεκρυμμένην ὁρῶντες. Ἤ γαρ νεκρῶν σωμάτων ὑπῆν ὀστέα, ξηρά τε κρανία, γοήτων περιεργίαις ἐσκαιωρημένα, ἢ ρυπῶντα ῥάκη βδελυρίας αἰσχρᾶς ἔμπλεα, ἢ χόρτου καὶ καλάμης φορυτός. ἃ δὴ τῶν ἀψυχῶν ἐντὸς σεσωρευμένα θεωμένοις, αὐτοῖς τὲ καὶ τοῖς αὐτῶν πάτρασιν πολλὴν λογισμοῦ ἀφροσύνην κατεμέμφοντο, ὅτε μαλιστ' ἐνενόουν ὡς οὐδεὶς ἄρα ἦν ἐν τοῖς ἀδύτοις αὐτῶν μυχοῖς, οὐδ' ἐν αὐτοῖς ἀγάλμασιν ἔνοικος, οὐ δαίμων, οὐ χρησμωδὸς, οὐ θεὸς, οὐ μάντις, οἷα δὴ τὸ πρὶν ὑπελάμβανον, ἀλλ' οὐδ' ἀμυδρόν τι ἢ σκιῶδες φάντασμα. Διὸ δὴ προχείρως τοῖς ἐκ βασιλέως καταπεμφθεῖσι πᾶν σκοτεινὸν ἄντρον καὶ πᾶς ἀπορρήτος μυχὸς βατὸς ἦν, ἄβατα δὲ καὶ ἄδυτα ἱερῶν δὲ τὰ ἐνδοτάτω, στρατιωτικῶς κατεπατεῖτο βήμασιν ὥστ' ἐναργῆ τοῖς πᾶσιν ἐκ τῶνδε κατάφωρον γεγονέναι τὴν ἐξ αἰῶνος μακροῦ τῶν Ἑλλήνων ἁπάντων κατακρατήσασαν διανοίας πήρωσιν.

2.

Proxima nocte Licinio quiescenti adsistit angelus Dei, monens ut ocius surgeret, atque oraret Deum summum cum omni exercitu suo, illius fore victoriam, si fecisset. Post has voces cum surgere sibi visus esset, et cum ipso (ipse?), qui monebat adstaret, tunc vocabat eum, quomodo et quibus verbis esset orandum. Discusso deinde somno, notarium jussit acciri et sicut audierat, haec verba dictavit: Summe Deus te rogamus, Sancte Deus te rogamus, omnem justitiam tibi commendamus, salutem nostram tibi commendamus, imperium nostrum tibi commendamus. Per te vivimus, per te victores et felices existimus. Summe sancte Deus, preces nostras exaudi! Brachia nostra ad te tendimus, summe sancte Deus, exaudi! — Scribuntur haec in libellis pluribus et per praesides tribunosque mittuntur, ut suos quisque milites doceat. Crevit animus

universis, victoriam sibi credentibus de coelo nuntiatam. — Erat jam utraque acies in conspectu, Liciniani scuta deponunt, galeas resolvunt, ad coelum manus tendunt, praecuntibus praepositis et post Imperatorem precem dicunt. Audit acies peritura precantium murmur. Illi oratione ter dicta, virtute jam pleni, reponunt capitibus galeas, scuta tollunt etc. etc. de mortib. persecut. c. 46. Sehr verwandt in Sinn und Ausdruck ist damit das Gebet, welches die Soldaten des Konstantin sprechen mußten, es findet sich bei Euseb. vit. Const. IV, 20. Σὲ μόνον οἴδαμεν θεόν, σὲ βασιλέα γνωρίζομεν, σὲ βοηθὸν ἀνακαλούμεθα, παρὰ σοῦ τὰς νίκας ἠράμεθα, διά σοῦ κρείττους τῶν ἐχθρῶν κατέστημεν, σοὶ τὴν τῶν ὑπαρξάντων ἀγαθῶν χάριν γνωρίζομεν, σὲ καὶ τῶν μελλόντων ἐλπίζομεν, σοῦ πάντες ἱκέται γενόμεθα, τὸν ἡμέτερον βασιλέα Κωνσταντῖνον, παῖδάς τε αὐτοῦ θεοφιλεῖς ἐπὶ μήκιστον ἡμῖν βίον σῶον καὶ νικητὴν φυλάττεσθαι ποτνιώμεθα.

3.

Suidas s. v. παῦπερ erzählt, daß man dem Chlorus diesen gewiß ehrenden Beinamen gegeben.

4.

Die Untersuchung über die eigentliche Beschaffenheit der wunderbaren Erscheinung, die dem Konstantin, als er gegen Magnentius zog, zu Theil geworden, liegt dem Wesen nach gar nicht auf historischem Gebiet. Hier genügt es deßhalb zu bemerken, daß die Berichte der Alten darüber schon höchst verschieden sind. Eusebius hat das Ganze rein als Wunder. Der Verfasser des Buchs de mortibus persecutorum c. 44. Sozomenus I. 3. Rufin I. 9, als Traumerscheinung. Auffallend ist das Zeugniß des Heiden Nazarius. Panegyr. Constantin. 14. In ore denique est omnium Galliarum, exercitus visos, qui se divinitûs missos prae se ferebant, et quamvis coelestia sub oculos hominum venire non soleant, quod crassam et caligantem aciem simplex illa et inconcreta substantia naturae tenuis eludat, illi tamen auxiliatores tui, adspici audirique patientes, ubi meritum tuum testificati sunt, mortalis visus contagium refugerunt. (Vergl. die Note von Jäger) Sed quaenam illa fuisse dicitur species? qui vigor corporum, quae amplitudo membrorum, quae alacritas voluntatum? Flagrabant verendum nescio quid umbones corusci et coelestium armorum lux terribilis ardebat; tales enim venerant, ut tui crederentur. Haec ipsorum praecinatio, hoc inter audientes ferebant: Constantinum petimus, Constantino imus auxilio. Entkleidet man das mitgetheilte von dem schwülstigen

Prunke des Panegyristen, so stellt sich heraus, daß die Tradition, es seien dem Konstantin und dem Heere ein Beistand überirdischer Mächte wirklich erschienen und zu Theil geworden, sagte. Dies Uebereinstimmen der Sage unter den Heiden mit dem, was Eusebius erzählt, beweißt wenigstens, daß des letzteren Mittheilung nicht von ihm erfunden war, sondern daß sie nur den allgemein verbreiteten Volksglauben in bestimmt christlicher Form ausspricht. Das Ganze beweißt nur, wie sehr schon die Ueberzeugung von der Macht des Gottes der Christen in dem Bewußtsein der Menge Raum gewonnen hatte. Alle Läugnungen oder natürliche Erklärungen oder Verdrehungen sind, sobald der eigentliche historische Gehalt einer solchen Tradition, so deutlich wie hier, feststeht, mindestens müßig. Die älteren Versuche und Ansichten darüber finden sich vollständig in **exercitatio critica de cruce Constantini** bei Fabricius **Bibliotheca Graeca tom. VI.** (der älteren Ausg.), die neueren bei Gibbon **III**, 205. flgd., Manso Leben Konstantins des Großen **p.** 67—71, wozu vor Allen Heinichens gründliche und gelehrte Abhandlung **in Eusebii vita Constantini, Excurs. I. p.** 507—528 zu vergleichen ist.

5.

Der Text, den wir von dem Edikte der beiden Auguste haben, ist jedenfalls sehr entstellt. Einzelnes ist an sich sehr dunkel, bei anderem sind die gewöhnlichen Lesarten offenbar falsch. Die griechische Uebersetzung des Eusebius weicht in mehreren Punkten von dem uns bekannten lateinischen Original ab, aber man thut Unrecht, sie darum sogleich für falsch zu erklären oder dem Eusebius ein Mißverständniß zuzuschreiben. Denn der lateinische Text, den das Buch **de mortibus persecutorum** giebt, ist wohl schwerlich der ursprüngliche. Da der Verfasser das Ganze unter der Aufschrift **Licinii literae** mittheilt, so ist es wahrscheinlich eine Abschrift des Dekrets, das Licinius an den Präses einer seiner Provinzen ergehen ließ, einen Prokonsul wahrscheinlich, wie dies aus dem Prädikat «**dicatio tua**», das ihm darin beigelegt wird, hervorgeht. (Bei Augustin **Ep.** 68. schreibt der Prokonsul Julianus Annulinus «**libellum sine signo obtulerunt dicationi meae**»). Wenn das Edikt so durch die Hände mehrerer Abschreiber ging, so konnte es leicht die entstellte und mangelhafte Form erhalten, in der es auf uns gekommen ist. Eusebius Uebersetzung ist, wie der erste Anblick lehrt, nach einem anderen Originaltexte gemacht, und bei dem Interesse, das die Sache für ihn haben mußte, ist doch nicht zu zweifeln, daß er sich einen vollständigen und authentischen Text verschafft haben wird. Wo er daher von der lateinischen Rezension des Buches **de mort. persec.** abweicht, möchten wir das Richtigere eher bei ihm, als in jener finden. So

scheint uns Eusebius auch den Vorwurf des Mißverstehens, den ihm Neander K. G. II, 1. p. 17 macht, nicht zu verdienen. Eusebius übersetzt «vicarium postulant» des lateinischen Textes προσέλθωσι τῷ ἐπὶ τόπων ἐξάρχῳ δικάζοντι und ganz richtig, denn anders wollen die lateinischen Worte auch nichts sagen. Neander führt die Stelle an, als stände im lateinischen aliquid vicarium postulant, und übersetzt jenes aliquid durch «Entschädigung.» Aber aliquid steht gar nicht im Text und ist eine eben so willkührliche wie überflüßige Konjektur, da die Stelle an sich deutlich ist. S. Lactant Opp. ed. le Brun II, p. 246. Auch beweisen die folgenden Worte, quo et ipsis per nostram clementiam consulatur deutlich, daß «vicarium postulant» die richtige Lesart und des Eusebius Uebersetzung der richtige Sinn sei. Eben so wenig können wir mit Neander darin übereinstimmen, daß «αἱρέσεις» bei Eusebius etwas Anderes sei als das «conditiones» des lateinischen Textes, denn die Bedeutung conditio läßt sich für αἵρεσις genugsam nachweisen. Vergl. Du Cange Gloss. graec. s. v. und es bezeichnet hier die Ausnahmen und Bedingungen, welche das erste Edikt, dessen Text wir nicht mehr besitzen, noch enthielt und die aufzuheben der Zweck des zweiten ist. Vergl. auch Manso Leben Konstantins d. Gr. S. 76.

6.

Die Angabe, daß Konstantin 323 in Rom getauft sei, beruht nur auf den Akten des Sylvester. Eusebius und andere sichere Zeugen geben das Datum 337, für welches allgemein entschieden ist. Das Literarische des Streits und der Standpunkt der Frage ist sehr gut bei Sandini Vitae pontiff. p. 70., auch bei Heinichen de baptismate Constantini in seiner Ausg. des Eusebius de vit. Const. p. 528. Ganz eigenthümlich erscheint die Ansicht Blanchini's zu Anastas. Bibliothec. 2, p. 295, Konstantin sei in Rom getauft (Acta Sylvest.) und in Nicomedien (Euseb. u. a.) konfirmirt worden, was man damals auch taufen genannt habe.

7.

Vergl. Euseb. vita Const. IV, 54.

8.

Die Worte in dem Gesetze des Konstantius Cod. Theodos. XVI, 10. 2, nam quicunque contra legem divi principis parentis nostri et hanc nostrae mansuetudinis jussionem ausus fuerit sacrificia celebrare, competens in eum vindicta et praesens sententia exeratur, können sich auch auf die Gesetze beziehen, die Konstantin im Jahre 319 gegen das Opfern in Privathäusern erließ. Vergleiche Neander K. G.

II, 1, p. 27. Chronolog. Cod. Theod. p. XVII. ad an. 519 und Gothofred dazu, mit Euseb. vit. Const. II, 45. Dieser letztere scheint die Quelle gewesen zu sein, aus der Sozomenus I, 8, seine Nachrichten, Theophanes und andre ihre Entstellungen geschöpft haben. Libanius orat. pro templ. spricht zu deutlich dafür, daß das Gesetz nicht existirte.

9.

Placuit omnibus locis atque urbibus universis claudi protinus templa, et accessu vetitis omnibus, licentiam delinquendi perditis abnegari. Volumus etiam cunctis sacrificiis abstineri. Quod si quis aliquid forte hujusmodi perpetraverit, gladio ultore sternatur. Facultates etiam peremti fisco decernimus vindicari, et similiter affligi rectores provinciarum, si facinora vindicare neglexerint. Cod. Theodos. XVI, 10, 4.

10.

Die curiosi, agentes in rebus und Anderes, sieh. Vales. ad Ammian. Marcellin. XV, 3.

11.

Ἐφίσταται τῇ Νικομηδείᾳ Μάξιμος ὁ φιλόσοφος — οὐ δι ἕτερόν τι παρῆν, ἀλλὰ Ἰουλιανοῦ φήμη ἦγεν αὐτὸν. παρὰ τούτῳ δὴ φιλοσόφων λόγων γευσάμενος, εὐθὺς ἐμιμεῖτο καὶ τὴν θρησκείαν τοῦ παιδευτοῦ, τοῦ καὶ ἐπιθυμίαν τῆς βασιλείας ἐμβάλλοντος αὐτῷ. ἐπεὶ δὲ ταῦτα τὰς ἀκοὰς τοῦ κρατοῦντος ἐλανθανεν, ἐν μέσῳ ἐλπίδος καὶ φόβου ὤν, τὴν ὑπονοίαν ἐκφυγεῖν βουλόμενος, ὁ πρώην γνήσιος χριστιανὸς, τότε πλαστὸς ἐγένετο, ἐν χρωτὶ κειράμενος τὸν τῶν μοναχῶν ὑπεκρίνετο βίον, καὶ λεληθότως μὴν ἠσκεῖτο τὰ φιλόσοφα, ἐν δὲ τῷ φανερῷ τὰ ἱερὰ τῶν χριστιανῶν ἀνεγίνωσκε γράμματα, καὶ δὴ τῆς ἐν Νικομηδείᾳ ἐκκλησίας ἀναγνώστης καθίσταται — καὶ διὰ μὲν τον φόβον ταῦτα ἔπραττεν. Socrat. III, 1. p. 163 sqq. Vales. Vergl. besonders das unmittelbar Folgende, welches die Sache von der einfachsten und wahrscheinlichsten Seite darstellt. In Bezug auf sein weiteres Verhältniß zum Maximus und zum Neuplatonismus überhaupt, vergleiche man an verschiedenen Stellen Eunap. vit. Sophist., die in dieser Beziehung die reichste Ausbeute darbieten.

12.

Nullas infestas hominibus bestias, ut sunt sibi ferales plerique Christianorum. Ammian. Marcellin. XXII, 5. Aehnliches bei Chrysostom. Homil. 27 in ep. ad Corinth. S. die Note von Valesius zu der Stelle Ammians.

13.

Νέφος φθινοπωρινόν ἐστιν οὗτος ὁ τάραχος, πρὸς ὀλίγον φαινόμενος, ὀξέως δὲ ἀφανιζόμενος. Vita Athanas. ex Simeon. Metaphr. bei Opp. Athanas. ed Bened. I. p. CLIII.

14.

His, qui ex Christianis pagani facti sunt, eripiantur facultas jusque testandi, omne defuncti, si quod est, testamentum, sub ista conditione rescindatur. Cod. Theodos. XVI, 7, 1. XVI, 10, 7.

15.

Das Nähere bei Symmachus Epp. X, 54. Ambros. Epp. 17, 18, 57. Es ist sehr interessant diese Stellen einander entgegenzuhalten. Der große Prozeß zwischen Christenthum und Heidenthum wird dort geführt, Symmachus und Ambrosius sind die Advokaten der Parteien, ein jeder weiß seine Sache geschickt zu vertheidigen. So unter andern die wirklich großartige Stelle bei Symmachus. Romam hic putemus assistere atque his nobiscum agere sermonibus: optimi principes, patres patriae, reveremini annos meos, in quos me pia vita adduxit. Utar ceremoniis avitis, neque enim me poenitet. Vivam more meo, quia libera sum. Hic cultus in leges meas orbem redegit, haec sacra Annibalem a moenibus, a Capitolio Semnonas repulerunt. Ad hoc ergo servata sum, ut longaeva reprehendar. Videro, quale sit, quod instituendum putatur. Sera tamen et contumeliosa est emendatio senectutis. Ergo Diis patriis, Diis indigetis pacem rogamus. Aequum est, quidquid omnes colunt, unum putari. Eadem spectamus astra, commune coelum est, idem nos mundus involvit. Quid interest, qua quisque prudentia verum inquirat. Uno itinere non potest perveniri ad tam grande secretum. Sed haec otiosorum disputatio est. Nunc preces, non certamina offerimus. etc. etc. Epp. X, 54. p. 287.

16.

Nemo se hostiis polluat, nemo insontem victimam caedat, nemo delubra adeat, templa perlustret, et mortali opera formata simulacra suscipiat, ne divinis atque humanis sanctionibus reus fiat. — Judices quoque hanc formam contineant, ut si quis profano ritui deditus, templum vel in itinere vel in urbe aspiciens, adoraturus intraverit, quindecim pondo auri ipse inferre cogatur. Cod. Theod. XVI, 10, 10. Aehnliche Verordnungen waren schon 385 erlassen und mehrere 391 f. Cod. Theod. XVI, 10, 9. Ueber den stufenweisen

Gang, in welchem Theodosius bei Ausrottung des Heidenthums verfuhr, s. die Note von Gothofred zu Cod. Theod. XVI, 10, 10. p. 274. ed. Lugdun.

17.

Interessant ist die Schilderung bei Prudentius, wie die alten römischen Geschlechter und die Stadt überhaupt christlich wird.

Exultare patres videas, pulcherrima mundi
Lumina, conciliumque Senum gestire Catonum
Candidiore toga, niveum pictatis amictum,
Sumere et exuvias deponere pontificales.
Jamque ruit, paucis Tarpeja in rupe relictis,
Ad sincera virum penetralia Nazaraeorum
Atque ad apostolicos Euandria curia fontes,
Anniadum soboles et pignera clara Proborum.
Fertur enim ante alios generosus Anitius urbis
Illustrasse caput, sic se Roma inclyta jactat.
Quin et Olibriaci generisque et nominis haeras,
Adjectus fastis, palmata insignis ab aula,
Martyris ante fores, Bruti submittere fasces
Ambit et Ausoniam Christo inclinare securim.
Non Paulinorum non Bassorum dubitavit
Promta fides dare se Christo, stirpemque superbam
Gentis patriciae venturo attollere saeclo.
Jamquid plebicolas percurram carmine Gracchos,
Jure potestatis fultos, et in arce senatus,
Praecipuos simulacra Deum jussisse revelli,
Cumque suis pariter lictoribus omnipotenti
Suppliciter Christo se consecrasse regendos?
Sexcentas numero domos de sanguine prisco
Nobilium licet, ad Christi lignacula versas.
Turpis ab idolii vasto emersisse profundo,
Si persona aliqua est, aut si status urbis in his est,
Si formam patriae facit excellentior ordo.
Hi faciunt, juncta est quotiens sententia plebis
Atque unum sapiunt plures simulatque potiores.
Respice ad illustrem, lux est ubi publica, cellam,
Vix pauca invenies, gentilibus obsita nugis
Ingenia, obstrictos aegre retinentia cultus,
Et quibus exactas placeat servare tenebras,
Splendentemque die medio non cernere solem.

**Post hinc ad populum converte oculos, quota pars est,**
**Quae Jovis infectam sane non despuit aram,**
**Omnis qui celsa scandit cenacula vulgus,**
**Quique terit silicem variis discursibus atram,**
**Et quem panis alit gradibus dispensus ab altis,**
**Aut Vaticano tumulum sub monte frequentat,**
**Quo cinis latet genitoris, amabilis obses,**
**Coetibus aut magnis Laterani currit ad aedes,**
**Unde sacrum referat regali chrismate signum. —**
**Et dubitamus adhuc Romam tibi Christo dicatam,**
**In leges transisse tuas, omnique volentem**
**Cum populo et summis cum civibus ardua magni**
**Jam super astra poli terrenum extendere regnum? —**
**Prudentius in Symmach. I, 545 — 590.**

1.

Οἱ ἐν Βιέννῃ καὶ Λουγδούνῳ τῆς Γάλλιας παροικοῦντες δοῦλοι Χριστοῦ τοῖς κατὰ τὴν Ἀσίαν καὶ Φρυγίαν τὴν αὐτὴν τῆς ἀπολυτρωσεως ἡμην πίστιν καὶ ἐλπίδα ἔχουσιν ἀδελφοῖς, εἰρήνη καὶ χάρις καὶ δόξα ἀπὸ Θεοῦ πατρὸς καὶ Χριστοῦ Ἰησοῦ τοῦ κυρίου ἡμῶν. **Euseb. H. E. V. 1.**

2.

Wir verweiſen in Bezug ſowohl auf die Richtung der Gnoſtiker, als im Allgemeinen auf den Geiſt der Häreſien in jener Periode, auf die eben ſo geiſtreiche wie gründliche Abhandlung von Möhler: «Verſuch über den Urſprung des Gnoſtizismus.»

3.

Bei **Athanas. lib. de Dionysio Ep. Al.**, ausgeführt bei **Baron. ad ann. 264.**

4.

So in dem Briefe der Gemeinde von Smyrna über das Martyrthum des Polykarp, bei **Euseb. H. E. IV, 15.**

5.

Statt vieler nur eine Stelle. Es heißt bei **Origen. hom. III. in Joh. 5. Nemo semetipsum decipiat, extra hanc domum, id est, extra hanc ecclesiam nemo salvatur. Nam si quis foras exierit, mortis suae ipso fit reus.**

6.

Vergleich Euseb. H. E. VII, 24. Concil. ed. Harduin. I, p. 286 οἱ δὲ χωρεπίσκοποι εἰσὶ μὲν εἰς τόπον τῶν ἑβδομήκοντα ὡς δὲ συλλειτουργοὶ διὰ τὴν σπουδὴν εἰς τοὺς πτωχοὺς προσφέρουσι τιμώμενοι. Concil. Neocass. 13. vergleiche auch Concil. Illiberit. can. 77.

7.

Vergl. Zieglers pragmatiſche Geſchichte der kirchlichen Verfaſſungsformen in den erſten ſechs Jahrhunderten. Leipz. 1798 p. 61. flgd.

8.

Vergleiche beſonders Leon. Opp. ed. Ballerini Tom. II, p. 1032 — 1034.

9.

Tertullian. de jejunio 13. Aguntur praeterea per Graeciam illa certis in locis concilia, ex universis ecclesiis, per quae et altiora quaeque in commune tractantur et ipsa representatio totius nominis Christiani magna celebratione veneratur. Et hoc quam dignum, fide auspicante congregari undique ad Christum! Vide quam bonum et quam jucundum, habitare fratres in unum.

10.

«Pater da, ut quomodo ego et tu unum sumus, sic et hi in nobis unum sint.» — Qua ex causa necessario apud nos fit, ut per singulos annos (gewöhnlich nach Oſtern und auch gegen den Herbſt, ſieh. die Note zur Stelle bei Cyprian. Opp. ed. Pearson p. 320.) seniores et praepositi in unum conveniamus ad disponenda ea, quae curae nostrae commissa sunt, ut si qua graviora sunt, communi consilio dirigantur. etc. Timilian. ad. Cyprian. ep. 75.

11.

Δεύτερον του ἔτους σύνοδος γινέσθω τῶν ἐπισκόπων, καὶ ἀνακρινέτωσαν (nach Dionys. Exig. ἀνευρισκέτωσαν) τὰ δόγματα τῆς εὐσεβείας, καὶ τὰς ἐμπιπτούσας ἐκκλησιαστικὰς ἀντιλογίας διαλυέτωσαν. ἅπαξ μὲν τῇ τετάρτῃ ἑβδόμαδι τῆς πεντεκοστῆς, δεύτερον δὲ ὑπερβερεταίου δωδεκάτῃ. Canon. apost. 36. Man vergleiche auch Drey über die apoſtoliſchen Kanones p. 351. Nur wird dort der Kanon, wie es uns ſcheint, etwas zu ſpät geſetzt; die Konzilien von Antiochien und Nizäa fanden den Gebrauch, gewiß als ſchon lange rezipirt vor.

12.

Καλῶς ἔχειν ἔδοξεν, ἑκάστου ἐνιαυτοῦ καθ' ἑκάστην ἐπαρχίαν δὶς τοῦ ἔτους συνόδους γένεσθαι. ἵνα κοινῇ πάντων τῶν ἐπισκόπων τῆς ἐπαρχίας, ἐπὶ τὸ αὐτὸ συναγομένων, τὰ τοιαῦτα ζητήματα ἐξετάζοντο — αἱ δὲ σύνοδοι γενέσθωσαν μίᾳ μὲν πρὸ τῆς τεσσαρακοστῆς, ἵνα πάσης μικροψυχίας ἀναιρουμένης τὸ δῶρον καθαρὸν προσφέρηται τῷ θεῷ. δεύτερα δὲ περὶ τὸν τοῦ μετοπώρου καιρόν. Canon. Nicaen. 5. Die zweite Zeitbestimmung fällt nach Cotaler. Pattr. Apostol. I. p. 442, auf den 13. Oktober.

13.

Hauptstellen, wo seine Ansicht am prägnantesten sich ausspricht, sind: adv. Praxeam II. unicum quidem Deum credimus, sub hac tamen dispensatione, quam οἰκονομίαν dicimus, ut unici Dei sit et filius sermo ipsius, qui ex ipso processerit, per quem omnia facta sunt et sine quo factum est nihil — und an einer andern Stelle: Custodiatur oeconomiae sacramentum, quia unitatem in trinitatem disponit, tres dirigens, patrem, et filium et spiritum sanctum. Tres autem non statu, sed gradu, non substantia sed forma, nec potestate sed specie, unius autem substantiae, et unius status, et unius potestatis, quia unus est Deus, ex quo et gradus isti et formae et species, in nomina patris et filii et spiritus sancti deputantur.

14.

Photius wirft ihm, offenbar zu weit gehend, μυρία βλασφημεῖν καὶ φλυαρεῖν vor.

15.

Strom. VI, p. 616. p. 711.

16.

Schon bei den Alten findet sich dieser Gegensatz in der Ansicht über Origenes. Epiphan. Haeres. 64, 4, sagt: ἐκ τούτου γὰρ (Ὠριγένους) καὶ ὁ Ἀρεῖος τὰς προφάσεις εἴληφε, καὶ οἱ καθεζῆς, Ἀνομοῖοί τε καὶ ἄλλοι. Dagegen Socrates VII. 6. συναΐδιον παντοκρατορι ὁμολογεῖ τὸν υἱὸν τῷ πατρί.

17.

Τὸν αὐτὸν θεόν, ἕνα τῷ ὑποκειμένῳ (τῇ ὑποστάσει) ὄντα, πρὸς τὰς ἑκάστοτε παραπιπτούσας χρείας (μεταμορφούμενον, προσωποποιούμενον) νῦν μὲν ὡς πατέρα, νῦν δὲ ὡς υἱόν, νῦν δὲ ὡς πνεῦμα ἅγιον διαλέγεσθαι. Basil. ep. 210.

18.

Nach dem griechiſchen Texte dieſes Briefes bei Epiphan. Haeres. 69, 7, und bei Athanas. de synod. Arim. et Seleuc. 31, heißt es ὡς μέρος τοῦ ὁμοουσίου καὶ ὡς προβολὴ ὑπό τινων νοεῖται. Vielleicht möchte aber eine Lesart vorzuziehen ſein, die aus der Ueberſetzung, welche Hilarius de trinit. IV, 13 von der Stelle giebt, folgt. Dort heißt es velut partem ejus unius substantiae, et quasi prolationem extendens, intelligitur, und müßte demnach im Griechiſchen ſtatt προβολὴ ὑπό τινων geſtanden haben: προβολὴν ἀποτεινων, was das Weſen der Emanationsvorſtellung bei weitem geeigneter bezeichnet.

19.

Eusebius vita Constantin. II. 61 entwirft folgende lebendige Schilderung von dieſem Unweſen: ὥστ' οὐ μόνον ἦν ἰδεῖν τοὺς τῶν ἐκκλησιῶν προέδρους, λόγοις διαπληκτιζομένους, ἀλλὰ καὶ τὰ πλήθη κατατεμνόμενα, τῶν μὲν ὡς τούσδε, τῶν δὲ ϑατέροις ἐπικλινομένων. εἰς τοσοῦτον δὴ ἔλαυνεν ἀτοπίας ἡ τῶν γινομένων ϑέα, ὥστ' ἤδη ἐν αὐτοῖς μέσοις τῶν ἀπίστων ϑεάτροις τὰ σεμνὰ τῆς ἐν ϑεοῦ διδασκαλίας τὴν αἰσχίστην ὑπομένειν χλεύην.

20.

Athanas. de Dionys. Alex. 14. Er ſelbſt in ſeinem ἔλεγχος καὶ ἀπολογία bei Galland. Bibliothec. III, p. 476 sqq.

21.

Bei Photius Bibliothec. Cod. CVI.

22.

Διὸ δὴ καὶ πολλὰς ἄν εὕρεις ἐκεῖ φωνάς, τὰς νῦν τοῖς αἱρετικοῖς μεγίστην ἰσχὺν παρεχομένας, ὡς τὸ κτίσμα, καὶ το ποιῆμα, καὶ εἴ τι τοιοῦτον. Basilii M. Ep. 210. opp. ed. Bened. III. p. 316.

23.

Lucian war nach den Zeugniſſen aller um die Schriftforſchung höchſt verdient. So ſagt Hieronym. catal. 77 von ihm: Lucianus vir disertissimus, Antiochenae ecclesiae presbyter, tantum in Scripturarum studio laboravit, ut usque nunc quaedam exemplaria Scripturarum Lucianea nuncupentur. — Advers. Rufin II. Alexandria et Aegyptus in Septuaginta suis Hesychium laudat auctorem, Constantinopolis usque ad Antiochiam Luciani Martyris exemplaria probat.

24.

Ἐρωτηϑέντες δὲ οὖν ὅμως παρ' ἐκείνων, διὰ τί ἐν τῇ ἐκϑέσει τῆς ἑαυτῶν πίστεως, ϑεὸν ἐκ ϑεοῦ τὸν υἱὸν εἰποντες, ἀνόμοιόν

τε καὶ ἐξ οὐκ ὄντων τολμῶσιν ὀνομάζειν, τοιοῖσδε σοφίσμασιν ἐπεχείρουν τὴν ἀντίθεσιν ἀποδύεσθαι· ὅτι οὕτως, φησὶν, εἴρηται τὸ «ἐκ θεοῦ» ὡς εἴρηται παρὰ τῷ ἀποστόλῳ «τὰ δὲ πάντα ἐκ τοῦ θεοῦ» ἓν οὖν τῶν πάντων καὶ ὁ υἱὸς ἐστιν ἐκ τοῦ θεοῦ, καὶ διὰ τοῦτο προσκεῖται ἐν τῇ ἐκδόσει τὸ κατὰ τὰς γραφάς. Socrat. II. 45.

25.

Die Lehre der strengen Arianer ist sehr ausführlich in einem Glaubensbekenntniß und in einer Vertheidigung desselben, die wir von Eunomius besitzen, enthalten. Hier nur, da das Ganze zu weitläufig ist, um mitgetheilt zu werden, die hervorstechendsten Punkte. Hauptsächlich ausgebildet erscheint die Lehre vom Wesen des Vaters. «Wir bekennen einen wahrhaft seyenden, dem Wesen und der Herrlichkeit nach einigen Gott, ohne Anfang, immer und unaufhörlich allein seinem Wesen nach, demgemäß er Einer ist, keineswegs getheilt, in mehrere zerfallend, nie dessen, was er ist, sich entäussernd. Noch ist er aus dem einen Wesen in drei Substanzen geformt, denn er ist ein für allemal Einer, auf ein und dieselbe Weise immer allein bleibend, keinen Genossen der Gottheit habend, keinen Theilnehmer der Herrlichkeit, keinen Gefährten der Macht, keinen Beisitzer der Herrschaft; denn er ist der einige und alleinige und allmächtige Gott, der Gott der Götter, der König der Könige, der Herr der Herrschenden, der Höchste über allen Landen, der Höchste im Himmel, der Höchste unter den Höchsten und Himmlischen, der immer besteht in der Wahrheit und immer bleibt, wahr in seinen Werken, wahr in den Worten, das Prinzip aller Unterwürfigkeit, aller Macht, aller Herrschaft. Ueber allen Wandel ist er erhaben, aller Veränderung frei, denn er ist unvermischt. Seine eigene Substanz theilt er nicht, wenn er erzeugt, der Erzeuger ist nicht Einer mit dem Erzeugten, noch besteht derselbe als Vater und Sohn, denn er ist unzerstörlich, (ἀφθαρτος, das heißt nicht in Theile zu zerlegen, nicht zusammengesetzt, indem das Zusammengesetzte, wenn es in seine Bestandtheile aufgeht, als Zusammengesetztes zerstört wird). Wenn er schafft, so bedarf er keines Stoffes, noch der Glieder, noch natürlicher Werkzeuge, denn er bedarf keines Dinges. — Wir glauben auch an den Sohn Gottes, den Eingebornen Gottes, den Ersterzeugten aller Kreatur, an Christus den wahren Gott, der nicht ungezeugt ist, der nicht Sohn ohne Zeugung genannt ist, ehe er war; der vor aller Kreatur gezeugt ist, nicht unerschaffen, der Anfang der Wege Gottes zu den Werken, (ἀρχὴ ὁδων ἔργων τοῦ θεοῦ heißt wohl, dessen Gott sich zur Schaffung der Welt bediente). Das im Anfang bestehende Wort, der nicht anfangslos ist, die lebendige Weisheit, die wirkende

Wahrheit, die segnende Kraft, das gezeugte Leben. Der als Gottes Sohn die Lebenden lebendig macht, und die Todten auferweckt. Das wahre Licht, das jeden Menschen, der in die Welt kommt, erleuchtet, der Gute und Spender des Guten, weil er durch die Güte und Kraft des Vaters erzeugt ist. Der weder mit dem, der ihm selbst die Würde ertheilt hat, noch mit einem Andern das väterliche Wesen oder das Reich getheilt hat, sondern der durch die Zeugung voller Herrlichkeit gemacht ist und Herr der Herrlichkeit. Der von dem Vater die Herrlichkeit empfing, aber nicht Theilnehmer an der Herrlichkeit des Vaters, denn die Herrlichkeit des Allmächtigen ist unmittheilbar, wie er selbst sagt: «meine Herrlichkeit will ich keinem Andern geben. Der vom Vater verherrlicht ist, vor aller Zeit, der vom Vater verherrlicht wird in der Zeit und durch jedes vernünftige und geschaffene Wesen. Den das ganze himmliche Heer umgiebt, denn als Gottes Sohn ist er König und Herr der Herrlichkeit. Der Schöpfer des Sterblichen und Unsterblichen (δημιοῦργος), der Geister und des Fleisches, Herr und König des Geistes und Lebens derjenigen, die durch ihn geschaffen worden sind. — Diesen erkennen wir als Sohn Gottes und eingebornen Gott. Diesen erkennen wir als den, der Sodom mit Feuer zerstörte, der die Egypter mit Plagen belegte, der Gesetze gab nach den Geboten des ewigen Gottes, der in den Zeiten der Propheten gesprochen hat zu den Alten.» Ganz dieser Richtung eigenthümlich erscheint die Auffassung des heiligen Geistes. «Wir glauben an den heiligen Geist den Tröster, den Lehrer der Heiligkeit, der da geschaffen ist von dem Eingebornen, ihm allein unterworfen, der weder nach dem Vater, noch mit dem Vater gezählt wird, denn der Vater ist Einiger und Alleiniger Gott über alle. Noch ist der heilige Geist dem Sohne gleich, denn der Sohn ist einig und hat keinen zugleich gezeugten Bruder. Doch kann der Geist mit nichts Anderem verglichen werden, denn er übertrifft alle Werke, die durch den Sohn gemacht sind, durch seiner eigenen Erzeugung Natur. Da er das Erste, das Größte, das Vorzüglichste und herrlichste Werk ist des Eingebornen. Da nun dieser selbst auch einzig und alleinig ist, das Erste und Vorzüglichste der Werke des Sohnes, so vollbringt er jedes Werk, jede Lehre des Sohnes, von ihm geschickt und von ihm empfangend.» Das Bekenntniß schließt mit dem Glauben an Auferstehung und Gericht. In der Formel des zweiten Siromischen Konzils wird jede Bestimmung über das dem Vater gleiche oder ähnliche Wesen des Sohnes zurückgewiesen. Was aber die Substanz oder vielmehr das ὁμοούσιον oder ὁμοιοούσιον betrifft, so darf das durchaus nicht erwähnt werden, noch irgend jemand es lehren, und zwar deßwegen, weil es nirgend in der heiligen Schrift enthalten ist, und der Menschen

Wissenschaft übersteigt. Niemand kann des Sohnes Entstehung erzählen, von der es heißt: « generationem meam quis enarrabit? » Es ist offenbar, daß allein der Vater weiß, wie er den Sohn gezeugt, und der Sohn, wie er gezeugt worden ist. Kein Zweifel, daß der Vater größer ist, kein Zweifel, daß der Vater an Ehre, Würde, Glanz, Herrlichkeit größer ist als der Sohn, durch den Namen des Vaters selbst, der Sohn selbst bezeugt es ja « der mich sendet ist größer als ich. » Und jedermann weiß, daß dies katholisch ist, daß zwei Personen seien, und daß der Vater größer ist als der Sohn, und der Sohn dem Vater unterworfen ist, mit allen denen, die er ihm unterworfen hat u. s. w. » Vergl. Vales. ad. Socrat. V, 10. Basnagi-Canisius. Lect. antiqq. I, p. 177. In dem Bekenntniß des Eunomius erscheint die Arianische Ansicht ihren äussersten Höhepunkt erreicht zu haben. Der Sohn ist entschieden niederer Ordnung als der Vater, er steht an der Spitze der Schöpfung, der heilige Geist ist sein Werk und wiederum niederer Ordnung als er selbst, und so kann es stufenweise herabgehen bis zum Menschen, ja der Sohn selbst ist nur ein gesteigerter Mensch « der Ideal-Mensch. »

Die Lehre der Semiarianer findet sich den Grundzügen nach vollständig entwickelt in dem Synodalschreiben des Ankyranischen Konzils. Dies Dokument bei Epiphan. Haeres. 73, 2 — 11, ist in mehrfacher Beziehung interessant, denn die Bischöfe beschränken sich nicht darauf, ihr Glaubensbekenntniß ohne Weiteres mitzutheilen, sondern sie argumentiren dasselbe und entwickeln es in theologischer Weise. Es ist in der That ein eigener Mittelweg, den sie einschlagen. Sie wollen sich eben so weit von dem strengen Arianismus wie von der Nizänischen Theorie entfernt halten, streifen aber sehr oft an Einem von beiden. Sie beweisen, daß der Sohn nicht gleich wesentlich sein könne, eben so wenig aber auch von dem Vater wesentlich verschieden, und deßwegen müsse er wesenähnlich sein. Diese Ansicht ist eigentlich ganz und gar negativ, denn nach ihr ist der Sohn weder vollkommener Gott, noch vollkommener Mensch, sondern beiden nur ähnlich.

26.

**Caret igitur, fratres, similitudo naturae contumeliae suspicione, nec potest videri filius ideirco in proprietate paternae naturae non esse, quia similis est, cum similitudo nulla sit, nisi ex aequalitate naturae. Aequalitas autem non potest esse, nisi una sit, una vero non personae unitas, sed generis. Haec fides pia est, haec conscientia religiosa, hic salutaris sermo est, unam substantiam patris**

idcirco non negare, quia similis est, similem vero ob id praedicare, quia unum sit. Hilarius de fide Orient. c. 76. p. 1192.

27.

Αὖθις οἱ διώκοντες κατὰ τῶν Μακεδονίων ἐχώρουν, οἱ δὲ φόβῳ μᾶλλον καὶ βίᾳ στενυχωρούμενοι, κατὰ πόλεις διεπρεσβεύοντο πρὸς ἀλλήλους, δηλοῦντες δεῖν ἐξ ἀναγκῆς καταφευγεῖν ἐπί τε τὸν ἀδελφὸν τοῦ βασίλεως καὶ ἐπί Λιβέριον τῆς Ῥωμης ἐπίσκοπον, ἀσπάζεσθαί τε τῶν ἐκείνων πίστιν μᾶλλον ἢ κοινωνεῖν τοῖς περὶ Εὐδόξιον. πέμπουσιν οὖν Εὐστάθιον, τὸν ἐκ Σεβαστείας, ὃς πολλάκις καθήρητο, Σιλβανὸν Τάρσου τῆς Κιλικίας καὶ Θεόφιλον κασταβαλῶν Κιλικίας δὲ καὶ ἥδε πόλις, ἐντειλάμενοι μὴ διακριθῆναι πρὸς Λιβέριον περὶ πίστεως, ἀλλὰ κοινωνῆσαι τῇ Ῥωμαίων ἐκκλησίᾳ καὶ κυρῶσαι τὴν τοῦ ὁμοουσίου πίστιν. Socrat. IV. 12. p. 219. Vales.

28.

Vergleiche die treffliche Darſtellung des Apollinarismus bei Möhler, Athanaſius der Große und die Kirche ſeiner Zeit. II, p. 263—278.

29.

Quod si aliquis episcoporum, judicatus fuerit in aliqua causa, et putat se bonam causam habere, ut iterum concilium renovetur, si vobis placet S. Petri apostoli memoriam honoremus, ut scribatur ab his, qui causam examinantur Julio Romano episcopo, et si judicaverit, renovandum esse judicium, renovetur et det judices. Si autem probaverit, talem causam esse, ut non refricentur ea, quae acta sunt, quae decreverit, confirmata erunt. Si hoc omnibus placet? Synodus respondit: Placet. Gaudentius episcopus dixit: addendum, si placet, huic sententiae, quam plenam sanctitate protulisti, ut cum aliquis episcopus depositus fuerit, eorum episcoporum judicio, qui in vicinis locis commorantur, et proclamaverit, agendum sibi negotium in urbe Roma, alter episcopus in ejus cathedra, post appellationem ejus, qui videtur esse depositus, omnino non ordinetur, nisi causa fuerit in judicio episcopi Romani determinata. Osius episcopus dixit, et hoc placuit, ut si episcopus accusatus fuerit et omnes judicaverint congregati episcopi regionis ipsius, et de gradu suo eum dejecerint, si apellaverit, qui dejectus videtur et confugerit ad beatissimum Romanae ecclesiae episcopum et voluerit se audiri, si justum putaverit, ut renovetur examen, scribere dignetur his episcopis Romanus episcopus, qui in finitima vel altera provincia sunt, ut ipsi diligenter omnia requirant, et

juxta fidem veritatis definiant. Quod si is, qui rogat causam suam iterum audiri deprecatione sua moverit episcopum Romanum, ut de latere suo presbyteros mittat, erit in potestate ipsius, quid velit et quid aestimet. Si decreverit mittendos esse, qui praesentes cum episcopis judicent, ut habeant etiam auctoritatem personae illius, a quo destinati sunt, erit in ejus arbitrio. Si vero crediderit, sufficere episcopos comprovinciales, ut negotio terminum imponant, faciat quod sapientissimo consilio suo judicaverit. Synod. Sardic. III, IV, VII. bei Harduni Concil. I. 639, sqq. Der ſonderbare Einwurf Richers, Concil. general. I. III, 4, als beziehe ſich die Uebertragung dieſes Rechts allein auf den Biſchof Julius (c. III.) wird ſchon durch die allgemeine Beſtimmung episcopo Romano c. III. hinreichend widerlegt. Auſſerdem vergleiche man Gratiani Augusti Rescriptum juxta epistolae consilii Romani (378) relationem ad Aquilinum, Urbis vicarium, bei Harduni Concil, I. p. 842 sqq.

30.

Das Extrem in dieſer Beziehung bezeichnen die Worte des Konſtantius an die auf der Synode zu Mailand, 355, verſammelten Biſchöfe: «ὅπερ ἐγὼ βούλομαι, τοῦτο κανὼν νομιζέσθω. Athanas. hist. Arian. c. 33. p. 363. Ben.

# Zweites Buch.

# Erstes Kapitel.

## Politische Geschichte von Theodosius dem Großen bis zum Sturz des weströmischen Reichs.

Theodosius der Große, der letzte unter den Kaisern des römischen Reichs, dem dieser Beiname nach dem Urtheil Aller zufiel, theilte bei seinem Tode das Reich, das er zuletzt ungetheilt besessen, unter seine beiden Söhne Arkadius und Honorius. Diesem fiel der Occident, jenem der Orient zu, doch so, daß die wichtige und wegen der Nähe der Barbaren gefährlichste Präfektur Illyrien zwischen beiden getheilt wurde. Norikum, Pannonien, Dalmatien blieb bei dem westlichen Reiche, Dazien und Mazedonien fiel dem Morgenlande zu. Die neuen Besitzer der Welt waren zu jung, um die Herrschaft über sie selbst zu führen, deßwegen stand dem Arkadius Rufin, dem Honorius Stilicho als Rathgeber zur Seite. Das Reich, das unter Theodosius noch einig, mächtig und groß gewesen war, geht, nachdem es unter seinen Söhnen auf immer getheilt ist, von jetzt an seinem Sturze mit schnellen Schritten entgegen. Das Abendland unterlag zuerst, nicht sowohl, als wenn seine Kraft am ersten erschöpft gewesen wäre, denn wie oft hatten seine kriegerischen Legionen nicht das schwächere Morgenland unterstützt, sondern weil die Elemente eines neuen Lebens, einer neuen Gesellschaft, hier schon bei weitem mehr sich ausgebildet hatten, als im Orient, weil hier durch den beständigen Aufenthalt von Völkern germanischen Stammes die Schöpfungen und Bildungen der alten Welt bei weitem mehr untergraben waren, und der Geist im Allgemeinen schon eine Menge von Keimen mittelaltriger Entwickelungen in sich aufgenommen hatte, während im Morgenland eine neue Periode, die des byzantinischen Reichs, sich zwar auch vorbereitete, aber ohne so harten und grellen Uebergang, wie bei der Bildung der germanischen Staaten, sich entwickelte. Der

Orient, auf immer vom abendländischen Reiche getrennt, geht von jetzt an seinen eigenen, eben nicht glorreichen Gang, in den nächsten Jahrhunderten seiner Geschichte tauchen noch einige große Erscheinungen aus dem Meere allgemeiner Unbedeutendheit auf und geben Zeugniß von einer im Inneren beweglichen, den Schein eines eigenthümlichen Lebens wenigstens noch unterhaltenden Kraft. Im weströmischen Reich dagegen eilt die alte Welt in allen Beziehungen einem schnellen Tode entgegen. Von jetzt an bis zu dem gänzlichen Sturze des Reichs bietet seine Geschichte nichts dar, als die Bemühungen einzelner ausgezeichneter Männer, die noch ein Andenken an alte Größe und damit ein Verlangen nach ihr in sich bewahrt hatten, deren Streben aber an der Schwäche und Unfähigkeit der Herrscher, an der Entartung und gänzlichen Gesunkenheit des Volks scheiterte. Deutlicher als Ruhm oder Tadel der Zeitgenossen zeugt für die Größe ihres Wollens, daß die Ruinen des Kolosses, den sie aufrecht zu erhalten sich mühten, ihr Grab bedecken.

Theodos hatte durch seinen Muth und seine Macht die Barbaren theils besiegt, theils von den Grenzen abgehalten, aber im Norden und Osten des Reichs standen als Vorwacht des furchtbaren Völkerstromes, der sich bald über die Provinzen des Südens ergiessen sollte, Gothen und Hunnen. Nur eine kräftige, in sich einige Regierung hätte, die verbundenen Kräfte beider Theile des Reichs auf einen Punkt hin vereinigend, die gefährlichsten Feinde des Reichs von seinem Herzen abhalten können, statt dessen werden die beiden großen Hälften getrennt, ihre Macht zersplittert und die Barbaren durch die Verworfenheit desjenigen, dem der sterbende Theodos die Leitung seines älteren Sohnes anvertraut, aufgefordert, Verwüstung und Unheil in die vom Verrath verlassenen Provinzen zu tragen. Rufin, des Arkadius Minister, hatte sich aus dunkelm Anfang zu den höchsten Würden des Staats emporgeschwungen, und sich des Kaisers Vertrauen in einem so hohen Grade erworben, daß ihm dieser die Verwaltung des Orients übergab. Rufin herrschte in Wahrheit über ihn,

denn er beherrschte den Fürsten, und daß dieser von ihm sich beherrschen ließ, ist, wenn seine Jugend nicht als gültiger Entschuldigungsgrund angenommen wird, ein Beweis großer Schwäche. Denn mit niedrigem Geiste verband Rufin eine, kein Mittel zu erwerben scheuende Habsucht, unerträglichen Stolz und einen Ehrgeiz, dem selbst die Krone ein nicht zu hohes Ziel war. Seine frühere Geschichte, noch bei dem Leben des Theodos, beweißt, wie sehr dieser verblendet oder getäuscht gewesen sein muß, um einem solchen Manne die Verwaltung des Reiches und die Bevormundung seines Herrschers übertragen zu können. Sein wahrer Charakter, den er bei dem Leben des großen Kaisers vielleicht sehr geschickt zu verbergen gewußt hatte, trat, als er nach dessen Tode in den Besitz der Macht gelangt war, deutlich hervor. Durch Grausamkeit und Erpressungen aller Art machte er sich bald allen verhaßt, die Provinzen litten ausserordentlich bei einer Verwaltung, die rein käuflich war, hatten aber nicht die Kraft, sich selbst von diesem Joche frei zu machen. Um sich des Kaisers ganz zu bemächtigen, bewegte er den Arkadius, seine Tochter zur Gemahlin zu nehmen. Alles schien seinen ehrgeizigen Entwürfen günstig, der Herrscher zeigt sich geneigt und schon glaubt Rufin, dem höchsten Gipfel der Macht nahe, sich einer niedrigen Rache gegen einen der ersten Beamten des Reichs, den Komes des Orients, Lukian, der seine Verwaltung getadelt, ungestraft überlassen zu können, als während seiner dadurch veranlaßten Reise nach Antiochien eine Hofintrigue von dem Haupt der Eunuchen, dem Magister S. camerae, Eutropius, geleitet, den Arkadius bestimmt, den Vorschlag Rufins zu verwerfen und Eudoxien, die schöne und verständige Tochter eines fränkischen Kriegers, zur Gattin zu nehmen. Rufin, durch das Fehlschlagen des wichtigsten seiner Entwürfe dem allgemeinen Spotte preis gegeben, dachte auf Rache, die zu üben ihm nicht schwer wurde, da die Macht noch sein war und der schwache Arkadius, wenn er auch die Verworfenheit seines Ministers einsah, doch nicht Muth und Willen hatte, ihr ein Ende zu machen. Gab es aber eine

vollständigere Rache, die zugleich seine lange genährten ehrgeizigen Entwürfe vollkommener erfüllte, als wenn er selbst des Thrones sich zu bemächtigen suchte. Dazu gab es aber kein anderes, kein leichteres Mittel, als wenn er die an den Grenzen des Reichs gelagerten Barbaren, welche die Macht und das Glück des Theodosius, vielleicht auch der Tribut, den er ihnen entrichtete, bisher zurückgehalten hatte, herbeirief, um mit ihrem Beistande die, vom Haupte seines Mündels genommene Krone sich aufzusetzen. Er vollzog den Verrath und öffnete den beutegierigen Horden die reichen Provinzen des byzantinischen Reichs[1]). Aber die Rache, die er andern bereitete, vernichtete ihn selbst zuerst. Voll eifersüchtiger Furcht vor Stilicho, dem Vormunde des Honorius, verlangte er, daß ein großer Theil des von dem Siege des Theodosius über Eugenius im obern Italien noch versammelten Heeres, das in der Hand des Stilicho ihm furchtbar werden konnte, in den Orient zur Beschützung der östlichen Grenze gegen die Perser, gesandt werden solle. Es schien ihm dies um so nothwendiger, da dieses Heer leicht den Barbaren, wenn sie auf seine Aufforderung in Griechenland eingefallen waren, in den Rücken hätte kommen können, darum mußte es aus dieser gefährlichen Stellung entfernt werden. Stilicho folgte dem Verlangen Rufins und führte selbst einen großen Theil jener Truppen dem Orient zu. Dies entsprach nun zwar dem Wunsche Rufin's, aber nur theilweise, denn Stilicho's Gegenwart mußte ihm höchst unwillkommen, ja in mehr als einer Beziehung gefährlich scheinen. Deßhalb erging die Bitte an diesen, das Heer nicht selbst zurückzuführen, sollte er darauf bestehen, so würde man dies sogar als einen Akt von Feindseligkeit ansehen. Diese Wendung war dem Stilicho selbst aber nur erwünscht, denn indem er nachgab, zeigte er große Bereitwilligkeit und seine Pläne gegen Rufin konnten um so sichrer ausgeführt werden, da seine Abwesenheit diesen vollkommen unbesorgt machen mußte. Deßhalb übergiebt er dem Gothen Gainas den Oberbefehl und die Truppen ziehen, von der Nothwendigkeit, die Verrätherei des Rufin zu strafen,

überzeugt, gegen Konstantinopel. In kurzer Entfernung von der Stadt machen sie Halt, um von dem Kaiser und seinen Ministern besichtigt zu werden, und als Rufin in Begleitung des Arkadius die Reihen durchschreitet, umzingeln ihn die Soldaten und stoßen ihn in der unmittelbarsten Nähe des Kaisers, vor dessen Füßen, nieder. An dem Leichnam noch rächt sich durch die höhnendste Entstellung die furchtbar aufgeregte Wuth des Volks. Wie sehr der Kaiser mit dieser schnellen Bestrafung zufrieden war, zeigt der Lohn und das Ansehn, welches dem Gainas zu Theil wurde, mit Eutropius dem Kämmerer erhielt er des Kaisers ausschließliche Gunst. Stilicho aber, dessen Macht man fürchtete, erndtete nur Undank; unter dem Vorwande, daß er Absichten gegen die Unabhängigkeit des byzantinischen Reichs hege, wurde er für einen Feind desselben erklärt und seine im Orient befindlichen Güter eingezogen. Dadurch entstand eine Spannung zwischen beiden Reichen, die um so traurigere Folgen für beide hatte, je mehr grade jetzt Einigkeit und gegenseitiges Anschliessen nothwendig waren, um die drohende Gefahr abzuhalten, die der Einfall der Barbaren in Folge der Verrätherei Rufins, dem morgenländischen Kaiserthum brachte.

Die Gothen waren nämlich unter Alarichs Anführung in die nördlichen Provinzen des Reichs eingedrungen und hatten sich sogleich nach dem fruchtbaren, reiche Beute verheißenden Griechenland gewendet. Athen, Korinth, Sparta, das ganze herrliche Land, unterlag ihren Verheerungen, und Alles, was es noch an Denkmälern seiner großen Vorzeit aus so vielen Niederlagen und Zerstörungen gerettet, vernichteten jetzt die Horden der Gothen. Hülfe wurde dringend nothwendig, aber Arkadius war nicht im Stande, sie seinen eigenen Provinzen zu bringen. Da sammelt Stilicho, überzeugt, daß bei so großer Gefahr alle anderen Rücksichten verschwinden müssen, und daß er in Alarich eben so sehr den Feind Italiens, wie den Verheerer Griechenlands zu bekämpfen hätte, schnell ein Heer, schifft es nach Griechenland über, schlägt die Barbaren mit großer Tapferkeit und schließt sie an den Grenzen

von Elis so eng ein, daß es dem Alarich nur mit Aufbietung aller Kräfte und durch die Begünstigung einer Menge von zufälligen Umständen gelingt, nach Epirus zu entkommen. Aber schon haben die Siege und Erfolge des Stilicho den eifersüchtigen und mißtrauischen Neid des byzantinischen Hofes rege gemacht, man fürchtet den Befreier von der Gewalt der Barbaren mehr als die Barbaren selbst, und um ihn unschädlich zu machen, schließt Arkadius, ganz von den Räthen der die männliche Thatkraft des Stilicho fürchtenden Eunuchen geleitet, einen Vergleich mit Alarich. Stilicho, mitten im Laufe seiner Siege aufgehalten, zieht sich aufs tiefste gekränkt zurück, um die Leiden der Provinzen nicht durch die Gräuel eines bürgerlichen Krieges zu vermehren. Aber die Schwäche und die niedrige und falsche Politik des byzantinischen Hofes zeigte sich recht deutlich erst im folgenden Jahre, als Arkadius, sei es nun aus Eifersucht auf Stilicho's Macht und Entschlossenheit oder aus dem Bewußtsein eigener Schwäche, die den Feind lieber durch Schmeicheleien als durch Waffen unschädlich machen will, sich auf das engste an Alarich anzuschliessen suchte, indem er ihn zum Oberbefehlshaber in der illyrischen Präfektur ernannte. So wurde der freie Gothenkönig ein Feldherr und Diener des östlichen Kaisers, wahrlich nicht um es zu bleiben, wohl aber, weil ihm, der eigener Kühnheit und Klugheit Alles verdankte, diese Stellung an den Grenzen beider Reiche, mit der ihm als ihrem Helden ergebenen gothischen Macht, zusagte, da sie jedes von ihnen seinen Einfällen offenstellte.

Aber diese unheildrohende, alle Provinzen in banger Spannung erhaltende Lage der Dinge konnte nicht lange so bleiben, nach einer Seite hin mußte das Wetter sich entladen. Sei es nun, daß Alarich den Einflüsterungen und nach einigen, den ausdrücklichen Befehlen des Arkadius folgte, oder daß das blühende Italien ihm eine lockendere, wenn auch nicht leichtere Beute schien, als die erschöpften byzantinischen Provinzen, er ging über die Alpen, bemächtigte sich mit seinen kriegsgewohnten Schaaren des Landes bis gegen Mailand hin, und

machte den weichlichen Kaiser mit seinem Hofe zittern. In so drohender Gefahr ruhte des Reiches Rettung auf dem einzigen Stilicho, der jetzt eine Größe und Kraft des Geistes entwickelte, die an die Thaten der längst untergegangenen Römerwelt erinnerte. Trotz aller Hindernisse, die Oertlichkeit des Landes, Jahreszeit, Schrecken vor den Barbaren und die drohende siegreiche Macht des Alarich selbst ihm entgegensetzten, wußte er durch rastlose Thätigkeit und mit überraschender Schnelle ein Heer aus Gallien, größtentheils aus den längst dem Rheine hin vertheilten Besatzungen, zusammenzubringen, mit dem er gegen Alarich zog. Dieser hatte sich unterdessen Mailand genähert, und der darüber erschrockene Honorius ergriff die Flucht. Aber anstatt nach Rom zu gehen, dessen Sicherung doch früher das Hauptaugenmerk in jeder Gefahr gewesen, läßt der Kaiser das übrige Italien dem Feinde offen und eilt Gallien zu, wo mehrere befestigte Städte, besonders Arelate, ihm Sicherheit versprechen. Darin liegt ein großer Beweis, wie sehr Rom damals schon seine politische Wichtigkeit als Hauptstadt des Reichs verloren hatte, weil der eigentliche Mittelpunkt des staatlichen Lebens sich nach dem oberen Italien hingezogen, wo ein neues großes Reich, das lombardische, sich später bildete. Rom sollte die Hauptstadt einer andern Herrschaft werden. Alarich aber verfolgte den fliehenden Kaiser und schloß ihn in Asta ein, und nur der Kühnheit des herbeieilenden Stilicho gelang es, die drohende Gefangenschaft abzuwenden, und hier, wie in Griechenland, die Gothen so einzuschliessen, daß Alarich die ganze Kraft seines kühnen Geistes anwenden mußte, um den sinkenden Muth seiner Schaaren aufrecht zu erhalten. Endlich, als den Gothen kein Ausweg mehr bleibt, kommt es zur Schlacht, bei Pollentia, (403). Auf wessen Seite der Sieg gewesen, ist bei den abweichenden und entstellten Zeugnissen der Geschichtsschreiber schwer zu entscheiden, vollständig war er gewiß auf keiner. Ganz geschlagen wurden weder die Gothen noch die Römer, das beweißt die Folge der Begebenheiten, aber mag der Ausgang des Treffens auch den ersteren

einiges Uebergewicht gegeben haben, ihre Lage war dennoch mehr als schwierig. Ohne bestimmte Wohnsitze, hatten die Gothen kein Land, in das sie sich hätten zurückziehen können, wenn eine neue Kampfentscheidung ihnen Niederlage, den Römern Sieg gebracht hätte. Denn die Ebenen Pannoniens, Thraziens, Mazedoniens, in denen sie vor ihren italischen Einfällen gelagert hatten, waren von andern nachrückenden Stämmen der Barbaren eingenommen, und in solchem Falle blieb ihnen nichts übrig, als in der Unzugänglichkeit der Alpen einen ärmlichen Schutz gegen die Verfolgung der Sieger zu suchen. Darum muß Alarichs Entschluß groß erscheinen, als er, durch langes Umherziehen, durch manchen harten Kampf geschwächt, doch den Zug gegen Rom, wo er, wie Alles gewinnen, so auch Alles verlieren konnte, beschließt. Stilicho, seine Absicht errathend, folgt ihm, und rettet für eine Zeitlang Hauptstadt und Reich, nicht, indem er die Kräfte der Barbaren in neuer Schlacht aufreibt, denn er wußte wohl, wie gefährlich der Kampf mit dem verzweifelnden Feinde ist, sondern durch Unterhandlung. Alarich, die Ausführung seiner Plane auf eine spätere Zeit verschiebend, willigt ein, gegen die Zahlung eines Jahrgeldes und Zusicherung eines ungestörten Rückzuges, Italien zu verlassen.

Für einen Augenblick wenigstens war das Reich von der drohenden Gefahr befreit, und Ruhe im Inneren wieder hergestellt, da eine Empörung des Statthalters von Afrika, Gildo, nach kurzer Dauer unterdrückt war, und zum letztenmale sah Rom seinen Kaiser triumphirend in die ewigen Mauern einziehen. Es war der letzte Sonnenblick politischer Größe in der alten Ordnung der Dinge für die Stadt, denn Honorius, bisher immer in Mailand, verlegte den Hauptsitz des Reichs nach dem mehr Sicherheit gewährenden Ravenna, was jetzt Mittelpunkt des ersterbenden politischen Lebens wurde und Hauptstadt, selbst unter den Longobarden, blieb. Aber nur kurze Zeit erfreute sich das erschöpfte Land der Ruhe. Kaum ein Jahr nach dem Abzuge der Gothen erschienen neue Stämme der Barbaren, zahllose Schaaren germanischen

Ursprungs, besonders Vandalen, Sueven, Burgunden, wahrscheinlich von dem immer mehr sich nähernden Hauptstamm der Hunnen gedrängt, unter Rhadagais Anführung im oberen Italien. Die äussere und innere Schwäche des Reichs hatte schon längst nicht mehr erlaubt, die Donau als nördliche Grenzlinie zu behaupten. Stilicho, der mit großer Mühe in dem gesunkenen Lande nur ein schwaches Heer zusammengebracht, mußte sich auf die Vertheidigung Italiens beschränken. Aber hier zeigt sich von neuem sein überwiegender Feldherrngeist. Zu schwach, den Kampf im offenen Felde gegen die zahlreichen und kriegsgewohnten Schaaren der Barbaren zu unternehmen, führt er mit großem Geschick den Krieg gegen sie auf dieselbe Weise wie gegen Alarich, er umzingelt sie und schließt sie durch Verschanzungen ein. Aeusserster Mangel bringt die Barbaren zu einem Angriff auf die römischen Befestigungen, und als dieser an der Festigkeit der Werke und dem Muthe ihrer Vertheidiger scheitert, zur Uebergabe bei Florenz, (406). Rhadagais ergiebt sich und findet den Tod, der in der Schlacht ihn verschont, in der Gefangenschaft. Aber trotz dieses bedeutenden Sieges tritt die unendliche Schwäche des Reichs jetzt schon so hervor, daß die Nähe und Gewißheit seines Untergangs sich Vielen aufdrängen mußte. Stilicho selbst sieht ein, daß er die entfernteren Provinzen, das reiche fruchtbare Gallien, nicht mehr behaupten kann, er muß seine Vertheidigung und mit ihr der Umfang des weströmischen Reichs, auf Italien beschränken. Darum geht seine ganze Sorge, all sein Mühen auch nur dahin, die Barbaren zum Rückzug aus Italien zu bewegen, der gänzliche Verfall aller Kräfte des Reichs erlaubt ihm nie, sie, selbst wenn er gesiegt, weiter zu verfolgen und ganz zu vernichten. So kann er es denn auch nicht hindern, daß die noch immer furchtbaren Ueberbleibsel des Heeres des Rhadagais durch Deutschland ziehen, sich dort mit den Alanen vereinigen, in Gallien einfallen, die dem römischen Reich ergebenen Franken besiegen, die reiche Provinz auf das furchtbarste verheeren, und der römischen Herrschaft dort ein Ende machen.

Um eben diese Zeit entzieht sich auch das ferne Britannien derselben. Das dort befindliche Heer, nachdem es zwei seiner Feldherrn erst zu Kaisern ausgerufen, dann ermordet hatte, giebt den Purpur endlich dem Konstantin, dem Sprößling eines altbrittischen Königsgeschlechtes [2]). Dieser, glücklicher als seine Vorgänger, weiß sich im Besitze der Herrschaft zu erhalten; ja er befestigt und vermehrt sie durch die Eroberung Galliens, Spaniens, so daß jetzt das weströmische Reich faktisch auf Italien und den unsicheren Besitz Afrika's beschränkt wird.

In diesem Zustande des täglich zunehmenden Verfalls war es noch die Nähe Alarichs, der wiederum seine alte Stellung an den Grenzen beider Reiche, gleich bereit auf das Eine wie auf das Andre herzufallen, eingenommen hatte, welche nach der kaum entfernten Gefahr die größere plötzlichen Einfalls und jähen Untergangs beständig drohend erhielt. Und bald wurde solche Furcht auch gerechtfertigt, denn Alarich fordert, um einen Vorwand neuen Krieges zu finden, ungeheure Belohnungen für Dienste, die er nicht geleistet, und die niedrige Politik der Byzantiner unterstützt ihn auf jede Weise, weil sie das weströmische Reich vor allen schwach wissen wollte, und der über Rhadagais davongetragene Sieg ihr demselben zuviel augenblickliche Macht zu geben schien. Unter diesen Umständen schlug Stilicho vor, dem Alarich, dem schon bedeutende Zugeständnisse bewilligt, diese neue Forderung ebenfalls zuzugestehen, da ein Versagen derselben den Krieg und dieser leicht den Untergang des Reichs zur Folge haben könnte. Da regte sich, zum erstenmale wieder nach einem Jahrhunderte langen Schlaf der Unbedeutendheit, und zwar zu ganz unrechter Zeit, der Senat wieder, und bestand darauf jene Forderungen zurückzuweisen. Das war wohl muthig, aber bei der Lage der Dinge nicht klug, denn diese Weigerung setzte das Schicksal des Reiches auf das Spiel, und es war nur den Forderungen des Moments angemessen, daß der Senat auf Stilicho's dringende Vorstellungen, endlich nachgab und seine Zustimmung zu dessen Absichten erklärte. Aber Stilicho hatte durch diese von der Nothwendig-

keit gebotenen Maaßregeln seinen eigenen Sturz vorbereitet. Der Senat, in dem merkwürdigerweise in einer Zeit, wo sie am wenigstens realisirt werden konnten, Träume von alter Freiheit, und des römischen Namens Größe und Furchtbarkeit, wieder erwacht waren, sah in dem Verfahren des Stilicho nicht sowohl eine durch die Umstände gebotene Nothwendigkeit als vielmehr Zeichen eines mit den Barbaren unterhaltenen Einverständnisses; der schwache Honorius ließ sich durch die Intriguen des Hofes, dem das unumschränkte Ansehn des Mannes lange schon zuwider gewesen war, zu einer ähnlichen Ansicht verleiten, das Heer selbst fing an ihn zu hassen, weil er, wie behauptet wurde, die im Dienste des Reiches befindlichen Barbaren mehr begünstigte, als die römischen Legionen. Ein neuer Günstling des Kaisers endlich, Olympiodor, beschleunigte seinen Sturz, indem er dem Kaiser vorstellte, wie nicht er, sondern Stilicho eigentlich Herrscher sei, wie unwürdig eine solche Abhängigkeit von dem Willen eines Vandalen für ihn, den Sohn des großen Theodosius, wie seine eigne Ehre, seine eigene Größe es verlange, daß er sich davon befreie. Und als nun zu alle dem noch das Murren des Volks gegen Stilicho kommt, da wird sein Untergang beschlossen. Im Lager zu Pavia, wo die römischen Legionen sich befanden, wurden auf verrätherische Weise eine große Anzahl der ersten Beamten des Reichs, Alle Freunde Stilicho's, von der aufgereitzten Menge in Gegenwart des die That billigenden Kaisers ermordet. Als die Nachricht davon nach Bologna kam, wo Stilicho mit den barbarischen Hülfsvölkern im Lager sich befand, forderten diese laut Rache für so große Unthat, und erklärten dem Stilicho ihre Bereitwilligkeit, sogleich gegen die römischen Truppen zu ziehen, ihm, wohin er sie führe, folgen zu wollen. Da aber zeigte sich, daß der vielfach verläumdete Mann erhaben war über die Beschuldigungen seiner Neider und Feinde. Er, von dem sie sagten, er strebe für sich oder seinen Sohn Eucher nach der Krone, weißt die Anerbietungen eines muthigen, kriegserfahrnen, ihm ergebenen Heeres, mit dem es ihm leicht sein mußte, sich der

höchsten Gewalt zu bemächtigen, zurück, obgleich er seinen Untergang vor Augen sieht, wenn er, den Augenblick nicht benutzend, den blutdürstigen Eifer seiner Feinde gewähren läßt. Höher aber als alle Rücksicht auf sich selbst und sein eigenes Schicksal, steht ihm die Pflicht, dem schon so zerrissenen und unglücklichen Lande die Gräuel eines inneren Krieges zu ersparen, und er fällt, ihr ein Opfer. Honorius sendet nach dem Blutbade von Pavia mehrere Haufen gegen ihn aus, um ihn zu tödten. Stilicho flieht, nachdem eine Menge der ihm treuen Barbaren in der Vertheidigung der Schwelle seines Zeltes einen rühmlichen Tod gefunden haben, nach Ravenna, und obgleich von dem Kaiser verfolgt, nirgend seines Lebens sicher, denkt er weniger an seine Rettung, als an die Gefahr, die dem Lande aus der Wuth und der Rachbegierde des seines Führers beraubten Barbaren-Heeres entstehen konnte. Derselbe Mann, den seine Feinde anklagen, er habe mit Hülfe dieses Heeres seinen Kaiser vom Throne stoßen wollen, beschwört alle oberitalischen Städte, in dem Augenblicke, als von dem Beistand und dem Schutze der Barbaren sein Leben abhängt, denselben nicht ihre Thore zu öffnen, und verzichtet so auf jede Hoffnung und Möglichkeit, sich durch eigene Gewalt zu retten. In Ravenna angekommen, sucht er Schutz in dem Heiligthum einer christlichen Kirche. Aber die Wuth der Verfolger will seinen Tod, sie scheuen den Meineid nicht, um den letzten großen Feldherrn, den Rom gesehen, seinem Asyle zu entziehen. Sie schwören dem Bischof der Kirche, daß der Wille des Kaisers eine Sicherstellung der Person des Stilicho verlange, aber kaum hat er, darauf bauend, das Heiligthum verlassen, als ihm der Befehl zu seiner Hinrichtung vorgezeigt wird. Noch wollen die umgebenden Freunde Alles für ihn wagen, um ihn zu befreien, aber er, größer als sein Schicksal, weißt alle ihre Versuche zurück, und erleidet den Tod mit der Standhaftigkeit, die seines Lebens würdig war.

So beraubte Honorius selbst sich seiner sichersten Stütze, und giebt das Reich ohne Schutz den Einfällen der Barbaren

zur Beute. Alle Dienste, die Stilicho ihm geleistet, alles Große, was er für ein Land, das nicht einmal sein Vaterland, für einen Herrscher, der es nicht zu würdigen verstand, gethan, wird vergessen, sein Andenken mit Schmähungen bedeckt und der Schande Preis gegeben, Eucher, der unschuldige Sohn des unschuldigen Vaters, wie er, ermordet, Thermantia, die Tochter, des Kaisers eigene Gemahlin, verstossen. Feile Höflinge und nach ihnen eben so feile Geschichtsschreiber beeilen sich, dem edlen Todten Laster anzudichten, die er nie gehabt, und Beschuldigungen auf ihn zu häufen, die sein Leben und sein Tod in gleicher Weise widerlegen. Wie der Mann gewesen, das beweißt am besten die Treue seiner Freunde und Anhänger nach seiner Ermordung, die lieber grausame Marter und selbst den Tod erleiden wollen, als in die Beschuldigungen seiner Feinde einstimmen.

Am meisten gewann durch den Tod des Stilicho sein großer Gegner Alarich, der nur eine günstige Gelegenheit erwartete, um seinen nie aufgegebenen Plan, Rom zu erobern, auszuführen. Die Unklugheit des Hofes von Ravenna führte sie bald herbei. Honorius glaubte, da mit Stilicho die Hauptstütze der Barbaren gefallen sei, was noch von denselben im Reiche übrig, leicht und mit einem Schlage vernichten zu können. Daher bricht, von ihm angeordnet, zu einer festgesetzten Zeit, in allen Städten Italiens eine Verfolgung der Barbaren aus, in der sie und mit ihnen alle ihre Verwandte und Angehörige ermordet, ihr Besitzthum geraubt wird, späteren Geschehnissen in Sizilien nicht unähnlich. Was dem allgemeinen Schrecken entfloh, eilt zum Alarich, und die barbarischen Kriegsvölker, die in jeder größeren Gefahr den Kern des römischen Heeres ausgemacht hatten, werden jetzt die unversöhnlichsten Feinde des Honorius, die kein eifrigeres Verlangen kannten, als ihre ermordeten Stammgenossen zu rächen. Alarich, um eine nächste Veranlassung zum Beginn des Krieges zu heben, fordert jetzt die früher zugestandenen Geldzahlungen. Unüberlegt und übermüthig werden sie verweigert. Nun bricht der Gothenfürst mit großer Macht schnell in Italien

ein, bemächtigt sich der oberen Theile des Landes, plündert und verheert in barbarischer Weise. Er zieht die Seeküste hinab bis Ariminum, wendet sich dort, den Apennin übersteigend, gegen das innere Land, und stand, ein drohender Sieger, vor den Thoren Roms, das er eng mit seinen Schaaren umschließt. Eine fürchterliche Hungersnoth entsteht in der Stadt, die ihren Untergang nur durch Auslieferung aller ihrer Schätze abwendet. Alarich geht auf Unterhandlungen ein, er verlangt die Stelle eines Oberbefehlshabers der Heere des weströmischen Reichs, einen jährlichen Tribut und ausserdem Norikum, Dalmatien und Venetia zum Eigenthum, um dort ein selbstständiges gothisches Reich zu stiften. Aber die Schwäche und Unentschiedenheit des Kaisers, mit leeren Träumen untergegangener Macht gepaart, die wechselnden Intriguen seiner Günstlinge, der Mangel an jeder richtigen Auffassung des wahren Zustandes des Reichs, so wie Unruhen und Aufstand, die unter den nächsten Umgebungen des Kaisers selbst ausbrechen, verhindern die Annahme dieser Bedingungen, selbst als Alarich, sich mit Wenigerem zu begnügen bereitwillig zeigt. Dazu ließ die Unbedachtsamkeit der kaiserlichen Rathgeber, des Honorius abschlägige Antwort in einer den Alarich persönlich beleidigenden Weise abfassen. Da verschwand, durch Schuld des Hofes, selbst jede Hoffnung auf friedliche Beilegung. Alarich zieht gegen Rom, bemächtigt sich Ostia's und mit ihr der Quellen, aus denen der Unterhalt der Stadt besorgt wurde, und schreibt von hier aus dem Senate Gesetze vor. Honorius wird von ihm für der Herrschaft unwürdig erklärt, der Purpur dem Präfekten der Stadt Attalus verliehen, und Gothen und Römer für ein Volk erklärt. Jetzt zittert der Kaiser in seiner Burg zu Ravenna, Diener und Günstlinge verlassen ihn, da die Macht ihn verlassen, und er erklärt sich zum schimpflichsten bereit, Purpur und Herrschaft mit Attalus zu theilen. Aber von dieser äussersten Schmach befreite ihn des Attalus eigener, alle Grenzen überschreitender Stolz, der nicht einmal theilen wollte, sondern unbedingte Abtretung und des Honorius Verbannung forderte, dazu

kommt, daß die unerschütterliche Treue Afrika's an der Sache des Kaisers und mehrere andre günstig für diesen sich gestaltende Umstände den Alarich bestimmen, den Attalus aufzugeben und sich zu einem Friedensschlusse mit Honorius bereit zu zeigen. Aber kaum ist die dringendste Gefahr vorüber, kaum sieht sich der Kaiser nur einigermassen, nicht gesichert aber doch weniger bedroht, so tritt der frühere eitle und unbedachte Stolz und mit ihm alle verkehrten Maaßregeln wieder ein. Alarich wird durch Begünstigung seiner Feinde, durch einen unerwarteten und verrätherischen Ueberfall auf das Höchste erbittert und zieht zum drittenmal gegen Rom. Die unglückliche Stadt muß die Schwäche ihres Herrschers und die Verworfenheit seiner Rathgeber durch die Gräuel einer Plünderung büßen. Alles erliegt der Wuth der Gothen, sie lassen nichts als die Kirchen unverwüstet, nur das Christenthum bewegt die Sieger zu einer Schonung der Besiegten, worauf diese durch eigene Schuld selbst jeden Anspruch verloren hatten. Der Plünderung folgte Brand der Stadt und häufiger Mord der Bürger. Rom, das alte Rom, das Rom des Heidenthums, mit seinen tausend und aber tausend Bildsäulen, mit seinen unschätzbaren Denkmälern einer damals schon untergegangenen Kunst, mit seiner Herrlichkeit der Weltstadt, dies Rom verschwand damit vom Erdboden. Was sich nachher wieder auf diesen geheiligten Hügeln erhob, ist eine neue Stadt, mit neuen Bewohnern. Die Enkel der alten Römer hatte das Schwerdt gefressen oder die Flucht über den Erdboden zerstreut, der einst der Herrschaft ihrer Väter gehorcht hatte. Mit diesem neuen Rom beginnt eine neue Welt, eine neue Geschichte, die aus der Hauptstadt der Cäsaren die Hauptstadt und den Mittelpunkt einer Religion macht, deren Reich nicht von dieser Welt ist.

Als Rom keine Beute mehr darbot, verließ es Alarich und zog dem südlichen Italien zu, wo er endlich seinen Gothen feste Sitze geben zu wollen schien. Aber ehe sich noch deutlich zeigen konnte, was eigentlich sein Plan gewesen, ob Gründung eines Reichs oder Eroberung aus blosser Beutesucht,

entriß ihn ein früher Tod seinen Entwürfen (410). Er ist eine eben so interessante wie unerklärliche Erscheinung in der Geschichte jener Zeit. Kühn, unternehmend, kriegserfahren und beutelustig, ein vollkommner Barbar, ist er zugleich fein, berechnend, gemäßigt, an sich haltend, im Glücke nicht übermüthig und, was das Größte erscheint, durch keine Niederlage, durch keine, selbst die drohendste, Gefahr zu entmuthigen. Das Hauptziel seiner Bestrebungen war Italien, mit Aufbietung aller Kraft seines Volkes kämpft er mit seinem großen Gegner Stilicho um den Besitz des herrlichen Landes, aber seine wilde Macht muß dem höheren Geiste weichen. Als schnöder Undank und niedere Umtriebe den Retter Roms aus so mancher Gefahr, stürzen, kann Alarich endlich sich am Ziele sehen, Rom und der Senat zittern vor ihm, und beugen sich demüthig, aber er giebt den Purpur, den er sich erobert, dem schwachen Attalus, um ihn nach kurzem Besitz ihm wieder zu nehmen. Rom ist sein, die Macht des Reichs ist gebrochen, er ist der einzige, der wahre Herrscher Italiens, aber er zieht nach dem Süden und bleibt Alarich, der Westgothenkönig, ohne die Krone der weströmischen Cäsaren, den wohlverdienten Preis so vieler Kämpfe, sich aufs Haupt zu setzen. Aber vielleicht ist darin des Mannes Größtes zu suchen. Das Bewußtsein, daß sein Volk noch zu roh und barbarisch sei, um die durch die Waffen errungene Herrschaft, durch Sitte, Gesetz und geistige Macht zu behaupten und fest zu gründen, ließ es ihn wünschenswerther finden, erster Feldherr des römischen Reichs als dessen Kaiser zu sein. Ausserdem aber schien es, daß die Stunde Roms noch nicht gekommen war. Denn obgleich schwach, entkräftet, dem Sturze näher als je, flößte die tief dem Geiste aller Völker eingeprägte Scheu des römischen Namens, die Erinnerung an des Reiches alte Macht und Herrlichkeit, noch immer eine Art Ehrfurcht ein, die den eigenen Untergang und jähes Verderben dem, der so Großes zu vernichten wagen sollte, verhieß. Jenes erstere, das Gefühl der Unmöglichkeit, jetzt schon ein bestehendes Reich der Barbaren zu gründen, tritt noch entschiedener in

Alarichs Nachfolger Athaulf, der sich selbst darüber ausspricht und bekennt: er habe früher nichts eifriger gewünscht, als nach Vernichtung des römischen Namens alles römische Land zum Besitzthum der Gothen zu machen, und wie Cäsar Augustus ein römisches, so ein gothisches Reich zu gründen. Aber da er hinreichend erfahren, daß die Gothen wegen ihrer ungezügelten Wildheit den Gesetzen nicht gehorchen konnten, so habe er, da die Gesetze zum Bestehen des Staates unumgänglich nöthig seien, den Ruhm, den ihm die Gründung eines solchen Reichs hätte bringen können, lieber in der Vertheidigung des bestehenden römischen gesucht [3]). Deßwegen machte er seinen Frieden mit Honorius und bot ihm seine Hülfe zur Besiegung seiner Feinde und Befestigung seines Ansehens in den aufrührischen Provinzen an. Dieser unerwartete und mächtige Beistand trug sehr viel dazu bei, das Reich noch eine Zeitlang aufrecht zu erhalten, doch konnte er den gänzlichen Verfall desselben nur hinausschieben, aber nicht ganz verhindern. Denn, wenn auch Italien selbst, nach so ungeheuern Drangsalen, einige Zeit hindurch der Ruhe genoß, und mehrere weise und wohlthätige Gesetze die tiefen Wunden des Landes zu heilen suchten, so wüthete doch desto heftiger die Flamme des Aufruhrs in den Provinzen, und die vielen auf einanderfolgenden Usurpatoren beweisen, wie tief das Ansehn Roms ausserhalb Italien gesunken war. In Afrika, das bisher so treu an der Sache des Kaisers gehalten, empörte sich Heraklian, der Mörder Stilicho's, nahm den Purpur und erschien mit nicht unbedeutender Macht an der römischen Küste. Aber seine Feigheit, die das Angefangene im Angesicht der Gefahr nicht fortzusetzen wagte, ließ ihn bald in einem schmählichen Tode den Lohn des thörichten Beginnens finden. In Gallien und Spanien war Konstantin, der brittische Königssohn, unterdessen längere Zeit Herrscher geblieben, ja Honorius hatte sich fast gezwungen gesehen, ihn anzuerkennen, als einer seiner Feldherrn, Gerontes, sich gegen ihn empörte, seinem Freunde Maximus den Purpur gab und in das südliche Gallien eindrang, um Konstantin selbst anzu-

greifen. Der Sohn des letzteren, Konstans, der die sichere Ruhe des Mönchslebens verlassen, um des Vaters schnell gewonnene Macht zu theilen, wurde gefangen und hingerichtet. Den Konstantin selbst rettete nur die Ankunft eines römischen Heeres, das nach langer Zeit wieder einen ausgezeichneten Römer, Konstantius, an seiner Spitze sah, von der durch Maximus ihm drohenden Gefahr, aber nur um ihn der Strafe, die lange verschoben, aber nicht aufgehoben schien, zu überliefern. Vergeblich hatte Konstantin die Franken und andre Barbaren zu seinem Beistande aufgerufen, Konstantius, auf einige Zeit dem römischen Kriegsruhm seinen alten Glanz wiedergebend, schlug sie und Konstantin, von jeder Hoffnung auf äussere Hülfe verlassen, glaubte dadurch, daß er den geheiligten Charakter eines christlichen Priesters annahm, Sicherung wenigstens seines Lebens zu erhalten. Aber er gewann nur kurzen Aufschub der Strafe, die an ihm vollzogen wurde, noch ehe er den beleidigten Kaiser um Gnade hatte bitten können. Aber kaum war dessen Ansehn im südlichen Gallien und Spanien wieder hergestellt, als es desto heftiger in dem nördlichen und den germanischen Provinzen erschüttert wurde. Den Barbaren, die noch von dem Einfall der Burgunden, Sueven und Vandalen sich dort befanden, schien der Augenblick günstig, um die römische Oberherrschaft in den von ihnen besetzten Ländern zu stürzen. Sie zogen mit überlegener Macht herbei, nachdem sie den Jovin, der unter Attalus Präfekt des Prätoriums gewesen, zum Kaiser ausgerufen. Konstantius mußte der Uebermacht weichen und nur dem Einschreiten Athaulfs, der einen Augenblick geschwankt hatte, ob er sich nicht mit den Barbaren zum Sturze des Honorius verbinden solle, gelang es, auch diese neue Gefahr durch Besiegung jener Barbarenstämme zurückzuweisen, und dem Reiche die wichtigen Provinzen wenigstens eine Zeitlang noch zu erhalten. Spanien unterdessen hatten die Barbaren, die 409 in Gallien den Einfall gemacht, besetzt, Konstantin hatte sie, sich ihm zu unterwerfen, oder wenigstens einen großen Theil derselben zu bewegen gewußt, sich ihm nicht zu widersetzen. Nach dessen

Sturz aber wollten sie das herrliche Land als eigenen Besitz halten, und verweigerten, den Honorius anzuerkennen. Dieser übertrug die Bestrafung der Barbaren seinem jetzt treusten Freunde und mächtigsten Schutz, Athaulf, der sie auch siegreich begann, aber bald durch die Hand eines Verräthers mitten auf ruhmvoller Laufbahn fiel, 415. Sein Nachfolger in der Herrschaft über die Gothen, Wallia, vollendete die Eroberung des Landes, und gab es dem Honorius zurück, der zum Dank für so große Dienste dem treuen Volke der Gothen feste Sitze in Gallien bewilligte, indem er ihnen das reiche und wohlgelegene Aquitanien zum Eigenthum gab. Um zugleich die durch Jovins Empörung aufgeregten, immer noch gefährlichen Barbaren in Ruhe zu erhalten, räumte er einen andern Theil Galliens den Burgunden ein. Damit war freilich für den Augenblick Sicherheit und Frieden erkauft, aber auch der Grund zu einer gänzlichen Losreissung Galliens von dem römischen Reiche gelegt. Denn, als die verschiedenen Stämme der Barbaren dort selbstständige Herrschaften gegründet, vereinigten sie sich untereinander, trennten sich entschieden vom römischen Reiche und es begannen dort eigenthümliche geschichtliche Entwickelungen. Aehnliches war früher schon in Britannien geschehen und Armorikum war seinem Beispiele gefolgt. Die Entfernung der römischen Legionen aus jenen Gegenden hatte das Bestreben der ursprünglichen Bewohner, sich unabhängig zu machen, begünstigt, und Honorius, in seiner Ohnmacht sie zum Gehorsam zurückzuführen, hatte es vorgezogen, ihre freie Selbstständigkeit anzuerkennen, als die geschwächten Kräfte das Reich in einem Kampfe, den Entfernung und der kriegerische Muth jener Völker doppelt schwierig machten, auf das Spiel zu setzen. Der Erfolg rechtfertigte sein Verfahren, denn das freie Britannien leistete als selbstständiger und befreundeter Staat dem römischen Reich größere Dienste als die abhängige Provinz es gethan.

Nach dem Tode Athaulfs war dessen Gemahlin Placidia, die Schwester des Honorius, nach mannichfachem Wechsel des Schicksals, zu demselben zurückgekehrt, der sie, die ungern

Einwilligende, seinem tapfern und verdienten Feldherrn Konstantin zur Gattin gegeben, und ausserdem, sei es zur Belohnung seiner großen Verdienste, oder um der Gothenkönigin einen angemessenen Gemahl zu schenken, den Purpur mit ihm getheilt hatte. Aber Konstantin starb schon im siebenten Monat seiner Herrschaft. Placidia, in Uneinigkeit mit ihrem Bruder lebend, verließ mit ihren Kindern das Abendland und ging nach Konstantinopel zu ihren Verwandten. Kurze Zeit darauf endigte Honorius seine ruhmlose Laufbahn, und hinterließ das Reich, das er mächtig, stark, angesehn, im Besitz aller seiner Provinzen überkommen, schwach, erschüttert, zerstückelt, durch Drangsale aller Art erschöpft, seinem Sturze mit schnellen Schritten zueilend.

Im Orient hatte unterdessen Arkadius, immer Spielball in den Händen seiner Günstlinge, fortgefahren, eigene Schwäche und Kraftlosigkeit zur Schau zu tragen, und die Erpressungen und Grausamkeiten aller Art, deren seine Hofleute und Beamten sich schuldig machten, gut zu heißen. Die Ostgothen, denen er in Phrygien Sitze gegeben, empörten sich bald, des müssigen unkriegerischen Lebens müde. Gainas, der Führer jener Barbaren, die Stilicho zum Sturze des Rufin gesandt hatte, schloß sich ihnen an und der Kaiser, ohne Kraft ihnen zu widerstehen, ging auf Unterhandlungen ein, in Folge deren ein Theil der Gothen Asien verließ und Konstantinopel selbst besetzte, die größere Menge aber unter Gainas Anführung, die thrazischen Provinzen in Besitz zu nehmen eilte. Aber die in der Hauptstadt zurückgebliebenen Gothen erlagen, als sie durch ihre ungezügelte Habgier den Zorn der Bewohner erregt, den wüthenden Angriffen des Volks. Fawitta, der geschickte Anführer der kaiserlichen Streitmacht, benutzte den dadurch hervorgebrachten Schrecken, um auch das Heer des Gainas zu vernichten. Es gelang ihm, die Gothen, wie sie mit wahrlich kühnem Muthe eben auf Flössen über den Hellespont setzten, mit einer wohlgerüsteten Kriegsflotte anzugreifen, und den größten Theil derselben in den Wellen zu begraben. Gainas entkam und eilte

mit den Ueberbleibseln der Barbaren ein Reich zu verlassen, das ihm so großen Verlust gebracht, und überschreitet die nördlichen Grenzen desselben, um in den ungeheuren Ebenen des südlichen Rußlands Sitze zu gewinnen. Aber er stößt auf die jetzt schon immer mehr sich nähernden Hunnen und erliegt ihrer Uebermacht.

Arkadius, ohne sein Verdienst oder sein Zuthun von dieser großen Gefahr befreit, genoß einige Zeit hindurch ungestört der Herrschaft. Die über ihn selbst wußte bald seine Gemahlin Eudoxia ganz und unumschränkt zu gewinnen, welche durch Anfeindung und Verfolgung des großen Chrysostomus eine Berühmtheit sich erwarb, die sie besser durch seinen Schutz verdient hätte. Arkadius selbst besaß Frömmigkeit ohne Kraft, und ohne den Frieden, welchen die Vernichtung der Ostgothen dem Reiche gab, würde seine Schwäche noch deutlicher hervorgetreten sein. Der einzige Feind, den er zu fürchten hatte, war Jezdegerd, der persische König; die Art, wie er ihn unschädlich machte, beweißt eine edle Klugheit, die manche seiner anderen Schwächen bedecken würde, wenn sie durch mehrere Handlungen ähnlicher Art bestätigt wäre. Als der Kaiser, dem Tode nah, das Schicksal und die Krone seines unmündigen Sohnes Theodos sichern wollte, übergab er die Vormundschaft über denselben grade demjenigen, von dem der junge Herrscher am meisten zu fürchten gehabt hätte, dem Jezdegerd. Durch so edles Zutrauen gerührt, entsprach der persische König den Erwartungen des sterbenden Arkadius, die Ruhe des Reichs wurde während der Minderjährigkeit des Theodosius von dieser Seite her auf keine Weise gestört. Die Verwaltung desselben fiel dem Präfekten des Orients, Anthemius zu, der so schwieriger Aufgabe in jeder Weise genügte, er sicherte und mehrte Frieden und Wohlfahrt. Die Erziehung des jungen Kaisers fiel ganz seiner älteren Schwester Pulcheria anheim. Sie war dem Geiste derselben angemessen, vorherrschend religiös und der künftige Herrscher des Orients brachte seine Jugend in beinah klösterlicher Abgeschiedenheit, nur in Gesellschaft seiner drei Schwestern, zu. Er ernannte eben diejenige,

welche die Seele des Ganzen war, die Pulcheria, zur Augusta und während seiner Minderjährigkeit sowohl wie auch später, war es eigentlich diese eben so kluge wie fromme Jungfrau, welche die Angelegenheiten des Reichs leitete. Sie gab ihrem Bruder die schöne und geistreiche Tochter eines atheniſchen Philoſophen zur Gemahlin, ſie war es, die dieſelbe, als ſie ſich von dem Einfluß der mächtigen Schwägerin frei zu machen ſuchte, in die Verbannung ſandte, und ſo den Herrſcher des Reichs wie das Reich ſelbſt, beherrſchte. Ihre, wenn auch nicht gegen auſſen hin ſehr kraftvolle, doch kluge Regierung, wurde nur auf kurze Zeit durch einen Krieg mit den Perſern beunruhigt, der durch die Verfolgung der Chriſten in Perſien begonnen, durch die edle Aufopferung eines chriſtlichen Biſchofs mit einem auf hundert Jahre abgeſchloſſenen Waffenſtillſtand endigte.

Theodoſius unterdeß, oder vielmehr Pulcheria, beſchloß nach dem Tode des Honorius die Rechte der Schweſter deſſelben und ihres unmündigen Sohnes Valentinian III., auf den Thron von Ravenna, denn Rom war ja ſchon längſt nicht mehr der Sitz ſeiner Kaiſer, aufrecht zu erhalten. Nach Honorius Tode hatte ſich nämlich ein dem Throne ſehr nahe ſtehender Beamter, der Primicerius Johannes, deſſelben bemächtigt, Italien ſich unterworfen, und die jetzt dem Schauplatz ihrer ſpäteren Thaten immer mehr ſich nähernden Hunnen zu ſeinem Beiſtande aufgefordert. Theodoſius ließ Placidien und ihren Sohn von ſeinen, in den perſiſchen Kriegen ſchon erprobten Feldherrn, Ardaburius und Aſpar, mit anſehnlicher Land- und Seemacht begleiten, um ſie in ihre Rechte einzuſetzen. Der erſtere führte das Fußvolk auf Schiffen über das adriatiſche Meer, Aſpar zog mit der Reiterei die Küſte entlang. Aquileja ergiebt ſich ihm ohne Widerſtand, als er erfährt, daß die Flotte ſeines Vaters Ardabur durch Sturm zerſtreut und dieſer ſelbſt gefangen nach Ravenna gebracht ſei. Schon ſcheint alle Hoffnung verloren, da gelingt es dem Ardabur in Ravenna ſelbſt die Soldaten des Johannes von ihm abwendig und der Sache des rechtmäſſigen Herrſchers geneigt zu machen. Eine Empörung bricht aus, die,

der zu rechten Zeit erscheinende Aspar, unterstützt; nach kurzer Macht wird Johannes gestürzt und enthauptet, Valentinian III. als Herrscher des weströmischen Reiches anerkannt. Aber bei seiner großen Jugend fällt seiner Mutter, der Gothenkönigin, die Verwaltung desselben zu. So kam denn die römische Welt, nachdem sie stark und sieghaft von dem großen Theodosius, schwach und ohnmächtig dann von seinen beiden Söhnen beherrscht war, in die Gewalt zweier Frauen, seiner Tochter und seiner Enkelin, die mit verschiedenem Geiste und ungleichen Glück die Vormundschaft über Sohn und Bruder führten. Die großen Dienste, die der oströmische Kaiser seinen Verwandten geleistet hatte, mußten mit Abtretung der reichen und wichtigen illyrischen Provinz belohnt werden, und die Trennung beider Reiche, die faktisch schon lange durch die zwischen Honorius und Arkadius herrschende Kälte bestanden, wurde jetzt nach dem einstimmigen Willen beider Herrscher auch rechtlich und öffentlich erklärt.

Unter der Verwaltung der Placidia entwickelten sich die Ursachen des Sturzes des weströmischen Reiches, den des Honorius Glück, nicht seine Kraft, noch um Einiges aufgehalten hatte, immer mehr, und merkwürdigerweise trug ein Umstand, der die Macht des Reiches und sein Ansehn innerlich und äusserlich hätte befestigen sollen, grade zu seinem schnelleren Untergange bei. Mit Ausnahme des Konstantius hatte seit dem Tode des Stilicho kein großer Feldherr an der Spitze der weströmischen Heere gestanden, Valentinian hatte zwei in seinen Diensten, die in Bezug auf kriegerische Tugend den größten Feldherrn der Vergangenheit an die Seite gesetzt werden konnten. Aber ihre Uneinigkeit brachte das Reich jetzt schon seinem Untergange nahe, das ihre Eintracht hätte retten und mächtig machen können. Der größere von beiden war unstreitig Bonifazius, der gewandtere, aber darum nicht redlichere, Aetius. Die Kaiserin, als ein Weib, wußte nicht den Streit der Männer zu beherrschen, und die großen Eigenschaften beider dem Reiche ihres Sohnes dienstbar zu machen. Aetius hatte schon früh mit den Barbaren, den Hunnen be-

sonders, in mannichfacher Verbindung gestanden, ja er war im Begriff gewesen dem Usurpator Johannes eine bedeutende Unterstützung, aus Hunnen bestehend, zuzuführen, als der schnelle Sturz desselben, ihn seine bisherige Freunde verlassen und zur siegenden Partei übergehen machte. Bonifazius, des großen Augustinus treuer Freund, hatte immer eifrig an der Sache des Sohnes der Placidia gehalten und sich dadurch der Kaiserin besonders Wohlwollen erworben, die Verwaltung Afrika's war sein Lohn. Aetius ertrug die Begünstigung des Nebenbuhlers mit Mühe und konnte kein besseres und sichereres Mittel ihn zu stürzen finden, als Verläumdung, die er durch Verstellung gegen beide zu verbergen wußte. Placidien stellte er vor, daß Bonifaz leicht zu mächtig und dann der kaiserlichen Macht selbst gefährlich werden könne, daß Klugheit deßhalb und die Pflicht der Selbsterhaltung es fordere, ihn von einer so wichtigen Stelle, die ihm so viele Gewalt in die Hände gäbe, zu entfernen. Und als nun die Kaiserin nachgiebt, und den Befehl zur Niederlegung seines Amtes an Bonifazius ergehen läßt, bewegt er diesen durch seine Einflüsterungen, dem kaiserlichen Gebote nicht zu gehorchen, sondern sich unabhängig zu erklären. Bonifaz, das Unrecht, das ihm für so viele treue Dienste zu Theil wird, vor Augen habend, folgt dem falschen Freunde, und weißt den Befehl, sich seiner Würde zu begeben, mit gewaffneter Hand zurück. Jetzt triumphirt Aetius, denn seine Vorhersagungen treffen ja ein, und die Kaiserin beschließt, den treulosen Diener durch Gewalt zu seiner Pflicht zu zwingen. Wenn auch im Anfang glücklich, sieht Bonifaz wohl ein, daß er auf die Dauer der kaiserlichen Macht nicht widerstehen kann, und — greift zu einem verzweifelten Mittel. Er ruft die Barbaren, die Vandalen, nach Afrika. Diese hatten die Sueven und andre Stämme, mit denen sie aus Gallien nach Spanien gezogen waren, allmählig überwunden, und Geiserich, ihr König, mit Alarich, und Attila der dritte unter den drei großen Barbarenführern, nimmt des Bonifaz Einladung an und führt seine Schaaren in das fruchtbare Afrika. Zu spät entdeckt sich das

tückische Spiel des Aetius, zu spät sehen beide, Plazidia und Bonifazius ein, wie sie hintergangen, zu spät beweißt der letztere allen Eifer, um die Vandalen aus dieser wichtigsten, weil letzten, von so vielen Provinzen zu vertreiben, die Barbaren halten ihre Beute fest. Seine Bemühungen sind vergebens, er wird zu wiederholten Malen geschlagen. Selbst der Beistand des byzantinischen Reichs hilft nichts, nach mehrjährigem fast immer siegreichen Kampfe gründen die Vandalen, ihr neues Reich auf den Trümmern der römischen Herrschaft, die ein halbes Jahrtausend fast in jenen Gegenden gewaltet. Bonifazius eilt nach Italien zurück, und findet dort den Tod in einem Kampfe mit seinem Gegner Aetius, den die Kaiserin nicht verhindern kann. Er stirbt, wie er gelebt, als Christ, und sein Feind muß vor dem Zorn der Kaiserin, die er ihres treusten Dieners beraubt, bei denselben Hunnen Schutz suchen, die er nachher so erfolgreich in ihrem Verheerungszuge aufhalten sollte.

Die Hunnen erscheinen zuerst, bei den römischen Schriftstellern, um 376, wo sie ihre Wohnsitze jenseits des mäotischen See's verlassen, die Alanen und Gothen, die um jene Zeit dort siedelten, besiegen, und sich bis an die Ufer der Donau hin verbreiten. Von allen Barbaren erscheinen sie als die wildesten, Menschen der Wälder und Steppen, ungeheure Horden, deren Angriff unwiderstehlich ist, die im Kriege siegen müssen, weil sie keine Beschwerden, keine Ermüdung, weder Hitze noch Forst, weder Hunger noch Durst scheuen, und in einer Weise kämpfen, die das tapferste, krieggewohnteste Heer nicht durch Muth überwindet, sondern durch unaufhörliche, mit Blitzesschnelligkeit wiederholte Angriffe erschöpft und dann vernichtet. Ihre Sitten und Weise, wie sie den Römern erschienen, schildert Ammianus Marzellinus, und nach ihm Zosimus, Sidonius Apollinaris, Jordanes und Andre. «Sie furchen die Wangen der Neugebornen mit einem Eisen, damit die Haare des Bartes in dem von Narben zerrissenen Fleische nicht sprossen können, so haben sie ein bartloses unmännliches Ansehen, Entmannten gleich. Sie sind von festen und gedrungenen

Gliedern, feistem Nacken, gekrümmter Gestalt, so daß man sie für wilde Thiere, auf zwei Füßen gehend, halten oder ungehobelten Brückenpfählen vergleichen möchte. In menschlicher Gestalt einhergehend, leben sie mit thierischer Wildheit, sie bedürfen keiner Speisen durch Feuer und Gewürz zubereitet, sondern essen Wurzeln und Waldkräuter und das rohe Fleisch des ersten besten Thieres, das sie unter sich auf den Rücken des Pferdes legen und durch kurzen Ritt erwärmen. Niemals bergen sie sich unter einem Dach, jedes Haus erscheint ihnen ein Grab, das sie von dem allgemeinen Leben trennt. Nicht einmal schilfbedeckte Hütten finden sich bei ihnen, sondern Berge und Wälder durchschweifend, lernen sie von der Wiege an, jegliche Rauhe des Wetters, Hunger und Durst ertragen. Ungern, und nur wenn die höchste Noth sie zwingt, gehen sie unter ein Dach, denn sie halten sich dort nicht für sicher, Gewänder von Linnen bedecken sie oder von den Fellen der Waldmarder zusammengesetzte, ein andres Feierkleid als das Alltagskleid kennen sie nicht. Das Gewand, das sie einmal angelegt, wird nicht eher abgelegt oder verändert, als bis es durch den langen und beständigen Gebrauch in Lumpen zerfällt. Das Haupt bedecken sie mit runden Helmen, die haarigen Schenkel mit Bockshäuten, die Schuhe werden von keinem Riemen an den Füßen gehalten und machen unmöglich, frei auszuschreiten. Deßwegen ist das Volk wenig geeignet zu Fuß zu kämpfen, sondern auf abgehärteten, aber ungestalten Pferden wie angeheftet, nach Art der Weiber von der Seite sitzend, vollbringen sie die gewöhnlichen Geschäfte. Jeder aus diesem Volk kauft und verkauft, nimmt Speise und Trank ohne Unterschied, bei Tag und bei Nacht, und beugt sich auf den schmalen Hals seiner Stute, um so in den tiefsten Schlaf zu verfallen. So angethan kommen sie auch in die Versammlung, wo über die ernstesten Dinge berathen wird. Königliche Strenge herrscht nicht über sie, sondern mit der wirrenvollen Leitung der Vornehmen zu frieden, machen sie kurz ab, was ihnen vorkommt. Wenn sie gereizt werden, kämpfen sie, und erheben beim Beginnen der Schlacht haufenweise ein furchtbares Ge-

schrei. Da sie leicht und schnell in allen Bewegungen sind, so zerstreuen sie sich oft mit Fleiß, fallen dann von verschiedenen Seiten her auf einen Punkt und eilen in eben so ungeordneter Weise, nachdem sie ein großes Blutbad angerichtet, wieder auseinander. Selbst wenn sie das Lager des Feindes plündern, sieht man sie, ihrer ausserordentlichen Schnelligkeit wegen, kaum. Mit Recht mag man sie die gefährlichsten Krieger nennen, da sie in der Ferne mit Wurfspießen, die anstatt der eisernen Spitze mehrere scharfe, mit wunderbarer Kunst zusammengefügte, Knochen haben, in der Nähe mit dem Schwert, ohne je auf sich selbst Rücksicht zu nehmen, kämpfen, und den Feinden, wenn diese die mit dem Eisen geschlagenen Wunden betrachten, zusammengedrehte Netze überwerfen, und den so gefesselten Gliedern die Möglichkeit zu gehen oder zu reiten benehmen. Keiner von ihnen berührt je den Pflug. Alle nämlich schweifen ohne Religion und Gesetz selbst ohne festen Beruf umher, immer Fliehenden gleich, mit den Wagen, die sie bewohnen. Auf diesen weben die Weiber jene unförmlichen Gewänder, leben mit den Männern, und gebären und nähren die Knaben, bis zum Alter der Mannbarkeit. Fragt man sie, woher sie stammen, so haben sie keine Antwort. Anderswo sind sie empfangen, anderswo geboren, anderswo erzogen. Gegen Verträge treulos, unbeständig und beweglich sobald irgend eine Hoffnung neuen Besitzes sich zeigt, stürzen sie auf Alles los mit ungemessener Wuth. Nach der Weise unvernünftiger Thiere wissen sie durchaus nicht, was anständig, was ehrbar oder nicht sei, wetterwendisch und beschränkt sind sie weder durch Religion noch durch irgend einen Aberglauben gehalten. Sie brennen vor unmässiger Begierde nach Gold und sind so veränderlich und leicht zu erzürnen, daß sie an demselben Tage und ohne irgend einen Grund die Bundesgenossen verlassen, und eben so ohne daß es irgend jemand vermittele, sich wieder mit ihnen aussöhnen. Dazu sind sie dem Spiel mit Leidenschaft ergeben, Wucher, Unzucht, Mord sind bei ihnen gewöhnlich *). —

So waren diese Horden beschaffen, die gegen das Ende des vierten Jahrhunderts die römische Welt überschwemmten. Ihre eigentliche Kraft, das, was sie fürchten machte, bestand in ihrer vollkommenen Wildheit, jede auch die geringste Spur von Gesittung, die bei andern Barbaren doch in den Anfängen wenigstens schon sich zeigte, fehlte ihnen durchaus. So lange sie in diesem Zustande blieben, waren sie unüberwindlich, denn jede, auch die geordnetste Kraft scheitert an der Gewalt der ungeordneten Wildheit. Je länger sie aber in Europa blieben, je mehr sie mit der römischen Welt in Berührung kamen, desto mehr mußte in ihnen eine Entwickelung sich zeigen, die bei der überwiegenden Wildheit natürlich nur höchst unbedeutend sein konnte, aber dessenohngeachtet doch hervortritt. So erscheinen sie unter Attila schon bedeutend anders als in jener ersten Zeit ihres Auftretens, wenn auch nur wenig, doch schon etwas gemildert. Aber grade deßwegen konnten sie auf die Dauer den Kampf mit der römischen Welt nicht aushalten, eine Zeitlang konnten sie ungeheuer verheerend und vernichtend über die Erde gehen, aber ihr Prinzip, ihr Wesen verliert seine Kraft, so bald es nur einigermassen von den Anfängen der Civilisation berührt und durchdrungen wird. Daher treten sie auch, als ihr Held gestorben, von dem Schauplatz ab, den Waffen der römischen Welt wichen sie nicht, wohl aber ihrem Geiste. Wenn sie nicht aufhören wollten Hunnen und sie selbst zu sein, mußten sie in die Steppen und Einöden Asiens, den Boden, auf dem allein ihre Natur gedeihen und selbstständig wild bleiben konnte, zurück.

Von 376 an kommen sie in häufige Berührung mit den Römern. Die einzelnen Stämme der Hunnen (vielleicht nur ein Kollektivname) lassen sich nicht durch die Donau aufhalten, sondern verheeren das römische Land auf dem südlichen Ufer des Flusses, kommen andern Barbaren zu Hülfe, wenn diese Raubzüge unternehmen wollen, oder von den Römern zu sehr gedrängt werden. Im Anfang ihres Auftretens erscheinen sie in einzelnen Stämmen mit besonderen Führern. Jornandes

erzählt, daß ein Haufe unter dem Könige Balamir den mäotischen See umzogen, 401 erscheint Uldin mit einer großen Schaar von Hunnen an den nördlichen Grenzen des byzantinischen Reichs und schlägt den Gainas und die Gothen. Olympiodor spricht von ihrem Könige Karaton um 415. Um 433 erscheinen sie schon in größerer Gemeinschaft eine Art Hunnenstaat bildend, der sich über das südliche Europa bis nach Asien hin erstreckt, unter Rugilas, dessen Hauptsitz an der Donau ist. Alanen, Gothen und andre zwischen Tanais und Donau lagernde Barbaren, sind ihm unterworfen oder mit den Hunnen vereinigt, ja sie erhalten, halb freiwillig, halb gezwungen von den Römern Eigenthum, und wie es scheint, sogar von bedeutender Ausdehnung, in Pannonien. Rugilas starb 434, nachdem er vorher den Aetius, damals der Hunnen Freund, Schutz gewährt nnd seine Wiedereinsetzung bewirkt hat. Ihm folgt Attila mit seinem Bruder Bleda in der Herrschaft über die jetzt schon zu einem großen Volke angewachsenen Hunnen, die sich tief in Germanien hinein und über das ganze alte Skythien erstrecken. Viele Könige dienten ihm, als er wie Geiserich, der Vandalenfürst, durch Ermordung seines Bruders die Alleinherrschaft gewonnen, und indem er den Geist seines Volks, das, was eigentlich dessen Wesen ausmacht, am vollkommensten in sich vereinigt, wurde er dessen Held, das in ihm und durch ihn seine Bestimmung erfüllt, und dann in seine Steppen zurückkehrt.

Zuerst griff Attila, tief in Asien hineingehend', Persien an, aber hier fand er kräftigen Widerstand, und der nachher Sieger unzähliger Völker war, begann seine kriegerische Laufbahn mit einer Niederlage und einem Rückzuge. Glücklicher, weil gegen einen schwächeren Feind, war er in seinen Unternehmungen gegen das byzantinische Reich. Seine Angriffslinie beginnt bei dem Pontus Eurinus und endet am adriatischen Meer, auf dieser ungeheuren Ausdehnung stürzen die Barbaren sich gegen die schwach beschützten Provinzen des jüngeren Theodosius. Vergebens stellen die Heere des Kaisers dem vernichtenden Andrange sich entgegen, die dritte Niederlage

findet sie schon von den Ufern der Donau bis an den thrazischen Chersonesus zurückgedrängt. Die Hauptstadt selbst ist zwar durch ihre Befestigungen sicher, aber Theodos muß, um den furchtbaren Feind aus dem Lande zu entfernen, ihm einen großen Theil von Thrazien abtreten, sich zur Zahlung eines jährlichen Tributs von tausend Pfund Goldes und zur Erstattung der Kriegskosten mit sechstausend Pfund verstehen. Auf diese Bedingungen hin verläßt Attila 446 das oströmische Reich.

Aber der kühne Geist, der den Attila belebte, erlaubte ihm nicht, sich mit diesen schon so großen Erfolgen zu begnügen. Der Gedanke, das römische Reich zu vernichten, erfüllte ihn gewiß, und die Art, wie er ihn auszuführen versuchte, beweißt, daß berechnende Klugheit seine wilde Kraft wie zügelte so leitete. Das oströmische Reich war durch die jüngst erlittenen Unfälle auf lange Zeit geschwächt, der Verlust an Provinzen und die drückenden Bedingungen, durch welche es den Frieden erkauft, mußten auf die Dauer es so entkräften, daß es dem Attila, wenn er nur zu warten verstand, eine leichte Beute später zu werden versprach. Daher wandte sich seine Aufmerksamkeit mehr dem weströmischen zu, das bisher noch jede feindliche Berührung mit dem gefürchteten Barbarenführer vermieden hatte. Hier aber gestalteten sich die Umstände ganz anders. Rom längst schon zerfallen und ohne innere Kraft, schien leicht zu besiegen, wenn Attila erst im Lande selbst war, aber die Zugänge durch die in großer Ausdehnung es schließenden Alpen, waren mit geringer Macht selbst gegen großen Andrang zu vertheidigen. Doch bedeutete dies Hinderniß wenig, bei der ungeheuren Menge von Kriegern, über die Attila zu gebieten hatte, und Aetius, der die Hunnen besser als jeder Andre kannte, sah sehr wohl ein, daß die drohende Gefahr eines Einfalls derselben dadurch nicht abgewendet werden konnte. Die Nothwendigkeit andre Mittel zum Schutze des Landes zu suchen, leuchtete ein, das geeignetste war unstreitig einen mächtigen Bundesgenossen zu erwerben, der ein gleiches Interesse an der Besiegung Attila's

hatte, wie die Römer selbst. Er fand ihn in Theodorich, König der Westgothen, deren Reich in Gallien und Spanien in jüngster Zeit durch des Volkes und seiner Könige eigene Tüchtigkeit groß und mächtig geworden war, und die nach Selbstständigkeit und unabhängiger Herrschaft dessen, was sie durch Tapferkeit und langen Kampf gewonnen, strebend, dadurch schon des Attila, der ein Herrscher sein wollte über Alle, Barbaren wie Römer, Feinde waren. Die Gefahr, die ihnen von den Hunnen drohte, wohl einsehend, schlossen sie ein enges Bündniß zu gegenseitigem Schutz und Vertheidigung mit dem weströmischen Reich. Dadurch entstand eine Macht, die dem Attila selbst furchtbar erscheinen mußte, denn sie drohte ihn von Gallien und Italien aus in Angesicht und Seite zu fassen, während, wenn der oströmische Kaiser dem Bündniß beitrat, von Thrazien und Illyrien aus sein Rücken bedenklich gefährdet werden konnte. Alles das wohl erwägend, sah Attila das sicherste Mittel, so großer Gefahr zuvorzukommen, in einem gleich furchtbaren Gegenbündnisse aller barbarischen Macht gegen die damals civilisirte Welt. Darum vereinigte er durch Besiegung oder Ueberredung die zahlreichen Stämme des Nordens und Ostens, alle deutschen Völker, und selbst einige der Barbaren Könige, die Gallien besetzt, um sich, und schloß, um seinen Gegnern einen mächtigen Feind im Rücken zu erwecken, mit den Vandalen in Afrika, die damals schon auf schnellen Raubschiffen die spanischen und italischen Küsten verheerten, Freundschaft und Bündniß gegen den gemeinschaftlichen Feind [5]). Jahre vergingen ehe von beiden Seiten alles zur Reife kam, 450 aber brach der lange vorbereitete Entscheidungskampf aus, Attila, der die Kriegsmacht der ganzen barbarischen Welt um sich vereinigt hatte, zog mit einem ungeheuren Heer zuerst gegen Gallien, denn, wenn es ihm hier gelang, die Westgothen zu vernichten, so mußte das weströmische Reich, seines hauptsächlichsten Beistandes beraubt, fast von selbst fallen. Aetius zog dem Theodorich, mit aller Streitmacht, die Italien noch besaß, zu Hülfe. In den katalaunischen Gefilden kam es zu jener ungeheuren Schlacht,

in der die Völker, Barbaren wie Westgothen und Römer, sich aufrieben, ohne daß die einen Sieger oder die Anderen besiegt waren. Alle zogen zurück in ihre Reiche, da ein jeder zu großen Verlust erlitten, um den Kampf fortsetzen zu können. Attila aber fiel, ein Jahr darauf in Italien ein, siegte und verheerte im obern Theile des Landes und kehrte dann, nachdem er bis an den Po vorgedrungen, nach Pannonien zurück. Was ihn dazu bewogen, so wie das Nähere dieser großen Geschehnisse wird weiter unten auseinandergesetzt werden. Im folgenden Jahre starb er und mit ihm zerfiel sein Reich, das nur er zu gründen und zusammenzuhalten vermocht hatte.

Das weströmische Reich aber, aus so dringender Gefahr errettet, ging von jetzt an, wo möglich noch schneller als zuvor, seiner Vernichtung entgegen, zum Beweise, daß nicht äussere und fremde Macht sowohl, sondern innere Schwäche und gänzliche Zerfallenheit den Untergang ihm bereiteten. Vor allem aber fiel es durch die Gesunkenheit seiner Beherrscher, denn während das oströmische Kaiserthum unter zwei kräftigen Regenten, Marcian und Leo, von seiner Schwäche sich erholte und an innerer Kraft und äusserer Macht gewann, führte die Schwäche und wollüstige Verworfenheit des Valentinian neues und größeres Unheil über Italien herbei. Aetius, der ihm das Reich gerettet, fiel von seines Kaisers Hand, der selbst bald die Strafe entehrender Missethat von der Hand des Maximus litt, dem er die Gattin verführt und geschändet. Der Mörder besteigt den erledigten Thron und zwingt die Eudoxia, die Gattin zweier Kaiser, zu seinem Ehebett. Diese ruft, um sich an ihm zu rächen, den Vandalenkönig Geiserich, der, die Küsten Italiens lange schon mit seinen Raubschiffen verheerend, nur auf eine günstige Gelegenheit wartete, über Rom selbst herzufallen, herbei. Unendlicher Jammer kam über die unglückliche Stadt und das Land büßte durch Plünderung grenzenlose Verheerung und Wegführung einer großen Menge seiner Bürger, die Unthaten seiner Herrscher. Darauf nimmt Avitus, in Gallien mächtig und angesehen und von dem ihm befreundeten Herrscher der Westgothen unterstützt, den Purpur.

Sein Feldherr Ricimer aber, aus sueviſchem Stamme und Majorian in Italien hoch angeſehen, entſetzen ihn, als er in ſchwächliche Wollüſte verſinkt. Eine Zeit, wo möglich noch trauriger als jede vorhergehende folgt. Bald iſt das Reich nur eine Provinz des oſtrömiſchen, dem der Kaiſer in Konſtantinopel nach Belieben einem Herrſcher giebt und nimmt, bald ſchaltet ein oder der andre Barbarenführer damit nach Willkühr und Belieben. Majorian, Severus, Anthemius, Olybrius, Oreſt, Glycerius, Nepos und Andre nehmen den Purpur, um ihn eben ſo ſchnell wieder zu verlieren. Noch einmal wird der Sitz des Reichs nach Rom verlegt, aber alle Bande des Rechts und der Ordnung ſind aufgelöst, aller innere Beſtand iſt geſchwunden, der Untergang iſt da, die Herrſchaft hört auf, wo ſie begonnen, in Rom. Odoaker, ein kühner und kräftiger Barbarenführer, macht ſo großem Unſal ein Ende, indem er auf den Trümmern des Jahrhunderte hindurch entwürdigten Kaiſerthrons, ein deutſches Königreich in Italien gründet, und dem geängſteten Lande durch kräftige Herrſchaft den lang entbehrten Frieden wiedergiebt.

## Zweites Kapitel.

### Allgemein religiöses Verhältniß der Zeit.

Obgleich das oben, (Buch I. Kap. 2) angeführte Edikt Theodosius des Großen, das Heidenthum eigentlich rechtlich und politisch vernichtet hatte, so war es doch natürlich und vorauszusehen, daß dasselbe nicht sogleich und unmittelbar durch jene Verordnung aus dem religiösen Bewußtsein der Zeit verdrängt werden würde. Es erhielt sich in verschiedenen Ueberbleibseln und unter mannichfachen Formen noch lange nach Theodos. Erst als das Christenthum sich immer fester und organischer entwickelte, als der durch dasselbe hervorgebrachte Geist das Leben auch in seinen bürgerlichen und staatlichen Beziehungen zu beherrschen begann, als christliche Ideen das Bewußtsein der Völker nach allen Richtungen durchdrangen, konnte das Heidenthum, innerlich und äusserlich bezwungen, nicht länger bestehen und mußte verschwinden. Da Theodosius das römische Reich ganz und ungetheilt unter seine Herrschaft vereinigte, so galt natürlich seine Verordnung für alle Provinzen desselben ohne Unterschied, dessenohngeachtet aber wurde sie in den verschiedenen Ländern sehr verschieden vollzogen. Im Orient, besonders in Egypten war das Christenthum schon sehr in das Leben des Volks übergegangen, und der Haß gegen das Heidenthum äusserte sich, der Heftigkeit des morgenländischen Charakters angemessen, oft in einer nichts weniger als christlichen Weise. Vorzüglich trug hier das sich mit großer Schnelligkeit entwickelnde und verbreitende Mönchsthum mit dem Einfluß, den es auf alle religiösen Angelegenheiten ausübte, dazu bei, daß das Heidenthum oft gewaltsam ausgerottet wurde. Die Kaiser, welche das große Ansehn der Mönche wohl kannten, suchten den Eifer derselben gegen alles Heidnische zur schnelleren Ausführung ihrer Befehle

zu benutzen, indem sie die deßfallsigen Bemühungen derselben durch Gesetze unterstützten, die jene bevollmächtigten, Tempel und andre, dem heidnischen Kult dienende Orte zu zerstören. Freilich war ausdrücklich hinzugefügt, es solle dies nicht in gewaltsamer Weise geschehen, sine turba ac tumultu[1]), aber wie immer, wo zu der Abneigung und dem Haß des Volks noch ein berechtigendes Gesetz kommt, so wurden auch hier die Schranken der Mässigung durch rohe Gewalt und mannichfaltige Willkühr vielfach überschritten. Mißhandlungen, gewaltsame Zerstörungen, selbst Verbrechen, die durch nichts entschuldigt werden können, (die Ermordung der Hypatia, die Zerstörung des Serapium) machten im Orient dem Heidenthum so schnell eine Ende, daß Theodosius der Jüngere in einem Gesetze vom Jahre 423 sagen konnte, « daß es wohl keine Heiden mehr gäbe[2]). » Das letzte Gesetz gegen die alte Religion, welches sich im Kodex findet, ist vom Jahre 426.

Im Abendlande gestalten sich die Verhältnisse zwischen Christenthum und Heidenthum bei weitem anders, hier waren es die politischen Verhältnisse des weströmischen Reichs, welche ein gelinderes Verfahren gegen das Heidenthum nothwendig machten. Von den beständigen Einfällen der Barbaren gedrängt, waren die Kaiser, obgleich alle dem Christenthum ergeben, doch genöthigt, auf die Ausführung der gegen die alte Religion gegebenen Gesetze mit weniger Strenge zu sehen, um sich nicht diejenigen ihrer Unterthanen, welche in derselben verharrten, zu entfremden. Unter den angesehensten Männern des Reichs finden sich bis nach der Mitte des fünften Jahrhunderts, Heiden, die durch ihre Tüchtigkeit im Rathe und im Felde den Kaisern sich unentbehrlich gemacht, und mit der Achtung der Herrscher sich auch ihre Gunst erworben. Wenn daher auch Gesetze gegen das Heidenthum erlassen wurden, so gestatteten die Kaiser selbst doch viele Ausnahmen, oder nahmen bei dringenden Veranlassungen die Gesetze ganz zurück[3]). Dazu wurden im Abendland die Tempel wohl nirgend zerstört, und so kein eigentlich entscheidender Schritt gegen das Heidenthum gethan, obgleich ausdrückliche Gesetzesbestimmungen

dergleichen befahlen[4]). Wenn nun auch dieses nachsichtigere Verfahren gegen das Heidenthum durch Umstände selbst, und zuweilen dringend, nothwendig geworden war, so mußte die Kirche doch demselben sich schon deßwegen entgegensetzen, weil diese Begünstigungen, denn als solche mußte die Nichtausführung der Gesetzte erscheinen, leicht in Gewohnheit hätten übergehen und daraus dem Christenthum selbst ein Nachtheil erwachsen können. Daher baten die Bischöfe zu wiederholten Malen die Kaiser, nicht allein die Bilder und Statuen, sondern jeglichen Ueberbleibsel des Heidenthums zu zerstören[5]). Uebrigens war in Rom selbst das Heidenthum, wenn auch nicht in seinem ganzen Umfange mehr, doch in einzelnen religiösen Ansichten, Gewohnheiten, Aberglauben und dergleichen mehr, in dem Bewußtsein der Menge noch sehr tief gewurzelt. Als die Stadt 409 zum erstenmale von Alarich eingeschlossen und die gräßlichste Hungersnoth hervorgebracht wurde, wollte selbst ein Theil des Senats zur Abwendung der allgemeinen Noth auf dem Kapitolium und in den übrigen Tempeln der Stadt opfern. In so großer Bedrängniß thut sich am besten kund, worauf ein jeder Hoffnung der Hülfe und Rettung baut, und die Ansicht, daß dem Christenthum und dem dadurch verursachten Abfall von den alten Göttern, die ungeheure Trübsal, welche seither über das Land eingebrochen war, zuzuschreiben sei, beweißt grade dadurch, daß Augustin, Salvian und andre Kirchenschriftsteller sie widerlegen zu müssen glauben, wie tief noch heidnische Religionsideen in der Menge wurzelten, und wie schwer und langsam heidnische Lebens- und Weltsauffassung durch die christliche verdrängt wurde.

# Drittes Kapitel.

## Geschichte des Christenthums.

Obgleich durch das Konzil von Konstantinopel die Streitigkeiten über die Lehre für lange Zeit abgeschlossen schienen, so wurde doch die Zeit, welche unmittelbar auf dasselbe folgte, noch mannichfach von den Nachwehen jener großen Gegensätze, die so harten Zwiespalt der Geister hervorgebracht, bewegt und in Aufregung gehalten. Eine Menge von Fragen, die in Folge jenes Kampfes der Grundansichten angeregt waren, konnten, da sie an Wichtigkeit und Interesse jenen bei weitem nachstanden, nicht ganz erschöpfend behandelt und dadurch beseitigt werden, und indem das Konzil selbst, seiner Bestimmung nach nur über die Hauptpunkte entschied, blieb in vielen unerledigten Nebenfragen Stoff genug zu neuem Streite. Dieser brach denn auch bald aus. Es ist oben schon angedeutet worden, welches unbedingte Ansehn die Schriften des Origenes bei einem großen Theile der Christen genossen, und wie seine Ansichten von beiden, den Orthodoxen und Heterodoxen benutzt wurden, um ihre gegenseitigen Lehren zu begründen. Dies Verhältniß des Origenes zu den streitenden Parteien mußte aber ein andres werden, als durch die Entscheidungen des ökumenischen Konzils der Streit selbst aufgehört hatte, indem die kirchliche Lehre festgesetzt war. Als die Gegner derselben fortfuhren, sich auf ihn zu berufen und aus ihm Argumente zur Vertheidigung ihrer Lehren zu entnehmen, durften die Anhänger der orthodoxen Ansicht sich nicht mehr für Anhänger des origenistischen Systems erklären, da dasselbe in Bezug auf die Auffassung des λόγος zu sehr von dem kirchlichen abwich. Bald folgte daraus, daß diejenige Faktion, welche wir oben mit dem Namen der traditionellen Schule bezeichnet haben, zuerst und am heftigsten sich gegen die Origenisten erklärte. Epiphanius stand an ihrer Spitze und der

Streit brach zwischen ihm und Johannes, Bischof von Jerusalem, einem eifrigen Verehrer des Origenes, aus. Seiner Natur nach konnte der Streit nur einen privaten Charakter haben, denn der Gegenstand desselben, ob und in wiefern Origenes für den Urheber des arianischen Irrthums zu halten, war von ganz untergeordnetem und partikularen Interesse, und konnte für die Lehrentwickelung selbst nie von großem Gewicht sein. Ein eigentlich dogmatisches Moment bietet er gar nicht dar, und war von Anfang an und blieb rein persönlich. Das Ganze gewann dadurch, daß die Hauptpunkte der Kontroverse sich bald auf Origenes Buch περὶ ἀρχῶν konzentrirten, und durch den Antheil, den Hieronymus und Rufin daran nahmen, ein hervorstechend literarisches Interesse, und läßt so wichtige Blicke in den Charakter und die Ansichten der ausgezeichnetsten Geister der Zeit thun. Ausserdem aber mischen sich so viel oft kleinliche Persönlichkeiten und nur die Individuen berührende Momente ein, der Streit erscheint von verschiedenen Standpunkten aus so verschieden, daß Entscheidung in der That schwer und die Ansicht des Chrysostomus deßhalb die richtigste erscheint: es sei bei Origenes Wahres mit Falschem gemischt, seine Lehre weder ausschließlich das Eine noch das Andre, und deßwegen die Pflicht der bessere Erkenntniß Habenden, die Spreu von dem Waizen zu sondern. Aehnlich scheint im Anfange des Streits auch die Ansicht des römischen Stuhls gewesen zu sein, denn obgleich durch die Freunde und Feinde, die Rufin und Hieronymus in Rom hatten, der Streit selbst vielleicht dort am heftigsten geführt wurde, so nahm doch der damalige römische Bischof Siricius (bis 399) wenig oder gar keine Rücksicht darauf, weil er in dem Gegenstande kein allgemein kirchliches Interesse, das sein Einschreiten gefordert hätte, sah. Erst sein Nachfolger Anastasius, dem die Sache zur Entscheidung vorgelegt wurde, erklärte sich gegen Rufin, da dieser, obgleich zu wiederholten Malen aufgefordert, nicht erschien.

Im Orient gestalteten sich die Sachen aber doch anders, als andre, mit der Streitfrage verwandte Elemente mit in den

Kampf gezogen wurden, die demselben oft eine ganze andre Richtung gaben. Bei der großen Menge von Männern, selbst aus den niedrigsten Ständen, welche sich dem Mönchsleben gewidmet hatten, mußten sich natürlich auch Viele finden, die wegen eigener Geistesbeschränktheit die Lehren des Christenthums in einer ihrer Geistigkeit wenig angemessenen Weise begriffen, und wenn dergleichen anthropomorphistische Auffassungen auch zu niedrig standen, um auf die Lehrentwickelung selbst irgend einen bedeutenden Einfluß zu üben, so wurden sie doch von ihren Anhängern, die mit blindem und übertriebenen Eifer ein großes Gewicht darauf legten, mit verwerflicher Hartnäckigkeit festgehalten und als das allein Richtige, allein Heilbringende verkündet. Am meisten zu beklagen ist, daß der Einfluß und das Ansehn, welches die Mönche im Allgemeinen bei dem Volke genossen, so oft von den Führern derselben zu leidenschaftlichen und Partei-Zwecken gebraucht wurde. So hatte sich unter den egyptischen Mönchen ein Zwiespalt der Ansicht aufgethan, der in seinem weiteren Verlauf die traurigsten Folgen für die Kirche des Orients überhaupt hatte. Einer grob sinnlichen und niedrigen Auffassung des göttlichen Wesens, die sehr viele Anhänger unter den Mönchen zählte, wurden von den mehr gebildeten Mönchen des nitrischen Berges geistigere Ansichten entgegengestellt, und wie jene den Vorwurf des Anthropomorphismus tragen mußten, so erhielten diese den tadelnden Beinamen der Origenisten. Der Zahl nach waren die letzteren offenbar die schwächere Partei, während sie an Geist ihren Gegnern unendlich überlegen waren. Theophilus, Bischof von Alexandrien, ein Mann von vielem Geist und mannichfachem Wissen, aber ehrsüchtig, ränkevoll und vor allem nach Herrschaft strebend, konnte sich seiner Ueberzeugung nach unmöglich für die Anthropomorphisten erklären, und begünstigte deßwegen anfangs auch die Origenisten. Es ist schwer zu bestimmen, was ihn eigentlich zu der gänzlichen Sinnesänderung, die ihn später zu so tadelnswerthen Schritten bewegte, zuerst bestimmte, vielleicht weil er sah, daß in dem Streit der Bischöfe seiner

Diözese mit den Mönchen, die letzteren die stärkere Partei waren, und daß er daher durch ein Anschliessen an diese, jene sich unterwürfig machen könne. Auch mag wohl der Umstand, daß die Origenisten in vielem unstreitig zu weit und, eben so wie ihre Gegner, ins Extrem gingen, mit dazu beigetragen haben. Er nahm mit einemmale öffentlich die Partei der Mönche, indem er die Beschlüsse der Konzilien gegen die Origenisten mit großer, ja gewaltsamer Strenge vollziehen ließ, und die nitrischen Mönche dadurch zwang, ihren bisherigen Aufenthaltsort zu verlassen und Schutz zum Theil in Palästina (Skythopolis), theils in Konstantinopel bei Johannes Chrysostomus zu suchen. Damit war der Anfang zu jenen unseligen Streitigkeiten gemacht, welche die Kirche zu Konstantinopel so lange zerrissen, Haß, Verfolgung, Fanatismus, Ungerechtigkeit jeder Art aufregten, die wichtigsten kirchlichen Angelegenheiten von den Ränken und Intriguen, von der Laune und Willkühr eines herrschsüchtigen Weibes, der Kaiserin Eudoxia, eines unwürdigen Bischofs, des Theophilus, und feiler Hofleute abhängig machten, aber auch dem heiligen Chrysostomus Veranlassung wurden, einen Charakter zu entwickeln, der mit Recht den größten aller christlichen Jahrhunderte beigezählt wird. Chrysostomus gehört zu den wenigen Männern, welche den eigentlichen geistigen Kern einer Zeit in sich tragen. Im beständigen Kampfe mit einer ganz Anderes wollenden Welt, mit einem verderbten Hofe und mit Genossen desselben heiligen Standes, die uns noch strafbarer als jene erscheinen müssen, weil sie selbst Geistliche, die Interessen der Kirche entweihten, entwickelt er eine Kraft, eine Größe, einen Reichthum christlichen Geistes, eine Ausdauer und Beständigkeit in Kampf, Leiden und härtester Verfolgung, die um so mehr in Erstaunen setzt, je mehr sie von dem Wesen und Treiben seiner Gegner verschieden ist. Jede Niederlage, jede Verfolgung, jede Flucht ist ein Triumph für ihn, er ist immer und überall der wahrhaft Siegende, er überwindet die Welt durch die Fülle seiner Hingebung und Selbstverläugnung, und sein größter und letzter Sieg ist sein Tod in der Wüste,

von Allen verlassen, einsam, erschöpft, entblößt, ein armer Verbannter.

Aber vor Allen tritt aus der Betrachtung jener Streitigkeiten und ihrer verderblichen Folgen noch eine andre und größere Wahrheit uns entgegen. Sie beweisen mit überzeugender Kraft, wie nothwendig zur Aufrechthaltung innerer und äusserer Freiheit in der Kirche der Primat ist. Nie hätte diese ganz ungehörige, willkührliche, mit so vielem Unrecht begleitete Einmischung weltlicher Gewalt einen so traurigen Einfluß auf die Angelegenheiten der Kirche ausüben können, nie hätte ein übelwollender, von dem Geiste seines Berufs so wenig durchdrungener Bischof, wie Theophilus, so viel Macht gewinnen und so viel Unheil stiften können, wenn die dem Wesen der Kirche innerlich einwohnende Idee des Primats in jener Zeit auch schon äusserlich vollkommen ausgebildet, organisirt und durch die allgemeine Anerkennung Aller im Stande gewesen wäre, ihre heilsame und ordnende Thätigkeit sowohl der weltlichen Macht wie den Verirrungen und Anmassungen innerhalb der Hierarchie selbst, entgegenzusetzen. Der römische Bischof war sich auch bei dieser Gelegenheit seines hohen Berufes wohl bewußt, seine standhafte Vertheidigung der gerechten Sache des verfolgten Chrysostomus, seine Weigerung, mit denen, die bei jener Gelegenheit so großes Unrecht gethan, in Kirchengemeinschaft zu treten, seine wiederholten Bemühungen, durch Synoden und Verwendungen bei beiden Kaisern eine Aenderung des gewaltsamen Verfahrens zu bewirken, gaben dafür das beste Zeugniß [1]).

Aber der größte Theil dieser Anstrengungen war vergebens, weil es im Orient, wo der Primat des römischen Bischofs auch in Bezug auf Jurisdiktion nicht so allgemein anerkannt war, leichter war sich ihm zu entziehen, und eine Unabhängigkeit zu suchen, die dem Heile der Kirche oft großen Schaden brachte, indem sie den Zwiespalt anstatt der Einheit nicht allein nährte, sondern oft auch hervorrief, und Stolz, Hochmuth, Gewaltthätigkeit der Einzelnen auf Kosten des allgemeinen Wohls begünstigte, vor allen aber die Kirche des

Orients, eben durch die in ihr häufigeren Spaltungen und Entzweiungen, bei weitem mehr in Abhängigkeit von der weltlichen Macht erhielt, als dies im Abendlande je der Fall war.

Aber die origenistischen Streitigkeiten haben nur ein partielles Interesse, bei weitem wichtiger und umfassender sind andre Lehrentwickelungen, welche um diese Zeit, wie gewöhnlich, durch die Irrthümer ausgezeichneter Lehren hervorgerufen wurden. Es sind dies die pelagianischen und nestorianischen Streitigkeiten. Wir haben oben gesehen, wie sich um das Ende des dritten Jahrhunderts, hauptsächlich durch Lucian von Antiochien, im Orient eine Schule gebildet hatte, welche das exegetische Moment besonders festhaltend, ihre Dogmatik vorzüglich darauf erbaute, indem sie die traditionellen und spekulativen Elemente der Lehrentwickelung jenem unterordnete. Mit dieser Richtung hatte der Arianismus in einem sehr engen Verhältniß gestanden, wenn sich nicht behaupten läßt, daß er ganz und gar aus ihr hervorgegangen. Er hatte zum Beweise seiner Sätze, deren eigentlicher Grund eine abstrakt verständige Auffassung der christlichen Glaubenslehre ist, die Methode jener Schule und ihre Grundsätze der Auslegung wohl deßwegen besonders sich angeeignet, weil sie mit seinen Grundansichten sehr übereinstimmten, und seiner äusserlich bleibenden, aber scheinbar scharfen und konsequenten Dialektik einen erwünschten Spielraum liessen, ja die Resultate derselben durch ihre Exegese der heiligen Schrift, in dieser selbst finden ließ. Aber der Arianismus hatte, wie er Vieles von dieser Schule empfangen, so ihr auch Vieles gegeben, es fand ein gegenseitiges sich durchdringen statt, dessen Ergebnisse wir später, um den Anfang des fünften Jahrhunderts, hervortreten sehen. Es ist dabei in der That einer der empfindlichsten literarischen Verluste, die wir aus jener Zeit zu beklagen haben, daß uns von den Arbeiten jener Schule fast nichts übrig geblieben ist, woraus wir den Entwickelungsgang derselben näher bestimmen könnten. Mit Ausnahme der früher schon bekannten und der neuerdings entdeckten Kommentare des Theodorus von Mopsueste sind wir auf sehr wenige zer-

streute und nur Aeusseres berührende Notizen beschränkt. So viel möchte sich wohl mit Bestimmtheit behaupten lassen, daß sie durch ihre engere Verbindung mit dem Rationalismus eine hervorstechend rationalistische Tendenz erhielt. Theodor von Mopsfueste, bis 393 Presbyter in Antiochien, hatte diese Richtung in bestimmter Weise und mit großem Beifall ausgebildet. Es ist leicht einzusehen, daß er sich in manchem Widerspruch mit der kirchlichen Auffassung befunden hat, und in Vielem von ihr abwich, aber sei es nun, daß dies in seiner Darstellungsweise nicht so sehr hervortrat, oder daß er eine Uebereinstimmung vorgab, die in der That nicht bestand, er selbst gab während seines Lebens zu keinen Streitigkeiten Anlaß, desto mehr aber nach seinem Tode seine Schüler und Anhänger.

Der von dem Arianismus begonnene Kampf der abstrakt verständigen Auffassung der Glaubenslehre mit der positiven kirchlichen, setzte sich nach der Niederlage der ersteren unter verschiedenen Formen fort. Diejenigen, unter welchen das rationalistische Prinzip jetzt auftritt und neue Entwickelungen, auch von Seiten der kirchlichen Ansicht, veranlaßt, sind der Pelagianismus und Nestorianismus. Beide scheinen auf den ersten Anblick, bei der Verschiedenheit ihres Inhalts, gar keine Verwandtschaft zu haben, aber ihr innerer genauer Zusammenhang, der sich auch mehr als einmal äusserlich zeigt, wird aus der Darstellung derselben hervorgehen. Wir müssen zuerst ihre Stelle und Bedeutung in der allgemeinen Lehrentwickelung nachzuweisen suchen, ehe wir ihre Geschichte verfolgen können.

Betrachten wir das Symbol des Konzils von Konstantinopel als den ächten und authentischen Ausdruck der kirchlichen Lehre um den Anfang des fünften Jahrhunderts, so stellt sich heraus, daß in der ganzen großen dogmatischen Entwickelung der Trinitätslehre bis jetzt eigentlich nur eine Seite, ein Moment derselben in einer gewissen Vollständigkeit ausgebildet war. Die Kirche hatte das Wesen des göttlichen Sohnes an sich und in seinem Verhältniß zum Vater bestimmt. Aber Gott ist auch Mensch, das Wort Fleisch geworden, und der Fort-

schritt in der dogmatischen Entwickelung besteht nun eben darin, daß die Kirche eben so sein Wesen als Gottmensch, in seiner konkreten Erscheinung als Erlöser zu bestimmen sucht. Es geschah dies in einer fortlaufenden Reihe von Lehrentwickelungen, die mit der Bekämpfung des Nestorianismus beginnt, durch Eutyches und die Monophysiten angeregt, sich fortbildet und mit der des Monethelotismus schließt. Ihr Anfang gehört noch in die Aufgabe unsrer Darstellung, ihr Schauplatz war besonders die Kirche des Orients. Im Abendland trat der Kampf des Rationalismus gegen die kirchliche Auffassung in andrer Weise hervor. Hier wurde nämlich nicht sowohl der Erlöser, seine Natur und Person, als vielmehr das Wesen des Erlösungswerks selbst und zwar besonders in Bezug auf die Annahme desselben durch den Menschen, Gegenstandes des Streites und deßhalb der Entwickelung. Anregende Ursache dazu gaben die Lehrsätze des Pelagius. Eigenthümlich erscheint, daß während das Abendland an den Streitigkeiten des Orients immer lebendigen Antheil nahm, dieser hingegen gegen Aehnliches im Occident ganz gleichgültig blieb, wie dies besonders beim Pelagianismus und den durch denselben hervorgerufenen Bewegungen sich zeigt.

Das Bewußtsein der Kirche über die Art und Weise, wie der Mensch das Erlösungswerk sich aneignet, hatte sich noch nicht in bestimmter Weise ausgesprochen, jedoch läßt sich nachweisen, daß vor der, durch die Irrthümer des Pelagius veranlaßten, Festsetzung der deßfallsigen Lehrbestimmungen, die Freiheit des menschlichen Willens, die verderblichen Folgen des Sündenfalls, und die Nothwendigkeit der götttlichen Gnade immer anerkannt gewesen waren[2]). Die Unbestimmtheit aber, in der das Ganze bisher gehalten war, ließ eine Verschiedenheit der Ansichten in Bezug auf Einzelnes vollkommen zu. Daher darf es nicht auffallen, daß Pelagius, ein brittischer Mönch, und sein Gefährte Cölestius, die sich in den ersten Jahren des fünften Jahrhunderts in Rom aufgehalten hatten, eine Ansicht über das Verhältniß des Menschen zur Erlösung aufstellen konnten, und zwar zuerst, ohne

Widerspruch zu finden, die nachher Anlaß zu heftigen lange fortdauernden Streitigkeiten wurde.

Eine irrige, der kirchlichen ganz entgegengesetzte Ansicht über die Menschwerdung des Herrn, über das Verhältniß des historischen Christus zur Gottheit, war, wenn wir den eigentlichen Grund des pelagianischen Systems genau untersuchen, die Haupturſache desſelben, das πρῶτον ψεῦδος in ihm. Der katholischen Auffassung, daß Christus wahrer Gott und wahrer Mensch, aus zwei Naturen in einer Person sei, stellte sich eine häretische gegenüber, die besonders durch Theodor von Mopsſueſte, ohne jedoch bei ihm schon als häretisch zu gelten, und durch seine Schule im Orient verbreitet wurde, und welche als die gemeinsame Quelle, aus der Nestorianismus und Pelagianismus flossen, sich nachweisen läßt. In derselben wurde die Vollkommenheit der göttlichen Natur in der Erscheinung des Herrn geläugnet, er wurde ein von dem Logos geleiteter, lebendig, und mehr als alle anderen, von ihm erfüllter Mensch aufgefaßt. Eine nothwendige Folge daraus wurde die Annahme, daß die durch ihn vollbrachte Erlösung keine wesentliche, das heißt durch seine Hingabe, sein Leiden wirklich geschehene, sondern eine rein abstrakte durch Lehre und Beispiel bewirkte sei. Denn am Kreuze stirbt ja nur der Mensch, dessen hohe Tugend, dessen erhabene Selbstverläugnung wir bewundern müssen, aber Alles bleibt immer nur ein Akt menschlicher Tugend, der uns ergreifen, rühren, erschüttern, belehren, zu Aehnlichem begeistern kann, ohne daß das Bedürfniß der Menschheit nach Erlösung, die mehr als das Alles eine wirkliche und wesentliche geistige That sein muß, befriedigt wäre. Daß dem so sei, wird von jenem Standpunkt aus auch sehr wohl eingesehen, aber man rechtfertigt seine Auffassung durch eine ganz eigenthümliche Inversion, indem behauptet wird, die Menschheit bedürfe auch gar keiner anderen Erlösung als durch Lehre und Beispiel. Um diese Behauptung zu begründen, sah man sich zu einer andern genöthigt, daß nämlich die menschliche Natur von ihrer ursprünglichen Integrität nichts verloren und daher in sich und aus sich das Vermögen habe, das göttliche

Lebensgesetz zu erfüllen, sobald es ihr nur durch die Offenbarung bekannt geworden wäre. Das letztere ist aber der Kern der pelagianischen Ansicht, die sich so nur als strenge und bis zu einem Endpunkt geführte Konsequenz aus jener ersten irrthümlichen Auffassung des Verhältnisses der beiden Naturen in dem Herrn, wie er auf Erden erschienen, zeigt. Die Grundzüge des Ganzen, wie Pelagius diese Hauptidee ausbildet und entwickelt, möchten wohl in folgender gedrängten Darstellung seines Lehrbegriffs enthalten sein. Der Mensch ist so, wie er geschaffen wurde, d. h. sein jetziger natürlicher Zustand ist von seinem ursprünglichen nicht verschieden. Das charakteristische Zeichen seines geistigen Wesens ist das liberum arbitrium, der durchaus gleichmäßig zwischen Gutes und Böses gestellte Wille, an sich weder dem einen noch dem andern vorherrschend geneigt oder abgeneigt, unentschieden, durch die Selbstbestimmung erst zu dem Einen oder dem Andern gezogen. Das Böse und das Gute kommt nun rein äusserlich durch Grundsatz und Beispiel an den Menschen, indem dergleichen, was er sieht, hört, erfährt, wodurch er zu dem Einen oder dem Andern angeregt wird, seine Selbstbestimmung beeinflußt, und Adam ist nur insofern Urheber der Sünde zu nennen, als er es gewesen, der zuerst gesündigt hat, und seine Sünde ist nur in so fern auf uns übergegangen, als wir Alle dasselbe gethan haben. Und eben weil sie nur äusserlich durch Beispiel und Vorgang an uns gekommen ist, bedürfen wir auch keiner andern, als einer äusseren Erlösung, die durch Belehrung und Beispiel hinreichend vermittelt wird. Dies beides sei uns denn nur durch die Offenbarung Gottes an die Menschheit gegeben, die in Jesu Christo vollendet sei, indem sein Leben und Tod das höchste und vollkommenste Beispiel des Guten uns geben. Die Gnade Gottes nun bestehe ausschließlich darin, daß er uns diese Wahlfreiheit gegeben und uns durch seine Offenbarung gezeigt, wofür wir uns zu entscheiden hätten. Könne aber einer aus sich selbst schon das Rechte und Gute thun, so bedürfe er auch dieser Offenbarung nicht einmal. Daß nun zum Thun des Guten noch eine besondere

Gnade Gottes nothwendig sei, ja daß wir ohne seine besondre und zuvorkommende Gnade für das Gute gar nicht einmal uns entscheiden können, das läugnete Pelagius durchaus, indem er behauptete, daß wir deren nicht bedürften, und daß ausser der zugestandenen Freiheit des Willens, die göttliche Gnade für den Menschen höchstens noch etwa darin bestehe, daß uns die Entscheidung für das Gute erleichtert werde, und daß wir durch das wirkliche Thun des Guten uns ein besonders göttliches Wohlgefallen, das man Gnade nennen könne, erwürben.

In seiner ganzen Ausdehnung wurde das pelagianische System wohl zuerst in Afrika verbreitet, und hier fand es auch bei dem heiligen Augustin zuerst den entschiedensten Widerspruch. Er behauptete, den Pelagianern gegenüber, das Dasein eines erblichen Verderbnisses der menschlichen Natur, durch die Sünde Adams hervorgerufen, und die natürliche Freiheit unsres Willens ist eben dadurch so limitirt, daß wir jetzt nur noch das Böse thun können. Aus diesem allgemeinen Verderben giebt es keinen Ausweg als die göttliche Gnade, vermöge deren es den von Ewigkeit her Erwählten gelingt, das göttliche Gesetz zu erfüllen, Gottes Wohlgefallen sich zu erwerben. Daraus folgte die Annahme der wesentlichen und vollkommenen Menschwerdung der Gottheit in Christo, in der durch ihn vollbrachten realen Erlösung, so wie die Nothwendigkeit der göttlichen Gnade zum Thun des Guten überhaupt. Es muß daher mit Recht gesagt werden, daß diese Lehre, wie sie nachher in den von dem Papste Innocentius I. bestätigten Schlüssen der afrikanischen Synoden von Milevi und Karthago hervortrat, recht eigentlich in dem Mittelpunkt des kirchlichen Bewußtseins Grund und Quelle hat. Die unter Zosimus vorkommende vorübergehende Anerkennung der Lehren des Pelagius, Cölestius und der Anhang, den sie sich in Palästina erworben hatten, beweißt dagegen nichts, denn eine gründlichere Untersuchung überzeugte den Papst bald, von dem häretischen und unkirchlichen Charakter der pelagianischen Ansichten, und der wenige Anhang,

den der strenge Pelagianismus im Abendlande überhaupt fand, — im Orient hat er nur in Palästina vorübergehende Freunde gehabt, und nie recht Wurzel gefaßt, der beste Beweis dafür, das Schweigen sämmtlicher Schriftsteller jener Kirche, — zeigt deutlich, daß er, aus einseitiger und abstrakter Auffassung christlicher Grundideen hervorgegangen, nie eine große Macht über den Geist der Zeit gewonnen. Er erhielt sich kurze Zeit noch bei Einzelnen, ohne je irgend eine allgemeinere Opposition gegen die kirchliche Ansicht, wie dies bei andern Häresien der Fall gewesen, hervorzubringen.

Die Gegensätze zwischen pelagianischer und augustinischer Auffassung waren aber zu schneidend und direkt, als daß nicht das Entstehen einer vermittelnden Ansicht vorauszusehen war. Es trat dieser zuerst in der Kirche des südlichen Galliens auf, wo eine Menge ausgezeichneter Männer durch Geist, Wissenschaft, Frömmigkeit, ein reges kirchliches und geistiges Leben überhaupt in, auch für die Folgezeit fruchtbringender, Weise angeregt und verbreitet hatten. In Massilien war es, wo zuerst eine Ausgleichung der starren Gegensätze des Augustin und Pelagius versucht wurde. Man erkannte mit Augustin die Erbsünde, ihr Uebertragenwerden auf die Nachkommen Adams und die daraus entstehende Unfähigkeit des Menschen, sich aus eigner Kraft von der wirklichen Sünde zu befreien, an, aber man behauptete, sich Pelagius nähernd, daß der Anfang der Heiligung in so fern ganz in der Gewalt des Menschen läge, als er durch freie Selbstbestimmung, durch sein aus ihm allein hervorgehendes Wollen, den zur Rechtfertigung erforderlichen Glauben sich aneignen könne. Dies reiche hin, um seine Heiligung zu begründen, wenn man auch zugäbe, daß er sie zu vollenden zu schwach sei. Aber was ihm an Kraft fehle, das gebe ihm dann Gott, als Lohn dafür, daß er zuerst durch sein entschiedenes Wollen, durch das, sich dazu mit Freiheit Selbstbestimmen den Anfang gemacht habe, es sei so des Menschen Verdienst, welches die nachfolgende vollkommene Gnade veranlasse, die gebe dann das Zunehmen im Glauben und die standhafte Ausdauer in guten Werken. Das

Beharren bis an das Ende aber sei wie des Menschen Sache so sein Verdienst, und die Gnadenwahl Gottes beständе eben nur darin, daß er von Ewigkeit her diejenigen vorausgesehen habe, welche glauben und im Glauben beharren werden. Der Lehrbegriff der Semipelagianer, wie sie genannt wurden, kann nicht besser und treffender bezeichnet werden, als dies in folgenden Worten eines geistreichen katholischen Kirchengeschichtsschreibers geschehen ist. « Die Semipelagianer stimmen in so fern mit dem heiligen Augustin überein, daß sie den ganzen Verlauf des gottseligen Lebens der göttlichen Gnade zuschrieben, näherten sich aber darin dem Pelagius, daß sie in dieser Reihe gottseliger Handlungen, wie in einer zusammenhängenden Kette, das erste und letzte Glied dem Verdienste des Menschen zuschrieben *).

Die Art seiner Entstehung und seine eigene Natur sicherten dem Semipelagianismus eine längere Dauer als der streng pelagianischen Ansicht. In Gallien erlangte er sehr großes Ansehen, und so geistreiche wie gelehrte Vertheidiger in Kassian, Vinzenz von Lerinum und mehreren Anderen. Aber auch an ebenbürtigen Bekämpfern fehlte es nicht, an deren Spitze Hilarius und Prosper standen. Der letztere zeigte sich besonders thätig, und seinen Bemühungen ist es wohl besonders zuzuschreiben, daß der Papst Cölestinus in einem Dekretale **) die kirchliche Lehre festsetzte, die seitdem von den

---

*) Katerkamp. Erstes Zeitalter der Kirchengeschichte. 3te Abthl. p. 51.

**) Ueber den Verfasser und die Art der Redaktion dieses wichtigen kirchlichen Dokuments wird weiter unten Einiges gesagt werden. Hier wollen wir nur den Hauptinhalt desselben kurz mittheilen, da die kirchliche Lehre über diesen Gegenstand gedrängt darin enthalten ist. Das Dekretal enthält in kurzer Ausführung zehn Hauptsätze: **I. Quod Adam omnes homines laeserit, nec quemquam, nisi gratia posse salvari. II. Quod nemo sit bonus suis viribus, nisi participatione ejus, qui solus bonus est. III. Quod nisi gratia Dei continua juvemur, insidias diaboli superare non possumus. IV. Quod per Christum libero bene utamur arbitrio. V. Quod omnia sanctorum merita dona sint**

Semipelagianern jener Zeiten nicht mehr viel bestritten wurde, wenn sich jene auch noch bis weit in das sechste Jahrhundert hinein erhielten.

In ganz andrer Art gestaltete sich im Orient der wieder aufgenommene Kampf des Rationalismus gegen die kirchliche Auffassungsweise, als er hier etwas später als der Pelagianismus im Abendlande, in der Lehre des Nestorius und den damit verwandten Bewegungen hervortrat, um die Kirche lange Zeit hindurch mit Unruhen und Wirrnissen jeder Art zu erfüllen. Diese häretische Ansicht steht, genauer betrachtet, in einem noch unmittelbareren und näheren Zusammenhange mit den Lehren des Theodor von Mopsfueste, als der Pelagianismus, der mehr eine Konsequenz daraus war. Nach Marius Mercator nämlich stellte Jener über die Menschwerdung des göttlichen Wortes eine Ansicht auf, die von der kirchlichen eben so verschieden, wie mit der Nestorischen verwandt genannt werden muß. Das Wort Gottes, der λόγος, habe den Menschen Jesus aufgenommen, der als Mensch in natürlicher Weise, aber durch die Kraft des heiligen Geistes in der Jungfrau gebildet worden sei, auf übernatürlicher Weise mit sich verbunden und vereinigt. Es habe diesen Menschen, so mit sich vereinigt, den Tod erleiden lassen, um uns von dem Fluche des Gesetzes zu befreien, habe ihn aber dann vom Tode auferwecket, in den Himmel erhoben u. s. w. Deßwegen nun sei

---

Dei. VI. Quod omnis sancta cogitatio et motus piae voluntatis ex Deo sit. VII. Quod gratia Dei non solum peccata dimittat, sed etiam adjuvet, ne committantur et praestet ut lex impleatur, non sicut ait Pelagius facile, quasi sine gratia Dei difficilius possit impleri. VIII. Quod propter statuta sedis apostolicae omnes orationes ecclesiae Christi gratiam resonant, qua genus humanum ab aeterna damnatione reparatur. IX. Quod gratiam Dei etiam baptizandorum testetur instituta purgatio, cum exorcismis et exsufflatione spiritus ab eis abiguntur immundi. X. Quod profundiores quaestiones nec contemnendae sint, nec penitus asserendae. S. Harduin Concil. I. p. 1255.

er aller Anbetung würdig, die höchste Verehrung werde ihm geweihet, da er in unzertrennlicher Verbindung mit der göttlichen Natur stehe. Nach demselben Marius war nun der eigentliche Sinn dieser Lehre des Theodor: Christus, blosser Mensch, aber von dem heiligen Geist geleitet, habe sich so innig mit dem Worte Gottes verbunden, daß er der Sohn Gottes genannt werden könne, obgleich er es nicht seiner Natur, sondern nur der göttlichen Gnade nach sei. Bei dieser Auffassung scheint der den Nestorianern von der kirchlichen Partei gemachte Vorwurf, daß sie zwei Söhne lehrten, ganz gegründet, einen, das Wort, den λόγος, der von Natur seinem Wesen nach Gottes Sohn ist, und den Menschen Jesus, der sich durch so enge Vereinigung mit jenem Namen und Ehre, als wäre er Sohn Gottes, erworben hat.

Ehe Nestorius, ein durch Beredsamkeit und Frömmigkeit ausgezeichneter Presbyter der Kirche von Antiochien, auf den durch den Tod des Sisinnius erledigten Stuhl von Konstantinopel berufen wurde, (428) hatte diese Lehre des Theodor gewiß viele Anhänger und Freunde, aber noch keinen öffentlichen Vertreter gefunden. Unter dem Vorgeben, Arianer, Apollinaristen und andre Irrlehrer zu bekämpfen, verkündigte er kurze Zeit nach seiner Ankunft in der Hauptstadt, diese Ansichten, indem er das Ganze derselben in dem einen, zuerst von andern Geistlichen auf seine Veranlassung, dann von ihm selbst gepredigten Satze: «Anathema dem, der die Jungfrau Θεοτόκος **Deipara**, nennt,» zusammenfaßte. Diese Behauptung war ein nothwendiges Korollarium jener ganzen Auffassung, denn der von der Jungfrau Geborne war ja nicht an sich und als solcher der wesentliche und wahre göttliche Sohn, das durch die Geburt und in derselben menschgewordene Wort, sondern ein Mensch, wie wir, freilich im besonderen Grade von dem heiligen Geist geleitet, der später in eine vollkommene Einigung, in die engste und nächste Verbindung mit dem Worte Gottes trat, daher er auch Θεοφόρος oder Θεοδόχος, der Gott in sich aufgenommen, nicht aber seine Mutter Θεοτόκος zu nennen sei. Als diese Lehre nun von Nestorius

selbst öffentlich verbreitet wurde, so entstanden bald, da das häretische derselben dem Volke einleuchtete, sehr unruhige Bewegungen in der Gemeinde, deren größere Mehrzahl sich keineswegs für die Ansicht ihres Bischofs erklärte.

Nestorius war indeß durch seine Stellung ein zu wichtiger und einflußreicher Mann in der Kirche, als daß nicht seine Freunde die Gelegenheit mit Eifer hätten benutzen sollen, ihre Ansichten unter einem so angesehenen Schutze zu verbreiten. Dies geschah denn auch besonders, indem man die von ihm gehaltenen darauf bezüglichen Reden aufschrieb, und sie im ganzen Orient bekannt zu machen suchte. Dabei lag es sehr nahe, daß man Schritte that, auch die egyptischen Mönche dafür zu gewinnen, deren Wichtigkeit bei größeren kirchlichen Bewegungen schon hinreichend erkannt war. Hier wurde aber der Bischof von Alexandrien, Cyrill, auf die neue Lehre aufmerksam, fand sie nach genauerer Prüfung durchaus unkirchlich, und warnte daher die Einsiedler vor derselben in einem Schreiben, das, als es auch zu Konstantinopel bekannt wurde, in einem hohen Grade den Zorn des Nestorius erregte, und ihn zu persönlichen Kränkungen des Cyrill, deren dieser selbst sich ganz enthalten, hinriß. Es entstand ein Briefwechsel zwischen beiden, in welchem die Briefe des Cyrill besonders von großer dogmatischer Wichtigkeit sind, da er in ihnen die später aufgestellte kirchliche Lehre über die streitigen Punkte mit großer Bestimmtheit und Klarheit entwickelt. Er geht hauptsächlich von dem apostolischen Symbolum, als der Basis aller seiner Entwickelungen, aus, und hebt, als besonders auf die Irrthümer des Nestorius bezüglich, den Anfang des zweiten Artikels desselben hervor, in Folge dessen wir nicht sagen, wie es bei ihm heißt, das Wort sei, seiner Wesenheit nach, in Fleisch umgewandelt worden, noch das Wort sei in einen Menschen, aus Leib und Seele bestehend, umgebildet worden, sondern unser Glaube ist, daß das Wort, der Persönlichkeit nach, menschliches Fleisch, belebt von einer vernünftigen Seele, angenommen hat, und auf eine, dem endlichen Verstand unerreichbare Weise, Mensch geworden

ist. So hat er auf Erden als des Menschen Sohn gewandelt, nicht in blosser Einigung des Willens oder Wohlgefallens, oder in blosser Aufnahme seiner Person, sondern durch die Vereinigung der zwei verschiedenen Naturen zu dem einen Herrn Jesus Christus, nicht als wenn die Verschiedenheit der Naturen aufgehoben wäre durch die Vereinigung, sondern göttliche und menschliche Natur sind, auf unerklärbare Weise, zu der einen Person Christi, mit einander verbunden worden *). Dies bildet den Kern der von dem Ephesinischen Konzil angenommenen, von Leo dem Großen im Gegensatz gegen Eutyches weiter ausgebildeten und vollständig entwickelten Lehre von der Menschwerdung des Herrn. Des Nestorius Erwiederungen auf Cyrills Widerlegungen sind übrigens kaum dem sonstigen Rufe des Mannes angemessen, kurz, ohne dabei gedrängt und schlagend zu seyn, ohne Tiefe und alle jene klare Schärfe und Bestimmtheit, die des Cyrill Entwickelungen auszeichnet. Aber seine Ansichten hatten viele Anhänger gewonnen, er sich schon eine große Partei gebildet, denn überall fanden seine Homilien bei denen Anklang und Beifall, die näher oder entfernter mit den Ansichten der antiochenischen Schule vertraut waren. Mit der, den Orientalen eigenthümlichen Heftigkeit traten die Gegensätze bald einander gegenüber, und schon zwei Jahre nachdem Nestorius auf den Stuhl von Konstantinopel erhoben war, erfüllte Streit und Gährung die Kirchen des Morgenlandes. Kunde davon kam bald nach Rom mit den Homilien des Nestorius zugleich, die von Kassian, auf Veranlassung des Archidiakon Leo, des späteren Papstes, ins Lateinische übertragen werden. Man mochte aus ihnen wohl hinreichend die Ueberzeugung entnehmen, daß ihres Verfassers Lehre nicht kirchlich sei, aber ein Einschreiten von Seiten des römischen Bischofs ließ sich rechtlich darauf noch nicht begründen. Aber der Papst wandte sich, um näher berichtet zu werden an den Cyrill, der von dem empfangenen Auftrag vor dem Nestorius selbst kein Hehl

*) Bei Harduin. Concil. I. p. 1285.

hatte. Dieser, um jedem ungünstigen, durch die Gegenpartei veranlaßten Eindruck bei dem Papste zuvorzukommen, richtet in kurzen Zwischenräumen zwei Schreiben an denselben, in welchen er den Cölestin um Rath und Aufschluß über das gegen Pelagianer zu beobachtende Verfahren bittet, und ihm zugleich anzeigt, wie sehr er gegen Arianer und Appollinaristen und andre Irrlehrer, die eine Vermischung der beiden Naturen des Herrn behaupteten, zu kämpfen habe. Bald darauf sandte auch Cyrill seinen Bericht über das bisher Vorgegangene und bat den Papst um bestimmte Anweisungen, ob er noch länger in Kirchengemeinschaft mit Nestorius bleiben könne, so wie um Verhaltungsmaaßregeln über das, was die Bischöfe von Thrazien und aus dem Patriarchat von Antiochien in dieser Beziehung zu beobachten hätten. Die Antwort des Papstes war entscheidend: wenn Nestorius auf diesen Ansichten und Lehren beharre, so könne die Kirchengemeinschaft nicht länger mit ihm erhalten werden. Cyrill sei mit der Vollziehung der päpstlichen Sentenz beauftragt. Wenn Nestorius nicht innerhalb zehn Tagen, nachdem ihm dieser Beschluß bekannt geworden, auf seine Irrthümer verzichtet, so habe Cyrill für die Besetzung des Stuhles von Konstantinopel zu sorgen. So lautete der Beschluß, der auf einer römischen Synode gefaßt, als Synodalschreiben unter dem Namen Cölestins den Patriarchen der orientalischen Kirche mitgetheilt wurden. Ueber die Weise, wie dies Schreiben im Orient aufgenommen wurde, gibt der Brief des Patriarchen von Antiochien, Johannes, eines Freundes des Nestorius, an denselben, ein erfreuliches, für die christliche Gesinnung des Mannes ehrenvolles Zeugniß *). Cyrill, beauftragt, den Nestorius zu einer Erklärung zu veranlassen, beruft eine Synode zu Alexandrien, deren Synodalschreiben den Nestorius von der Entscheidung des römischen Bischofs in Kenntniß setzt, und den Glauben der katholischen Kirche über die Menschwerdung in zwölf Propositionen, die in negativer Form die Lehre enthalten und unter dem Namen der zwölf

*) Bei Hardain. Concil. I. p. 1527.

Anathematismen des Cyrill bekannt sind, am Ende dieses Schreibens hinzufügt. Nestorius fügte sich aber der an ihn ergangenen Aufforderung nicht, sondern erwiderte die Sätze des Cyrill und der alexandrinischen Synode durch zwölf Gegenanathematismen, so daß jetzt, da er an der Spitze einer zahlreichen Partei stand, die keineswegs nachzugeben gesonnen war, allgemeiner Streit und Zwiespalt in der Kirche wiederum bevorstand. Um so hartnäckiger drohte dieser zu werden, als nach der entschiedenen Weigerung des Nestorius zu widerrufen, sich der Bischof von Antiochien, Johannes, der eben noch Zeichen einer ganz entgegengesetzten Gesinnung gegeben, und mit ihm ein großer Theil der orientalischen Geistlichkeit für ihn erklärte. Die Ursachen dieser plötzlichen Sinnesänderung, die der häretischen Partei ein so bedeutendes Uebergewicht gab, sind wohl verschiedener Natur gewesen. Einmal dürfen wir nicht vergessen, daß bei dem großen Anhang, den die Ansichten des Theodor von Mopsfueste, grade in Antiochien gefunden hatten, wo die Schule, deren vorzüglichster Lehrer er war, ja schon seit Lucian über ein Jahrhundert lang bestand, es nicht befremden darf, wenn ein großer Theil der dortigen Geistlichkeit sich für eine Ansicht erklärte, die ja hauptsächlich auf die eigenthümlichen Lehrsätze jener Schule sich gründete. Und dann kann wohl nicht geläugnet werden, daß ein andres noch weniger zu billigendes Motiv auch viel zu diesem Uebergange des Johannes und zu seiner schnellen Sinnesänderung beigetragen haben mag. In der Patriarchalverfassung, wie sie sich in der Kirche des Orients ausgebildet hatte, war der Keim zu Streit und Unruhe und zu Gegensätzen, die von andern Bestrebungen veranlaßt, leicht sich auch auf die Glaubenslehre übertragen konnten, enthalten, und die Geschichte dieser Kirche beweißt, wie sehr er sich entwickelt hat. Es lag beinah in der Natur des Verhältnisses, daß die einzelnen Patriarchen eifersüchtig und mißtrauisch einander beobachten und jede ausserordentliche Erhöhung an Macht und Einfluß, die einem Andern zu Theil werden konnte, zu verhindern oder zu neutralisiren suchen mußten, und das Alles, um sich selbst

unabhängig und selbstständig in dem Bezirke ihrer Macht zu erhalten. Der Zustand einer ganz gleichen Vertheilung des Ansehens unter die drei ersten Patriarchen ist wohl denkbar aber historisch unmöglich, und da er nicht vorhanden sein konnte, so war ein beständiges Schwanken immerwährender Unruhe statt seiner da, sobald einer dieser Patriarchen durch irgend einen Umstand einen ausserordentlichen Zuwachs an Macht, Ansehn, Einfluß gewann, so lag es im eigensten Interesse der beiden übrigen, aus Kräften ihm entgegenzuarbeiten, sich gegen ihn zu verbinden, Alles aufzubieten, um ihn in den Schranken zu halten, die zu ihrem eigenen Bestehen nothwendig waren. Jede Seite der Geschichte des orientalischen Patriarchats bestätigt dies hinreichend.

Ein solcher Fall war aber jetzt wiederum eingetreten, Cyrill mußte durch seine enge Verbindung mit dem römischen Bischofe, dadurch daß ihn dieser zu seinem Stellvertreter der Angelegenheit des Nestorius machte, eine Wichtigkeit und ein Ansehen gewinnen, das die übrigen Patriarchen leicht als die Quelle einer ihnen selbst später gefährlich werdenden Macht ansehen konnten, und es lag, bei dem allgemeinen Stand der Verhältnisse sehr nahe, daß Johannes von Antiochien sich an den ihm befreundeten Nestorius anschloß, und in diesem Bündniß Schutz und Sicherstellung gegen ein Uebermächtigwerden des Nachbars suchte. Daß er damit zugleich sich für die Glaubensansichten des Nestorius erklären mußte, mochte ihm bei dem Vorherrschen jener höheren Rücksichten von untergeordneter Wichtigkeit erscheinen, und ausserdem konnte ihm auch dafür der große Anhang, den die Lehre des Nestorius in Antiochien, die Billigung, die sie selbst von Männern, wie Theodoret, erhielt, ein legitimes Motiv zu diesem Uebergange darbieten. Der Hof von Konstantinopel, dessen Beitritt in diesen Streitigkeiten der Patriarchen, der Partei, für die er sich erklärte, gewöhnlich den Sieg verschaffte, schien sich in dem vorliegenden Falle nicht entschieden aussprechen zu wollen, doch ist nicht zu läugnen, daß er im Anfange mehrfache Beweise einer dem Nestorius geneigten Gesinnung gegeben,

wenn ihn auch wahrscheinlich die durch die Verträge desselben in Konstantinopel erregten Unruhen abhielten, sich ganz für den Bischof der Hauptstadt zu erklären. So konnten die Briefe Cyrills an den Kaiser, in denen er ihn um genaue Prüfung einer, die ganze Kirche betreffenden so wichtigen Angelegenheit bat, nicht ohne alle Wirkung bleiben und Theodosius beschloß, das von zweien seiner großen Vorfahren in ähnlichen Fällen angewendete Mittel, die Zusammenberufung einer allgemeinen Synode, auch jetzt wieder in Wirksamkeit zu bringen. Sie wurde im Jahr 431 zu Ephesus gehalten, Cyrill führte als des römischen Stuhles Stellvertreter den Vorsitz auf ihr. Seine hauptsächlichsten Schriften, in denen er die Irrthümer des Nestorius widerlegt, werden von der Synode als kirchliche Wahrheit enthaltend bestätigt, und die von ihm aus der Tradition entwickelte und nachgewiesene Lehre über die Menschwerdung des Herrn als Lehre der Kirche anerkannt. Nestorius, der sich hinter den Schutz der Soldaten versteckend, jedes Erscheinen, jede Verantwortung vor der Synode weigert, wird entsetzt und aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen. Johannes von Antiochien dagegen, offenbar fürchtend, daß aus allen diesen Vorgängen dem Cyrill eine zu große Uebermacht erwachsen könnte, trennt sich von der Synode, der er übrigens nie beigewohnt, versammelt ein eigenes schismatisches Konzil um sich, auf welchem er den Cyrill entsetzt und exkommunizirt. Sein ganzes Verfahren bewies des Mannes Gereiztheit, und daß sein Zorn gegen Cyrill wahrlich aus andrer Quelle kam, als weil er des Bischofs von Alexandrien Lehre für Irrthum und die des Nestorius für Wahrheit hielt. Nun begann ein Kampf der Parteien, welche von beiden den Sieg bei Hofe über das Gemüth des Kaisers davon tragen würde. Es kann aber nur als ein Triumph der gerechten Sache angesehen werden, wenn es den Bemühungen der kirchlichen Partei, trotz aller Ränke und Intriguen der Gegner, und hauptsächlich wohl dadurch, daß sich Volk und Geistlichkeit von Konstantinopel für sie erklärte, gelang, den Kaiser von der Rechtmäßigkeit des von der Synode gegen

Nestorius erlassenen Urtheils zu überzeugen und ihn zu einer Bestätigung desselben zu bewegen. Die Orientalen aber zur Versöhnung mit der Partei des Cyrill, zur Aufhebung des vollständig erklärten Schisma zu bringen, gelang den Bemühungen des Kaisers nicht. Uebrigens ist nicht zu bezweifeln, daß diese feindselige und gereizte Stimmung, die sich lange Zeit hindurch zwischen Egypten und dem Orient erhielt, vielweniger aus einer wesentlichen Verschiedenheit der Glaubensansichten, als aus einer eifersüchtigen Besorgtheit hervorging über das Ansehn, welches dem Patriarchen von Alexandrien in Folge der letzten Begebenheiten zu Theil geworden war. Denn aus der unbefangenen Untersuchung ergiebt sich leicht die Gewißheit, daß der Unterschied zwischen orientalischer und egyptischer Auffassungsweise, keineswegs so bedeutend und fundamental war, daß daraus eine so lange und so hartnäckig behauptete Trennung hervorgehen konnte, in der der Keim zu den großen Unordnungen und Verwüstungen, welche in der folgenden Zeit die Kirche heimsuchten, enthalten ist. Das spätere gewaltsame Verfahren der Egypter gegen die Orientalen und den Bischof von Konstantinopel zeigt sich nur zu deutlich als Ausbruch einer lange genährten feindseligen Gesinnung, die, als die Macht in ihre Hände gegeben war, die Unbilden, welche die Vorfahren erlitten, an den Nachfolgern derer, die sie angethan, rächen wollte. Nachdem die Trennung nach wiederholten Bemühungen endlich beigelegt wurde, ward die Vereinigung auf eine von beiden Theilen angenommene Formel hin, vollzogen *). Aber die Gemüther wurden dadurch nur äusserlich versöhnt und einander nahe gebracht, der

*) Das Wichtigste und eigentlich Charakteristische jener Formel ist im Folgenden enthalten. Siquidem duarum naturarum facta est unio, propter quod unum Christum, unum filium, unum Dominum confitemur. Secundum hunc inconfusae unitatis intellectum confitemur sanctam viginem Dei genitricem esse, propterea quod Deus verbum incarnatum est, et homo factum, et ex ipsa conceptione univit sibi templum, quod ex illa assumsit etc. Acta. Ephes. III. p. 50.

Funken glimmte unter der Asche fort. Die Unruhen, welche die orientalische Kirche von jener Zeit an unaufhörlich erfüllten, die fortgesetzten Streitigkeiten über einzelne Kontroverspunkte, Anklagen, Absetzungen, Verbannungen der Bischöfe, dazu die Uneinigkeit unter denen selbst, die an der kirchlichen Lehre festhielten, die Schwäche des Hofes, der von dem Spiel der Intriguen geleitet, die Angelegenheiten nur noch mehr verwirrte, als sie ordnete und einem gewünschten Ziele entgegenführte, — alles dies bereitete jenen Zustand der Anarchie und gewaltsamsten Aufregung vor, welcher die Kirche des Orients gegen die Mitte des Jahrhunderts erschütterte, sie eine Zeitlang der Gewaltherrschaft eines Patriarchen unterwarf, eine Krisis in ihrer ganzen Entwickelung herbeiführte, die ohne den großen und kräftigen Geist dessen, der damals an der Spitze ihrer Hierarchie stand, ihr leicht auf Jahrhunderte lang hätte verderblich und unheilvoll werden können.

Wir sind jetzt in unsrer Darstellung an einen Punkt gekommen, wo die Aufgabe, die wir uns gesetzt haben, eine Aenderung der Form derselben verlangt. Kurz nach dem ephesinischen Konzil nämlich und schon vor demselben zeigt sich zuerst auf einzelnen Punkten der kirchlichen Entwickelung der Einfluß des Mannes, der bald auf den ersten Stuhl der Christenheit berufen, das Ganze derselben leiten soll. Leo der Große tritt um diese Zeit, anfangs nur in einzelnen Momenten von seinem Wirken Kunde gebend, in der Geschichte auf, und wir haben von jetzt an in ihm einen Mittelpunkt gewonnen, an den wir die ganze Entwickelung des Christenthums in jener Zeit mit um so größerem Rechte anknüpfen, als es überall in ihr der gewaltige Geist des großen Bischofs ist, der sie mit dem lebendigsten Bewußtsein, von einem Höheren dazu berufen zu sein erfüllt, leitet und beherrscht, und ihr die Bahn, die sie zu durchlaufen hat, vorschreibt. Wir reihen die Darstellung aller übrigen Begebenheiten der christlichen Geschichte jener Zeit von jetzt an also an die seines Lebens und Wirkens, das die Zeit in so vielfacher Beziehung durchdringt und erfüllt, an, überzeugt, daß wir in der Geschichte eines solchen Haup-

tes der kirchlichen Entwickelung, die Geschichte dieser selbst geben.

Leo's Vaterland ist vielleicht Rom, das Jahr seiner Geburt ist nirgends angegeben oder aus sonstigen Andeutungen zu entnehmen, sie fällt wahrscheinlich in die letzten Jahrzehnte des vierten Jahrhunderts. Sein Leben und Wirken bis zum Diakonat ist ganz unbekannt. Genannt wird er zuerst, wenn er es ist, im Jahre 418, wo ein Akolyth Leo von Rom nach Karthago geschickt wird, um den Ausspruch des Papstes Zosimus in den Angelegenheiten der Pelagianer zu überbringen. Der nachherige Papst Sixtus gab ihm bei dieser Gelegenheit Briefe an den Bischof Aurelius von Karthago mit, deren Augustinus Br. 104 gedenkt, und dabei des Leo erwähnt. Wahrscheinlich erwarb er sich auf dieser Reise durch eigne Anschauung die Kenntniß der pelagianischen Angelegenheiten, die er später bei seinem Verfahren in derselben entwickelte. Unter Cölestin, von 423 bis 432, genoß er schon eines bedeutenden Ansehens, hatte großen Einfluß auf die Leitung der Angelegenheiten und besaß des Papstes vollkommenes Vertrauen; die Geschäfte scheinen größtentheils durch seine Hände gegangen zu sein. So wendet sich Cyrill von Alexandrien an ihn, um durch seine Vermittelung den Papst zu bewegen, den unbescheidenen Ansprüchen Juvenals von Jerusalem auf den Primat in der Palästinensischen Kirchenprovinz nicht zu willfahren. (Leos Briefe 119.) So trug ihm der Papst Untersuchung und Entscheidung auf, als Prosper von Gallien nach Rom gekommen war, um die Hülfe des römischen Stuhls gegen den in Gallien überhand nehmenden Semipelagianismus in Anspruch zu nehmen. Leo prüfte die Lehren derselben genau und stellte seine Resultate darüber dem Prosper zu, der sie in der noch vorhandenen Schrift: tria Capitula de gratia et libero arbritrio benutzte, wo sie unter der Bezeichnung auctoritates sedis apostolicae episcoporum de gratia et libero arbitrio uns erhalten sind *). Um 401 vor dem ephe-

*) In dieser Ansicht scheinen die entgegengesetzten Meinungen des

sinischen Konzil, forderte Leo den Kassianus auf, gegen die Nestorianer zu schreiben, weil Kassian, Schüler des heil. Chrysostomus, wegen ausgezeichneter Frömmigkeit und mannigfacher Kenntnisse allgemein angesehen, als früherer Diakon der Kirche zu Konstantinopel besonders dazu befähigt schien. Kassian schrieb nun seine sieben Bücher de incarnatione und widmete sie dem Leo, die Weise, in welcher er dies thut (vergleiche die Epistola nuncupatoria ad Leonem R. 2. archidiaconum) beweißt, in welchem Ansehen Leo schon damals in der römischen Kirche stand. Wäre den Akten des Concil. Roman. vom Jahre 433 zu trauen, was aber nach Constant. Epp. Rom Pontiff. I. p. 111. append. nicht ist, da sie höchst wahrscheinlich untergeschoben sind, so vertheidigte Leo um diese Zeit in höchst kräftiger Weise den Papst Sixtus den dritten, als dieser beim Kaiser Valentinian von dem ihm übelwollenden Anicius Bassus fälschlich angeklagt war. Auf jeden Fall aber beweißt die Erwähnung Leo's als desjenigen, dem der Papst die Führung der ganzen Angelegenheit übertragen hatte, einen wie bedeutenden Platz er um diese Zeit schon einnahm. Im Jahre 439 wußte er den Bemühungen des, wegen seiner Anhänglichkeit an den Pelagianismus ausgeschlossenen, Julianus von Eklanum, der sich wieder in die Kirche einschleichen wollte, sehr glücklich entgegenzuwirken (Prosper. Chronic. ad. an. 439.). In demselben Jahre wurde er zur Leitung der für den Staat so nachtheiligen Streitigkeiten zwischen zweien seiner ausgezeichnetsten Feldherrn, dem Aetius und Albinus nach Gallien gesandt, und daß ihm dies wichtige Geschäft aufgetragen wurde, beweißt, welches Zutrauen auf seine Talente der Kaiser hatte.

Während Leo sich noch zur Vollbringung dieses Auftrages in Gallien befand, war der Papst Sixtus der dritte, nachdem er gegen acht Jahre das Pontifikat verwaltet, um das Ende des Märzmonat im Jahre 440 gestorben. Die allgemeine

---

Norisius, der die Schrift dem Leo und Sirmond's, der sie dem Prosper zuschreibt, am besten vereinigt zu sein.

Stimme bezeichnete denjenigen, welcher seit lange schon Beweise seines klugen und kräftigen Geistes und seiner kirchlichen Gesinnung, in der Verwaltung der Angelegenheiten gegeben hatte, als seinen Nachfolger. Eine öffentliche Gesandtschaft wurde an Leo den Diakon nach Gallien geschickt, um ihn von der auf ihn gefallenen Wahl zum Stuhle des heil. Petrus in Kenntniß zu setzen, und die römische Kirche, nachdem sie ein und vierzig Tage hindurch verwaißt gewesen, empfing in ihm eines ihrer würdigsten und größten Oberhäupter. Es war ein in mehr als einer Beziehung kritischer Zeitpunkt, der von dem obersten Bischof der ganzen Kirche vor Allem überlegendes und dabei doch entschiedenes Handeln und große Thätigkeit, ein Bewußtsein seines Berufes und seiner Aufgabe in Bezug auf die in Lehre und Verfassung gleich schwierigen und verwickelten Angelegenheiten erforderte, wie sie, da zu allem die große Gährung der Gemüther in Staat und Kirche selbst und die in jeglicher Weise immer wachsende Noth und Bedrängniß der Zeit hinzukam, später nicht oft wieder verlangt wurde. Die Barbaren umgaben nicht mehr, wie früher, das Reich nur von allen Seiten, sondern sie waren auf mehr als einer Stelle eingedrungen, und Verheerung und Untergang war vor ihnen hergegangen, keine Macht, keine Gewalt mehr war sicher. Alle, selbst die Stärksten, erlagen ihren Streichen, kein Ansehn geachtet, nichts mehr heilig gehalten, wenn die Noth des Augenblicks drängte; das Haupt des Reichs, die einst weltherrschende Stadt selbst, hatte Plünderung und Raub, Verwüstung und jegliche Schmach mehr als einmal erduldet, die Provinzen waren abgefallen, denn die Schwäche der Herrscher hatte sie weder schützen noch die aufrührerischen zum Gehorsam zurückführen können, überall begannen auf dem von dem Blute seiner Bewohner getränkten Boden, auf den Trümmern einer hinsterbenden großen Vergangenheit, in frischer ursprünglicher Kraft die jungen Reiche der Barbaren sich zu erheben, die alte, bald anderthalbtausendjährige Herrschaft glich einer lange schon verwesenden Leiche, die nur des Stoßes einer kühnen Hand bedarf, um in das Nichts zu zerfallen,

aus dem sie hervorgegangen. Auf Italien nur beschränkte sich das Reich, das einst die Gränzen des Erdkreises umfaßte, dort erhielt sich noch ein Schein des alten Lebens, während alle anderen Orten Kampf um die Bildung neuen staatlichen Lebens erfüllte, das ferne Britanien, nachdem es das römische Joch abgeschüttelt, mit Pikten oder Skoten um seine Selbstständigkeit rang, die Franken ihr stolzes Reich in Gallien neben den Westgothen in Spanien gründeten, die Burgunden den Osten desselben Landes einnahmen, und zu Allem dem furchtbarer als alle die Hunnen drohten, jetzt zwar von fern nur noch gleich einer ungeheuren, Unheil verheißenden Gewitterwolke heranziehend. Dem Allen stand ein Mann entgegen, Aetius, der die auseinandergehenden Fugen des alten Baues kurze Zeit noch mit kräftiger Hand zusammenhielt, bis die frevelnde Verworfenheit seines Kaisers ihm die Rettung, die er dem Reiche gebracht, mit Mord lohnte. Und während Wirren und härtestes Trübsal jeglicher Art den Staat und das äußere Leben der Völker bedrängte, war die Kirche, in gleicher Weise zerrissen, der Grund, auf dem sie sich zu erbauen begonnen, das Band, das sie zusammenhielt, der Kern ihres Lebens und damit der Kern alles innern Lebens der Menschen, die christliche Lehre, wie war sie von den Häretikern entstellt, wie überall angegriffen, ihrer ursprünglichen Reinheit, wie ihrer Einheit, beraubt. Nur eins war allen gemein, nicht die Eintracht sondern der Streit, alle Gefahren, unter deren Drohen der Staat fast erlag, drohten auch hier, und sie, die nur mit den Waffen des Geistes vertheidigt werden kann und soll, wurde neben allem andern von der Gewalt häretischer Barbaren noch gefährdet, die mit dem Schwert in der Hand die von der Kirche verworfenen Lehren des Arianismus predigten. Burgunden und Gothen und vor allem die wilden Vandalen feindeten den katholischen Glauben an und vertrieben ihn aus den Ländern, deren Herren sie geworden waren. Kampf, Streiten war überall und neben jener am weitesten und allgemeinsten verbreiteten Häresie, herrschte im Orient der Nestorianismus, während Manichäer, Priszillia-

nisten, Pelagianer das Abendland spalteten und entzweiten. Dazu das äussere Leben der Kirche, die Verfassung, die zu ihrem Bestehen so nothwendige Hierarchie erst im sich bilden, im Entstehen, die vor allen ruhiger, gesicherter und geordneter politischer Verhältnisse bedurfte, um sich zu entwickeln, und statt deren nur Gährung überall, Ungewißheit und Schwanken, und dazu Eigennutz, Herrschsucht der Einzelnen, und ein dem christlichen Leben oft entfremdetes Volk fand.

So war der Zustand der Kirche, die Leo durch noch härtere, ihr bevorstehende Stürme hindurchführen sollte. Daß er die hohe Wichtigkeit, aber auch das ganze schwierige seiner Aufgabe erkannte, beweißt seine in der Oktav seiner Konsekration an das Volk gehaltene Rede (**Serm. I.**), welche zugleich das beste Zeugniß von den Gesinnungen gibt, welche ihn bei der Uebernahme dieser höchsten Würde erfüllten. Ueber die Art wie er sie verwaltete, fehlen uns für die drei ersten Jahre seines Pontifikats die nothwendigen Angaben, um ein treues Bild davon zu geben, denn die Quelle, woraus wir für die folgende Zeit hauptsächlich zu schöpfen haben, seine Briefe, ist für den Anfang seiner Verwaltung sehr wenig ergiebig. Aus dem aber, was uns in dieser Beziehung erhalten ist, geht die große Sorgfalt hervor, welche Leo auf die Ordnung der überall fast gestörten und durch die politischen Verhältnisse verwirrten und bedrängten kirchlichen Angelegenheiten wandte. Die Kirche von Afrika scheint zuerst seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen zu haben. Der traurige Zustand des Landes, die Noth und Bedrängniß, welche die Besitznahme desselben durch die arianischen Barbaren über dasselbe und besonders über die dem katholischen Glauben ergebenen Bewohner gebracht, hatte, wie das in solchen Zeiten gewöhnlich, eine Menge von Mißbräuchen und Nachläßigkeiten, wenn auch nicht hervorgerufen, doch begünstigt und einreißen lassen, deren Fortbestehen dem kirchlichen Leben dort gefährlich zu werden drohte. Besonders scheinen unter den Geistlichen selbst mehrere gewesen zu sein, die den Umständen wichen, anstatt an den unter allen Umständen dieselben bleibenden Pflichten ihres Berufes festzuhalten.

Außerdem aber fanden bedeutende Unregelmäßigkeiten und Abweichungen von dem statt, was in Bezug auf die Weihung der Geistlichen durch gesetzliche Bestimmungen festgesetzt war. Alles dies war in Rom bekannt geworden, da eine Menge von Christen, von den Vandalen auf das härteste gedrückt, dort Schutz gesucht hatten. Leo erließ nun sogleich ein Schreiben an die Bischöfe einer afrikanischen Provinz, (Mauritania Caesarea), in welcher jene Mißbräuche am meisten im Schwunge gewesen zu sein scheinen und fordert sie auf das Nachdrücklichste zur Abstellung derselben auf, indem er ihnen besonders die kirchlichen Bestimmungen über diejenigen, welche dem geistlichen Stande sich widmen wollten, zurückruft. (Br. I. Quesn. XII. Baller.) Ein großer Theil jener in Afrika verfolgten Christen hatte sich nach Gallien gewendet, wo der unmittelbarere Einfluß Roms die kirchlichen Angelegenheiten in größerer Ruhe und Ordnung erhalten hatte. Hier waren nun Viele von jenen Flüchtlingen, welche während jener afrikanischen Wirren von Sektirern unterrichtet und getauft waren, zweifelhaft geworden, ob jene von Unberufenen oder durch Irrlehre Untüchtigen verrichteten Handlungen gültig und kräftig wären, und auf den Rath des Bischofs Rustikus von Narbonne wandten sie sich, um Entscheidung und damit Beruhigung in einer für sie so wichtigen Sache zu haben, an den römischen Bischof. Die Antwort desselben, an den Rustikus gerichtet, enthält neben Belehrungen über die Zweifel jener eine Menge von Bestimmungen in Bezug auf dieselben Gegenstände, von welchen der eben erwähnte Brief an die afrikanischen Bischöfe handelt, und ist für die Kenntniß der kirchlichen Disciplin jener Zeit von großem Interesse. Die letztere scheint in der ganzen Ausdehnung der abendländischen Kirche eben durch die Unsicherheit und beständige Gefährdung aller Verhältnisse, durch die immer sich erneuenden Unruhen und politischen Umwälzungen und durch die ganze und allgemeine Zerrissenheit des Lebens, bedeutend in Verfall gekommen zu sein, Leo's Bemühungen waren daher bei dem Beginnen seines Pontifikats hauptsächlich und vor allen auf

die Wiederherstellung derselben, auf die Wiedereinführung größerer Strenge und Gesetzmäßigkeit gerichtet, und seine deßhalb auch an die Bischöfe Siziliens und andere Theile Italiens gerichteten Ermahnungen und Vorschriften beweisen, neben jenen oben schon angeführten, daß, wie das Uebel allgemein verbreitet war, so auch des Papstes Bestreben es zu heilen sich auf Alle erstreckte, seine Bemühungen Gallien wie Afrika, Italien wie Spanien umfaßten.

Aber auch die Reinigung und Aufrechthaltung der Lehre fesselte seine Aufmerksamkeit und wurde gleich in den Anfängen seiner Würde Gegenstand seiner eifrigsten Anstrengungen. Sie wandten sich zuerst der Bekämpfung der Manichäer zu, die zu jener Zeit in Rom zahlreich, wie es scheint, vorhanden waren. Nach der Eroberung Afrika's durch die Vandalen war nämlich eine große Menge derselben nach Italien, besonders nach Rom gekommen, und dort verbreiteten sie ihre Lehren zuerst in großer Verborgenheit, und gründeten eigene Gemeinden in der Hauptstadt der katholischen Welt. Ihr Aeusseres war sehr einfach und wenig geeignet, sie als Anhänger jener Sekte erkennen zu machen, sie lebten strenge, Entsagungen, selbst die härtesten ausübend, ohne dadurch aufzufallen, da die Richtung und Vorliebe dazu in der Zeit allgemein verbreitet war. Jahre lang blieben sie, da Lehre und Gottesdienst im sorgfältigsten Geheimniß verwaltet wurden, verborgen, Leo selbst scheint erst gegen das Ende des zweiten Jahres seines Pontifikats *) bestimmte Beweise ihres Daseins erhalten zu haben. Aber kaum hatte er sie, als er auch schon die entschiedensten Maaßregeln zu ihrer Unterdrückung ergriff. Hauptsächlich bewog ihn wohl die, bei aller äusseren Entsagung doch sehr hervortretende Tendenz der Sekte zu zügellosen, unter dem Deckmantel der Frömmigkeit ausgeübten Ausschweifungen **), zu der Strenge, mit der er

*) Im Monat November des Jahres 443. Sieh. **Leon. Opp. ed. Ballerini. Tom. II. p. 585.**

**) Vergleiche das gleich anzuführende Gesetz des **Valentinian III.** und **Theodosius II.** am Ende.

gegen sie verfuhr. Durch Augenzeugen hatte er von den Schandthaten, die sie bei ihren Zusammenkünften vollbrachten, Kenntniß erhalten und seine erste Maaßregel war, in einer, während der Fasten des zehnten Monats (Dezember), an das Volk gehaltenen Rede, die Christen zu großer Wachsamkeit gegen die Manichäer aufzufordern und sie zur Hülfleistung bei seinen Bemühungen, die Anhänger der Sekte zu entdecken, zu ermahnen. Es wäre dies um so nothwendiger, da die Manichäer so gern und so leicht unter dem Deckmantel der Katholizität sich verbergen. Um sie zu erkennen, habe man besonders auf Folgendes zu merken. Sie fasteten Sonntag und Montag, ein Gebrauch, der sich von ihrem Sterndienst herschreibe, demgemäß sie Sonne und Mond als Gottheiten verehrten, und beim Gebete das Angesicht gegen Morgen wendeten, deßwegen auch machten sie, wenn sie mit den übrigen Christen in die Kirche des heil. Petrus gingen, und die Stufen des Aufgangs erstiegen, eine tiefe Verbeugung gegen den Osten, was das Volk sogar, ein Zeichen großer Frömmigkeit darin zu finden vermeinend, oft nachahme. Auserdem zeichneten sie sich dadurch aus, daß sie, wenn sie dem Tische des Herrn nahten, nie das heilige Blut empfingen, denn ihre Lehre zwänge sie den Wein zu meiden, den sie als ein Erzeugniß des bösen Geistes ansähen. Bemerke nun jemand dergleichen, so solle es sogleich den Presbytern angezeigt werden, ausserdem aber möge man auf die ihnen eigenthümlichen Irrlehren achten, nach denen sie die mosaischen Urkunden verwerfen, den Propheten widersprechen, von den Psalmen nichts wissen wollen, die Menschheit Christi, sein Leiden, seine Auferstehung für blossen Schein erklären, aus der Taufe und Wiedergeburt ganz und gar die Gnade entfernen. —

Das ganze manichäische System war schon früher, im Anfang des fünften Jahrhunderts, von Innozenz dem ersten verdammt worden, indem er im Jahre 416 die deßfalsigen Schlüsse einer afrikanischen Synode bestätigte. Leo aber, um diese dem christlichen Leben und seiner Reinheit besonders so

nachtheiligen Grundsätze so viel als möglich in der Wurzel zu ersticken, versammelte von neuem ein Konzil zu Rom, an dem die Geistlichkeit der Stadt und der Umgegend vorzüglich Theil nahmen, und forderte ausserdem, um die Untersuchung der Sache so genau und gerecht als möglich zu machen, Senatoren, Patrizier und das Volk selbst auf, an den Sitzungen desselben Theil zu nehmen. Ein manichäischer Bischof und die angesehensten Mitglieder der Sekte, die electi und electae, werden vorgeführt, sie gestehen Alles ein, besonders jene scheuslichen Verbrechen der Unreinigkeit, die in ihren Versammlungen begangen wurden, so daß kein Zweifel mehr darüber vorwalten kann. Das unglückliche Opfer ihrer Irrthümer, ein kaum zehnjähriges Mädchen, die beiden Weiber, welche sie erzogen und für das Verbrechen vorbereitet, der Jüngling, der sie geschändet, der Bischof, der das Ganze angeordnet, alle waren zugegen und bekannten das Geschehene. Viele derjenigen nun, die bisher der Sekte angehangen hatten, bekehrten sich darauf, entsagten öffentlich ihren Irrthümern, indem sie eine ihnen zu diesem Behufe vorgelegte Formel unterzeichneten und unterwarfen sich der vorgeschriebenen Buße. Die Widerspenstigen verfielen der von den Gesetzen angeordneten Strafe. Da aber eine Menge von Anhängern der Sekte schon bei dem Beginnen der Maaßregeln gegen sie Rom verlassen und sich in den verschiedenen Theilen Italiens verborgen hatten, so benachrichtigte der Papst sogleich nach dem Schlusse der Verhandlungen die italischen Bischöfe davon, übersendet ihnen Abschriften derselben, und fordert sie zur strengsten Wachsamkeit auf. Im Juli des folgenden Jahres 444 erließen darauf die Kaiser Valentinian III. und Theodosius der Jüngere ein Gesetz, daß, wo nur immer sich Manichäer vorfänden, die gegen Heiligthumsschänder erlassenen Verordnungen gegen sie in Anwendung gebracht werden sollten. Ihrer Sekte anzuhängen, solle als ein Staatsverbrechen angesehen werden, eines jeden Pflicht sei, sie anzugeben, niemand dürfe sie verbergen. Die Manichäer selbst dürfen keine kriegerische Würde bekleiden, und keine Stadt bewohnen,

damit kein Unschuldiger durch ihren Umgang oder ihre Gesellschaft verführt werde. Sie können keine Erbschaften antreten, noch dürfen sie letztwillentlich verfügen, was sie besitzen, falle dem Fiskus anheim, sie sind durchaus rechtlos, dürfen keine Beleidigung einklagen, und keine Verträge schließen. Wenn ein militärischer Vorgesetzter zuläßt, daß Manichäer in den Kriegsdienst treten, so verfällt er in eine Strafe von zehn Pfund Goldes. Diese Bestimmungen werden aber hauptsächlich deßwegen erlassen, weil die Anhänger dieser Sekte Scheuslichkeiten verüben, die selbst den privilegirten Orten der Wollust fremd sind *).

Kurze Zeit nach dieser Unterdrückung der Manichäer sah sich Leo genöthigt, die Bischöfe des oberen Italiens zu vermehrter Wachsamkeit gegen die Pelagianer aufzufordern. Noch von den Zeiten her, wo Pelagius und Cölestius selbst in Rom gewesen waren, fanden sich viele Anhänger ihrer Lehren in Rom selbst sowohl, wie in dem übrigen Italien. So hatte Augustin während seines Aufenthalts in Rom selbst bei Einem derselben gewohnt. Später, zur Zeit des Leo, und besonders ehe er das Pontifikat antrat, hatten sie die, auch in der Kirche herrschende Verwirrung benutzt, um sich für Glieder der Kirche geltend zu machen und an den Rechten derselben Theil zu nehmen. Der Papst forderte nun die Bischöfe zu wiederholten Malen auf, darüber zu wachen und keinen der diesen Lehren früher Zugethanen in die Kirchengemeinschaft aufzunehmen, der nicht durch ein öffentliches Bekenntniß seine Irrthümer verworfen, und alle zur Ausrottung derselben erlassenen und vom römischen Bischof bestätigten Synodaldekrete unterschrieben haben würde. Besonders aber hätten die Bischöfe darauf zu achten, daß solche frühere Pelagianer ihre Ansicht, die Gnade werde nach Verdienst gegeben, auch nach ihrer Wiederaufnahme in die Kirche, nicht noch festhielten. Ausserdem veranlaßte Leo, als später in Rom selbst sich Pelagianer zeigten, daß der oben schon erwähnte Prosper

*) Legg. nov. Valent. l. II. Tit. II.

öffentlich gegen sie auftrat und eine sie betreffende Anklageschrift herausgab. Die damals ergriffenen Maaßregeln bezogen sich besonders auf den Julianus von Eklanum. Dieser hatte nämlich, seiner Irrlehren wegen des bischöflichen Amtes entsetzt, Italien verlassen und irrte ohne festen Sitz umher. Er ging zuerst nach Konstantinopel, mußte aber, als auf dem Ephesinischen Konzil neben dem Nestorianismus auch der Pelagianismus verworfen wurde, auch diese Stadt verlassen und ging nun nach Gallien, weil dort die Lehre, zu der er sich bekannte, die meiste Freunde gefunden hatte, und der Metropolit Hilarius von Arelate selbst den Ansichten Augustins nicht zu sehr ergeben war. Faustus, Abt in dem berühmten Kloster zu Lerinum, nahm ihn auf und wurde hauptsächlich durch ihn zur Annahme seiner späteren Irrthümer bewogen. Von dort ging er nach Italien zurück und suchte in der Aquilejensischen Diözese, wo die Pelagianischen Ansichten besonders verbreitet waren, seine Wiederaufnahme in die Kirche zu bewirken. Um nun ihm und ähnlich Gesinnten die Möglichkeit zu benehmen, ohne wahre Aenderung der Ansicht äusserlich nur sich der Kirche wieder anzuschließen, schrieb Leo die obenangeführten Maaßregeln in Betreff der Pelagianer vor, denen er noch in einem späteren Briefe (Br. XVIII.) hinzufügte, daß, sollten unter den, den Wunsch der Rückkehr in die Kirche Aeussernden auch Kleriker sich befinden, diese unter keiner Bedingung zu einer höhern Würde zu ordiniren seien, sondern in der, welche sie vor ihrem Abfalle gehabt, zu belassen.

Kaum waren durch die Bemühungen Leo's die Verbreitung häretischer Grundsätze, soviel als dies überhaupt möglich, gehemmt, als eine unter den Bischöfen Galliens entstehende Streitigkeit seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, und ihn zu Maaßregeln veranlaßte, welche für die Geschichte und Entwickelung des Primats von großer Wichtigkeit sind. Celidonius, Bischof von Vesontio, wurde auf einer Synode der Viennensischen Kirchenprovinz, bei welcher Hilarius, Bischof von Arelate, den Vorsitz führte, angeklagt, daß er,

bevor er zum bischöflichen Amte berufen ward, Gatte einer Wittwe gewesen, und ausserdem, als er noch ein weltliches Amt verwaltete, einen Angeklagten zum Tode verurtheilt habe. Da beides in gleicherweise kirchlichen Bestimmungen entgegen war, so wurde Celidonius der bischöflichen Würde entsetzt. Er ging darauf nach Rom und legte bei Leo Appellation gegen dieses Urtheil ein, indem er sich zugleich sehr über das heftige und gewaltsame Verfahren des Hilarius in dieser Angelegenheit beklagte. Dies geschah gegen Ende des Jahres 444. Leo versammelte nun zur Untersuchung dieser Angelegenheit eine Synode zu Rom, vor welcher Celidonius sich rechtfertigte, indem er die Unwahrheit der ihm zu Last gelegten Beschuldigungen durch Zeugen erwies. Unterdessen war Hilarius selbst ebenfalls nach Rom gekommen, um die Bestätigung des, von jener gallischen Synode gegen den Celidonius erlassenen Urtheils zu erwirken Als er sah, daß seine Bemühungen fruchtlos seien, indem vor beendigter Untersuchung der Sache Leo sich nicht aussprechen konnte noch wollte, verließ er heimlich und ohne den Erfolg abzuwarten Rom und kehrte in sein Bisthum zurück. Anderen Berichten zufolge soll er bis zum Schlusse der Verhandlungen dort geblieben sein, dann aber den Ausspruch des Papstes auf das bitterste getadelt, und sich dadurch eine sehr ernste Zurechtweisung von Seiten Leo's zugezogen haben. Doch ist der Brief, auf dem diese Version beruht, entschieden unecht*). Die Synode erklärte nun die Unschuld des Celidonius und Leo entschied daher seine Wiedereinsetzung. Auf dieser Versammlung waren aber auch andre und bedeutende Beschwerden gegen den Hilarius erhoben worden, die den Papst zu einem strengeren Verfahren gegen ihn bestimmen mußten. Projektus nämlich, ein andrer gallischer Bischof, beklagte sich auf das bitterste beim Leo, daß Hilarius, der, wie es scheint, gar nicht einmal sein Metropolit war, willkührlich einen anderen Bischof zu seiner Stelle geweiht habe, als er, Projektus, an einer Krankheit danieder

*) Vergleiche Leon. Opp. ed. Ballerini. Tom. II. p. 455.

gelegen habe, ohne den Ausgang derselben abzuwarten. Außerdem habe er sich dabei gewaltsames Verfahren mannichfacher Art zu Schulden kommen lassen. Die Wahrheit dieser gegen den Hilarius erhobenen Anklage wurde durch zahlreiche Zeugnisse der Mitbürger des Projektus bestätigt. Leo erließ nun, gemäß dem Ergebnisse der Untersuchung, ein Schreiben an die Bischöfe der Viennensischen Kirchenprovinz *), in welchem er sie von dem Hergange und wahren Verhalten der Angelegenheiten des Celidonius und Projektus in Kenntniß setzt, das ungerechte und gewaltsame Verfahren des Hilarius mit harten Worten tadelt, ihm das Recht, Synodalversammlungen anzusagen, nimmt, und die Metropolitanrechte dem Bischofe von Arelate entzieht und sie dem Leontius, Bischof von Vienna, überträgt. Diese Maaßregel erschien dem Hilarius und vielen andern eine unrechtmäßige Anmassung, denn das Metropolitanrecht war dem Stuhle von Arelate durch einen Vorgänger Leo's selbst hinreichend gesichert, indem Zosimus den Streit der Bischöfe von Arelate und Vienna über den Besitz desselben dadurch für den Ersteren entschied, daß er ihn zu seinem Vikar in Gallien ernannte. Auf die seinem Stuhle ertheilte Gewalt sich berufend, hatte Hilarius daher den Celidonius abgesetzt, und daß Leo ihm im allgemeinen das Recht zuerkannte, beweißt eine Stelle seines Briefes an die Viennensischen Bischöfe, wo er sagt: **mansisset namque in illum prolata sententia, si objectorum veritas extitisset.** Daß Celidonius vom Papste wieder eingesetzt wurde, daraus kann kein Vorwurf für den Papst entnommen werden, denn er war und galt durchaus als höchste Appellationsinstanz und verfuhr vollkommen rechtlich, indem er, nachdem der Grund der Anklage als unrechtlich erwiesen, die Folgen derselben aufhob. Der Streit kann sich vielmehr nur darum drehen, ob und in wie fern in der gewaltsamen Weise, wie Hilarius dies Recht ausübte, ein hinreichender Grund liegt, es ihm zu entziehen. Die Ansichten sind darüber verschieden gewesen.

*) Br. XI.

Als Extreme mögen Quesnell, der auf die Darstellung, welche der heil. Honoratus, Bischof von Massilien, in seinem Leben des heil. Hilarius von der Sache giebt, sich stützt, den letzteren sehr gegen Leo in Schutz nimmt, und die Ballerini gelten, welche in ihrer Ausgabe der Werke Leo's, Quesnells Ansichten gelehrt und gründlich bestreiten und dem Papste das Recht, so zu verfahren, wie er es gethan, vindiziren. Am sichersten möchte es wohl sein, einer Meinung zu folgen, die, auch ohne die Autorität des Baronius, am meisten der Sache angemessen scheinen muß. Er sagt zum Jahre 464, bei einer ähnlichen Angelegenheit des Bischofs Mamertus von Vienna: **non mireris, lector, Romanum pontificem adversus Mamertum adeo vehementer insurgere, virum, ut declarunt eventa, sanctitate insignem, in his enim, quae contentiosi fori sunt, perfacile est quemquam decipi. Persimile etiam S. Leoni accidit, qui in S. Hilarium eadem ex causa acerrime invectus est. Quis nesciat saepe accidere, ut falsis accusationibus et subreptionibus aures Pontificum repleantur, et cum putant agere, quod justum appareat, exagitent innocentem** *). Dieser Streit mit den gallischen Bischöfen, wurde die Veranlassung, daß Valentinian III. im folgenden Jahre 445 ein Gesetz erließ, wodurch der Primat des römischen Bischofs von Seiten des Staats auf das Entschiedenste anerkannt wird, und welches zugleich einen deutlichen Beweis des großen Ansehens und Einflusses giebt, den der Papst über den Kaiser ausübte **).

---

*) Baron. annal. ad an. CCCCLXIV nu. VIII. p. 515. Tom. VI. ed. Venet.

**) Impp. Theodosius et Valentinianus Augusti Actio viro illustri etc. etc. — Certum est et nobis et imperio nostro unicum esse praesidium in supremae divinitatis favore, ad quem promerendum praecipue Christiana fides et veneranda nobis religio suffragatur. Cum igitur sedis apostolicae primatum sancti Petri meritum, qui princeps est episcopalis coronae, et Romanae dignitas civitatis, sacrae etiam synodi firmarit auctoritas, ne quid praeter auctoritatem sedis istius inlicitam praesumtio

Im Jahre 446 beſchäftigten den Papſt beſonders die kirchlichen Angelegenheiten Illyriens. Durch die zu Anfang der Re-

attentare nitatur. Tunc enim demum ecclesiae pax ubique servabitur, si rectorum suum agnoscat universitas. Haec cum hactenus inviolabiliter fuerint custodita, Hilarius Arelatensis, sicut venerabilis viri Leonis Romani papae fideli relatione comperimus, contumaci ausu inlicita quaedam praesumendo tentavit, et ideo transalpinas ecclesias abominabilis tumultus invasit, quod recens maxime testatur exemplum. Hilarius enim, qui episcopus civitatis Arelatensis vocatur, Ecclesiae Romanae urbis inconsulto pontifice, indebitas sibi ordinationes, episcoporum, sola temeritate usurpans, invasit. Nam alios incompetenter removit, indecenter alios invitis et repugnantibus civibus ordinavit. Qui quidem, quoniam non facile ab his, qui non elegerant, recipiebantur, manum sibi contrahebant armatam et claustra murorum in hostilem morem vel obsidione cingebant, vel aggressione reserabant et ad sedem quietis pacem praedicaturos per bella ducebant. His talibus et contra imperii majestatem et reverentiam apostolicae sedis admissis et per ordinem religiosi viri, Urbis papae, cognitione discussis, certa in eum et de his, quos male ordinaverat, lata sententia est. Et erat quidem ipsa sententia per Gallias etiam sine imperiali sanctione valitura. Quid enim tanti Pontificis auctoritati in ecclesiis non liceret? Sed nostra quoque praeceptio et ratio probavit, ne ulterius, vel Hilario quem adhuc episcopum nuncupari, sola mansueti Praesulis permittit humanitas, nec cuiquam alteri ecclesiasticis rebus arma miscere, aut praeceptis Romani antistitis liceat obviare. Ausibus enim talibus fides et reverentia nostri violatur imperii. Nec hoc solum, quod est maximi criminis, submovimus, verum ne levis saltem inter ecclesias turba nascatur, vel in aliquo minui religionis disciplina videatur, hoc perenni sanctione decernimus, ne quid tam episcopis gallicanis quam aliarum provinciarum contra consuetudinem veterem liceat, sine viri venerabilis Urbis episcopi aeternae, auctoritate tentare. Sed hoc illis omnibusque pro lege sit, quidquid sanxit vel sanxerit apostolicae sedis auctoritas: ita ut quisquis episcoporum ad judicium romani antistitis evocatus venire neglexerit, per moderatorem ejusdem provinciae adesse cogatur, per omnia servatis, quae divi Parentes romanae ecclesiae detulerunt etc. etc.

gierung Gratians, im Jahre 379, geschehene Theilung nämlich war ein Theil dieser großen und wichtigen Provinz, **Illyricum orientale**, an das oströmische Kaiserreich gekommen, aber die Patriarchalrechte des römischen Bischofs über die Kirche des Landes waren durch diese Veränderung der Herrscher natürlich nicht beeinträchtigt, sondern dieselben geblieben. Um diese auch bei der politischen Trennung aufrecht und die Provinz selbst in einem lebendigen kirchlichen Verbande mit Rom zu erhalten, war unter Damasus eben so wie unter Siricius und deren Nachfolgern, der Bischof von Thessalonich als Metropolit und apostolischer Vikar anerkannt worden. Aber im Laufe der Zeit war, sei es nun, daß das immer wachsende Ansehn des Patriarchen von Konstantinopel und dessen unmittelbarere Nähe dazu beitrug, oder gab die Art, wie der Vikar des römischen Stuhls sein Amt verwaltete, zu Beschwerden Anlaß, öfter der Fall eingetreten, daß die illyrischen Bischöfe Streitigkeiten mit dem Metropoliten zu Thessalonich hatten und ihre Bereitwilligkeit, ihm zu folgen, nicht immer der dazu vorhandenen Verpflichtung entsprach. Um die Zeit, als Leo zur päpstlichen Würde gelangte, waren sie sogar so weit gegangen, vom Kaiser die kirchliche Vereinigung der Provinz mit dem Patriarchate von Konstantinopel zu verlangen. Diese Berufung auf ein Einschreiten der weltlichen Macht in eine rein kirchliche Angelegenheit blieb zwar ohne Folgen, doch hatten sich die Vorgänger Leo's öfter genöthigt gesehen, jene Bischöfe an den, dem apostolischen Vikar schuldigen Gehorsam zu erinnern, und Leo selbst hatte im Jahre 444, indem er den Anastasius von Thessalonich als seinen Stellvertreter bestätigte, sie von neuem an ihre Pflichten erinnert, und, wahrscheinlich in Bezug auf Vorgefallenes, ihnen ins Gedächtniß zurückgerufen, wie niemand ohne Beistimmung des Volk's zum Bischof gewählt werden solle, und daß ein jeder sich enthalten möge, die Geistlichen eines andern Bischofs demselben abwendig zu machen. Darauf hatte Anastasius, in seiner Eigenschaft als apostolischer Vikar, dem Papste angezeigt, daß der Bischof Attikus von Nikopolis sich weigere, der an

ihn ergangenen Aufforderung, an einer Provinzialsynode Theil zu nehmen, Folge zu leisten, indem er Krankheit vorschütze. Ohne aber die Antwort und weitere Bestimmung Leo's abzuwarten, hatte er den Präfekten der Provinz zum Einschreiten aufgefordert, der den Attikus mitten im Winter mit Gewalt nach Thessalonich bringen ließ. In einem neuen Briefe an den Papst überging er mit Stillschweigen diesen Mißbrauch seiner Gewalt und meldete blos, Attikus sei nun auch nach Thessalonich gekommen und habe, wie die Anderen, die Beschlüsse der Synode unterzeichnet. Aber kaum hatte ein Diakon des Anastasius dem Papste diesen Brief übergeben, als schon Attikus selbst in Rom erschien und sich bitter über die ihm von Seiten des Metropoliten widerfahrene harte Behandlung beklagte. Die eigenen Diakonen des Anastasius wußten nichts zu seiner Entschuldigung zu sagen, und Leo tadelt ihn daher in einem Schreiben, worin er die Verhältnisse der Metropoliten zu den Bischöfen ihrer Provinz und mehrere andre Disziplinargegenstände von neuem festsetzt, sehr strenge darüber.

Während Leo auf jede Weise Ordnung und Gesetzlichkeit in den kirchlichen Verhältnissen wieder herzustellen und von neuem zu befestigen suchte, erhielt er von Spanien aus eine dringende Veranlassung, seine Aufmerksamkeit und Thätigkeit wiederum der Widerlegung und Hemmung häretischer Bestrebungen zuzuwenden. Das herrliche und reiche Land war von Vandalen, Sueven, Gothen durchzogen, die es, indem sie um seinen Besitz stritten, verheerten und die Bande der Ordnung und Gesetzmäßigkeit vielfach auflößten, so daß es einer Sekte, die früher schon hart verfolgt, doch noch fortbestand, leicht wurde sich von neuem in einzelnen Theilen des Landes, besonders in Gallizien zu verbreiten und viele Anhänger zu gewinnen. Es waren dies die Priszillianisten. In der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts waren nämlich zuerst, wie es scheint, durch einen Egypter, Markus, gnostische Lehren und Grundsätze in Spanien verbreitet worden, und hatten mit manichäischen Ansichten vermischt in Priszillian, einem angesehenen, durch Geist und Beredsamkeit ausgezeichneten Mann, einen

eifrigen Anhänger gefunden. Er wußte seine Lehre, die neben jenen beiden gnostischen und manichäischen Grundelementen viel Eigenthümliches enthielt, mit so vieler Begeisterung und mit so großem Erfolge vorzutragen, daß er bald durch ganz Spanien in allen Klassen zahlreiche Anhänger zählte. Es darf das nicht in Erstaunen setzen, wenn man den Mann betrachtet, wie Sulpizius Severus ihn schildert [3]). Geistliche, sogar Bischöfe erklärten sich für ihn, und als er bei dem Bischof von Merida als Irrlehrer verklagt wurde, entstanden die heftigsten, von beiden Seiten mit großer Erbitterung geführten Streitigkeiten. Als eine Synode zu Saragossa im Jahre 380 die Lehren des Prisзillian verwarf, und ihn und seine Anhänger von der Kirchengemeinschaft ausschloß, wurde die Sekte dadurch nur zum größeren Widerstande aufgeregt. Prisзillian stellte sich als Bischof an ihre Spitze, und die geistliche Gewalt war nicht im Stande, ihre Unterdrückung zu bewirken. Da die Prisзillianisten durch ihren unsittlichen Kultus, wie es scheint, allgemeinen Anstoß gaben und sich gegen die öffentliche Moral vergingen, so fand der Bischof Idacius, ihr hauptsächlichster Gegner, darin vielleicht die erste Veranlassung, das Einschreiten der staatlichen Behörde zu ihrer Unterdrückung in Anspruch zu nehmen. Gratian erließ einen Befehl, wodurch sie des Landes verwiesen wurden. Die Sekte zerstreute sich nun, die einflußreichsten Mitglieder derselben gingen nach Rom, ohne dort großen Anhang zu finden, wußten aber dessenohngeachtet einen Befehl vom Kaiser zu erwirken, durch welchen die früher erlassenen Verordnungen aufgehoben und diejenigen unter ihnen, welche Bischöfe gewesen waren, sogar wieder in ihre Aemter eingesetzt wurden. Als darauf aber Maximus sich der Herrschaft bemächtigte, wußte der entschiedenste und eifrigste Gegner der Prisзillianisten, Idacius, Bischof von Merida, es dahin zu bringen, daß auf einem zu Bourdeaux versammelten Konzil ihre Lehre von neuem geprüft wurde. Sie wurde von neuem verworfen, aber Prisзillian appellirte nun selbst an den Kaiser. Der heil. Martinus, Bischof von Tours, suchte zwar das Einschreiten desselben in

eine rein kirchliche Angelegenheit so viel als möglich abzuwenden, und lag dem Kaiser besonders an, sich jeden gewaltsamen Verfahrens zu enthalten. Allein als die Sache der Priszillianisten nun von des Kaisers Bevollmächtigten, Euodius, zu Trier 385 mit größter Strenge untersucht wurde, und Priszillian und mehrere seiner Anhänger, freilich höchst gewaltsam und grausam behandelt, bekannten, unzüchtige Lehren vorgetragen und ausgeübt zu haben, so wurden sie auf kaiserlichen Befehl hingerichtet. Andere grausame Maaßregeln, welche Maximus gegen die in Spanien noch übrig gebliebenen Anhänger der Sekte wollte vollziehen lassen, hintertrieb Martinus durch seine eindringlichen und eifrigen Vorstellungen. Das gegen sie aufgeregte Volk vergoß dennoch aber an manchen Orten ihr Blut. Dessenohngeachtet hatten die Lehren des Priszillian und vielleicht grade der Verfolgung wegen nur um so mehr, sich in Spanien erhalten, und als die Besitznahme des Landes durch die Barbaren auch die kirchlichen Angelegenheiten desselben in Unordnung und Verwirrung brachte, angefangen sich aufs neue sehr zu verbreiten. Dies erregte besonders die Aufmerksamkeit des Turribius, Bischof von Asturica, und er verfolgte die Lehren und Bewegungen der Sekte mit besondrer Sorgfalt. Er machte seine Mitbischöfe darauf aufmerksam und theilte einigen derselben in einem unter den Briefen Leo's noch erhaltenen Schreiben, die Schriften mit, auf welche die Priszillianisten ihre Irrthümer besonders stützten, und wodurch diese am meisten verbreitet wurden. Er führt als solche sogenannte **Actus S. Thomae, S. Andreae, S. Joannis** und vorzüglich ein Buch, **memoria Apostolorum** an, in welchem die Wahrheit des alten Testamentes verworfen wird.

Ausser diesen Maaßregeln schien ihm aber die Sache wichtig genug, um sie dem Papste zu berichten, und indem er ihm die hauptsächlichsten Lehrsätze der Priszillianisten in einem kurzen Auszuge vorlegte, sein Gutachten und seine Entscheidung darüber einzuholen. Zu bedauern ist, daß der deßfallsige Brief des Turribius verloren gegangen, er würde gewiß

viel zur nähern Kenntniß der Sekte beigetragen haben. Wir können nur ohngefähr aus der noch vorhandenen Antwort des Leo einiges Nähere über die eigenthümlichen Ansichten der Priszillianisten entnehmen. Der Papst entwickelt zuerst in seinem Schreiben, (Br. XV.) wie das Eigenthümliche dieser Häresie grade darin bestehe, daß sie von allen frühern Irrlehren etwas in sich aufgenommen habe. Er hebt besonders die in ihr enthaltenen heidnischen Elemente, Sterndienst, Magie, und den dem christlichen Bewußtsein so sehr entgegengesetzten Fatalismus, als dem christlichen Leben überhaupt feindlich und dasselbe zerstörend hervor. Darauf fügt er hinzu, und daraus haben ihm viele einen großen Vorwurf gemacht: «deswegen haben mit Recht unsre Väter, zu deren Zeiten diese gottlose Häresie zuerst ausbrach, überall eifrig dahin gewirkt, daß ein so gottloses Wüthen aus der Kirche vertrieben wurde, wie denn auch die weltliche Gewalt diesen unheiligen Wahnsinn so verabscheute, daß sie den Urheber desselben mit vielen seiner Schüler mit dem Schwerdte der öffentlichen Gesetze daniederschlug, denn sie sah, daß alle Sorge um Ehrbarkeit aufgehoben, das Band der Ehen gelöst, göttliches zugleich und menschliches Recht untergraben wurde, wenn diesen Menschen mit einem solchen Glauben länger zu leben zugestanden wäre. Der kirchlichen Milde hat dies Verfahren lange genutzt, welche, wenn sie auch mit geistlichem Urtheil sich begnügend, blutige Rache flieht, doch durch die strengen Vorschriften christlicher Fürsten unterstützt wird, indem diejenigen, welche eine körperliche Strafe fürchten, oft zu einem geistigen Rettungsmittel ihre Zuflucht nehmen*).» Darauf geht Leo auf die Einzelnheiten der von dem Turribius ihm übergebenen Schrift über die Lehre der Priszillianisten ein, führt die hauptsächlichsten derselben an und weißt kurz auf die im Gegensatz dazu stehende kirchliche Lehre hin. Die Lehren der Priszillianisten sind aber nach diesen Andeutungen

*) Wir werden weiter unten Gelegenheit haben, darauf zurückzukommen.

hauptsächlich folgende. Sie verwerfen die Dreieinigkeit des göttlichen Wesens, und lehren nur eine Person, die bald Vater, bald Sohn, bald Geist genannt werde (nach Sabellius). Sie lehren die Emanation gewisser Kräfte aus Gott, vor deren Entstehen sein Wesen selbst bestanden habe (nach Arius). Gottes Sohn werde deswegen der Eingeborne genannt, weil er allein aus einer Jungfrau geboren sei, (nach Paulus von Samosata und Photinus) und damit behaupten sie zugleich, er habe nicht eher bestanden, als bis er aus der Jungfrau geboren sei. Sie fasten am Geburtsfeste Christi und an allen Sonntagen, die doch zur Feier der Auferstehung des Herrn eingesetzt seien, das aber, weil sie lehrten, er sei nicht wirklich, sondern nur scheinbar Mensch geworden, (nach Cerdo, Marcian und den Manichäern). Nach ihrer Behauptung ist die Seele des Menschen göttlicher Substanz und unsre Natur von der unsres Schöpfers nicht verschieden, ebenfalls nach Manichäer und einiger Philosophen Weise. Der Teufel war nach ihnen niemals gut, noch seine Natur ein Werk Gottes, sondern er sei aus dem Chaos und den Finsternissen entstanden, er hat keinen Urheber seiner, sondern ist Anfang und Substanz alles Bösen. Sie verwerfen die Ehe und verabscheuen die Kindererzeugung, wie die Manichäer. Die Bildung der menschlichen Leiber sei ein Werk des Teufels, der Saame der Empfängniß werde im Mutterleibe durch die Hülfe der Dämonen zum Körper gebildet. Daher glaubten sie auch nicht an die Auferstehung, weil der irdische Körper der Würde der Seele nicht angemessen sei. Die Söhne der Verheißung (die πνευματικοί der Gnostiker vielleicht) seien zwar von Weibern geboren, aber von dem heil. Geist empfangen. Sie lehren, die Seelen, welche die menschlichen Leiber bewohnen, seien früher körperlos gewesen, hätten aber in diesem Zustande an ihrem himmlischen Aufenthaltsorte gesündigt, deshalb seien sie aus dem Höheren in das Niedere herabgefallen, und in die Gewalt von Herrschern verschiedener Beschaffenheit gekommen, dann seien sie von Mächten der Luft und der Gestirne, theils härteren, theils gelinderen, in die

Körper, in verschiedener Lage und mit ungleichem Schicksal eingeschlossen worden. Das Alles aber stellten sie deshalb auf, damit, wenn im Leben ihnen Ungleiches und Verschiedenartiges begegne, Alles aus früheren Ursachen herzukommen scheine. Dann glauben sie, daß Leib und Seele der Menschen dem Einfluß der Gestirne in Bezug auf die Leitung ihres Schicksals unterworfen seien, deswegen verfielen sie auch in alle heidnischen Irrthümer und verehrten die ihnen günstigen Sterne und suchten die feindlichen zu besänftigen. Bestimmten Mächten unterwarfen sie die Theile der Seele und andern die Glieder des Körpers. Jene, die die Herrschaft über den Geist hatten, nannten sie nach den Namen der Patriarchen, die andern, die über den Körper walteten, nach den Gestirnen. Deswegen behaupteten sie auch, müsse man alle Bücher, welche den Namen der Patriarchen trügen, für kanonisch annehmen, denn durch jene Benennungen würden die zwölf Kräfte angedeutet, welche die Umänderung des inneren Menschen bewirken. Ohne Kenntniß davon zu haben, könne keine Seele in die Substanz, aus der sie hervorgegangen, wieder umgewandelt werden. Nach seiner irdischen Beschaffenheit sei der Körper unter der Gewalt der Himmelszeichen und Gestirne, deshalb werde auch in den heiligen Schriften vieles gefunden, was sich auf den äusseren Menschen beziehe, und daß der Gegensatz zwischen irdischer und göttlicher Natur auch dort sich finde. Sie bedienen sich verfälschter Handschriften der heiligen Bücher und gebrauchen untergeschobene Schriften als kanonisch, so wie Apokryphische als Schriften der Apostel. Vor den Schriften eines gewissen Diktinius hatten sie große Verehrung *). Ausserdem aber überlassen sie sich ebenso, wie die Manichäer, insgeheim unzüchtigen Ausschweifungen und unreinen Mysterien.

Ausserdem aber, daß Leo dem Turribius in Bezug auf alle diese Irrthümer die katholische Lehre zu erkennen giebt, schreibt er ihm auch die weiter nothwendigen Maaßregeln

*) Dessen Augustin in der Schrift de mendac. ad Consent. gedenkt.

vor, um der Verbreitung dieser Sekte hemmend in den Weg zu treten. Es solle sogleich ein Konzil zusammenberufen werden, auf welchem die Geistlichen der benachbarten Provinzen sich versammeln sollten, und dort möge auf den Grund, der von ihm (dem Papste) gegebenen Andeutungen und Bestimmungen hin, untersucht werden, ob diese Irrlehren nicht schon unter der Geistlichkeit selbst Anhänger und Freunde gefunden hätten. Die Bischöfe der Provinzen Tarracona, Karthago nova, Lusitania und Baeticum seien schon zu dieser Synode zusammenberufen worden, sollten sie aber wegen Unruhen und Kriegsnoth nicht zusammenkommen können, so möge wenigstens die Geistlichkeit der gallizischen Provinz, in welcher der Priszillianismus die meisten Anhänger gefunden, versammelt werden, um die von ihm angeordneten Maaßregeln in Ausführung zu bringen. Es kam nun auch wirklich eine Synode zu Toledo zu Stande, der aber grade die gallizischen Bischöfe nicht beiwohnen konnten, deshalb verordnete Leo, daß das von der Synode erlassene Glaubensbekenntniß dem Bischof von Bracara als Metropolitan von Gallizien mitgetheilt werde, und als sich später eine gallizische Provinzialsynode in eben dieser Angelegenheit versammelte, richtete der Papst ein besonders Schreiben an sie, das aber verloren gegangen ist*). Wenn nun aber auch durch alle diese Bemühungen die zu große Verbreitung dieser Irrlehren allerdings gehemmt wurden, so waren sie doch keineswegs dadurch gänzlich unterdrückt. Noch im Anfang des sechsten Jahrhunderts waren sie nach einem Zeugniß des Montanus, Bischof von Toledo **), in der Gegend von Valentia häufig, und erst nach dem 561 gegen sie gehaltenen Konzil von Braga verschwinden sie als Sekte aus der Geschichte, wenn auch einzelnen ihrer Lehren, eben so wie die manichäischen, sich spät bis in das Mittelalter hinein erhielten.

---

*) Vergleiche Opp. Leon. ed. Ballerini Tom. I. p. 1441, de epistol. deperdit.

**) Bei Aquirer. Concil. Hispan. Tom. II. p. 269.

Um diese Zeit ungefähr (447) wurde Leo von dem Kaiser Theodosius dem Jüngern aufgefordert, sein Gutachten in einer Angelegenheit zu ertheilen, die an sich eigentlich von gar keiner großen Wichtigkeit ist, die aber oft dem wahren Hergang der Sache unangemessen dargestellt ist, um darin ein Argument gegen das Verhältniß des römischen Bischofs zu den ökumenischen Konzilien, wie es sich später gestaltete, zu finden. Eine, den Quellen gemäße, unbefangene Darstellung der Sache wird aber das Ungegründete einer solchen Auffassung beweisen. Bassian, Presbyter der Kirche zu Ephesus, stand in schlechtem Vernehmen mit seinem Bischof Memnon. Um ihn zu entfernen, weihte ihn dieser zum Bischof von Euazus, Bassian aber verweigerte die Annahme des Bisthums. Darüber starb Memnon und sein Nachfolger Basilius, günstiger für ihn gestimmt, ließ ihm Würde und Ehre, ohne ihn zur Annahme der Stelle zu zwingen, und weihte einen andern zu derselben. Nach dem bald darauf erfolgenden Tode des Basilius wurde Bassian in einer Weise zum Bischof von Ephesus eingesetzt, die den durch die Kanonen gegebenen Vorschriften durchaus entgegen war, man hatte den Bischof Olympius von Theodosiopolis, der allein die Einsetzung vollzog, mit Gewalt dazu gezwungen. Bassian aber wußte dessenohngeachtet seine Anerkennung von dem Patriarchen zu Konstantinopel zu bewirken, und blieb nun vier Jahre im ruhigen Besitz seines Amtes. Nach Verlauf derselben regte jedoch eine ihm feindselige Partei des Klerus das Volk gegen ihn auf und in einem Tumulte desselben wurde er sogar gewaltsam aus der Kirche in das Gefängniß geführt. Sobald der Kaiser Theodosius dies erfuhr, sandte er sogleich seinen Kämmerer (silentiarius) Eustachius nach Ephesus, um die Sache zu untersuchen und ihm darüber zu berichten. Es ergab sich aber für den Bassian keine andre Schuld, als seine unkanonische Einsetzung. Theodosius wollte nicht eigenmächtig verfahren und erholte deshalb das Gutachten des Papstes und des Patriarchen von Konstantinopel, ihre einstimmige Meinung war, daß Bassian abzusetzen sei. Auf Theodosius Veranlassung wählte nun eine

Versammlung von vierzig Bischöfen den Stephanus und weihte ihn zum Ephesinischen Bischof. Bassian lebte im Elend in Konstantinopel bis es ihm unter Marcian gelang, eine neue Untersuchung seiner Angelegenheit auf dem chalcedonensischen Konzil zu bewirken, dessen Entscheidung dahin ausfiel, daß weder Bassianus noch Stephanus Bischof von Ephesus sein könnte. Man hat nun daraus auf eine Entgegensetzung des Konzils gegen den Papst und auf ein Verwerfen des Urtheils des letzteren durch das Erstere geschlossen. Aber diese findet im Grunde gar nicht statt. Leo giebt, befragt, seine Meinung dahin ab, Bassian sei abzusetzen. Als dieser nun seine Sache mit neuen Beweisstücken für sich, also in ganz veränderter Gestalt vor die Synode bringt, ertheilt diese einen ähnlichen Bescheid und die päpstlichen Legaten hatten durchaus keine Veranlassung, sich dieser Verhandlung zu widersetzen, denn die Rechte des römischen Stuhls waren gar nicht bestritten, also durch jenes Urtheil auch nicht gefährdet, denn einerseits war die Sache früher gar nicht vom Papste in offizieller Weise entschieden, aber wenn auch der Fall gewesen, so war ja durch die veränderten Umstände und das Hinzukommen der Frage über die Rechtmäßigkeit der Einsetzung des Stephanus eine neue Untersuchung nöthig geworden, bei der dessenohngeachtet das Konzil, wie die Akten ausweisen, eine besondre Rücksicht auf den frühern Brief des Papstes an den Kaiser in dieser Angelegenheit nimmt.

Gegen das Jahr 448 begannen zuerst Streitigkeiten, welche bald die größten Folgen haben sollten und die Kirche lange Zeit hindurch mit Zwist und Unruhe erfüllen, die des Eutyches nämlich. Eutyches war Archimandrit eines Klosters zu Konstantinopel und hatte kurze Zeit ehe er durch seine eigenen Irrthümer bekannt zu werden anfing, sich sehr eifrig in der Verfolgung der dem Nestorianismus ergebenen orientalischen Geistlichen gezeigt. Es waren gegen dieselben Unruhen ausgebrochen als deren Urheber er sogar genannt wird. Späterhin behauptete man, die Ursache dieser feindseligen Gesinnung sei besonders die Weigerung jener Geistlichen

gewesen, sich für die von Eutyches ihnen mitgetheilten dogmatischen Ansichten zu erklären. Diese letzteren bezogen sich besonders darauf, daß Eutyches behauptete, nach der Menschwerdung Christi seien seine beiden Naturen, die göttliche und die menschliche, in eine zusammengegangen. Er hatte dergleichen zuerst unter seinen Mönchen zu verbreiten gesucht, denn aber es seinen übrigen Freunden, unter anderen auch dem Bischof Eusebius von Doryläum in Phrygien mitgetheilt. Domnus, Bischof von Antiochien, machte ihn zuerst auf das Irrige seiner Ansicht aufmerksam, und hatte, als er ihn darauf beharren sah, die Sache sogar schon dem Kaiser angezeigt. Doch scheint dieser Schritt noch ohne weitere Folgen geblieben zu sein, wenn man nicht annehmen will, daß ein Brief des Eutyches, von dem weiter unten die Rede sein wird, in der Absicht geschrieben sei, um dem durch das Schreiben des Domnus bei dem Kaiser hervorgebrachten üblen Eindruck, durch die Gunst des Papstes das Gegengewicht zu halten. Eusebius aber nahm die Sache ernster und als er trotz wiederholter Vorstellungen den Eutyches von seiner Ansicht nicht abgehen sah, setzte er ein Konzil, welches grade Flavian, Bischof von Konstantinopel, dort versammelt hatte, davon in Kenntniß. Der ursprüngliche Zweck dieser nur aus dreißig Bischöfen bestehenden Synode war, einen Streit zwischen Florentius, Bischof von Sardes, dem Metropoliten von Lydien, und zweien seiner Bischöfe auszugleichen. Als die Anzeige, die zugleich ihrer Natur nach eine Anklageschrift war, auf der Synode verlesen wird, beschließt diese, nachdem sie vorher ihre Beistimmung zu den Beschlüssen des Ephesinischen Konzils erklärt hat, den Eutyches aufzufordern vor ihr zu erscheinen. Unter dem Vorwande, daß ein Kloster wie ein Begräbniß sei, aus dem man nicht herausgehe, verweigert er der Aufforderung Folge zu leisten, ausserdem sei Eusebius sein Feind und der habe die ganze Sache, nur um ihm zu schaden, angestiftet. Er unterschreibe das Nizänische Konzil so wie das Ephesinische. Sollten die dort versammelten Väter in etwa geirrt haben, so tadle er das zwar nicht, könne es

aber nicht unterschreiben. Er, für seinen Theil, forsche blos in der Schrift, die da zuverläßiger sei als die Meinungen der Väter. Nach der Fleischwerdung des Wortes Gottes, das heißt nach der Geburt des Herrn, bete er eine Natur in ihm an, und zwar die Fleisch und Mensch gewordene Natur Gottes. Ausserdem aber müsse er läugnen gelehrt zu haben, die Menschheit Christi, sein Fleisch, sei keine wahre, sondern eine vom Himmel mitgebrachte. Er behaupte vielmehr eine substanzielle Vereinigung beider wirklichen und an sich wahren Naturen, und wiederhole übrigens noch einmal, daß er sich nur nach der Schrift richte, denn deren Zeugniß sei stärker und entscheidender als das der Väter.

Auf diese erste Weigerung sandte das Konzil ihm eine Vorladungsschrift. Während die Bischöfe den Erfolg derselben abwarten, zeigt Eusebius von Doryläum ihnen an, wie er so eben erfahre, daß Eutyches eine Schrift in den Klöstern herumgehen lasse, in welcher er die Mönche zur Widersetzlichkeit und zum Aufstande zu bewegen trachte. Der vorsitzende Erzbischof befiehlt eine nähere Untersuchung dieser Angabe. Unterdessen kömmt die Antwort des Eutyches, er sei krank und verlasse sein Kloster nicht, ausser wenn man ihn todt heraustrage. Nun erläßt die Synode eine dritte Vorladung. Als Eutyches diese erhält, verlangt er einen Aufschub, der ihm auch zugestanden wird. In Bezug auf jenes von ihm in die Klöster gesandte Cirkulare stellt sich heraus, daß er wirklich eine Schrift herumgeschickt habe, die aber nur das Nicänische Symbolum enthalte. Der erste Archimandrit, dem er sie zustellen ließ, habe geantwortet, das zu unterschreiben sei nicht seine Sache, sondern komme den Bischöfen zu. Die darauf folgende Sitzung der Synode beginnt mit einem Berichte des Presbyters, der von der Versammlung mit Ueberbringung der letzten Vorladungsschrift an Eutyches beauftragt war. Eutyches habe angefangen, mit ihm über seine Lehre zu disputiren, und habe ihm gesagt: wo steht etwas in der Schrift von zwei Naturen? Er, der Presbyter, habe darauf geantwortet: wo steht in der Schrift, daß Vater und Sohn

ὁμοούσιοι seien. Eutyches sagt, das stände auch nicht in der Schrift, sondern das hätten die Väter so auseinandergesetzt. Nun erwiedert der Presbyter, dasselbe sei mit der Lehre von den zwei Naturen der Fall. Ob er denn zugebe, daß in Christus der Gott sowohl wie der Mensch vollkommen sei, und als Eutyches dies bejaht, was hindere also zu sagen, daß in dem einen Sohne zwei vollkommene Naturen seien. Darauf antwortet Eutyches: ferne sei von ihm zu sagen, daß Christus aus zwei Naturen sei, und überhaupt über die Natur seines Gottes zu disputiren. Möge das Konzil über ihn beschliessen, was es wolle, er unterwerfe sich und habe nur den einen Wunsch, im Kloster ruhig zu sterben, wenn er verurtheilt werde. Zwei Naturen übrigens werde er nie bekennen.

Als nun der von Eutyches gewählte, vom Konzilium angenommene Tag seiner persönlichen Verantwortung gekommen, erscheint zuerst der Ankläger Eusebius von Doryläum. Eutyches hingegen wird in der ganzen Kirche vergebens gesucht. Bald darauf meldet man aber, daß er mit einem großen Haufen von Mönchen, Soldaten und Dienern des prätorianischen Präfekten*) sich nähere, und daß seine Begleiter ihn nicht eher in die Kirche lassen wollten, als bis man ihnen versprochen, daß er wieder frei zu ihnen zurückkehren könne. Eutyches erhält darauf Zutritt, und zugleich wird dem Wunsche des Kaisers gemäß sein Kämmerer Florentius eingeladen, an der Sitzung der Versammlung Theil zu nehmen.

Eusebius und Eutyches werden nun einander gegenübergestellt, und die bisher in der Angelegenheit aufgenommenen Akten vorgelesen. Eusebius, aufgefordert, mündlich seine Anklage zu wiederholen, äussert zuerst seine Besorgniß, daß Eutyches jetzt seine Uebereinstimmung mit der kirchlichen Lehre erklären und alle Schuld auf ihn, als falschen Ankläger, zurückfallen würde. Ausserdem sei er, Eusebius, arm, habe nichts, Eutyches hingegen reich und drohe ihm jetzt schon Verbannung und

*) ταξεωταί τοῦ μεγαλοπρεπεστάτου καὶ ἐνδοξοτάτου ἐπάρχου τοῦ πραιτρίου, wahrscheinlich eine Art Polizeisoldaten.

Buße. Er wolle daher sich beschränken, durch glaubwürdige Zeugen zu beweisen, daß Eutyches die Irrlehren, deren er ihn jetzt anklage, wirklich bekannt und verbreitet habe. Flavian, der Vorsitzende, beruhigt ihn über seine Besorgnisse und legt nun dem Eutyches die Frage vor: ob er zwei Naturen nach der Menschwerdung glaube, und daß Christus dem Fleische nach uns gleichwesentlich ist? Die Antwort des Eutyches ist ausweichend, er glaube, daß die leibliche Erscheinung des Wortes aus dem Leibe der Jungfrau entnommen sei, daß es wahrhaftig Mensch zu unserem Heile geworden sei. Als man nun in ihn dringt, sich bestimmter auszudrücken, antwortet er, er habe seinen Glauben bekannt, man möge ihn nun nicht weiter fragen. Nach mehreren Fragen sieht er sich am Ende zu dem Bekenntniß genöthigt, er habe die Gleichwesenheit Christi mit der menschlichen Natur nie geglaubt, thue es aber jetzt, weil die Väter der Synode es so wollten. Nach längerem darauf sich entspinnenden Hin- und Herreden, legt der kaiserliche Abgesandte Florentius ihm endlich die entscheidende Frage vor: Bekennst du den Herrn der Menschheit und Gottheit gleichwesentlich und aus zwei Naturen nach der Menschwerdung? Eutyches antwortet: Ich bekenne, daß der Herr aus zwei Naturen gewesen vor der Vereinigung, nach der Vereinigung bekenne ich nur eine Natur. Als die Synode darauf verlangt, daß er ohne Umschweif sich erklären solle, ob er zu den verlesenen Bekenntnissen der Väter von Nizäa und Ephesus sich auch bekenne, und jede den dort aufgestellten Lehren entgegengesetzte anathematisire, erwiedert er: er habe das darin Enthaltene bisher nicht gesagt, jetzt aber sage er es, weil die versammelten Väter es wollten, denen er folge. Uebrigens finde er Alles keineswegs in der heiligen Schrift, noch hätten es alle Väter gesagt. Das Anathema über Entgegengesetztes wolle er aber nicht aussprechen, da er sonst die Väter (die anders gelehrt) anathematisiren müsse. Darauf sprach die Synode über ihn selbst das Anathema aus. Auf nochmaliges Zureden des Florentius behauptet Eutyches, er habe Cyrill und die andern heiligen Väter wohl gelesen, be-

sonders Athanasius. Alle lehrten wohl zwei Naturen vor der Einigung, nach derselben aber nur eine. Und als nun Florentius, der, wie es scheint, sehr gern ein Aeusserstes vermeiden wollte, ihn noch einmal durch die Stellung seiner Frage seine Zustimmung zur Lehre der Synode sehr leicht macht, verweißt ihn Eutyches wieder auf Athanasius, bei dem er nichts davon gefunden. Darauf erklärt Flavian, im Namen der Synode, Eutyches, dessen durch die Nothwendigkeit abgedrungene zweideutige Unterwerfung unter die Synode kein Glaube sei, der Irrlehren des Valentin und Apollinaris schuldig, deshalb für seiner Würde verlustig und aus der Kirchengemeinschaft ausgestossen.

Obgleich nun Eutyches des besonderen Schutzes des Eunuchen Chrysaphius, Kämmerers und Günstlings des Kaisers, genoß, obgleich der Kaiser selbst günstig für ihn gestimmt war, erlaubte doch die Achtung des letzteren vor den Beschlüssen der Synode nicht, sich offen für den Eutyches zu erklären, und ihn dem Patriarchen und der Geistlichkeit gegenüber zu erhalten. Eutyches sah daher bald ein, daß, um die Beschlüsse der Synode für ihn unschädlich zu machen, er eines mächtigeren kirchlichen Schutzes bedürfe. Er glaubte ihn bei dem römischen Bischof zu finden. Schon im Jahre 447 hatte er sich mit einem Schreiben an Leo gewendet, seine Anhänglichkeit an das katholische Glaubensbekenntniß bezeugt, und zugleich, um einen recht deutlichen Beweis seines Eifers zu geben, mehrere Bischöfe und Geistliche des Orients des Nestorianismus angeklagt. Leo, der das eigentliche Verhalten der Sachen nicht kennen konnte, und nach den Worten des Eutyches auf dessen ungeheuchelten Eifer für die kirchliche Lehre schliessen mußte, hatte in einem erwiedernden Schreiben ihm Lobsprüche darüber ertheilt. Auf diese Gunst des Papstes fußend, sandte ihm Eutyches jetzt ein neues Schreiben, in welchem er mit trüglicher aber geschickter Darstellung die Sache so mittheilt, als sei allein der Haß und die Verfolgung seiner Feinde Schuld seiner Verurtheilung, wobei er es denn an Erdichtungen nicht fehlen läßt, um seinen Worten Glauben zu

verschaffen und den Papst für sich einzunehmen. So zum Beispiel, daß er auf der Synode verlangt habe, seine Sache von dem römischen Bischof gerichtet zu sehen, dies Begehren aber von den Bischöfen ganz übergangen sei, dann bittet er den Papst, dem Urtheil des Konzils nicht zu glauben, sondern sich selbst zu überzeugen, ob seine Lehre häretisch sei, er unterwerfe sich ganz seiner Entscheidung. Zu gleicher Zeit schreibt er in ähnlicher Weise an den Metropoliten Petrus Chrysologus von Ravenna, um dessen Verwendung in seiner Angelegenheit zu erhalten. Dieser antwortet ihm, demjenigen Folge zu leisten, was der Papst ihm vorschreiben werde. Er, Petrus, könne ohne Einwilligung des römischen Bischofs keine Glaubensuntersuchungen anstellen. Ausserdem aber wußte er es dahin zu bringen, besonders durch Vermittlung des Chrysaphius, daß Theodosius selbst, der ihn auch nach der Verurtheilung der Synode für durchaus nicht schuldig gehalten zu haben scheint, jenen zweiten Brief an den Papst mit einem besonderen Schreiben begleitet, worin er demselben des Eutyches Angelegenheit besonders empfiehlt und ihn in Schutz nimmt. Um dieselbe Zeit schreibt Eutyches auch und wahrscheinlich in derselben Absicht, die angesehensten Bischöfe der für sich gewinnen, an die Patriarchen von Alexandrien, Jerusalem und den Metropoliten von Thessalonich, und appellirt von dem Urtheil der Synode an sie.

Die Briefe des Kaisers und Eutyches an Leo waren wahrscheinlich unmittelbar nach dem Konzil geschrieben, denn sie trafen früher in Rom ein, als der Bericht, welchen Flavian darüber dem Papst erstattete. Leo antwortet dem Kaiser sogleich auf seinen Brief und fordert, da er noch nicht den Bericht des Flavian erhalten, die nöthigen Belege, um den Stand der Sache kennen zu lernen, und sie demnach zu beurtheilen, was ihm jetzt, da er noch nicht hinreichend unterrichtet, unmöglich sei. Er konnte auch kaum anders verfahren, denn der Ausspruch der Synode verdiente Beachtung und des Kaisers Intresse an der Sache durfte auch nicht unberücksichtigt gelassen werden. Auf den Brief des Eutyches hingegen verschiebt er

die Antwort. Dieser hatte unterdessen, ohne den Erfolg seiner bei dem Papste gethanenen Schritte abzuwarten, dem Kaiser eine Bittschrift eingereicht, in welcher er auf ein allgemeines Konzilium anträgt, und bewegt seine Beschützer, Chrysaphius und Dioskur von Alexandrien, sich mit gleicher Bitte an den Kaiser zu wenden. Dieser, so von mehreren Seiten dazu aufgefordert, sagt ihnen Gewährung zu, und verkündet im März 449 den Anfang des Konzils zu Ephesus auf den August desselben Jahres.

Unterdessen hatte der Papst auch an den Flavian geschrieben, und ihm über die, wie es schien, etwas rasche Verurtheilung des Eutyches, und daß er ihm noch nichts davon angezeigt, einige Vorwürfe gemacht, hauptsächlich aber nähere Angaben und Belege über das Ganze des Streits und den Hergang der Sache gefordert. Erst nachdem dies Schreiben abgegangen war, lief der Bericht des Flavian ein, der sich, sobald er es erhalten, beeilte, die nöthigen Akten und Dokumente zu überschicken, und den Papst bittet, durch sein Urtheil der Sache ein Ende zu machen, um so mehr, weil die Zusammenberufung einer allgemeinen Synode, von der die Rede ginge, leicht Anlaß zu einer allgemeinen Aufregung der Kirche geben könne. Seine Befürchtung wurde nur zu wahr, und die Partei der Gegner, an deren Spitze jetzt schon offen Dioskur stand, wurde durch die vergeblichen Bemühungen des Eutyches, durch eine Revision der Akten des Konzils, das ihn verurtheilt hatte, dieselben umstossen zu lassen, nur noch mehr aufgeregt, sie bereitete sich vor, auf der allgemeinen Synode das mit Gewalt zu erzwingen, was sie auf dem Wege des Rechts nicht erlangen konnten. Als Leo von der Absicht des Kaisers, eine große Kirchenversammlung anzusagen, unterrichtet war, sandte er sogleich, von der Ueberzeugung ausgehend, daß sein Beruf vor Allem die Festsetzung der streitigen Lehrpunkte fordere, jenen berühmten Brief an den Flavian, welcher mit Recht als das wichtigste dogmatische Dokument des Jahrhunderts betrachtet werden muß, da durch ihn einer der wichtigsten und schwersten Punkte des christlichen Glaubens-

systems entschieden und festgesetzt wurde. Leo sagt im Anfang desselben, wie er jetzt über die Lehre des Eutyches der Wahrheit nach unterrichtet, sie für häretisch halten müsse, und wie unrecht und thöricht es von diesem wäre, Irrthum zu behaupten. «Aber in diese Thorheit, fährt er fort, verfallen diejenigen, welche durch einige Dunkelheiten in der Erkenntniß der Wahrheit gehindert werden, nicht auf die Stimmen der Propheten, nicht auf die Schriften der Apostel, nicht auf das Ansehn der Evangelien, sondern auf sich selbst zurückgehen, und deswegen eben Lehrer des Irrthums werden, weil sie nicht Schüler der Wahrheit waren. Denn welche Belehrung kann der aus dem alten und neuen Testament geschöpft haben, der nicht einmal den Anfang des Glaubensbekenntnisses begriffen hat, und was die Stimme der zu Erlösenden durch die ganze Welt verkündet, ist noch nicht einmal von dem Herzen jenes Greises begriffen worden. Welcher, da er nicht wußte, wie er über die Fleischwerdung des Wortes Gottes denken sollte, und um dies Licht der Einsicht zu erlangen, das weite Gebiet der heiligen Schriften nicht durchforschen wollte, doch wenigstens auf jenes eine und gemeine Bekenntniß hätte hören sollen, welches die Gesammtheit der Gläubigen ausspricht, daß sie an Gott den allmächtigen Vater und an Jesum Christum, seinen einigen Sohn unsern Herrn glaube, der geboren ist von dem heiligen Geist aus Maria der Jungfrau. Durch diese drei Sätze werden fast alle Erfindungen der Häretiker zu nichte gemacht. Denn da an Gott als den Allmächtigen und den Vater geglaubt wird, so wird dadurch zugleich bezeugt, daß der Sohn ihm gleichewig sei, in nichts von dem Vater verschieden, weil er Gott von Gott, Allmächtig von dem Allmächtigen, Gleichewig von dem Ewigen geboren ist. Nicht später der Zeit, nicht geringer der Macht, nicht unähnlich dem Ruhm, nicht getheilt dem Wesen nach, sondern der Eingeborne des ewigen Erzeugers ist er ewig von dem heiligen Geist aus Maria der Jungfrau geboren. Diese, seine zeitliche Geburt, hat die Ewige nicht vermindert, noch etwas zu ihr hinzugefügt, sondern sich ganz zur Wiederherstellung

des hintangegangenen Menschen dahingegeben, damit er sowohl den Tod besiege, wie den Teufel, der des Todes Gewalt hatte, durch seine Kraft überwinde. Denn wir könnten den Urheber der Sünde und des Todes nicht bewältigen, wenn nicht der unsre Natur angenommen hätte und zu der seinen gemacht, den weder die Sünde beflecken, noch der Tod fesseln konnte. Zum Beweise dessen werden nun die Stellen Matth. I, 1. Röm. I, 1. Genes. XII, 3. XII, 18. Galat. III, 8. Jesai. VII, 14. Matth. I, 23. Luk. I, 35 angeführt. Wenn man nun einwürfe, heißt es weiter, daß, da die Empfängniß Christi das Werk des heiligen Geistes sei, seine Geburt auch keine eigentlich menschliche gewesen, so sei diesem zu erwiedern, daß jene Erzeugung nicht so zu verstehen sei, als sei durch die Neuheit der Schöpfung die Eigenthümlichkeit des Geschlechts aufgehoben worden. Denn die Fruchtbarkeit hat der heilige Geist der Jungfrau gegeben, die Wirklichkeit des Körpers aber ist von ihrem Körper genommen worden, und in dem (d. h. sapientia, λόγος, σοφία wie nach der alten Exegese Cap. I, 1.) sich ein Haus erbaute, ist das Wort Fleisch geworden und hat unter uns gewohnet, das heißt, in dem Fleische, welches es von dem Menschen genommen hat und mit dem Geiste des vernünftigen Lebens erfüllte. So wurde denn, indem die Eigenthümlichkeit jeder Natur und Substanz unverletzt blieb und zu einer Person zusammenging, die Niedrigkeit von der Majestät, die Schwachheit von der Macht, die Sterblichkeit von der Ewigkeit angenommen, und um die Schuld unsres Geschlechtes zu tilgen, die unverletzliche Natur der Leidensfähigen vereinigt, damit, wie es unsrer Rettung gemäß war, der eine und selbe Mittler zwischen Gott und den Menschen, der Mensch Jesus Christus, dem Einen nach sterben, dem Andern nach nicht sterben konnte. So ist also in der ganzen und vollkommenen Natur des wahren Menschen der wahre Gott geboren, ganz in dem Seinigen, ganz in dem Unsrigen. Das Unsrige ist aber das, wie uns der Schöpfer zuerst geschaffen, und welches wiederherzustellen er auf sich genommen hat. Denn von dem, was der Betrüger gebracht

und der betrogene Mensch an sich genommen hat, davon finden sich an dem Erlöser keine Spuren. Und eben so wenig, weil er die Gemeinschaft menschlicher Schwächen einging, wurde er Genosse unsrer Vergehungen. Er nahm die Knechtsgestalt ohne den Schmutz der Sünde an, erhöhte das Menschliche, ohne das Göttliche zu verringern, weil jene Erniedrigung, wodurch sich der Unsichtbare sichtbar machen und der Schöpfer und Herr aller Dinge einer der Sterblichen sein wollte, ein Hinneigen seiner Erbarmung, keine Verminderung seiner Macht war. Eben derjenige, der in der Gestalt Gottes bleibend, den Menschen machte, wurde in der Gestalt des Knechtes selbst Mensch. So zieht denn in diese irdische Welt der Sohn Gottes ein, vom himmlischen Sitze herabsteigend, von der Herrlichkeit des Vaters aber nicht lassend, in einer neuen Ordnung der Dinge durch eine neue Geburt gezeugt. In einer neuen Ordnung der Dinge, denn der in dem Seinigen Unsichtbare wurde sichtbar in dem Unsrigen, der Unbegreifliche wollte begriffen werden, der vor der Zeit Bestehende fing an in der Zeit zu sein, der Herr des Alls nahm, indem die Majestät seiner Unermeßlichkeit verdunkelt wurde, die Form der Knechte an, der leidensunfähige Gott hat es nicht für unwürdig gehalten, ein leidensfähiger Mensch zu werden und selbst unsterblich, den Gesetzen des Todes zu unterliegen. Durch eine neue Geburt, denn die unverletzte Jungfräulichkeit kannte die Lust nicht, und gab doch den Stoff des Fleisches her. Die Natur, nicht die Schuld ist von der Mutter des Herrn angenommen worden, und nicht ist deswegen, weil die Geburt in dem Herrn Jesu Christo, dem aus dem Schooße der Jungfrau Gezeugten, wunderbar ist, seine Natur der unsrigen unähnlich. Denn der wahre Gott ist auch wahrer Mensch, in dieser Einheit ist keine Lüge, denn die Niedrigkeit des Menschen und die Hoheit Gottes haben sich in ihr durchdrungen *). Wie Gott durch die Erbarmung nicht erniedrigt wird, so geht der Mensch auch durch die Würde nicht verloren.

*) Dum invicem sunt et humilitas hominis, et altitudo Deitatis.

Jede von beiden Gestalten thut, in Gemeinschaft mit der Andern, was ihr eigen ist, indem das Wort wirkt, was des Wortes ist, und das Fleisch verrichtet, was des Fleisches ist. Das Eine von ihnen strahlt herrlich in Wundern, das Andre unterliegt den Schmähungen, wie das Wort von der Gleichheit der väterlichen Herrlichkeit nicht abweicht, so verläßt das Fleisch die Natur unsres Geschlechtes nicht. Denn der eine und selbe ist, was oft zu wiederholen, wahrhaft Gottes Sohn und wahrhaft des Menschen Sohn. Gott dadurch, daß im Anfang das Wort war, und das Wort bei Gott, und Gott das Wort war im Menschen dadurch, daß das Wort Fleisch geworden ist, und Wohnung unter uns genommen. Gott dadurch, daß Alles durch ihn gemacht ist, und ohne ihn nichts gemacht ist. Mensch dadurch, daß er aus dem Weibe geboren ist und unter dem Gesetze. Die Geburt des Fleisches ist die Offenbarung der menschlichen Natur, das Gebären der Jungfrau Zeichen der göttlichen Kraft, die Schwachheit*) des Kindes wird gezeigt durch die Niedrigkeit der Wiege, die Herrlichkeit des Höchsten wird verkündet durch die Stimme der Engel. Den Anfängen der Menschen gleich ist der, den Herodes grausam tödten will, aber es ist der Herr Aller, den die Weisen demüthig anzubeten sich freuen. Damit nicht verborgen bliebe, wie die Gottheit von der Hülle des Fleisches bedeckt werde, als er zur Taufe des Johannes, seines Vorgängers, schritt, ertönte die Stimme des Vaters vom Himmel, das ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe. Denselben, den als Menschen die List des Teufels versucht, umgeben als Gott die Dienste der Engel. Hungern, Dürsten, Ermatten und Schlafen ist offenbar menschlich, aber mit fünf Broden fünf tausend Menschen sättigen und der Samaritanerin lebendiges Wasser spenden, daß, wer davon trinket, nimmermehr dürstet, sichern Fußes auf dem Rücken des Meeres wandeln, den Sturm beschwören und das Wogen der Fluthen

*) Im Lateinischen infantia, im Griechischen νηπιότης, welches den Gegensatz der Schwäche zu dem folgenden magnitudo bei weitem besser ausdrückt.

niederschlagen, ist ohne Zweifel göttlich. Wie es nicht Sache einer und derselben Natur ist, im innersten Gefühle des Mitleidens den gestorbenen Freund beweinen und dann ihm, den das Grab schon vier Tage besessen, durch den gebietenden Ruf der Stimme allein, dem Leben wieder zurückgeben, oder am Kreuze schweben und dann das Licht des Tages in Nacht verwandeln und die Erde erzittern machen, oder von Nägeln durchbohrt sein, und die Pforten des Paradieses dem gläubigen Missethäter öffnen, so kommt es nicht derselben Natur zu, zu sagen: Ich und der Vater sind eins und der Vater ist größer denn ich. — Wegen dieser Einheit der Person in jeder von beiden Naturen steht geschrieben, daß der Sohn des Menschen vom Himmel herabgestiegen sei, als der Sohn Gottes den Leib von der Jungfrau, die ihn gebar, annahm. Und wiederum wird gesagt, der Sohn Gottes sei gekreuzigt und begraben, da er dies doch nicht in der Göttlichkeit selbst, vermöge welcher der Eingeborne dem Vater gleichewig und gleichwesentlich ist, sondern in der Schwäche der menschlichen Natur erlitten hat. Daher bekennen auch Alle im Symbolum, daß der Sohn Gottes gekreuzigt und begraben sei, nach jenen Worten des Apostels: Hätten sie ihn gekannt, sie hätten nie den Herrn der Herrlichkeit ans Kreuz geschlagen. — Nach der Auferstehung des Herrn aber, die doch wahrlich eine Auferstehung des wahren Körpers ist, da kein andrer auferweckt ist, als der gekreuzigt und gestorben war, was ist in der Zeit jener vierzig Tage anders geschehen, als daß das Ganze unsres Glaubens von jedem Dunkel gereinigt wurde. Alle Erscheinungen des Herrn, alles was er that und sagte, habe dazu gedient, daß erkannt wurde, wie die Eigenthümlichkeit der göttlichen und menschlichen Natur ungetheilt dieselbe bleibe. — Dieses Heiligthum des Glaubes verkenne Eutyches ganz und gar, der unsere Natur in dem eingebornen Gott weder in der Erniedrigung der Sterblichkeit noch in der Herrlichkeit der Auferstehung erkenne, und die Mahnung des Evangelisten Johannes verachte, wenn er sagt: Jeder Geist, der da bekennet, daß Jesus Christus im Fleisch erschienen ist, der

ist aus Gott, Jeder der, aber Jesum läugnet (löst, solvit), der ist nicht aus Gott, sondern er ist der Geist des Widerchrists. Was heißt aber Jesum läugnen (solvere) anders, als die menschliche Natur von ihm trennen und das Sakrament, durch welches wir alle erlöst sind, durch leere Erdichtungen zu nichte machen. Wer aber über die Natur des Leibes Christi so im Dunkel ist, der muß auch in Bezug auf sein Leiden in gleicher Verblendung Sinnloses lehren. Denn wenn er das Kreuz des Herrn nicht für unwahr hält, und nicht zweifelt, daß sein für das Heil der Welt erlittener Tod wirklich gewesen, der muß auch die wahre Menschheit dessen anerkennen, an dessen Tod er glaubt. — Wenn er also zu dem Glauben der Christen sich bekennt und sein Herz der evangelischen Verkündigung nicht entzieht, so mag er zusehen, welche Natur, von Nägeln durchbohrt, am Holze des Kreuzes hing, er mag erkennen woher Blut und Wasser geflossen, als die Seite des Gekreuzigten durchstochen wurde, (ut ecclesia Dei et lavacro rigaretur et poculo). Er mag auch den heiligen Apostel Petrus hören, wenn er verkündet, daß der Geist geheiligt wird, wenn er theilhaftig wird des Blutes Christi, und daß wir nicht durch vergängliches Silber oder Gold erlöst sind von unserem eitelen Wandel, sondern durch das kostbare Blut eines unbefleckten Lammes Christi. Er mag dem Zeugniß des heiligen Apostel nicht widerstehen, der da sagt: Das Blut Jesu des Sohnes Gottes reinigt uns von aller Sünde, und an einer anderen Stelle: Das ist der Sieg, welcher die Welt überwindet, unser Glaube, und: wer besiegt die Welt, ausser der da glaubt, daß Jesus der Sohn Gottes ist, dieser ist, der da kommt in Wasser und Blut, Jesus Christus, nicht in Wasser allein, sondern in Wasser und Blut. Und der Geist ist es, der Zeugniß gibt, denn der Geist ist die Wahrheit. Denn drei sind die da zeugen, der Geist, das Wasser und das Blut und diese drei sind eins. Ja wohl der Geist der Heiligung und das Blut der Erlösung und das Wasser der Taufe, welche drei eins sind und ungetheilt bleiben, und keins von ihnen von seinem Verbande getrennt wird, wie denn die

katholische Kirche in diesem Glauben lebt und fortschreitet, daß in Christo Jesu weder die Menschheit ohne wahre Gottheit, noch die Gottheit sei ohne wahre Menschheit *).

Indem Leo den Flavian so in den Stand setzte, den Irrthümern des Eutyches entgegen zu treten, schreibt er auch an den Kaiser und spricht sich sehr bestimmt über sein (des Papstes) Verhältniß zu dem von jenem angesagten Konzil aus, indem er ihm anzeigt, daß er die allgemeine Lehre der katholischen Kirche über das Sakrament der Menschwerdung des Herrn in seinem dem Flavian übersandten Schreiben auseinander gesetzt habe, und in einem Briefe an die Archimandriten von Konstantinopel erklärt der Papst ausdrücklich, er habe die Lehre, so wie er sie dort aufgestellt, aus der Tradition

*) Welche Achtung der Brief in der Kirche genoß, zeigt sich in vielen Aeusserungen der späteren Zeit. Der Papst Gelasius (492—496) belegt einen jeden mit dem Anathema, der etwas daran ändern würde, und wie sehr des Papstes fromme Größe und Heiligkeit im Munde des Volks lebte, zeigt sich in folgender Erzählung einer spätern, in allem Großen, was früher durch hervorragende Männer in der Kirche geleistet ist, so gern Wunder sehenden Zeit. In dem **pratum spirituale** des Johannes Moschus oder Sophronius von Jerusalem bei Photius und **Concil. VIII. act. 4.** (im siebenten Jahrhundert) erzählt ein Abt, er habe von dem Patriarchen Eulogius von Alexandrien gehört, daß diesem ein angesehener römischer Diakon Gregorius gesagt habe, der fromme Papst Leo habe, nachdem er den Brief geschrieben, ihn auf das Grabmal des Apostelfürsten gelegt, und unter beständigem Wachen, Fasten und Gebet den heil. Petrus angerufen, er möge, was in demselben nach menschlicher Schwachheit falsch oder weniger richtig gesagt wäre, verbessern. Nach vier Tagen sei ihm der Apostel erschienen und habe ihm verkündet, er habe ihn gelesen und verbessert, und als der Papst ihn nun vom Grabmale genommen, habe er die Korrekturen des Heiligen bemerkt. Diese Art, die Wichtigkeit und den hohen Werth dieses Dokuments zu preisen, ist ganz dem wundersüchtigen Geiste des siebenten Jahrhunderts, aus dem ja auch ein großer Theil der Legenden datirt, angemessen. In Rom wurde der Brief früher in der Adventszeit in den Kirchen öffentlich vorgelesen. Dasselbe soll auch in Gallien Statt gefunden haben.

und den Vätern geschöpft. Zugleich war er beständig bemüht, allen denjenigen, welche auf die bevorstehende Verhandlung der Angelegenheit des Eutyches von Einfluß sein konnten, durch eine genauere Auseinandersetzung der kirchlichen Lehre, den richtigen Standpunkt zur Beurtheilung des Ganzen an die Hand zu geben. So vor allen der frommen und geistreichen Pulcheria, der er in einem interessanten Briefe (Br. XXX.) die Lehren des Nestorius und Eutyches im Gegensatz zu der kirchlichen entwickelt, um sie in den Stand zu setzen, die Sache der letzteren mit Einsicht und aus Ueberzeugung auf dem bevorstehenden Konzile zu vertreten. So gibt er dem Bischof Julianus von Kos, den er mit den Presbytern Renatus und Hilarus zu seinen Stellvertretern bei der Synode ernannt hatte, ähnliche Auseinandersetzungen über die streitigen Punkte, in denen das in dem Brief an den Flavian Entwickelte wiederholt und von verschiedenen Gesichtspunkten dargestellt wird. Er unterließ nichts, was in seinen Kräften stand, um der Lehre der Kirche bei Allen, die zu deren Festsetzung mitzuwirken hatten, einen auf Einsicht und Ueberzeugung gegründeten Sieg zu sichern. (Br. XXX, XXXIV, XXXV.)*)

Der Angelegenheit des Eutyches bemächtigte sich aber bald eine Partei, als eines willkommenen Vorwands, um dahinter ihre ehrgeizigen Absichten und Pläne zu verstecken, und die Gemüther aufzuregen, deren sie sich dann zur Erreichung ganz andrer Zwecke bedienen wollten. Die große Schlaffheit und Unentschiedenheit des Kaisers, der sich so leicht den Eindrücken des Augenblicks hingab, das Recht immer mehr nach den Darstellungen andrer als aus eigener Einsicht erkannte, hatte es seiner Gemahlin Eudoxia und dem Eunuchen Chrysaphius leicht gemacht, eine beinah unumschränkte Herrschaft über das schwache Gemüth des Kaisers auszuüben. Chrysaphius war, die Nachrichten fehlen uns, um die Ursache mit Bestimmtheit anzugeben, ein Feind des Flavian, dem er in jeder Weise zu schaden, seinen durch Frömmigkeit und mannichfache Verdienste erlangten Einfluß zu untergraben, und ihn

von der so wichtigen Stelle eines Bischofs der Hauptstadt zu entfernen suchte. Sei es nun, daß er früher schon in einem befreundeten Verhältniß mit Eutyches gestanden *), oder daß er in ihm ein Werkzeug erblickte, das ihm trefflich zur Erreichung seiner Absichten gegen Flavian dienen konnte, er beschloß ihn auf jede Weise zu unterstützen und dadurch, daß er seine Sache hielt und hob, dem Flavian auf das Empfindlichste zu schaden. Ausserdem suchte er sich unter der Geistlichkeit selbst eine Partei zu machen. Es gelang ihm dies um so leichter, je mehr Viele, denen es mit dem rechten Wohl der Kirche nicht Ernst war, und die durch Flavians Forderungen, seine Strenge, sein dem Ihrigen ganz entgegengesetztes Verfahren in kirchlichen Angelegenheiten, aufgeregt, begierig eine Gelegenheit ergriffen, um einem Bischofe zu schaden, der nicht auf ihre Absichten eingehen wollte, dessen Intressen rein kirchlich, nicht wie die ihrigen weltlich nach Ehre, Macht, Ansehn, Reichthum strebend waren. Man kann mit Recht sagen, daß, wie bei dem Arianismus an Athanasius, so hier an Flavian die innerlich und sittlich bessere Partei des Klerus sich anschloß, die in Weltlichkeit Versunkenen die Gegner umgeben. Bei einer solchen Richtung war es sehr natürlich, daß Flavian sich auf das Engste an Leo anschloß. Denn hier fand er nicht allein Gleichheit der Gesinnung und Einheit des Strebens, sondern jegliche Tugend, die den Diener der Kirche und ihr sichtbares Oberhaupt zugleich zieren soll, vereint mit wohlbegründeter Macht und dem tiefgefühlten so wirksam schon ausgesprochenem Berufe, Stütze und Leiter der Kirche in ihren Kämpfen mit der gesunkenen und zerrissenen Zeit zu sein. Chrysaphius, wohl gewahr werdend, wie sehr das Anschliessen an den obersten Bischof der Kirche seinen Gegner stark machte, mußte, um diesem Bündnisse das Gegengewicht halten zu können, ebenfalls einen angesehneren und einflußreichen Geistlichen für sich zu gewinnen suchen, der selbst den Kampf mit dem römischen Bischof nicht scheute. Er fand den

*) Nach **Liberat. Brevicut. XI.** war Chrysaphius ein Pathe des Eutyches.

Mann, dessen er bedurfte, in dem Bischof Dioskur von Alexandrien. Kühnen verwegenen Geistes, vor allen Dingen ehrsüchtig, war er frühe schon ein Feind des Flavian, später dessen offener Gegner geworden, als seine Erhebung auf den Stuhl von Konstantinopel, den geehrtesten des Morgenlandes, jenem den Rang vor dem Patriarchen von Alexandrien zusicherte. Von nun an ergriff Dioskur mit Begierde jede Gelegenheit, das Ansehn Flavians zu schwächen, das eigene zu heben, und sein späteres Verfahren bewies, daß er selbst Unrecht und Gewaltthätigkeit nicht scheute, um zu seinen Zwecken zu gelangen. Daß Eutyches Gegner des Flavian war, daß Chrysaphius ihn unterstützte, mußten schon mächtige Beweggründe für Dioskur sein, sich ebenfalls für jenen zu erklären, dazu kam, und das ist ein Hauptgrund, der jenen äusseren Interessen auch ein Inneres hinzufügt, daß die Lehre des Eutyches mit der egyptischen Auffassungsweise bei weitem mehr übereinstimmte, als die Leo's und Flavians. Nun hatte er eine Ursache, die er bei Geistlichkeit und Volk seiner Diözese und des Morgenlandes überhaupt geltend machen konnte, sich an Eutyches anzuschliessen, und Dioskur ist es eigentlich, der von jetzt an die Angelegenheit leitet, Eutyches selbst tritt sehr in den Hintergrund. Er unterstützt dessen Gesuch um ein allgemeines Konzil sogleich bei dem Kaiser durch dieselbe Bitte, und bringt es durch die Vermittelung des Chrysaphius dahin, daß Theodos ihm den Vorsitz dabei übertrug.

Aus den Ausschreibebriefen des Kaisers ließ sich aber fast schon mit Bestimmtheit schliessen, in welchem Geiste diese Synode geleitet werden würde. Dem Dioskur war darin beinah ausschließlich alle Macht übertragen und seiner Partei, der Alexandrinischen, ein solches Uebergewicht gegeben, daß man den Erfolg des Ganzen schon im Voraus bestimmen konnte. Es galt einen Kampf ehrsüchtiger Interessen, zu dessen Vorwand der Unterschied der egyptischen und antiochenischen Doktrin genommen war. Aber alle Anhänger der letzteren waren schon im Voraus durch die Bestimmungen des kaiserlichen Ausschrei-

bens in Nachtheil gesetzt. Es sollte, war darin gesagt, von Dioskur abhängen, ob die, einer Begünstigung der auf dem ersten Ephesinum verurtheilten Lehre verdächtigen Bischöfe, und namentlich Theodoret, sollten zugelassen werden. Flavian, so wie alle Bischöfe, die auf jenem Konzil zu Konstantinopel den Eutyches verurtheilt, sollten nicht als Richter in der neuen Untersuchung ihre Stimmen abgeben, sondern selbst eine der zu richtenden Parteien sein, und den Ausspruch der Synode, ob sie recht oder unrecht geurtheilt, erwarten. Auserdem war dem Dioskur eine bedeutende weltliche Macht zur Disposition gestellt, in dem jedem der kaiserlichen Bevollmächtigten bei der Synode, die ganz von Dioskur geleitet wurde, aufgetragen war, jeden, der zum Nachtheile des Glaubens Unruhen errege, sogleich in sichern Verwahrsam zu bringen.

Unter solchen Auspizien begann das Konzil von Ephesus am achten August 449. Dioskurs Absicht war, wie sich aus allen seinen Bemühungen zeigt, den Alexandrinischen Lehrbegriff in der Kirche durchaus herrschend zu machen, um in Folge dessen ein Ansehn und einen Einfluß zu gewinnen, die das letzte Ziel seiner Bestrebungen waren. Um aber jene allgemeine Anerkennung zu bewirken, erklärte er die von ihm in Schutz genommene Ansicht mit dem von der Synode zu Nizäa, die ja überall des größten Ansehns genoß, festgesetzten Glaubensbekenntniß für übereinstimmend. Jeder daher, der von der Alexandrinischen Auffassung abwich, wich zugleich vom Nizänum ab, und da war Grund genug vorhanden, ihn für häretisch zu erklären. Als das Konzil nun eröffnet, als der vorsitzende Dioskur seinen thronartig erhöhten Platz eingenommen, zu seiner Seite die Legaten des römischen Bischofs, weiter unten, der fünfte in der Reihe, um ihn von vorn herein zu demüthigen, Flavian, nach dem Bischof von Jerusalem, wurden zuerst die Schreiben des Kaisers verlesen, durch welche er die Synode zusammenberief. Nun trugen, nachdem dies geschehen, die päpstlichen Legaten auch auf Verlesung des Briefes des Leo an die Synode und an den Flavian an, da ja der letztere mit der bestimmten Absicht für dieses Konzil

geschrieben sei. Dioskur unterstützte den Antrag scheinbar, indem er den Primicerius Johannes zur Verlesung desselben anwies[5]). Dieser aber, wahrscheinlich nach vorher getroffener Abrede, unterließ sie, weil, wie er sich später auf dem chalzedonensischen Konzil entschuldigte, er noch andre kaiserliche Schreiben hätte verlesen müssen. Man ging nun, ohne daß also Leo's Brief mitgetheilt war, zu der Frage über, was und in welcher Ordnung hier verhandelt werden solle. Das Nächste und Natürlichste schien, daß man die Lehre des Eutyches, die ja Veranlassung zu dem ganzen Konzil gegeben, zuerst von neuem und genauer untersuchte. Julius von Kos, der römische Legat, und selbst einige Anhänger des Dioskur erklärten sich dafür, aber da alsdann nothwendig die dogmatischen Entscheidungen des Papstes hätten verlesen werden müssen, was leicht eine Verurtheilung des Eutyches herbeiführen konnte, so mußte Dioskur der Sache eine andre Wendung zu geben suchen. Er ließ also den eigentlichen Mittel- und Streitpunkt des Ganzen, die Untersuchung der Lehre des Eutyches, fallen, und behauptete, die Aufgabe des Konzils sei, ein Urtheil zu fällen über das Verfahren der Synode unter Flavian gegen Eutyches, ob es mit den darauf bezüglichen kirchlichen Gesetzen übereinstimme oder nicht. Diese Ansicht wußte er, da seine Anhänger die bei weitem größere Mehrzahl bildeten, durchzusetzen. Man beschloß die Akten derselben zu revidiren, doch erlaubte man dem Eutyches vorher, wenn er etwa eine Anklage gegen dieselbe beabsichtige, es jetzt zu thun.

Eutyches las nun, als sein Glaubensbekenntniß, das Symbol von Nizäa ab, klagte dann den Eusebius von Doryläum und den Flavian an, ihn ungerecht verurtheilt und auf seine (erwiesen nicht in rechtlicher Form geschehene) Appellation an den römischen Bischof und die angesehnsten Patriarchen keine Rücksicht genommen zu haben. Flavian, der nie als Ankläger, sondern immer nur als Richter des Eutyches erschienen war, wies daher seine Beschuldigungen zurück, und erklärte, nicht er, sondern Eusebius sei des Eutyches Ankläger gewesen, den möge man daher befragen und zur Verantwor-

tung auffordern. Dagegen aber protestirte der kaiserliche Abgeordnete, Komes Elpidius, weil Eusebius, als früherer Richter des Eutyches, dem kaiserlichen Befehle gemäß, keinen Theil an der jetzigen Verhandlung nehmen dürfe. Darauf wurden die Akten jener Synode von Konstantinopel verlesen, und jetzt begannen von Seiten der Partei des Dioskur die heftigsten Schmähungen. So wie sie dem Dioskur zugerufen hatten, sobald er nur irgend einen Vorschlag gemacht: auf deinem Antrag beruht das Heil der Welt, Heil dem Bischofe Dioskur, Heil dem großen Wächter des Glaubens, das ist die Stimme des heiligen Geistes; so brachen sie, als die Aussprüche jener Synode über die zwei Naturen des Herrn vorgelesen wurden, in die fürchterlichsten Drohungen aus: Schneidet ihn entzwei, wer von zwei Naturen redet, er ist ein Nestorianer! Verbrennt den Eusebius, lebendig werde er verbrannt. Diese Ausrufungen gingen besonders von den egyptischen Bischöfen und von den in großer Anzahl zugegen seienden Mönchen aus, deren Anführer der Archimandrit Barsumas war, den der Kaiser ausdrücklich zum Repräsentanten der rechtgläubigen Archimandriten des Orients bei der Synode ernannt hatte. Das Schweigen der besseren, aber furchtsamen und durch so viel Rohes und Gewaltthätiges eingeschüchterten, Mitglieder der Synode galt für Zustimmung.

Um nun nach Verlesung der Akten die im Voraus beschlossene Verurtheilung Flavians und seiner Partei, die der eigentliche Zweck des Ganzen war, zu motiviren, berief sich Dioskur auf den Beschluß der Ephesinischen Synode, daß niemand, weder Geistlichen noch Laien, erlaubt sein sollte, an dem Glauben des Nizänischen Konzils zu ändern, oder andre Formeln einzuführen. Er ließ denselben noch einmal von der Versammlung bestätigen, und gab ihm dabei die ganz absurde und unkirchliche Auslegung, man dürfe nicht das Geringste, selbst nicht zur Vertheidigung dieser Lehre, wenn sie bezweifelt oder bestritten würde, untersuchen oder hinzufügen. Darin zeigte sich am besten der eigentliche Charakter und das Wesen dieser dumpfen, allen wahren kirchlichen Fortschritt, alle lebendige

Entwickelung der Lehre hemmenden, Mönchspartei, welche die hauptsächlichste Stütze des gewaltthätigen Dioskur war. Weil nun Eutyches seine Anhänglichkeit an den Nizänischen Glauben erklärt, weil Flavian und seine Anhänger hingegen durch die Einführung der Lehre von zwei Naturen und anderen nicht im Nizänischen Bekenntniß Enthaltenen, sich das in der Bestimmung des Ephesinischen Konzils vorgesehenen Vergehens schuldig gemacht hatten, so wurde Eutyches losgesprochen und in die Kirchengemeinschaft wieder aufgenommen, Flavian und Eusebius von Doryläum hingegen ihrer bischöflichen Würde entsetzt und exkommunizirt. Dioskur, der diesen Ausspruch that, forderte dafür die Bestätigung der anwesenden Bischöfe und setzte hinzu, die Stimmlisten würden dem Kaiser vorgelegt werden. Noch ehe aber die Abstimmung geschehen konnte, appellirte Flavian sogleich von diesem Urtheil an ein größeres, in Italien zu versammelndes Konzil und an die Entscheidung des römischen Bischofs auf demselben. Hilarion der Diakon widersprach ebenfalls.

Jetzt traten mehrere ausgezeichnete orientalische Bischöfe, die diese schreienden Ungerechtigkeiten nicht mehr ansehen konnten, hervor, trotz der von allen Seiten ihnen zugerufenen Drohungen, umfaßten die Knie des Dioskur und baten ihn flehentlich, einen so ungerechten Ausspruch zurückzunehmen. Er aber, der gewaltthätige Mann, keine Vorstellung hörend, nur seiner Begierde, Flavian zu unterdrücken, Raum gebend, rief ihnen zu, er wolle sich lieber die Zunge abschneiden lassen, als nachgeben, stand schnell auf und schrie, als wenn er Gewalt von jenen Bittenden litte: sind denn des Kaisers Abgeordnete nicht hier, man hole sie herbei, und that, als sei ihm wirklich Gewalt geschehen und er bedürfe ihres Beistandes. Diese aber fanden darin, was sie darin finden sollten, die Aufforderung, jetzt ohne Schonung zu verfahren. Sie riefen also eine Kohorte kaiserlicher Soldaten in die Kirche, diese drangen, mit Ketten, Prügeln, Waffen und andern Schreckmitteln großes Geräusch machend, in die heilige Stätte, um den Bischöfen, die ihre Zustimmung weigerten, Furcht einzuflössen,

mit ihnen Barsumas, der fanatische Archimandrit, an der Spitze wüthender Horden egyptischer Mönche und roher Parabolanen der Alexandrinischen Kirche, dem Dioskur blind ergeben, und noch ein andrer großer Haufe Gesindels. Gewaltthätigkeiten aller Art begannen, der Widerstand, selbst der beharrlichste, ehrwürdiger Bischöfe wurde gebrochen und Alle genöthigt, ihre Unterschrift auf ein unbeschriebenes Blatt zu zeichnen, welches nachher mit dem oben angeführten Spruche ausgefüllt wurde, dem man noch die Verurtheilung des Ibas von Edessa, Theodoret von Cyrus und Domnus von Antiochien hinzufügte. Flavian unterdessen hatte sogleich eine kurze Appellation an den römischen Bischof den anwesenden Legaten desselben übergeben, und dies scheint Zorn und Wuth seiner Feinde in einem besonderen Grade gegen ihn erregt zu haben, die sie in schmachvollen körperlichen Mißhandlungen des unglücklichen Greises ausließen, welche die nächste Veranlassung zu seinem Tode wurden *). Die Gesandten des Papstes wur-

*) Die Nachrichten über den Tod des Flavian und seine nächsten Ursachen sind sehr abweichend. Prosper im Chronicon sagt, Flavian sei unter den Händen derjenigen, die ihn in die Verbannung führten, gestorben, das kann beides heißen, er sei den auf dem Konzil erlittenen Mißhandlungen erlegen, oder habe in Folge derselben den Tod auf dem Wege in die Verbannung gefunden. Damit läßt sich sehr gut zusammenreimen, er sei am dritten Tage nach der Synode gestorben, wie Nicephorus erzählt. In der Chronik des Marcellin heißt es, und dasselbe sagt ein griechisches Menologium, er sei nach Epypa in Lydien verbannt und dort vor Gram gestorben, ohne Zeitangabe seines Todes. Das Synodicum vet. läßt ihn auf der Synode selbst unter den Fußtritten seiner Mörder erliegen. In den Akten des chalzedonensischen Konzils wird sogar ausdrücklich Barsumas als derjenige, der ihn getödtet habe, genannt. Euagrius behauptet auf die Aussage des Eusebius von Doryläum hin, Dioskur habe ihn mit Füßen getreten, aus der Kirche gestossen und getödtet. Diese letztere Version, die den Flavian auf dem Konzil selbst sterben läßt, ist wohl nun jedenfalls übertrieben, da, wäre so etwas geschehen, später gegen die Thäter gewiß nachdrücklicher verfahren wäre, und daß Dioskur auf dem Konzil

den, da sie den Beschlüssen der Versammlung auf das Entschiedenste und Festeste ihre Zustimmung versagten, in ein Gefängniß geworfen und nur dem Diakon Hilarus gelang es, allen Verfolgungen zu entgehen, und die Nachricht von dem zu Ephesus Vorgefallenen, so wie die Appellation des Flavian glücklich nach Rom zu bringen.

So war denn dem Dioskur sein Vorhaben gelungen, er hatte den Sieg über seinen Gegner davongetragen, ihn selbst zu Boden geworfen und der Alexandrinischen Lehre den Triumph verschafft. Aber wie war dieser Sieg errungen und welche traurige Folgen mußte er für die Kirche haben! Die Heiligkeit eines Konzils war durch rohe Gewaltthätigkeit verletzt, Recht zu Unrecht, Unrecht zu Recht gemacht, in aller Gemäßigten Gemüther Furcht und Bestürzung geworfen, selbst die Muthigsten eingeschüchtert, die Beharrlichsten wankend gemacht, ein blinder Fanatismus aufgeregt, der das Licht christlicher Wahrheit, die bisher immer noch im Kampfe mit dem Irrthum den Sieg davon getragen, mit dumpfer Gewalt zu ersticken drohte. Dazu so große Unbilde, von der weltlichen Macht unterstützt, beschützt, zuweilen hervorgerufen, zuweilen vermehrt, immer aber so aufrecht erhalten und vertheidigt, daß es selbst dem redlichsten Willen nicht gelang, das Rechte dagegen geltend zu machen, und die Schmach, die die Urheber dieses Unrechts der Kirche angethan, an ihnen selbst zu strafen. Entsetzung, Verbannung und noch Härteres warteten derer, welche dem egyptischen Unwesen, den gefürchteten Dioskur an der Spitze, sich entgegenzusetzen wagten. Die Zeiten arianischer Verfolgung unter Konstans und Valens drohten zurückzukehren, und noch reicher an Unterdrückung jeder Art zu werden, denn die Verfolger waren ja keine Häretiker mehr, wie damals, welche die allgemeine Stimme der Kirche selbst

---

von Chalzedon Todtschläger, Mörder des Flavian, ein Kain, genannt wird, ist wohl nur so zu verstehen, daß er durch seine harte und grausame Verfolgung und Behandlung des Flavian die mittelbare Ursache seines Todes wurde. Die Nachricht des Prosper mit der des Nicephorus zusammengestellt, scheint die wahrscheinlichste.

aus ihrem Schooße gestossen hatte, es waren nicht die Kaiser und die weltlich Gewaltigen, sondern die ersten und angesehensten Bischöfe der Kirche selbst, die so gegen ihre Brüder zu wüthen drohten.

In so trüber und bedrückter Zeit waren die Blicke aller Besseren auf einen Mann gerichtet, von dem die bedrängte Kirche ihr Heil erwartete. Es war der römische Bischof Leo. Grade jetzt, wo die Gefahr am größten, das Toben der Widersacher am wildesten war, entsprach er seinem großen Berufe, die Kirche durch die Stürme der Zeit zu führen und die Keime eines neuen Lebens der Menschheit, die schon zu sprossen begonnen hatten, zu erhalten, am würdigsten entsprach. Er setzte sich dem einbrechenden Verderben mit einer Standhaftigkeit entgegen, an der die Angriffe der Feinde scheiterten, diese selbst zu nichte wurden. Leo, der, wie ein Brief an den Flavian (Br. **XXXIX.**) beweißt, wegen des Ausgangs der Ephesinischen Synode in großer sehr gegründeter Besorgniß gewesen war, hatte kaum von Hilarius die Nachricht des dort Vorgefallenen und die Appellation Flavians, der noch eine Theodorets folgte, erhalten, als er sogleich, den Schmerz, den ihm diese innerhalb der Kirche selbst begangenen Gewaltthätigkeiten und Verbrechen verursachen mußten, mit starker Seele unterdrückend, an die Mittel dachte, die geschlagenen Wunden zu heilen und dem Verderben, daß es nicht weiter dringe, sich entgegenzusetzen. Er richtet sogleich die nachdrücklichsten Vorstellungen an den Kaiser, (Br. **XLII, XLIII.**) erklärt ihm auf das bestimmteste, daß er das zu Ephesus Geschehene durchaus verwerfe, über die wichtigsten Intressen der Kirche sei dort mit Privathaß und unwürdigster Leidenschaftlichkeit gestritten, die die Lehre betreffenden Bestimmungen des apostolischen Stuhles verworfen, empörende Gewaltthätigkeiten verübt. Mit großem Ernste gibt er dem Theodosius zu verstehen, wie er selbst einen bedeutenden Theil der Schuld trage, indem dadurch, daß auf seinen Befehl einige Bischöfe unrechtmäßig zugelassen, andre unrechtmäßig ausgeschlossen seien, die kanonischen Bestimmungen zuerst ver-

letzt worden wären. Vor Allen verlangt er, daß Alles zu Ephesus Geschehene für ungültig erklärt werden und die Dinge in ihren früheren Stand zurückkehren sollten, alle dort gefaßten Beschlüsse seien ohne alle Kraft und Wirksamkeit. Um die so verwirrten und gefährdeten Angelegenheiten der Kirche zu ordnen, sei die Zusammenberufung eines allgemeinen Konzils dringend nothwendig und er unterstütze aus allen Kräften und mit seinem ganzen Ansehn die Forderung Flavians, daß ein solches, dem die orientalischen Bischöfe ebenfalls beiwohnen müßten, in Italien versammelt werde. Dort sollten die Irrenden zurechtgewiesen und belehrt, die Hartnäckigen der verdienten Strafe unterworfen werden.

Damit aber nicht zufrieden, versammelt der Papst zugleich auch eine Synode der italischen Bischöfe in Rom, und theilt ihnen die Lage der Dinge mit. Einmüthig wird auch hier beschlossen, dem von Ephesus und Alexandrien ausgehenden Unwesen mit allen Kräften sich zu widersetzen. Ein neuer Brief setzt den Kaiser davon in Kenntniß, und mit den eindringlichsten Worten legt ihm Leo die Gefahr und Noth der Kirche und seine Pflicht ans Herz, die ihm Gott und Gewissen auferlegen, hier helfend einzuschreiten, und wiederholt ihm, daß dies am besten eben durch die Zusammenberufung jenes Konzils geschehe (Br. **XLIV.**). Ausserdem aber schreibt er auch an die fromme und einflußreiche Pulcheria, überschickt ihr Abschriften früherer Briefe an sie, die er seinen Legaten bei dem Ephesinischen Konzil, das er in einem späteren Schreiben eine Räubersynode nennt, eine Bezeichnung, die historisch geworden ist, mitgegeben hatte, die ihr aber, da jene gefangen gehalten wurden, und Hilarus der Diakon bei seiner Flucht Konstantinopel nicht berührte, noch nicht zugekommen waren*). Zugleich unterrichtet er sie von der Lage der Angelegenheiten und bittet sie dringend, allen Einfluß auf ihren Bruder, den Kaiser, dahin zu verwenden, daß er ihm zur Heilung der der Kirche geschlagenen Wunden behülflich

*) Vergl. den Brief des Hilarus an die Pulcheria bei **Leon. Opp. ed. Ballerini II, p. 925.**

sei. Den Flavian tröstet er ebenfalls und verspricht ihm Hülfe (Br. XII). Den Bischöfen, die der Versammlung nicht beigewohnt, wie Anastasius von Thessalonich und Andre, theilt er das Vorgefallene ebenfalls mit, und ermahnt sie so liebreich wie väterlich, standhaft in dem Glauben der Kirche zu verharren. In seinem und der römischen Synode Namen schreibt er an die Bewohner Konstantinopels, tröstet sie über die Verwüstung ihrer Kirche, über das Unrecht, das ihrem würdigen Bischofe widerfahren sei, und ermahnt sie, trotz aller Verfolgung demselben treu ergeben und in dem Festhalten an dem rechten Glauben unerschütterlich zu bleiben. Zu demselben fast, nur mit noch größerer Eindringlichkeit fordert er die Archimandriten der Stadt auf, und führt denen, die noch daran zweifeln könnten, das Unrecht des zu Ephesus Geschehenen vor die Seele.

Auf seinen an den Kaiser gestellten Antrag wegen des ökumenischen Konzils in Italien, erhielt Leo indessen keine Antwort, wenigstens nicht so schnell, wie die Dringlichkeit der Sache es zu fordern scheint. Denn Theodosius, da er nie selbstständig prüfte, hatte durch die Bemühungen der Partei des Dioskur und Eutyches eine ganz andre Ansicht von der Ephesinischen Synode bekommen, wie dies deutlich aus den Briefen, die er seinem Mitkaiser Valentinian und seinen Verwandten, der Placidia und Eudoxia schreibt, und die unter den Briefen Leo's erhalten sind, hervorgeht. Valentinian war nämlich mit jenen beiden kaiserlichen Frauen grade nach Rom gekommen, um seine Andacht bei dem Grabe des heiligen Petrus zu verrichten, eben als die Nachricht von den Ephesinischen Gräueln dort angekommen war. Leo hatte diese Gelegenheit benutzt, um sie zu bitten, ihr Ansehn ebenfalls bei Theodosius einzulegen, um ihn zu einer Abhülfe der in der orientalischen Kirche herrschenden großen Wirren zu bewegen. Alle drei hatten sich seinen Wünschen, zu denen noch die ähnlichen Bitten des grade in Rom versammelten Konzils italischer Bischöfe kamen, geneigt erklärt, und deßwegen sogleich sehr dringende Briefe an Theodosius geschrieben, in der besonders

die Art, in welcher sie über das Verhältniß des römischen Bischofs zur Kirche sprachen, Aufmerksamkeit verdient, da sie beweißt, wie entschieden ausgebildet zu jener Zeit im Abendlande schon die Idee des Primats war. Valentinian sagt ausdrücklich: da ihre, der Kaiser, Pflicht es sei, den von den Vorfahren überkommenen Glauben zu bewahren und zu vertheidigen, so müsse er, um dieser Pflicht zu genügen, einschreiten, damit der römische Bischof, dem das Alterthum die höchste Würde der Priesterschaft übertragen, Gelegenheit habe und im Stande sei, wie über die Lehre, so über die Geistlichen selbst und ihr Verfahren richtend zu entscheiden*). Deswegen möge der Kaiser dem Verlangen desselben nach einem allgemeinen Konzil nachgeben. Bezeichnend für die religiöse Richtung der Zeit ist auch der Brief der Placidia an den Theodosius. Sie erzählt ihm, wie sie zur Verehrung des Apostel Petrus nach Rom gekommen, und wie, als sie eben im Begriff gewesen, derselben zu genügen, Leo sein Gebet an derselben Stätte unterbrechend, von der Menge der versammelten Bischöfe umgeben sich ihr genähert und mit Thränen sie beschworen habe, zur Aufrechterhaltung des katholischen Glaubens einzuschreiten. Sie bitte daher den Theodosius, die Angelegenheit Flavians dem Urtheil des Konzils und der Entscheidung des apostolischen Stuhls zu überlassen, welchem letzterem Jener, der würdig gewesen, die Himmelsschlüssel zu empfangen, die Aufsicht des Erzpriesterthums**) übertragen habe. Ausserdem zieme es ihnen, den Herrschern, wohl, jener Stadt, welche die Herrin sei der Länder, in allem Ehrfurcht zu bewahren.

---

*) Ἵνα ὁ μακαριώτατος ἐπίσκοπος τῆς Ῥωμαίας πόλεως, ᾧ τὴν ἱερωσύνην κατὰ πάντων ἡ ἀρχαιότης πάρεσχε, χώραν καὶ εὐπορίαν ἔχῃ περί τε τῆς πίστεως καὶ ἱερέων κρίνειν. — Quatenus beatissimus romanae civitatis episcopus, cui principatum super omnes antiquitas contulit, locum habeat ac facultatem, de fide et de sacerdotibus judicare. Inter Leon. epp. LV.

**) τὴν ἐπισκοπὴν τῆς ἀρχιερωσύνης — principatum episcopatus epp. LVI.

Die Antwort des Theodosius auf alle diese Anliegen ist in der That auffallend, sie beweißt, wie wenig er über den eigentlichen Zustand der kirchlichen Angelegenheiten unterrichtet war. Er schreibt dem Valentinian, wie er keineswegs Glauben und Religion der Vorfahren verlassen wolle, sondern grade zur Aufrechthaltung derselben ein Konzil in Ephesus berufen habe. Dort habe vollkommene Freiheit der Berathung geherrscht, deren Folge die Festsetzung der unentstellten Wahrheit gewesen. Die des Priesterthums Unwürdigen seien von demselben entfernt, die für würdig Erachteten, aber unrechtlich Ausgeschlossenen, wieder aufgenommen worden. Die Streitigkeiten, welche die Synode nöthig gemacht hätten, wären durchaus jetzt als nach göttlichem Urtheil entschieden zu betrachten. Flavian, schädlichen Neuerungen schuldig befunden, habe den gerechten Lohn empfangen. Nach seiner Entfernung herrsche Friede und Eintracht in der Kirche, und nichts anders als die Wahrheit gelte. Noch mehr als aus dieser Antwort geht aber die Verblendung des Kaisers aus einem anderen Dokumente hervor, welches zugleich den besten Beweis gibt, wie sehr die Partei des Dioskur sich seiner bemächtigt und zu welcher Härte und Ungerechtigkeit sie ihn verleitete. Es ist dies das Edikt des Kaisers, wodurch er die Schlüsse jener zweiten Ephesinischen Versammlung bestätigte. Es heißt dort, Nestorius sei auf dem ersten Ephesinum verurtheilt, die Aussprüche desselben seien überall angenommen worden, der Kaiser habe sie durch ein eigenes Gesetz bestätigt, und nun, nachdem die Kirche lange Frieden genossen, hätten Flavian von Konstantinopel und Eusebius von Doryläum durch ihre Anhänglichkeit an die Nestorischen Irrthümer neue Unruhen erregt. Deßwegen habe er zur Befestigung der reinen Lehre, ein neues Konzil zu Ephesus veranstaltet, dort sei das Nizänische Symbolum bestätigt worden, die Schuldigen entsetzt. Und nun heißt es weiter: Wir billigen und bestätigen die Schlüsse dieser heiligen Synode, halten und erklären das für Orthodoxie, was auf der Nizäischen und den beiden Ephesinischen Versammlung in Bezug auf die Lehre bestimmt ist. Damit aber

auch für die Zukunft aller Streit beigelegt bleibe, so befehlen wir, daß im ganzen Reiche alle Bischöfe durch ihre Metropolitan das Nicänische Symbolum unterschreiben und uns Bericht darüber von den letzteren eigenhändig erstattet werde. Es soll unter keiner Bedingung Jemand zum Bischof geweiht werden, der sich als Anhänger des Nestorius oder Flavianus zeigt. Sollte ein Solcher früher schon geweiht sein, oder durch Verbergung seiner wahren Ansichten seine Beförderung erlangt haben, so soll er durch einen Beschluß der Bischöfe seines Amtes entsetzt werden. Zu dem Nicäischen Glauben soll durchaus nichts hinzugesetzt, noch davon genommen werden. Des Nestorius Schriften und andere schädliche Bücher, besonders die Schriften des Porphyrius gegen das Christenthum soll niemand besitzen, lesen, abschreiben oder verbreiten, dasselbe gelte von den Schriften des Theodoret. Wer dergleichen habe, solle sie an die Obrigkeit ausliefern und diese sie verbrennen. Die Anhänger der in jenen Schriften enthaltenen Lehren und die, welche sie verbreiten, sollen weder in Städten noch auf dem Lande geduldet werden. Sie dürfen keine Zusammenkünfte halten, ihre Güter sollen eingezogen und sie des Landes verwiesen werden. Wer dagegen handelt, sei er wer er wolle, und Bücher behält, welche die verbotenen Lehren des Nestorius und Theodoret vortragen oder erklären, sei ebenso zu bestrafen, sollten auch diese Bücher einen fremden Namen auf dem Titel führen *).

Wenn auch diese Gesinnungen des Kaisers wenig Tröstliches für Leo haben mußten und ihm die Gewißheit gaben, daß er auf dessen Beistand zur Unterdrückung jener unruhigen und unkirchlichen Bewegungen im Orient nicht zählen dürfe,

*) Acta Concil. Chalcedon. p. III. act. 8. p. 675. Harduin. Der Text des Gesetzes führt dort die Aufschrift: Interpretatio legis a Theodosio juniore, cum seductus fuisset a Chrysaphio, adversus Flavianum et socios pro Eutychete promulgatae, quam religiosissimi principis Marciani lex subsecuta distruxit. Ausserdem bestätigt es Dioskur selbst bei Mansi Collect. Concil. VI. p. 601.

so war es ihm um so erfreulicher auf seine Ermahnungen an den Clerus und das Volk von Konstantinopel, an die Archimandriten und die Pulcheria Antworten zu erhalten, welche ihm von der treuen Anhänglichkeit derselben an die Sache Flavians und von ihrer gänzlichen Mißbilligung des zu Ephesus Geschehenen, in Kenntniß setzten. Aber dieselbe Sorgfalt, welche er anwandte, um die Herrschaft des Irrthums und der Willkühr in den Kirchen des Orients zu verhindern, zeigte er in dem Bestreben, die des Occidents davor zu bewahren. Da er in seinem Briefe an den Flavian die kirchliche Lehre bestimmt, klar und in einer Weise ausgesprochen hatte, die allen zur Richtschnur dienen sollte, so sandte er Abschriften jenes Schreibens an die Bischöfe des Abendlandes, um sie, im Fall eutychianische Ansichten sich in ihren Gemeinden zeigen sollten, in den Stand zu setzen, die Verbreitung derselben durch die Entgegenstellung der Wahrheit zu hemmen. Zugleich fordert er sie auf, dem Theodos zu schreiben, und ihn um Schutz gegen die von dem ephesinischen Concil verübten Gewaltthätigkeiten zu bitten. Die Bischöfe sandten später seinen Brief an den Flavian mit ihren Unterschriften bedeckt zurück, und ihre Antworten beweisen, wie dankbar sie seine Fürsorge aufnahmen und wie sehr sie den Principat des apostolischen Stuhls in der erleuchteten Lehre seines Bischofs anerkannten *).

Nach der Absetzung und Verbannung des Flavian, der sein Tod bald folgte, war Anatolius auf den bischöflichen Stuhl von Konstantinopel erhoben worden. Wie seine Wahl geschehen, darüber sind die Nachrichten verschieden. Er selbst erzählt in einem Schreiben an Leo **): Theodosius habe sich

*) Magna praeterea et ineffabili quadam nos peculiari tui gratulatione suberescimus, quod illa specialis doctrinae vestrae pagina ita per omnium ecclesiarum conventicula celebratur, ut vere consona omnium sententia declaretur merito illic principatum apostolicae sedis constitutum, unde adhuc apostolici spiritus oracula reserentur. Leon. opp. ep. 68.

**) Bei Cotel. Monum. eccl. gr. I. p. 66. Leo epp. 53.

bemüht den durch Flavians Absetzung und Tod erledigten Stuhl von Konstantinopel würdig zu besetzen; er habe darauf der Geistlichkeit der Stadt den Auftrag gegeben, aus ihrer Mitte den Nachfolger desselben zu wählen. Darauf seien aber die größten Uneinigkeiten und Parteiungen entstanden, und nun habe der Kaiser vorgeschlagen, den Bischof aus den fremden, in Konstantinopel anwesenden Geistlichen zu nehmen, und da sei dann die Wahl auf ihn gefallen. Nach anderen Berichten aber stand Anatolius in einem engen Verhältniß zu Dioskur, indem er als dessen Bevollmächtigter die Angelegenheiten der Alexandrinischen Kirche in Konstantinopel besorgte, und Dioskur war es, der seine Erhebung durchsetzte*). Durch Anatolius Darstellung zur Sache wird diese Nachricht nicht minder wahr, denn er hatte seinerseits hinreichenden Grund, gegen Leo seines Verhältnisses zu Dioskur nicht zu erwähnen. Ausserdem herrschte Dioskur nach jenem zu Ephesus so schmachvoll errungenen Sieg unumschränkt und ohne Nebenbuhler in den kirchlichen Angelegenheiten des Orients. Theodoret war von ihm aus seinem Bischofssitze verdrängt, und hatte sich nothgedrungen in das Kloster, dem er seine geistliche Bildung verdankte, zurückgezogen**). Domnus von Antiochien, der sich zu Ephesus zu wenig nachgiebig gezeigt, wurde entsetzt, und ihm ein Günstling des Dioskurs, Maximus, zum Nachfolger gegeben, dem die Geistlichkeit des Bisthums sich unterwerfen mußte. Ibas von Edessa theilte das Schicksal seiner Freunde. Nonnus wurde sein Nachfolger, und ausserdem wurden alle diejenigen, von denen Dioskur wußte, daß sie seine Gewaltthätigkeiten mißbilligten, auf jede Weise als Nestorianer verfolgt und unterdrückt. Wenn er nun auch dadurch sich eine fast unumschränkte Herrschaft erworben, so war es ihm doch höchst unangenehm, daß der Papst sich so entschieden gegen das ephesinische Konzil ausgesprochen hatte, und

*) Nach Theodos. Lector. fragment. und Liberat. Brevic. XII. p. 79.

**) Theodor. epp. 101. 105.

daß es auf sein Ansehen hin, vom ganzen Occident verworfen ward. Vor allen Dingen aber beunruhigten ihn die Schritte, welche Leo selbst bei dem Kaiser gethan hatte, und die, wenn sie gelangen, leicht seinen Sturz herbeiführen konnten. Er erkannte die ganze Gefahr, die ihm von diesem kräftigen und entschiedenen Auftreten des Papstes drohte, aber als er erfuhr, daß es den Bemühungen seiner Freunde, besonders des Chrysaphius, gelungen war, den Kaiser in der günstigsten Stimmung für ihn zu erhalten, und daß die entgegengesetzten Bemühungen Leo's bis jetzt ohne Erfolg geblieben, wurde seine Zuversicht desto größer. Um seinen gefährlichsten Feind, und als solchen mußte er den Papst wohl betrachten, wie er glaubte, unschädlich zu machen, hob er in seiner gewaltthätigen Verwegenheit die Kirchengemeinschaft mit ihm auf. Aber wenn er sich dadurch dem römischen Bischof gegenüber zu befestigen und die orientalische Kirche von der Oberleitung desselben ganz unabhängig zu machen glaubte, so irrte er sich sehr in seinen Berechnungen, denn diese seine Erklärung rief sogleich ein entschiedenes Schisma in der morgenländischen Kirche hervor. Nur die egyptischen und palästinensischen Bischöfe, welche durch die zahlreiche, in ihren Diözesen befindlichen, und dem Dioskur ganz ergebenen Mönche, von demselben abhängig waren, traten ihm bei, während die Gemeinden im Pontus und dem ganzen übrigen Asien die Gemeinschaft mit Rom aufrecht erhielten. Das Schisma dauerte bis zum Tode des Theodos.

Obgleich nun Anatolius gewiß auf den Beistand des Dioskur zählen konnte, im Fall er sich so unabhängig als möglich von dem römischen Bischofe hätte machen wollen, so wagte er doch nicht mit demselben durch Unterlassung derjenigen Formalitäten, durch welche er ihn als der Kirche Oberhirten anerkannte, ganz zu brechen. Es wäre dies geschehen, wenn er ihm seine Erhebung nicht angezeigt hätte. Das Einzige, worin sich eine Art von abgeneigter Gesinnung zeigte, war die große Verspätung, mit der vielleicht mit Willen diese Anzeige geschah und die oberflächliche Art mit der der Kaiser

sowohl als Anatolius selbst und die Bischöfe, die ihn ordinirt hatten, sie machten. Der Papst befand sich wirklich in einer verwickelten Stellung. Er mußte annehmen, daß Anatolius, da er des Kaisers Genehmigung hatte, in mehr oder minder engem Verhältnisse mit Dioskur und der demselben geneigten Partei am Hofe stand, und daß er vor allem die Irrthümer des Dioskur in Bezug auf die Lehre theilte. In dieser Beziehung konnte er ihm unmöglich seine Anerkennung zu Theil werden lassen, auf der anderen Seite hatte er aber auch bei der unbestimmten Weise, in der sich Anatolius in seinem Schreiben ausgesprochen, durchaus keinen bestimmten Grund, ihn unchristlicher Lehren oder eines bösen Willens zu beschuldigen und deswegen seine Anerkennung zu versagen. Seine Lage war in der That schwierig, seine Zustimmung zu geben schien gefährlich, sie zu verweigern ungerecht. Es bedurfte mannichfacher, die Sache wohl überlegender Berathung, und aus einigen Andeutungen in Leo's Briefen an den Ravennius von Arelate kann man ersehen, wie sehr ihn diese Sache damals beschäftigte*), aber der Entschluß, den er faßte, begegnete allen Schwierigkeiten. Er versagte nämlich dem Anatolius seine Anerkennung nicht, verlangte aber zuvor von ihm, daß er sich in entschiedener Weise für die kirchliche Lehre ausspreche. Der Brief, in dem dieß geschieht, ist an den Kaiser selbst gerichtet. Leo drückt die bestimmte Ueberzeugung aus, daß es seine Pflicht sei sich von den Ansichten des Bischofs von Konstantinopel, die Lehre betreffend, in Kenntniß zu setzen. Dieser möge ihm daher schriftlich den Beweis geben, daß er den jüngsten Irrthümern und unchristlichen Bewegungen durchaus fremd sei. Dieß erwartend, habe er dem Anatolius zu antworten aufgeschoben, verlange aber von ihm, daß er sich mit den Briefen Cyrills, in welchen dieser die Irrthümer des Nestorius widerrief, für einverstanden erkläre. Seinen des Papstes, Brief an den Flavian müsse er ohne weiteres anerkennen, denn darin sei das einstimmige Bekenntniß aller

*) Vergleiche auch die Ballerini zu Leon. opp. II. p. 474.

Väter enthalten. Wer sich davon lossage, hebe dadurch zugleich seine Gemeinschaft mit der katholischen Kirche auf.

Um nun aber über die Verhältnisse in Konstantinopel zuverläßig und genau berichtet zu werden, sandte er zugleich mit diesem Briefe eine, aus den beiden Bischöfen Abundius und Astorius und zwei Presbytern, bestehende Gesandtschaft nach Konstantinopel, um dem Kaiser das Glaubensbekenntniß des Papstes zu überreichen und ihm seine Ansichten über den Zustand der kirchlichen Angelegenheiten darzulegen. Aber diese Gesandtschaft, welche wahrscheinlich gegen das Ende des Julius 450 (der Brief an den Kaiser ist vom XVIII. Cal. Aug. datirt) abreißte, traf den Theodosius nicht mehr lebend an; ein Sturz auf der Jagd hatte seinen schnellen Tod herbeigeführt. Mit dem Herrn war auch der Günstling Chrysaphius gestürzt, da er nach des Kaisers Tod keinen Beschützer mehr, sondern nur Feinde am Hofe hatte, so war die Strafe seiner vielen Gewaltthätigkeiten sicher und schnell. Wie er den Tod fand, ist ungewiß und bei der Verschiedenheit der Nachrichten schwer zu entscheiden*). Mit ihm stürzte die ganze Partei, welche bisher am Ruder gewesen, und die Herrschaft des Unrechts hatte ein Ende. Für die kirchlichen Angelegenheiten ist der Tod des Theodosius ein höchst wichtiger Wendepunkt, denn die Bemühungen des Papstes, den Frieden und die Einheit der Lehre in der Kirche wieder herzustellen, fanden nicht nur keinen Widerstand mehr, sondern

*) Nach Theodorus Lector und Marcellin ließ Pulcheria ihn tödten, und zwar, wie Victor Tunnunnensis und Prosper berichten, noch vor der Erwählung Marcians. Das Chronic. alexandr. erzählt, er sei an der Pforte des Pallastes selbst niedergehauen worden. Nach Nicephorus erkennt Theodosius noch vor seinem Tode die Verworfenheit seines Günstlings, entkleidet ihn aller Ehre und schickt ihn in die Verbannung auf eine Insel, wo er denn auf der Hinreise verunglückt und ertrunken sein soll. Cedrenus läßt ihn mit Zustimmung der Pulcheria den Tod auf jener Insel durch die Hand des Jordanes finden, dessen Vater der Eunuch gestürzt und ermordet hatte.

vielmehr die größte und bereitwilligste Unterstützung von Seiten des neuen Herrscherpaares. Mit der Entfernung der ränkesüchtigen Eudoxia, der Gemahlin des Theodosius, die ihr Leben in einem Kloster zu Jerusalem beschließen mußte, fiel die letzte Stütze der Partei des Dioskur am Hofe. Die Gesandten des Papstes übergaben nun die Schreiben, die für den Theodosius bestimmt gewesen waren, dem Nachfolger desselben, Marcian. Dieser hatte gleich nach seiner Thronbesteigung (wahrscheinlich Ende August oder Anfangs September*) den Papst von derselben in Kenntniß gesetzt. Das Schreiben, worin dieß geschieht, ist gemeinschaftlich in des Marcian und Valentinian Namen erlassen. Es heißt dort, die Kaiser hielten es für angemessen, dieß Ereigniß dem Papste, als dem Inhaber des Principats der bischöflichen Würde, anzuzeigen und ihn um sein Gebet für das Heil und die Wohlfahrt ihrer Regierung zu ersuchen. Zugleich äussern sie ihm den Wunsch, daß durch die Zusammenberufung einer Synode und durch seine Vermittlung (te auctore) die Streitigkeiten und Wirren der Kirche beigelegt werden mögen.

Dieser Entschluß der Herrscher hatte, sobald er bekannt wurde, und noch vor seiner Ausführung, die wohlthätigsten Folgen. Anatolius, sei es nun aus Ueberzeugung oder aus Klugheit, erklärte sich sogleich bereit den vom Papst an ihn gestellten Forderungen zu genügen. Es waren grade eine Menge von Bischöfen in Konstantinopel zugegen, um dem neuen Kaiser zu seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen. Anatolius bewirkte, daß alle den Brief Leo's an den Flavian unterschrieben und sandte denselben ausserdem noch in die Diözese von Antiochien, wo er, wie sich aus einem Briefe des Theodoret schließen läßt, überall die bereitwilligste Zustimmung fand. Theodoret selbst sandte ihn mit seiner Unterschrift versehen an des Papstes Bevollmächtigten Abundius. Ausserdem aber hielt Anatolius auch für angemessen, eine Gesandschaft nach Rom zu senden, um den Papst in Kenntniß zu

*) Ballerini zu Leo opp. I. pag. 1019.

setzen, daß seinen Anforderungen vollkommen Genüge geleistet sei. Zugleich unterrichtete er ihn, daß eine Menge von Bischöfen, die bisher zur Partei des Dioskur gehört hatten, sei es nun aus innerer Ueberzeugung oder weil sie aus den veränderten Verhältnissen am Hofe auf den baldigen Sturz desselben schlossen, ihm als ihrem Patriarchen den Wunsch zu erkennen gegeben hätten, ihre bisherige Ansichten zu verlassen und in Gemeinschaft mit dem römischen Bischof zu treten. Da er, Anatolius, nun nicht wisse, ob er sie auf seine Verantwortung hin aufnehmen solle, so verlangte er darüber die Entscheidung des Papstes. Die Sache war auf jeden Fall von großer Wichtigkeit, denn es handelte sich hier darum, die durch die ephesinische Versammlung, der Kirche geschlagenen Wunden in einer Weise zu heilen, welche denjenigen, die dort Unrecht gelitten, nicht zu nahe trat, und denen, die Unrecht gethan, weder übereilte Verzeihung noch lieblose Härte zu Theil werden ließ. Leo, dem ausserdem auch ein Brief der Pulcheria die Gewißheit gegeben, daß Anatolius durchaus dem Glauben der Kirche beitrete, gab nun demselben in Bezug auf seine Anfrage Verhaltungsmaaßregeln, die in der That wie seine große Vorsicht und Festigkeit so auch seine Milde bekunden. Er bestimmt, daß diejenigen Bischöfe, welche Reue über ihre Theilnahme an dem zu Ephesus Geschehenen äusserten, und eine Versöhnung mit der Kirche wünschten, einstweilen in dem Besitz ihrer Würden und in Ausübung ihrer Amtspflichten bleiben sollten. Doch sollten sie von dem Umgang mit ihren Amtsgenossen ausgeschlossen sein, und in einer anderen Gemeinde als der ihrigen keinen feierlichen Gottesdienst ausüben; ausserdem des Sitz- und Stimmrechtes auf Konzilien und sonst bei kirchlichen Berathungen beraubt sein und gültige **Litterae formatae** weder ausstellen noch empfangen*). Anatolius soll indeß in Gemeinschaft mit dem römischen Gesandten nach vorhergegangener Berathung bestimmen, ob und in wiefern sie, nachdem sie vollkommene

*) Vergl. **Quesnell. Not. 1. ad ep. Leon. 80.**

Genugthuung geleistet, in die Gemeinschaft der römischen Kirche und der Uebrigen aufgenommen werden könnten oder nicht. Davon waren allein Dioskur, Juvenal von Jerusalem, Eustathius von Berytus ausgeschlossen, deren Namen nicht am Altar vorgelesen werden sollten*).

Diesen Anleitungen gemäß verfuhr Anatolius, und wurde in seinen Bemühungen auf das kräftigste von den neuen Herrschern unterstützt, welche die von Dioskur abgesetzten Bischöfe zurückgerufen und ihre Achtung gegen den Flavian dadurch bewiesen hatten, daß sie dessen sterbliche Ueberreste aus der Verbannung in ehrenvoller Weise nach Konstantinopel zurückbringen ließen. Maaßregeln dieser Art und die mit Strenge gepaarte Milde, welche man auf des Papstes Betrieb bei der Wiederaufnahme bewies, führte gewiß sehr viele wieder in die Kirche zurück, und der Brief Leo's an den Julian von Kos (Br. **LXXXI.**) zeigt, wie allgemein das Verlangen darnach gewesen sei. Unter diesen Umständen, und da das Geschäft in der Vereinigung einen so erwünschten Fortgang hatte, darf es nicht befremden, wenn Leo die Zusammenberufung eines Konzils nicht mehr für so dringend nothwendig erachtete, wie er es früher gethan. Denn er hatte dasselbe hauptsächlich ja als Mittel angesehen, um dem, die Häresie begünstigenden Theodosius, kräftig und entschieden entgegen zu treten, und dem Irrthum Einzelner den Ausspruch der ganzen Kirche entgegen zu setzen. Jetzt waren die Umstände durchaus ganz anders. Der Beherrscher des Orients begün-

---

*) Sie wurden also nicht in die Diptychen der Kirche, in die man die Namen frommer Bischöfe zeichnete, aufgenommen, die alsdann zur Zeit der größern Feste verlesen wurden. So heißt es in dem Briefe der egyptischen Bischöfe an den Anatolius, worin sie sich über den Timotheus beklagen; **in venerabili diptycho in quo piae memoriae ac transitum ad caelos habentium episcoporum vocabula continentur, quae tempore sanctorum mysteriorum secundum sanctas regulas recleguntur, suum et Dioscuri nome posuit. Act. 3. Syn. chalc.** bei **Quesnell Not. 3. ad ep. LX.**

stigte grade diejenige Lehre, welche sein Vorgänger verfolgt hatte, und die endliche Anordnung der kirchlichen Angelegenheiten schien einer so großen, immer mit so vielen Schwierigkeiten verknüpften Maaßregel nicht mehr zu bedürfen. Als Marcian daher in seiner Antwort auf den, eigentlich für Theodosius bestimmten, Brief wiederholentlich auf die Zusammenberufung eines Konzils bestand und den Papst einlud, dasselbe in Person abzuhalten, so antwortete ihm Leo blos im Allgemeinen und verwies, im Bezug auf seine Ansicht über diese letztere Maaßregeln, an eine Gesandschaft, die er sogleich an ihn abschicken würde. Unterdessen kamen Abundius und die Uebrigen zurück und überbrachten mit einer genauen Darstellung der Verhältnisse am kaiserlichen Hofe neue Briefe von Marcian und Anatolius, worauf Leo antwortete, daß es sich nicht sowohl um Festsetzung der Lehre als um Wiederaufnahme der Verirrten und Gefallenen handle, und um diese Angelegenheit möglich schnell und wirksam zu erledigen, sandte er die versprochene Gesandschaft im Anfang des Juli 451 wirklich ab. Sie bestand aus dem Bischof Lucentius und dem Presbyter Basilius, welche in Gemeinschaft mit dem Anatolius jene schwierige Geschäfte zu Ende bringen sollten, und die er in einem besonderen Briefe dem Kaiser empfiehlt, ihm aber auch zugleich anzeigte, daß das Konzil jetzt nicht statt finden könne, indem die Zeitumstände eine Zusammenberufung der Geistlichen unmöglich machten. Attila bedrohte die westlichen Länder des Reichs mit einem Einfall, die Provinzen, aus denen grade die Bischöfe zur Synode kommen müßten, könnten, entweder vom Kriege bedroht oder von demselben schon verheert, jetzt grade ihre Geistlichen am wenigsten entbehren. Er bäte daher den Kaiser die Zusammenberufung derselben auf eine gelegenere Zeit zu verschieben. Zugleich ersucht er die Pulcheria zu bewirken, daß Eutyches, der sich in der Nachbarschaft Konstantinopels aufhielt, so weit als möglich von der Stadt entfernt werde, um jeden schädlichen Einfluß, den er etwa dort noch ausüben könne, unmöglich zu machen.

Dem Anatolius aber gibt er neue Verhaltungsmaaßregeln in Bezug auf die Unterzeichner der ephesinischen Beschlüsse. Es hatten sich nämlich sehr viele derselben mit der Bitte, ohne weiteres wieder aufgenommen zu werden, an Leo gewendet, weil sie vorgaben, aus Furcht und gezwungen derselben beigetreten zu sein. Der Schrecken, der ihnen durch so viele Gewaltthätigkeiten eingeflößt sei, habe sie überwältigt. Sie wären daher mit Recht zu entschuldigen. In Bezug nun auf diese trägt Leo dem Anatolius auf eine hinreichende Buße von ihnen zu fordern und sie dann, wenn sie sich bestimmt gegen die Irrthümer des Eutyches erklärt hätten, wieder aufzunehmen. Das Urtheil über diejenigen aber, welche in jenem unglücklichen Drama die Hauptrolle gespielt, und die vorzüglichsten Urheber der dort vorgefallenen Gräuel gewesen, behält der Papst sich selbst vor, im Fall sie ihr Verfahren bereuten und ihre früheren Irrthümer eingeständen. Bevor nicht in bestimmter Weise festgesetzt, was mit einem jeden, der sich in diesem Falle befände, zu halten sei, gelten die frühern Bestimmungen. Aus einem spätern Briefe des Papstes geht hervor, daß Leo dieß hauptsächlich in der Absicht that, um diejenigen, welche in Irrthum und Trennung verstockter Weise verblieben, dadurch aufzuregen, daß sie ihren Frieden mit der Kirche zu machen suchten. Schließlich trägt er ihm auf, wenn irgend Fälle vorkommen sollten, wo eine weitere Berathung nöthig schien, sogleich an ihn zu berichten, und seine weiteren Bestimmungen zu erwarten. Ein späterer Brief des Papstes an den Anatolius ist deßwegen interessant, weil er ein Zeugniß enthält, das Leo zwei Presbytern, dem Basilius und Johannes, ausstellt, die der Irrlehre verdächtig nach Rom gekommen waren, um dem Papste selbst von ihren Ansichten Rechenschaft zu geben. Es heißt darin, diese beide Geistlichen hätten vor dem apostolischen Stuhle erklärt, wie sie des Nestorius und Eutyches Irrthümer verwürfen, und daß sie von der Menschwerdung unseres Herrn keine andere Ansicht hätten, als was der Papst nach dem Unterricht des heil Geistes darüber lehrte. Deßwegen bitte er den Anatolius, denjenigen, welche auf diese

Weise mit der Gemeinschaft des apostolischen Stuhls geschmückt wären, auch seine Gunst nicht zu entziehen.

Kurze Zeit nach der Abreise seiner letzten Gesandschaft erhielt Leo neue Briefe vom Kaiser (sie waren vom 17. und 23. Mai), in welchen dieser die von ihm erlassene Zusammenberufung eines allgemeinen Konzils nach Nizäa auf den ersten September desselben Jahres anzeigte. Welche Gründe eigentlich den Kaiser bestimmten, so dringend auf die Haltung der Synode zu bestehen, ist schwer zu entscheiden. Ausgemacht ist, daß, als er dasselbe zusammenberief, er die abrathenden Vorstellungen Leo's noch nicht erhalten hatte, denn die damit beauftragten Gesandten reißten erst im Anfang Juni 451 von Rom ab, während die Zusammenberufungsschreiben schon im Mai in Konstantinopel erlassen wurden. Hätte der Kaiser die Ansichten des Papstes darüber schon genauer gekannt, so hätte er dadurch vielleicht sich von seinem Entschlusse zurückbringen lassen, so aber wußte er nichts davon, und mußte daher glauben, nach den frühern Ansichten Leo's, ihm nur Erwünschtes zu thun. Wahrscheinlich machte der immer noch zerrissene kirchliche Zustand des Orients das Verlangen in ihm rege, alle diese, trotz so vieler Bemühungen noch nicht ganz ausgerotteten Unruhen, Zwistigkeiten und Zerwürfnisse durch ein allgemeines Konzil entschieden und gründlich beigelegt zu sehen. Denn Alles, was wir von Marcian wissen, bewegt uns zu der Voraussetzung, daß alle seine Maaßregeln aus einem aufrichtigen und innern Intresse an dem wahren Wohle der Kirche hervorgingen, und so faßte auch Leo sie auf. Ausserdem war im Grunde die Verschiedenheit seiner Ansichten in Bezug auf das Konzil von der des Kaisers auch nicht so groß, daß daraus eine Weigerung von seiner Seite, der Aufforderung des Kaisers dazu Genüge zu leisten, hätte hervorgehen können. Leo wollte, daß das Konzil in Italien gehalten und ebendeßwegen aufgeschoben werden sollte. Denn an den Gränzen standen die Barbaren, die Hunnen, von ihrem gallischen Zuge heimkehrend, lagerten drohend an den Eingängen des Landes. Sollte der Papst dem Konzil selbst

beiwohnen, was er und der Kaiser zugleich wünschten, so war es durchaus nöthig, daß dieß in Italien gehalten wurde, denn er konnte sich von dort nicht entfernen. Das machten aber die politischen Verhältnissen unmöglich. Da nun Marcian einen andern Ort vorschlug, so fielen die Bedenklichkeiten, die Leo gehabt, von selbst weg.

Seine erste Sorge war nun, einen Stellvertreter des apostolischen Stuhls bei demselben zu ernennen. Seine Wahl fiel auf den Bischof Paschasinus von Cilybaeum in Sicilien. In Gelehrsamkeit und Frömmigkeit bewährt, hatte er bei mehreren Gelegenheiten große Kraft und Festigkeit des Charakters entwickelt. Seine Kenntnisse der Geschichte und Alterthümer der Kirche waren ausgezeichnet, Leo hatte ihn über die Bestimmung des Paschazyklus um Rath gefragt, und daß er in der sicilischen Kirche großes Ansehen genoß, beweißt ein früherer Brief des Papstes an ihn. (Br. XXVI.) Leo ernannte ihn zu seinem Legaten bei dem Konzil und ertheilte ihm, in einem kurz nach dieser ersten Ernennung geschriebenen Briefe, Verhaltungsmaaßregeln sowohl, wie er ihn von dem allgemeinen Zustand der kirchlichen Angelegenheiten des Orients, in Kenntniß zu setzen suchte. Er läßt sich darin weitläuftig über den Eutychianismus aus, übersendet eine Abschrift seines Schreibens an den Flavian und entwickelt die katholische Lehre, im Gegensatz gegen die Häretische, aus der beständigen Tradition der Väter. Am Schluß macht er den Paschasinus jetzt schon auf eine Schwierigkeit aufmerksam, die bei der Paschafeier des Jahres 455 eintreten würde. Dem Kaiser schreibt er, wie er allerdings gewünscht, daß das Konzil noch aufgeschoben worden wäre, bis die wiedergekehrte politische Ruhe den Geistlichen aller Provinzen erlaubt hätte, demselben beizuwohnen, daß er aber, um der frommen Absicht des Kaisers nicht in den Weg zu treten, schon zu seinem Stellvertreter bei demselben den Paschasinus erwählt habe, weil dieser in einer Provinz Bischof sei, die von der Gefahr des Krieges weniger bedroht würde. Er habe jenem ausserdem seine frühere Gesandten beigegeben, die in Gemeinschaft mit demselben den

Vorsitz auf der Synode zu führen hätten. Von großer Wichtigkeit ist der Umstand, daß Leo von dem Grundsatze ausgeht, die Lehre der Kirche sei in Bezug auf die Irrthümer des Eutyches durch sein Schreiben an den Flavian festgesetzt, den Kaiser darauf aufmerksam macht, daß sie keiner weitern Verhandlung auf dem Konzil bedürfte, da sie keineswegs mehr als zweifelhaft betrachtet werden könne. Anatolius und Julianus von Kos wären ebenfalls von den Absichten des Papstes unterrichtet. An das zu Nicäa zu versammelnde Konzil schreibt er, wie sehr er es bedauere, demselben nicht in Person beiwohnen zu können, ihm aber doch in der Person seiner Gesandten vorsitze, und in seinem Stellvertreter gegenwärtig sein werde. Er fordert die Synode auf, alles Streiten über die Lehre, und alle Vertheidigung von Irrthümern von vorn herein zu unterdrücken, da der Glaube der Kirche über die Menschwerdung unseres Herrn nach den evangelischen Autoritäten, den Stimmen der Propheten und der apostolischen Lehre in seinem Briefe an den Flavian auf das Bündigste und Deutlichste ausgesprochen sei. Die erste Pflicht der Bischöfe sei vielmehr, da durch das Vorhergegangene so viel Unrecht geschehen sei, einem Jeden sein Recht zu geben. Besonders solle die Synode auf die Bestimmungen des ersten ephesinischen Konzils halten, damit die Nestorianer sich nicht etwa durch die Verurtheilung des Eutyches begünstigt glauben könnten. Wie bei allen Gelegenheiten so auch hier benachrichtigt Leo die Pulcheria von den, von ihm getroffenen Maaßregeln, und spricht ihr dabei den Grundsatz aus, daß bei der Leitung der kirchlichen Angelegenheiten, Mäßigung das erste Gesetz und gegen die Werke des Bösen und des Irrthums, Liebe Gottes und des Nächsten das beste Mittel sei. Obgleich diese nun in den Verhältnissen der letzten Zeit mannigfach verletzt wären, so sei es darum doch nicht minder Pflicht, bei dem Bestreben, Ruhe und Eintracht in die Kirche wieder einzuführen, sie vorwalten zu lassen. Dieß fände auch auf diejenigen seine Anwendung, welche die Urheber des Irrthums und am längsten in demselben verharrt wären; ihnen zu verzeihen, dürfe man am wenigsten sich weigern.

Unterdessen hatten sich die zum Konzil eingeladenen Bischöfe schon fast alle in Nicäa versammelt, und erwarteten nur die Ankunft des Kaisers, um das Konzil zu eröffnen. Aber der erste September, der ursprünglich festgesetzte Termin, ging vorüber, ohne daß Marcian erschien, da höchst wichtige Reichsgeschäfte seine Gegenwart in der Hauptstadt nothwendig machten. Die Hunnen nämlich hatten, auf ihrem Rückzuge von den Katalaunischen Gefilden, Illyrien zu besetzen versucht, aber Marcians Heere und seine muthige Entschlossenheit hatten sie daran verhindert. Doch erlaubten die Angelegenheiten dem Kaiser noch nicht, sich weit von der Hauptstadt zu entfernen. Er schrieb daher sogleich an die zu Nicäa versammelten Väter und bat sie zu warten. Dorthin waren unterdessen in Erwartung des Konzils eine Menge Geistlicher, Mönche und Laien gezogen, welche ohne eigentliche Beschäftigung bald Unruhen erregt hatten, wie dieß bei der noch immer herrschenden Aufregung der Gemüther so leicht möglich war. Pulcheria, Marcian war grade abwesend, gab daher den dortigen Behörden den Befehl, alle jene Müßiggänger zu entfernen. Als sich indessen die Ankunft des Kaisers immer noch verzögerte, so wurden die Bischöfe in Nicäa darüber ungeduldig, und schrieben dem Kaiser, er möge ihnen erlauben, das Konzil nach Weise ihrer Vorfahren zu halten, das sollte heißen, ohne daß er selbst dabei zugegen wäre. Viele Bischöfe seien schon krank und alle litten durch den Verzug. Marcian antwortete ihnen darauf, dringende Geschäfte erlaubten ihm nicht, nach Nicäa zu kommen, und die Gesandten des Papstes, die sich in Konstantinopel befanden, weigerten sich, ohne ihn nach dem Konzil zu gehen. Er sehe dessenungeachtet das Dringende der Sache ein und sei bereit, die Angelegenheiten des Staates denen der Kirche nachzusetzen, nur möchten die Bischöfe, um ihm die Gegenwart auf der Synode nicht zu erleichtern, sondern überhaupt nur möglich zu machen, sich von Nicäa nach Chalcedon begeben, dessen Nähe bei der Hauptstadt ihm erlauben würde, den Sitzungen beizuwohnen. Diese Verlegung mißfiel den Bischöfen, besonders wegen der damit verknüpften Be-

schwerden und Umständlichkeiten höchlich, da sie das aber nicht so offen dem Kaiser sagen konnten, so schrieben sie durch Attikus den Diakon, sie fürchteten, daß Chalcedon weniger geeignet sei, da wegen der Nähe Konstantinopels die dort noch immer vorhandenen Anhänger des Eutyches leicht Unruhen auf dem Konzil erregen könnten. Darauf erwiederte ihnen der Kaiser, dieß zu verhüten sei seine Sorge, ihre Pflicht aber ohne Furcht vor Störung und ohne Verzug nach Chalcedon zu kommen. Darauf widerstehen sie dann auch nicht länger und am 1. October beginnt die 4. allgemeine Kirchenversammlung, welche nach der 16. Sitzung am 1. November geschlossen wird. Sie ist nach allen Beziehungen hin zu wichtig und gibt ein zu treues Bild von dem ganzen kirchlichen Zustand und Leben der Zeit, als daß wir ihr nicht eine ausführlichere Darstellung widmen sollten.

Die Schreiben, wodurch das Konzil zusammengerufen wurde, waren im Namen beider Kaiser abgefaßt, um anzuzeigen, daß es eine Versammlung der Kirche des ganzen römischen Reiches werden sollte, allein obgleich die Einladung allgemein war, so hatten doch verschiedene Umstände, besonders die bedrohten Verhältnisse des Occidents, nur die Gegenwart der morgenländischen, illyrischen und thrazischen Bischöfe erlaubt. Wie viel von diesen versammelt waren, läßt sich nicht mit Bestimmtheit annehmen, am sichersten ist es der Angabe zu folgen, welche sich in einem Berichte des Konzils an den Papst findet, und welche 520 Bischöfe erwähnt. Lucentius spricht auf dem Konzil selbst von 600 und Leo hat in einem Brief an die gallischen Bischöfe dieselbe Zahl. Vielleicht sind darin diejenigen miteingeschlossen, welche nicht persönlich zugegen waren, sondern ihre Metropoliten für sie zu stimmen beauftragt hatten. Was das numerische Verhältniß der Parteien anbetrifft, so war die des Dioskur bei weitem die schwächere. Eigentlich egyptischer Bischöfe waren nur dreizehn zugegen. Die Sitzungen wurden in der Kirche der heil. Euphemia ganz in der Nähe des Bosporus gehalten. In einem Halbkreis vor dem Altar waren die Sitze für die Mitglieder

der Synode bereitet, in der Mitte desselben, dem Altar grade gegenüber, befanden sich die von dem Kaiser dem Konzil zugeordneten Beamten, welche aus den ersten Würdenträgern des Reichs bestanden; in den Acten kommen sie immer unter dem Namen des Senates vor. Die beiden Diakonen Dominus und Cyriakus waren beauftragt, die einzelnen Bischöfe zu den Sitzungen zu berufen. Die beiden Seiten des Halbkreises zur Rechten und zur Linken des Altars wurden von den Bischöfen eingenommen, doch sprach sich in der Eintheilung der Plätze sehr entschieden die Entgegensetzung der Parteien aus. Die des Dioskurs galt allgemein als die mehr oder minder Schuldige, sie war nicht frei von dem Verdacht der Irrlehre, und deßwegen wurde ihr die (kirchlich) weniger ehrenvolle rechte Seite angewiesen. Dioskur von Alexandrien, Juvenal von Jerusalem und die übrigen Häupter der Partei saßen hier dem Senat zunächst, dann folgten die Bischöfe von Egypten, Palästina, Illyrien. Zur linken schloßen sich unmittelbar an den Senat die Gesandten des Papstes an, dann folgte Anatolius von Konstantinopel, Maximus von Antiochien, Thalassius von Cäsarea und die übrigen Bischöfe des Orients. In der Mitte des Halbkreises war ein Pult für die Evangelien-Bücher aufgestellt, die aber nicht immer aufgelegt gewesen zu sein scheinen, denn in einer der Sitzungen verlangt der Senat, daß sie herbeigeholt würden. Zu dem Personal des Konzils gehörten auch die kaiserlichen Notarien sowohl wie die der Bischöfe *).

*) Man scheint eine große Sorgfalt darauf gewendet zu haben, einem Jeden das gehörige Prädikat zu geben. In den Akten werden diese beständig mit einer ermüdenden Weitläufigkeit wiederholt. Die kaiserlichen Beamten erhalten die hochtrabendsten Titel, μεγαλοπρεπέστατος und ενδοξώτατος finden sich jeden Augenblick. Der Senat ist ὑπερφυεστάτη σύγκλητος, der Erzbischof ἁγιώτατος, ὁσιώτατος θεοφιλεστατος, der Bischof εὐλαβέστατος, selbst der vorlesende Notar wird nie genannt, ohne daß ihm das Beiwort καθωσιωμένος gegeben wird. In den lateinischen Akten wechseln die Prädikate, in den griechischen sind sie immer dieselben.

Nachdem am achten Oktober alle Bischöfe versammelt waren, erhob sich Paschasinus, der Legat des Papstes, und zeigte dem Senat, (lateinisch redend, seine Worte wurden jedoch sogleich ins griechische übersetzt), an, daß er von dem römischen Bischofe, dem Haupte der ganzen Kirche, anzutragen beauftragt sei, daß Dioskur aus den Sitzungen entfernt werde. Nur unter dieser Bedingung dürfe er und seine Mitgesandten demselben beiwohnen. Der Senat fragte, ob er eine besondere Klage gegen Dioskur habe? Die Legaten erwiederten: Dioskur habe sich in Ephesus ein Richteramt angemaßt, das ihm nicht zukomme, ein unrechtmäßiges Urtheil gesprochen und ein Konzil gehalten, ohne dazu vom römischen Stuhl bevollmächtigt gewesen zu sein*). Der Senat, nach einigen Gegenvorstellungen, befahl darauf dem Dioskur, den Platz der Angeklagten in der Mitte vor der Versammlung einzunehmen. Nun trat Eusebius von Doryläum, der frühere Ankläger des Eutyches, hervor und trug auf die Erlaubniß an, seine Klagschrift gegen Dioskur verlesen zu dürfen, die er auch schon dem Kaiser eingereicht habe. Sein Antrag wurde vom Senat genehmigt und ihm aufgegeben, sich als Kläger dem Dioskur gegenüber zu stellen. Die Klagschrift, die der Kaiser dem Konzil schon zugeschickt hatte, wurde nun verlesen; Dioskur wurde in ihr beschuldigt, die kirchliche Lehre verletzt zu haben, indem er die Irrlehre des Eutyches bestätigte, und ausserdem ungerechter Weise ihn, den Eusebius, verurtheilt zu haben. Dioskur erwiederte hierauf: Die Synode sei dem Willen des Kaisers gemäß gehalten, und man möge nur die Akten derselben verlesen. Eusebius stimmte sogleich in diese Forderung ein; als aber der Senat sie zugestand, legte Dioskur selbst Einspruch ein, und verlangte, daß man zuerst die Glaubensfrage vornehme. Aber der Senat nahm keine Rücksicht darauf

*) σύνοδον ἐτόλμησε ποιῆσαι ἐπιτροπῆς δίχα τοῦ ἀποστολικοῦ θρόνου heißt wohl nur, er habe ohne Erlaubniß des Papstes den Vorsitz dort geführt und das Ganze geleitet, denn die Synode selbst hatte Leo dadurch anerkannt, daß er seine Legaten derselben beiwohnen ließ.

und die Verlesung begann mit dem Zusammenberufungsschreiben des Kaisers Theodosius; da in demselben dem Theodoret der Zutritt zu der Synode ausdrücklich untersagt war, so hatte er auch diesem neuen Konzil von Anfang nicht beiwohnen können. Der Senat befahl daher jetzt, daß er sogleich zugelassen werde, weil der römische Bischof ihn wieder eingesetzt und der Kaiser seine Theilnahme an der Synode genehmigt habe. Kaum war er eingetreten, so schrie die ganze rechte Seite: das heiße die Canonen verletzen, den Glauben umstoßen, den heil. Cyrill verwerfen, man müsse Theodoret wieder herausweisen. Die linke Seite dagegen schrie, grade den Dioskur müsse man hinauswerfen mit allen seinen Todschlägern und Manichäern, die seien insgesammt Feinde des Glaubens und des Flavians. Der Senat, der vor gesprochenem Urtheil die Partei des Dioskur noch nicht entschieden im Nachtheil lassen durfte, schlug einen Mittelweg ein, indem er dem Theodoret zwar zu bleiben erlaubte, aber ihm befahl sich in die Mitte als Ankläger zu stellen, indem so seine Anwesenheit Niemanden Unrecht thue. Da aber das Geschrei noch immer fortdauerte und die Linke rief, Theodoret solle sich zu ihr setzen, die Rechte dagegen schrie, man solle ihn hinauswerfen er sei ein Feind Gottes, so machte der Senat die Bischöfe auf das Unpassende dieser turbulenten Weise, ihre Meinung zu äussern, aufmerksam. (Der Lärm muß ziemlich groß gewesen sein, denn der Senat spricht von ἐκβοήσεις δημοτικαί) und ließ, als die Ruhe wiederhergestellt war, in der Verlesung der ephesinischen Acten fortfahren. Dioskur bemerkte nun, daß er bei jener Gelegenheit nicht allein das Urtheil gesprochen habe, sondern mit Juvenal von Jerusalem und Thalassius von Cäsarea. Darauf gingen die orientalischen Bischöfe gar nicht ein, sondern beklagten sich über die Gewalt, die man ihnen angethan. Man habe sie gezwungen, geschlagen, sie hätten auf einem leeren Papier unterschreiben müssen, man habe ihnen mit der Verbannung gedroht, die Soldaten hätten sie mit Stöcken und Degen gedrängt und diese seien es eigentlich gewesen, die den Flavian abgesetzt

hätten. Dioskur erwiederte darauf, sie hätten sehr Unrecht gethan zu unterschreiben, wenn sie nicht wußten was. Natürlich ging man darauf nicht ein, sondern die Orientalen brachten sogleich andere Klagen vor: Man habe den Legaten des Papstes verjagt, dem Flavian den fünften Platz gegeben, den Brief des Papstes an das Konzil nicht verlesen, Dioskur habe es verhindert, obgleich er in Gegenwart aller siebenmal geschworen habe es thun zu wollen. Dieser letzte Umstand erregte die besondere Aufmerksamkeit des Senats. Nach genauerer Untersuchung stellte sich heraus, daß Dioskur in der That nicht gewollt habe, obgleich er mehreremale es zu thun geschworen. Jetzt beklagte sich Eusebius von Doryläum insbesondere, daß man ihm, obgleich er doch als Ankläger des Eutyches aufgetreten sei, den Zutritt zu der Versammlung verweigert habe, obgleich auch Flavian es ausdrücklich verlangt. Dioskur darüber befragt, warf die Schuld auf den Comes Elpidius, der auf Befehl des Kaisers dem Eusebius den Eintritt verweigert habe. Diese Entschuldigung aber schien dem Senat unzureichend, weil, wie die Mitglieder desselben sagten, es sich um eine Glaubenssache gehandelt habe, in der die Bischöfe und nicht der Kaiser zu entscheiden hätten. Dioskur, um sich herauszuziehen, beschuldigte nun den Senat selbst einer Verletzung der Canonen, indem er den Theodoret, der auch wegen einer Glaubenssache ausgeschlossen sei, jetzt doch den Zutritt erlaubt habe. Darauf aber antwortet ihm der Senat sehr kurz, er sei der Angeklagte, Eusebius und Theodoret aber seine Ankläger, und die Verlesung der Acten wurde fortgesetzt. Nach ihrer Beendigung mußte man, um die Sache bis auf die ersten Gründe zu untersuchen, auch die Acten der Synode von Konstantinopel vom Jahre 448 durchgehen, wo die Angelegenheit des Eutyches zuerst vorgekommen war. Und als man nun bei der Verlesung derselben den zweiten Brief des heil. Cyrill an den Nestorius und sein Schreiben an die orientalischen Bischöfe mitgetheilt hatte, riefen alle aus: Anathema über den, der nicht so glaubt! Theodoret sagte insbesondere: Anathema dem, der zwei Söhne glaubt! wir beten

nur einen an, den Herrn Christum den eingebornen Sohne. Die linke Seite setzte hinzu: Flavian glaubte so, das hat er vertheidigt und deßwegen ist er abgesetzt. Auch die rechte Seite, besonders die egyptischen Bischöfe, erklärten sich damit einverstanden. Darauf legte ihnen aber der Senat die Frage vor; wie habt ihr denn den Eutyches aufnehmen können, der grade das Gegentheil lehrte; wie habt ihr Flavian und Eusebius absetzen können, die diese Wahrheiten grade vertheidigten? Darauf erwiederte Dioskur: das werden die Acten zeigen! Man verlas nun den Einwurf des Eustathius von Berytus, daß man nicht zwei Naturen in Christo glauben dürfe, sondern nur eine nach der Menschwerdung; da rief das ganze Konzil, das sei grade, was Eutyches und Dioskur behaupteten. Nun fragte der Senat, ob diese Lehre mit den eben verlesenen Briefen des heil. Cyrill übereinstimme? Eustathius aber, um der Antwort des Konzils, die, wie er voraus sah, verneinend ausfallen würde, zuvorzukommen, wieß nach, daß die Worte, deren er sich bedient, aus einer Schrift des heil. Cyrill genommen wären, und fügte hinzu: Anathema über den, welcher eine Natur lehrt, um zu läugnen, daß die Menschheit des Herrn der unsern gleich wesentlich war, und Anathema über den, welcher zwei Naturen lehrt, um den Sohn Gottes zu theilen. Zugleich behauptet er: Flavian habe so wie er gelehrt. Darauf aber fragte ihn der Senat, warum er ihn denn abgesetzt habe? Eustathius antwortete: ich mußte. Jetzt las man ein Glaubensbekenntniß des Flavian, das er auf dem Konzil von Konstantinopel abgelegt, und der Senat befragte hierauf die Bischöfe, ob er ihnen darnach katholisch erschiene oder nicht? Paschasinus der Legat erwiederte: er hat seinen Glauben rein und vollkommen auseinandergesetzt und seine Lehre stimmt mit dem Briefe des römischen Bischofs durchaus überein. Darauf erklärten die vornehmsten Bischöfe Anatolius, Lucentius, Maximus von Antiochien, Thalassius von Cäsarea, Eustathius von Berytus, Eusebius von Ancyra, die Lehre des Flavian für orthodox, mit den Glaubensvorschriften und den Briefen des Cyrill vollkommen übereins

stimmend. Die orientalischen Bischöfe thaten alle dasselbe, und Juvenal von Jerusalem, nachdem er sich in gleicher Weise ausgesprochen, erhob sich und ging von der rechten Seite auf die linke über, von der er mit lauten Freudenbezeugungen empfangen wurde. Kaum war so das erste Zeichen dieses öffentlich erklärten Verlassens der Partei des Dioskur gegeben, so folgten unter dem Vorgange des Bischofs Petrus von Korinth die Bischöfe von Achaja, Macedonien und Epirus, und gingen mit einer großen Zahl anderer von der rechten Seite zur linken über. Als Dioskur sich auf diese Weise beinahe verlassen sah, beklagte er sich, daß man ihn hinausstoße, ihn, der doch die Väter, auf die sich schon Eutyches berufen, für sich habe, welche, wie er, nicht zwei Naturen nach der Vereinigung, sondern eine fleischgeborne verehrten. Ohne Rücksicht darauf zu nehmen, las man die Schlußakten der ersten Sitzung von Ephesus vor, und nun stellte sich immer deutlicher heraus, mit welcher Gewaltthätigkeit Dioskur zu Werke gegangen war, um der Lehre des Eutyches Eingang zu verschaffen, und den Flavian abzusetzen. Da nun aus allen diesen die Unschuld des Letztern und des Eusebius genugsam hervorging, so schien die weitere Verhandlung ohne Nachtheil vertagt werden zu können, und der Senat verschob daher die fernern Lehrunterſuchungen bis auf den andern Tag. Er ersuchte aber schließlich noch die Bischöfe, daß jeder sein Glaubensbekenntniß schriftlich aufsetzen möge. Der Kaiser sei fest entschlossen sich nie von dem Glauben, der in den Bekenntnissen der Synoden von Nicäa und Konstantinopel und in den Schriften des Gregorius, Basilius, Athanasius, Hilarius, Ambrosius, Cyrillus, enthalten wäre, zu entfernen. Weil jetzt ferner erwiesen sei, daß Flavian und Eusebius ungerechterweise verurtheilt worden wären, so fordre es die Gerechtigkeit, daß Dioskur, Juvenal, Thalassius, Eusebius von Ancyra, Eustathius und Basilius von Seleucia, weil sie bei jener ungerechten Verdammung den Vorsitz geführt, jetzt dasselbe erlitten und den Canonen gemäß, der bischöflichen Würde entsetzt wurden. Die gesammten Verhandlungen wür-

den dem Kaiser berichtet werden. Darauf riefen alle orientalischen Bischöfe: Dieß Urtheil ist gerecht! Jesus Christus selbst hat den Dioskur abgesetzt, er hat den Todschläger abgesetzt! Von den andern aber schwiegen sie. Die illyrischen Bischöfe nur verlangten, daß, da alle geirrt, alle auch allgemeine Verzeihung erhalten möchten. Dieß wurde jetzt aber noch nicht weiter berührt, sondern die Ausrufungen der Bischöfe: viele Jahre dem Kaiser, viele Jahre dem Senat, mit dem Trishagion und anderem gemischt, übertönten Alles. Als nun der Senat noch einmal die Versicherung gegeben, daß der Kaiser in dem Glauben der Kirche beharren wolle, wurde die Sitzung, die schon so lange gedauert, daß geraume Zeit vor ihrem Schluß die Lichter hatten angezündet werden müssen, durch den Archidiacon Aetius mit den Worten «completum est» aufgehoben.

Am auffallendsten erscheint in dieser ganzen Sitzung das Betragen des Dioskur, und seine Antworten sollten beinah Glauben machen, daß sein ganzes gewaltsames Verfahren Folge seiner Ueberzeugung war. Denn er sagt ganz unverhohlen, wenn Eutyches in seiner Lehre von der Kirche abgewichen, so verdiene er nicht allein bestraft zu werden, sondern sogar durch das Feuer bestraft zu werden. Was ihn selbst beträfe, so hielte er sich an dem katholischen und apostolischen Glauben, welcher der der ganzen Kirche sei, und nicht an dem eines Einzelnen; er fürchte nicht die Menschen, sondern Gott, und bekümmere sich um nichts anderes als um das Heil seiner Seele und den wahren Glauben. An einer andern Stelle erklärt er, er selbst verdamme diejenigen, welche bei der Menschwerdung eine Vermischung der beiden Naturen lehrten oder ein Verändertwerden der Göttlichen. Er gebe zu, daß Christus aus zwei Naturen sei, aber er wolle nicht sagen, daß er in zwei Naturen sei, und deßwegen habe er den Flavian abgesetzt. Dazu kommt, daß diejenigen Bischöfe, welche treu auf seiner Seite blieben, selbst, als sie sich auf eine sehr geringe Anzahl zurückgeführt sahen, ihre ganze zuversichtliche Fassung behaupteten. Sie gaben zu, daß sie zu Ephesus gesagt: man müsse den Eusebius verbrennen, weil

er Christum in zwei Naturen gelehrt, und sie fügten hinzu: wir haben es gesagt und sagen es noch.

Am folgenden Tage, Dienstag den neunten Oktober, war keine Sitzung, wohl aber am Mittwoch, den zehnten. Bei derselben fehlten, wie aus den Unterschriften der Protokolle hervorgeht, Dioskur, Juvenal, Thalassius, Eusebius von Ancyra und Basilius von Seleucia. Entweder hatten sie die Weisung erhalten, der Versammlung nicht mehr beizuwohnen, oder sie hatten auf den Vorschlag des Senats freiwillig darauf verzichtet. Die egyptischen Bischöfe scheinen dem Konzil gar nicht mehr beigewohnt zu haben. Der Senat war bei dieser zweiten Sitzung noch zahlreicher als bei der ersten. Nachdem eine kurze Uebersicht des bisher Verhandelten gegeben war, ersuchte der Senat die Bischöfe, die den Glauben betreffenden Streitfragen entscheiden zu wollen, um allen denen zu genügen, die von ihnen Belehrungen darüber erwarteten, und um die Wahrheit den Irrenden bekannt, und diese selbst auf den richtigen Weg zurückkehren zu machen. Die Bischöfe erwiederten darauf: der Kaiser und der Senat nehmen die Bekenntnisse von Nicäa und Konstantinopel an, und die Lehre jener Väter wäre auch die Ihrige; bedürfte es wegen der Irrthümer des Eutyches neuer Entwickelungen und Erklärungen, so befänden sich diese schon genügender Weise in dem Briefe des römischen Bischofs an den Flavian, den ja alle unterzeichnet hätten. Cecropius von Sebastopol erwähnte zuerst dieses Briefes und alle riefen sogleich: Alle haben wir unterschrieben, was erklärt worden ist, reicht hin, andere Erklärungen zu machen, ist nicht erlaubt, ja selbst durch einen Canon verboten. Dem Senate schien aber diese allgemeine und etwas ungenaue Erklärung Aller noch nicht hinreichend, um die Sache für entschieden zu halten; er machte daher den Antrag, daß die Metropoliten einer jeden Provinz einen oder zwei ihrer Bischöfe sich zugesellen, und so einen Ausschuß bilden sollten, der über die Glaubensangelegenheiten noch näher zu berathschlagen und sich über eine Entscheidung, in Betreff der Festsetzung des Dogma's, zu vereinigen hätte.

Diese könne dann dem Konzil vorgelegt werden, wo man dann abwarten müsse, ob sich andere Ansichten zu erkennen geben würden; alles solle aber nur dazu dienen, daß die Wahrheit sich desto deutlicher herausstelle. Aber diesem Antrage wurde von allen Seiten her auf das Entschiedenste durch die Bischöfe widersprochen; das Nicänische Bekenntniß reiche hin, neue Entscheidungen seien unnöthig nach den Bestätigungen und Auslegungen desselben auf dem ersten ephesinischen Konzil und durch Cyrill, Cölestin und Leo. Einige erklärten: sie bedürfen, nachdem sie den Brief des Leo unterschrieben, keiner weitern Verbesserung des Lehrbegriffs. Cecropius von Sebastopol widersetzte sich besonders jeder neuen Hinzusetzung und stellte den Antrag das Nicänische Bekenntniß und den Brief des Leo zu verlesen; man that'dieß, und fügte ausserdem noch das Bekenntniß von Konstantinopel und zwei Briefe des Cyrill hinzu. Dem Briefe Leo's war noch ein Anhang hinzugefügt, der die Lehre desselben von der Person Christi aus den Vätern nachwies. Da er sich nur in griechischen Handschriften findet, so ist er wahrscheinlich besonders für den Gebrauch des Konzils abgefaßt worden.

Nach der Verlesung einer jeden dieser Schriften gaben die Bischöfe ihren Beifall durch lauten Zuruf zu erkennen, der aber bei dem Briefe des Leo am stärksten wurde. Das ist der Glaube der Väter, das ist der Glaube der Apostel, riefen sie, so glauben wir alle, Anathem über den, der nicht so glaubt. Petrus hat dieß durch Leo ausgesprochen, Leo hat gottselig und wahr gelehrt, Cyrill hat so gelehrt, ewig sei Cyrills Gedächtniß, Leo und Cyrill lehren einstimmig. Die Bischöfe von Illyrien und Palästina allein fanden an drei Stellen des Briefes einige Schwierigkeiten. Aber als Aetius der Archidiacon und Theodoret ihnen ähnliche Stellen bei Cyrill nachwiesen, erklärten sie sich damit einverstanden, und nun wurde die allgemeine Zustimmung zu diesem Briefe ausgesprochen. Dessenungeachtet aber erhoben sich doch noch einige illyrische Bischöfe und verlangten noch einige Tage Aufschub, um die Glaubensangelegenheiten noch reiflicher in Erwägung

ziehen zu können. Darauf erwiederten ihnen andere Bischöfe, wenn sie noch über das Dogma berathschlagen wollten, so müßte dieß in Gemeinschaft und von dem ganzen Konzil geschehen. Um nun in einer so wichtigen Angelegenheit nichts zu übereilen und in jedem Falle sicher zu gehen, entschied der Senat, daß die Sitzungen während fünf Tagen ausgesetzt bleiben sollen, daß man während dieser Zeit sich zu Berathungen über den Glauben bei Anatolius versammeln könne, dort solle das, was den illyrischen Bischöfen noch Schwierigkeiten mache, näher untersucht werden, jedoch sei nicht nothwendig, daß alle Bischöfe diesen Versammlungen beiwohnten. Anatolius könne unter denjenigen, welche den Brief des Leo unterzeichnet hätten, die auswählen, welche ihm am geeignetsten schienen, die Zweifel der übrigen zu heben.

Die Sitzung schien jetzt ihr Ende erreicht zu haben, als sich die illyrischen und palästinischen Bischöfe erhoben und dringend verlangten, daß man den Häuptern der zweiten ephesinischen Synode vergeben und ihnen den Zutritt zum Konzil gewähren möchte, damit nicht durch ihre Ausscheidung ein Schisma entstehe, und namentlich baten sie um Verzeihung für den Dioskur. Die übrigen Bischöfe schwiegen, wie sie schon früher gethan, in Bezug auf die andern, vom Dioskur aber sagten sie, daß er ein Häretiker sei, und verlangten seine Verbannung. Der Senat nahm weder auf das Eine noch das Andere Rücksicht, sondern wiederholte nur die Bestimmung wegen des fünftägigen Aufschubs. Darauf wurde die Sitzung aufgehoben.

In der Zwischenzeit fanden nun wirklich die angezeigten Zusammenkünfte bei dem Anatolius statt. Die päpstlichen Legaten, viele andere Bischöfe, besonders die illyrischen und palästinensischen wohnten ihnen bei. Die Haupteinwürfe dieser Letztern bestanden darin, daß sie in einigen Stellen des Briefes des Leo eine Trennung anstatt einer Unterscheidung der beiden Naturen fänden. Aber nach den Auseinandersetzungen der Legaten erklärten sie sich vollkommen einverstanden, und unterschrieben den Brief.

Am 13. Oktober fand die dritte Sitzung statt; die kaiserlichen Bevollmächtigten wohnten derselben nicht bei, auch wurde sie nicht in der Kirche selbst, sondern in dem sogenannten Martyrium, einer bei der Kirche befindlichen Kapelle, wo die Ueberreste der heil. Euphemia aufbewahrt wurden, gehalten. Die Abwesenheit des Senats scheint auffallend, ist es aber in der That nicht, denn der Hauptzweck der Sitzung war, wie sich aus dem Inhalt der Akten ergibt, das Urtheil über den Dioskur definitiv auszusprechen. Die Angelegenheit desselben überhaupt war halb kirchlich und halb politisch. In Bezug auf das politische Moment hatte der Senat schon sein Urtheil gefällt; bei dem Spruche über das Zweite, der ganz ausserhalb seiner Sphäre lag, hatte er nicht nöthig zugegen zu sein, und seine Abwesenheit beweißt nur, wie sehr der Staat die Nothwendigkeit, daß die Verhandlungen des rein kirchlichen frei und unabhängig und so wenig als möglich beeinflußt, den Geistlichen überlassen werden müssen, anerkannte. Da alle diejenigen, welche dem Dioskur noch günstig waren, der Synode nicht beiwohnten, so war die Zahl der Bischöfe sehr verringert, obgleich alle durch die Diaconen Dominus und Cyriakus eingeladen waren zu erscheinen. Selbst bei Dioskur waren diese gewesen, dieser hat ihnen aber erklärt, er sei bereit zu kommen, doch eine Wache, die man ihm zugegeben, hindere ihn daran. Daraus geht deutlich hervor, daß die weltliche Gewalt ihn als von ihrer Seite schon verurtheilt betrachtete. Da die weitere Verfolgung der Sache nur ein rein kirchliches Interesse hatte, so wurden auch die Laien entfernt, und die Sitzung in jener Kapelle gehalten. Beim Beginnen derselben erhoben sich die Legaten des Papstes und erklärten, daß sie als dessen bevollmächtigte Stellvertreter, in Abwesenheit des Senats, den Vorsitz zu führen, und die Verhandlungen der Synode zu leiten hätten. Dieß wird ohne weiters angenommen, und der Archidiacon Aetius übergibt ihnen eine Klagschrift des Eusebius von Doryläum, in welcher er bei dem Konzil, wegen der gegen den Flavian verübten Ungerechtigkeiten, klagt, auf seine eigene Restitution,

auf die Bestrafung des Dioskur und die Verurtheilung der Irrthümer jenes anträgt. Nach der Verlesung dieser Eingabe tritt Eusebius selbst auf und verlangt die Gegenwart des Dioskur, damit er sich verantworte. Nun wird ihm die oben erwähnte Antwort desselben mitgetheilt, und dann werden zwei Presbyter abgesandt, um sich zu überzeugen, ob er sich nicht in der Nähe der Kirche aufhalte, und als diese verneinend berichten, werden auf des Anatolius Antrag drei Geistliche, worunter ein Metropolit und ein Notar, zu ihm gesandt, um ihm die schriftliche Vorladung des Konzils zu überbringen. Dioskur antwortete ihnen zuerst, er wolle wohl gern kommen, aber die Wache erlaube es nicht. Als ihm nun die Bischöfe die Erlaubniß des die Wache befehligenden Offiziers überbrachten, sagte er, er wisse, daß die Abgeordneten des Kaisers nicht zugegen wären, er ginge nur, wenn diese kämen. Wahrscheinlich war dieß ein Vorwand, um, im Fall man diesem Verlangen nachgab, später sagen zu können, er sei durch Laien verurtheilt. Seine Weigerung wurde zu Protokoll genommen und der Versammlung mitgetheilt, die, nachdem ein Antrag auf Vertagung der Sache beseitigt war, eine zweite Vorladung an ihn ergehen ließ. Drei andere Bischöfe wurden mit der Ueberbringung derselben, in welcher dem Dioskur noch alle Titel und Ehren gegeben werden, beauftragt. Dießmal machte er zuerst den Einwurf, er sei krank, als man ihn bald von der Nichtigkeit desselben überzeugte, kam er auf seine alte Ausflucht von der Abwesenheit des Senats, und verlangte ausserdem, daß auch Juvenal, Thalassius und die andern Häupter der ephesinischen Synode zugegen sein sollten, da die Anklage des Eusebius diese so gut, wie ihn beträfe. Die Abgeordneten konnten ihm nicht sagen, ob Juvenal und die Uebrigen zugegen seien oder nicht, denn sie hatten nicht den Auftrag dazu, stellten ihm aber vor, daß die Anklage des Eusebius allein gegen ihn gerichtet sei. Wenn er nicht erscheine, so gebe er dadurch selbst seine Sache auf, und verstoße ausserdem gegen die Canones. Der Bericht über diese Antwort wurde ebenfalls dem Konzil vorgelesen. Eusebius

beeilte sich zu erklären, daß seine Anklage allein und ausschließlich gegen Dioskur gerichtet sei, und bestand darauf auf einer dritten Vorladung. Ehe diese aber beschlossen wurde, stellte Aetius, der Archidiacon und Protonotar der Synode, den Antrag, daß man einige Geistliche und Laien von Alexandrien hören möge, welche Klagen gegen Dioskur vorzubringen hätten, und dringend um Gerechtigkeit bäten. Man beschloß sie vorzulassen. Es waren Athanasius, Presbyter, Ischyrion und Theodor, Diaconen, und Sophronius, ein Laie.

Ihre Klagschriften wurden verlesen, sie waren sämmtlich an den Bischof Leo und an das Konzil gerichtet. Theodor beklagt sich, daß Dioskur ihn, der fünfzehn Jahre lang zur Zufriedenheit des frühern Bischofes sein Amt verwaltet, seiner Würde beraubt und ihm mit Verweisung gedroht habe, aus der einzigen Ursache, weil er, Theodor, mit Cyrill in freundschaftlichen Beziehungen gestanden habe, und daß er alle Verwandte und Freunde des Cyrill aus Alexandrien zu entfernen suche, weil er, selbst Irrlehrer und Anhänger des Origenes, die Rechtgläubigkeit des Cyrill hasse. Er habe ferner gegen die Lehre von der Dreieinigkeit gelästert, und sich ausserdem der schwersten Verbrechen, des Mordes, Diebstahls und Mordbrennens schuldig gemacht. Ebenso klage er ihn der Mißhandlung Flavians und der Excommunikation des römischen Bischofs an. Alle diese Punkte wolle er durch Zeugen erhärten.

Die Klagschrift des Ischyrion erhielt wo möglich noch stärkere Beschuldigungen: Dioskur habe eine Menge der gewaltsamsten Ungerechtigkeiten begangen, sich selbst gegen die kaiserliche Majestät aufgelehnt, Irrthümer über die Dreieinigkeitslehre verbreitet, den schnödesten Wucher und Betrug getrieben, große Geldsumme, die durch das Vermächtniß einer frommen Frau für geistliche Zwecke bestimmt waren, an lüderliche Weibsbilder und Schauspieler verschwendet. Sein unzüchtiger Umgang mit dergleichen Leuten sei stadtbekannt, das Volk besänge seine Schande auf allen Gassen. Ferner habe

er dem Ischyrion, weil er ein Freund des Cyrill gewesen, seine Amtsverrichtungen untersagt, und ihn auf die gewaltsamste Weise seines Lebensunterhaltes beraubt. Ja, er habe ihn sogar durch einen Haufen Geistlichen wollen umbringen lassen, und nur durch die Flucht sei er, Ischyrion, dieser Gefahr entgangen; dann habe er ihn aus der Zufluchtstätte, die er in der Stadt gefunden, gewaltsam in ein Krankenhaus schleppen lassen und von Neuem Mörder, ihn umzubringen, abgeschickt. Diese aber hätten einen Abscheu vor der That gehabt, und ihm sei kein Leid geschehen. Alles dieß wolle er ebenfalls mit Zeugen beweisen.

Der Presbyter Athanasius erzählt in seiner Klagschrift wie er, des Cyrills Neffe, mit seiner ganzen Familie durch den Haß und die Habsucht des Dioskur unglücklich geworden und ins Elend gekommen sei. Als sein Bruder Paulus darauf Alexandrien verlassen, um in Konstantinopel Hilfe zu suchen, habe Dioskur durch des Chrysaphius Vermittlung es dahin gebracht, daß Paulus in ein Gefängniß geworfen und die Familie gezwungen sei, ihr ganzes Vermögen herauszugeben. Sein Bruder sei darüber gestorben, er selbst und dessen Familie aber in das größte Unglück und Schulden gekommen. Dioskur habe ihm auch die Priesterwürde genommen, und ihn sieben Jahre hindurch selbst im Elend noch verfolgt. Die Summen, die er und seine Familie durch ihn verloren, beliefen sich auf mehr als 1500 Pfund Gold; er bitte um ihre Wiedererstattung und wolle ausserdem noch andere Gewaltthätigkeiten des Dioskur beweisen. Sophronius endlich, ein Laie, klagte ihn wegen offener Gewalt an. Ihm war seine Gattin Theodora von einem hohen Beamten zu Alexandrien, Makarius, geraubt. Er wandte sich um Rath und Hilfe nach Konstantinopel, und es kam von dort der Befehl, daß die Sache untersucht und dem Manne sein Recht zu Theil werden solle. Dioskur aber verhinderte die Vollziehung dieses Befehls, wahrscheinlich weil Makarius sein Schützling war, indem er sagt: er sei Herr im Lande. Ausserdem habe er ihm einen Haufen Bauern und andern Gesindels unter Anführung eines

Geistlichen über den Hals geschickt, um ihn umzubringen, und den vom Kaiser mit der Untersuchung beauftragten Richter fortzujagen. Dem Erstern sei er entgangen, das Zweite aber sei geschehen. Ueberdies hätte Dioskur auch gegen die Dreieinigkeit gelästert, und sich der Ausrufung des Kaisers Marcian in Alexandrien widersetzt. Es könnten noch viele andere über die von Dioskur ihnen angethanenen Gewaltthätigkeiten klagen, aber Furcht und Armuth hielten sie größtentheils zurück.

Nachdem diese Klagschriften verlesen waren, beschloß die Synode den Dioskur zum Drittenmal vorladen und ihm zugleich andeuten zu lassen, käme er jetzt nicht, so würde man gegen ihn verfahren, wie es die Gesetze gegen Widerspenstige und Verächter der Canonen vorschrieben. Dioskur blieb aber bei seinen vorigen Ausflüchten und weigerte jede Folgeleistung. Als dieß der Versammlung angezeigt wurde, erhob sich Paschasinus der Legat, resumirte die ganze Verhandlung, hob aber nur die kirchlichen Klagepunkte hervor, daß Dioskur sich ein Primat, das ihm nicht zukomme, angemaßt, daß er den rechtmäßig verurtheilten Entyches wieder in die Kirchengemeinde aufgenommen habe, und die Unordnungen zu Ephesus hauptsächlich angestiftet. Anstatt, wie die Uebrigen, Reue darüber zu empfinden, habe er sich vielmehr seiner Gewaltthätigkeiten gerühmt. Ausserdem habe er den Brief des Papstes an die Synode nicht verlesen lassen, obgleich er es eidlich versprochen, und dadurch die Kirche Gottes sehr geärgert und beleidigt. Seine Vergehungen habe er noch dadurch vergrößert, daß er den Bischof Leo in den Bann gethan, seine Bosheit sei überdem aus vielen übergebenen Schriften erwiesen, und zuletzt habe er sich noch geweigert den Befehlen der Synode Folge zu leisten und vor ihr zu erscheinen. Deßwegen, so fährt der Legat fort, hat der Bischof Leo durch uns und gegenwärtige heil. Synode nebst dem Apostel Petrus, der Fels und Stütze der Kirche und Grund des Glaubens ist, den Dioskur sowohl der bischöflichen Würde als aller Rechte eines Geistlichen entsetzt. Nun fälle auch die heil. Synode über

Dioskur ein, den kirchlichen Vorschriften gemäßes Urtheil. Darauf stimmten alle Anwesende dem päpstlichen Ausspruche bei, und mehr als dreihundert Bischöfe unterschrieben mit Angabe der Gründe. Nun wurde ein Akt aufgesetzt, der dem Dioskur das von der Synode erlassene Urtheil mittheilte, und am folgenden Tage des 14. Oktober, einem Sonntag, die Entsetzung des Dioskur dreien zu Chalcedon anwesenden Geistlichen der alexandrinischen Kirche angezeigt, und sie bis auf Weiteres mit der Verwaltung des Eigenthums ihrer Kirche beauftragt. Ausserdem wurde sogleich dem Kaiser eine Abschrift der Verhandlungen übersendet, welche das ganze Konzil unterzeichnete und noch einen Brief hinzufügte, in welchem die speciellen Gründe der Absetzung des Dioskur angegeben waren. Er ist beinahe eine gänzliche Wiederholung des Vortrages des päpstlichen Legaten. Auch der Pulcheria wurde der Spruch des Konzils mitgetheilt. Der Brief, in dem dieß geschieht, ist voller Lobeserhebungen für sie, und als Grund der Absetzung des Diokur wird angegeben, daß er den Brief des Papstes nicht habe verlesen lassen.

Die vierte Sitzung wurde am 17. Oktober gehalten, der Senat wohnte ihr wieder bei, da nach der Verurtheilung des Dioskur seine Abwesenheit nicht weiter nothwendig war. Nach Verlesung der Protokolle der vorhergehenden Verhandlungen, fragte der Senat die Versammlung, was sie auf den Glauben bezüglich beschlossen habe. Paschasinus der Legat erwiederte: die Synode nehme die Glaubensbekenntnisse von Nicäa und Konstantinopel, die Erklärungen derselben, die Cyrill auf dem ersten ephesinischen Konzil und Leo in seinem Briefe an Flavian gegen Nestorius und Eutyches gegeben, an. Den in diesen Dokumenten aufgestellten Glauben halte die Synode fest, sie könne weder dazu noch davon thun. Alle erklärten sich damit einverstanden. Hierauf verlangte der Senat, ein jeder Bischof solle erklären, ob der Brief des römischen Bischofs Leo mit den Symbolen von Nicäa und Konstantinopel übereinstimme. Jeder gab seine Stimme ab, und die Frage wurde allgemein bejaht. Die meisten fügten

hinzu, sie hätten den Brief ja schon unterschrieben. Einige gaben auch die schriftliche Versicherung der Zustimmung ihrer Geistlichkeit zu Protokoll, und als mehrere ihre Stimmen durch den Metropoliten abgegeben hatten, verlangte der Senat ausdrücklich, sie sollten sich ausdrücklich und bestimmt erklären, daß sie der in jenem Brief enthaltenen Lehre beistimmten. Dieß geschah. —

Nachdem auf diese Weise der Senat die zuverläßigste Gewißheit von der Zustimmung des Konzils zu der von dem römischen Bischof entwickelten Lehre erlangt hatte, forderten die Bischöfe, man möge denjenigen von den Häuptern des zweiten ephesinischen Konzils, welche den Brief des Papstes unterschrieben hätten, den Zutritt zur Versammlung gestatten. Der Senat erwiederte ihnen, es sei dem Kaiser darüber berichtet, und dessen Entscheidung abzuwarten. Zugleich machten die kaiserlichen Beamten die Bischöfe noch einmal auf die ganze Verantwortlichkeit aufmerksam, die diese auf sich genommen, indem sie den Dioskur verurtheilten und die Restitution der Uebrigen wünschten. Es trat nun ein augenblicklicher Stillstand in den Verhandlungen ein, bis die Entscheidung des Kaisers eintraf, welche das Schicksal der fünf Bischöfe Juvenal, Thalassius, Eusebius von Ancyra, Basilius und Eustathius der heil. Synode überließ. Der Senat verlangt nun, daß diese darüber abstimme. Anatolius erklärte dieß aber für überflüßig und alle rufen, die Synode bitte sie zuzulassen. Hierauf ertheilt der Senat die entsprechenden Befehle, und jene fünf nehmen unter großen Freudenbezeugungen der übrigen Bischöfe, die in dieser Vereinigung ein Werk Gottes sehen, ihre Plätze ein.

Der Senat theilte hierauf dem Konzil eine Schrift mit, welche die dreizehn egyptischen Bischöfe, welche ausserdem selbst vor der Synode erschienen, dem Kaiser übergeben hatten. Sie behaupteten darin, den vom heil. Markus, Petrus von Alexandrien, Athanasius, Theophilus und Cyrill überkommenen Glauben treu bewahrt zu haben, sie verwürfen die Irrlehren des Arius, Eunomius, Mani und Nestorius, und alle,

welche die katholische Kirche verdamme. Die Synode machte ihnen hierauf die Bemerkung, sie hätten dann auch die Lehren des Eutyches zu verdammen und den Brief des Leo zu unterschreiben. Sie thaten das Erstere, weigerten aber das Zweite, weil in Egypten der Gebrauch herrschte, sich in Bezug auf solche Unterschriften strenge nach dem Vorgange des Bischofs von Alexandrien zu richten. Sie würden bei ihrer Rückkehr in Lebensgefahr kommen, wenn sie ein solches, Lehrbestimmungen enthaltendes Dokument unterzeichnet hätten, ehe der Patriarch von Alexandrien es angenommen. Sie bäten daher recht sehr, ihnen die Erlaubniß, ihre Unterschriften so lange verschieben zu dürfen, zu ertheilen, bis der Stuhl von Alexandrien wieder besetzt sei, und sprachen noch den Wunsch aus, es möge dieß noch zu Chalcedon geschehen. Darauf erwiederte das Konzil, es sei thöricht die Entscheidung eines einzelnen Bischofs der einer ökumenischen Synode vorzuziehen. Nach langem und heftigem Hin- und Herstreiten erklärte endlich der Senat, das Verlangen der egyptischen Bischöfe sei billigerweise nicht abzuschlagen, man möge ihnen bewilligen in Konstantinopel zu bleiben, bis der Stuhl von Alexandrien wieder besetzt sei. Nur müßten sie Bürgen stellen oder eidlich versichern, daß sie die Stadt nicht verlassen wollten. Dieß wurde ihnen dann auch vom Konzil zugestanden.

Jetzt kam die Bittschrift einiger Archimandriten vor, welche erklärte Anhänger des Eutyches waren. Sie hatten sich an den Kaiser gewendet, um von ihm Schutz gegen gewaltthätige Verfolgungen ihrer Oberen und gegen Zwang des Unterschreibens zu erhalten, bis das ökumenische Konzil einen Beschluß erlassen haben werde. Da nun unter den eingelassenen Archimandriten, ausser denen, welche die Bittschrift unterschrieben hatten, sich auch der von früherher übelberüchtigte Barsumas befand, so entstand ein allgemeiner Lärm; die Bischöfe wollten ihn nicht dulden, denn er habe Theil an dem Morde des Flavian genommen. Der Senat, der allein ruhig und gehalten blieb, sagte ihnen, sie sollten nun, da das Konzil einen Beschluß erlassen, sich von demselben in Kenntniß setzen. Ohne

darauf einzugehen, übergeben zwei von ihnen, Carosus und Dorotheus, eine andere Schrift, deren Verlesung der Senat bewilligte. Sie baten darin zuerst, daß Dioskur und alle mit ihm verbundenen Bischöfe wieder Sitz und Stimme auf dem Konzil erhalten möchten; denn, da der Kaiser versprochen, daß auf der Synode nichts anders geschehen, als das Symbol von Nicäa bestätigt werden sollte, so sei die Verurtheilung des Dioskur durchaus ungerecht und gegen die kaiserliche Verordnung. Sie, für ihren Theil, würden daher keine die Glaubenssache betreffende Verordnung des Konzils annehmen, wenn nicht Dioskur und die Uebrigen den Sitzungen beigewohnt. Wolle man sie nicht hören, so beriefen sie sich auf Christus, den Kaiser und den Senat, und wollten keine Gemeinschaft mit der Synode haben. Und damit man nun nicht etwa sagen könne, sie seien Häretiker, so wollten sie hiermit erklären, daß die Glaubensbekenntnisse von Nicäa und Ephesus auch die ihrigen seien. Der allgemeine Unwille des Konzils über diese Schrift war bei mehreren Stellen derselben, besonders wo Dioskur noch Bischof genannt wird, ausgebrochen, und es hatte der beruhigenden Vorstellung des Senates bedurft um die Verlesung zu Ende zu bringen. Nun aber wurde der fünfte Canon des Antiocheniſchen Konzils vom Jahre 341 verlesen, welcher lautet: **Si quis presbyter vel diaconus contemto suo episcopo, se ipsum ab ecclesia segregaverit et privatim apud se collectis populis altare erigere ausus fuerit, et nihilominus, episcopo se exhortante et semel et iterum revocante, inobediens extiterit, hunc modis omnibus deponendum, nec aliquando consequi curationem aut proprium honorem recipere speret. Quodsi etiam perseveraverit conturbare et excitare ecclesiam, per eam, quae foris est, potestatem, hunc tanquam seditiosum opportet corripi.** Nach Verlesung dieses Canons fragte sie der Senat: ob sie dem Lehrbegriff der Synode beitreten wollten? Die Führer unter ihnen erklärten, daß sie dem Nicäniſchen Lehrbegriff treu zu bleiben gedächten. Aetius erwiederte ihnen darauf, die Synode nehme denselben ja auch an, weil aber wegen

entstandener Streitigkeiten erst Cyrill dann Cölestin jetzt Leo nicht etwa neue Lehren vorgeschrieben, sondern die vorhandenen nur auseinandergesetzt und erklärt und die Synode die darauf bezüglichen Bestimmungen derselben annehme, so frage es sich jetzt nur, ob sie diesem Beschluß des Konzils beitreten und Nestorius und Eutyches mit dem Anathema belegen wollten. In Bezug auf den Nestorius erklärten sie sich bereit, in Betreff des Eutyches konnten sie nicht einig werden. Carosus erklärte: er wolle lieber ins Exil gehen, als dieser Forderung Folge leisten. Mitten unter dieser Verhandlung legte der Senat eine eben eingegangene Bittschrift mehrerer Aebte an den Kaiser vor, in welcher diese sich über diejenigen ihrer Mitbrüder beklagen, welche sich nicht den Beschlüssen der Versammlung unterwerfen wollten. Sie bitten sie ihnen zu übergeben, sie wollten versuchen eine Sinnesänderung bei ihnen hervorzubringen; wolle man das nicht, so solle man sie gehörig bestrafen. Uebrigens möge man doch die Höhle, wo diese Leute wohnten und Christum lästerten, ihr Kloster, zerstören, oder es Bessergesinnten überlassen. Dieser Bittschrift wurde keine weitere Folge gegeben, sondern die Bischöfe suchten die anwesenden Archimandriten und Mönche zu bewegen den Brief Leo's zu unterschreiben. Als aber alle ihre Bemühungen vergeblich waren, hob der Senat die Sitzung auf. Die Mönche, alle Anhänger des Eutyches, wandten sich nun noch einmal an den Kaiser, dieser aber wies sie entschieden und ohne weiters ans Konzil. In einer am 20. Oktober gehaltenen Sitzung wurde jene Sache von neuem vorgenommen. Sie verweigerten trotz allen Vorstellungen ihren Beitritt. Darauf gab man ihnen dreißig Tage Bedenkzeit, und wenn sie nach Verlauf derselben die Annahme der Beschlüsse noch zurückwiesen, so sollten sie ihrer Rechte und Würden entsetzt und selbst die weltliche Gewalt zu Vollziehung der kirchlichen Urtheile gegen sie aufgeboten werden.

Nachdem diese Angelegenheit so beseitigt war, beschäftigte sich die Synode mit dem Streit zwischen Photius von Tyrus und Eustathius von Berytus. Photius behauptete einziger

Metropolit der Provinz Phönicia prima zu sein und beklagte sich, daß Eustathius, der unter der Herrschaft des Dioskur großes Ansehen genossen, von Theodosius dem jüngern ein Gesetz zu erlangen gewußt habe, nach welchem Berytus zur Metropole erhoben wurde, und Eustathius sich die Jurisdiction über die Kirchen von Biblus, Botrys, Tripolis und anderen anmaßte, die früher unter Tyrus gestanden hatten. Eustathius, der wohl einsah, daß sein Unrecht hier erkannt würde, suchte die Entscheidung abzuwenden, indem er behauptete, man müsse zuerst die Glaubensangelegenheiten ordnen. Doch der Senat verlangte zuerst die Erledigung dieser Sache. Nun fragte Eustathius den Photius, nach welchen Gesetzen er ihren Streit geschlichtet sehen wollte, nach kirchlichen oder nach kaiserlichen? Photius antwortete: nach den kirchlichen. Der Senat erklärte, daß das auch des Kaisers Absicht und bestimmt ausgesprochener Wille sei, daß der Bischöfe Angelegenheiten nach kirchlichen Gesetzen entschieden würden. Eustathius konnte zu seinen Gunsten nichts als die Entscheidung eines Konzils zu Konstantinopel vom Jahr 449 anführen, welches auf den Grund jenes Gesetzes von Theodosius diese Eintheilung getroffen. Aber da er wohl einsah, daß man demselben wenig Gewicht beilegen würde, so gestand er gleich von vorn herein zu, daß die Klage des Photius gegründet sei, und bat nur, man möge nicht glauben, daß er diese unrechtmäßige Zerstückelung selbst herbeigeführt habe. Man verlas nun den vierten Canon von Nizäa, der festsetzt, daß die Ordination entweder von allen oder wenigstens von drei Bischöfen vollzogen werde, das Bestätigungsrecht aber dem Metropoliten ertheilt. Nun fragte der Senat: ob es kirchlich erlaubt sei, daß eine Provinz zwei Metropoliten habe? Das Konzil antwortete: Nein, und nun entschied der Senat auf den Canon und das Urtheil des Konzils hin, daß Photius der einzige rechtmäßige Metropolit von Phönicia prima sei, und Eustathius, auf das Gesetz des Theodosius, kein Vorrecht vor den übrigen Bischöfen begründen könne. Diese Verhandlung gab dem Cecropius von Sebastopol Anlaß zu dem

Antrage, das Konzil möge die allgemeine Beobachtung der Canones ohne Rücksicht auf kaiserliche Gesetze anordnen. Dieß geschah.

Die sechste Sitzung wurde am 22. Oktober gehalten, sie war ausschließlich der Festsetzung der Glaubensformel gewidmet. Obgleich alle Schwierigkeiten, in Bezug darauf, durch die früheren Verständigungen schon beseitigt zu sein schienen, so beweisen doch die Streitigkeiten, welche jetzt noch entstanden, wie viel Anstände eine allgemeine Vereinigung fand, wie verschieden man noch dachte und wie sich die Gegensätze mehr genähert als ausgeglichen hatten. Die Gründe, warum die Synode von der, in den Sitzungen vom 10. und 17. Oktober so entschieden ausgesprochenen Ansicht, keine neue Glaubensformel zu entwerfen, abging, sind nicht bekannt. Man entschloß sich vielleicht auf wiederholte Vorstellungen des Kaisers dazu, und überlegte mehrere Tage mit großem Ernst und großem Eifer das Nothwendige. Es wurden mehrere vorläufige Berathungen gehalten, in welchen die vornehmsten Bischöfe der Synode sich über eine Glaubensformel verständigten, welche, den Bischöfen mitgetheilt, die Billigung eines großen Theils derselben erhielt. Sie hatte den Ausdruck ἐκ δυοῖν φύσεων und nicht den Lateinischen **in duabus naturis**. Als nun aber die Formel in der Sitzung selbst, wo beiläufig nur drei kaiserliche Beamte zugegen waren, verlesen wurde, fand sie bei den römischen Legaten und bei einigen orientalischen Bischöfen entschiedenen Widerspruch, und das nicht mit Unrecht, denn den Ausdruck ἐκ δυοῖν φύσεων hatte seiner Vieldeutigkeit wegen auch Dioskur gebilligt, hingegen den des Leo **in duabus naturis** verworfen. Um daher aus der Glaubensformel des Konzils jede Möglichkeit häretischen Anklangs zu verbannen, bestanden die römischen Legaten auf wörtlicher Uebereinstimmung der Formel mit dem Brief des Papstes; und als die übrigen Bischöfen riefen: die Formel sei so, wie man sie verlesen, sehr gut, so erklärten sie, daß sie nach Rom zurückkehren würden, um dort ein Konzil zu halten, ihren Einspruch möge man zu Protokoll nehmen. Nun legte sich der

Senat ins Mittel und bat die Sache doch von Neuem zu untersuchen. Aber die Bischöfe wollten von keiner Aenderung reden hören. Und als der Senat ihnen vorstellte, es sei sehr wichtig, sich des Ausdrucks in duabus naturis zu bedienen, wie Leo es gethan, so antworteten sie: sie nähmen den Brief des Papstes durchaus an, aber darum müsse man doch an der Formel nichts ändern, die alles Nothwendige enthielte. Als der Senat ihnen nun bemerklich machte, Dioskur habe ja grade den Flavian wegen des Ausdruckes in duabus naturis abgesetzt, so erwiederte Anatolius: Dioskur sei nicht des Glaubens wegen entsetzt, sondern weil er den römischen Bischof excommunicirt und den Vorladungen des Konzils nicht Folge geleistet habe. Da man nun auf diese Weise zu keinem Resultat kam, so sandte der Senat den Beronitian, um des Kaisers Willen einzuholen. Marcian ließ zurücksagen, man solle aus den Diözesen Pontus, Asien, Thrazien, Illyrien, aus einer jeden drei, und aus der Diözese des Orients sechs Bischöfe wählen. Diese sollten sich zusammen mit den römischen Legaten und dem Anatolius berathen, um zu einer Entscheidung zu kommen, die keine Schwierigkeiten mehr übrig ließen. Wollte die Synode dieß nicht, so sollte ein jeder Bischof durch die Vermittlung seines Metropoliten seine Stimme abgeben, und könnten sie unter sich sich nicht einigen, so müsse ein Konzil im Occident gehalten werden.

Aber diese Erklärung fruchtete noch nichts, die Bischöfe blieben dabei, die Formel müsse durchgehen oder sie würden davon gehen. Wer sich widersetze, sei ein Nestorianer und möge nach Rom gehen. Der Senat wirklich unermüdlich, hörte nicht auf, ihnen Vorstellungen zu machen. Dioskur, sagte man ihnen, gebe zu, daß Christus aus zwei Naturen wäre, wie es in der Formel stände, Leo lehre nun die Vereinigung dieser beiden Naturen in ihm, und es handle sich jetzt darum, zu entscheiden, wen man vorziehe, ob Leo oder Dioskur? Dieß schien einigen Eindruck zu machen, und man beschloß von Neuem zu berathen. Nun zogen sich die römischen Legaten mit einem, nach des Kaisers Angabe, zusammengesetzten

Ausschuß in die Kapelle der heil. Euphemia zurück, und gaben hier, in Gegenwart des Senates, jener Formel die Gestalt, in der sie vom Konzil angenommen wurde. Der Brief Leo's ist seinem wesentlichen Inhalt nach in ihr enthalten, und sie ist vielmehr eine ausführliche Erklärung als eine Formel. Nachdem die Veranlassung des Ganzen auseinandergesetzt ist, werden die Symbole von Nicäa und Konstantinopel mit der, auf dem ersten ephesinischen Konzil genehmigten Erklärung, des ersteren durch Cyrill, als Glauben der Kirche angeführt. Weil aber neuerdings wiederum Irrthümer sich verbreitet und man einerseits die heil. Jungfrau nicht Gottesgebärerinn nennen wolle, so wie andererseits eine Vermischung beider Naturen unseres Herrn gelehrt habe, so habe die Synode zur Widerlegung derselben die Briefe des Cyrill an den Nestorius und die Orientalen, und den Brief des römischen Bischofs Leo an den Flavian angenommen. Wir lehren, so heißt es nun weiter, den Vätern folgend, und bekennen einmüthiglich einen und denselben Sohn unsern Herrn Jesum Christum, der vollkommen nach der göttlichen und vollkommen nach der menschlichen Natur, wahrer Gott und wahrer Mensch ist, aus einer vernünftigen Seele und aus einem Körper bestehend, gleichen Wesens mit dem Vater nach der Gottheit, und gleichen Wesens mit uns nach der Menschheit, der uns in allem gleich gewesen, ausser in der Sünde, der Gottheit nach vom Vater in Ewigkeit gezeugt, in den letzten Zeiten aber, um unserer und unseres Heiles Willen, aus Maria der Jungfrau, der Gottesgebärerinn, der Menschheit nach geboren ist, der eine und selbige Christus, Sohn, Herr, Eingeborner, aus zwei Naturen *) ohne Vermischung, ohne Verwandlung, ohne

*) Der lateinische Text bei Mansi Tom. VII. Concil. Collect. ampl. p. 115 hat «in duabus naturis.» Doch bemerkt er dazu: Editores romani annotarunt in margine legendum: esse ex duabus naturis. Verum lectionem, quae in textu habetur, esse revera Concilii Chalcedonensis, probat Rusticus in dialogo adversus Acephalos. Sic etiam in epistola Flaviani ad Theodosium. Vide Nicephorum lib. XV. cap. 9.

Trennung, ohne Sonderung zu erkennen. Indem durch die Vereinigung der Unterschied beider Naturen keineswegs aufgehoben ist, sondern die Eigenschaften einer jeden unverändert geblieben sind, und zu einer Person, zu einem Wesen (subsistentia, ὑπόστασις) vereinigt worden, so ist er nicht in zwei Personen getheilt oder getrennt, sondern einer und derselbe Sohn und Eingeborner, Gott das Wort, der Herr Jesus Christus, wie die Propheten vorher von ihm, und er selbst uns gelehrt, und das Bekenntniß der Väter uns vorschreibt. Wer eine andere Formel entwirft oder vertheidigt, oder denen, die sich zum Christenthum bekennen wollen, lehrt, wird, ist er ein Geistlicher, seiner Würde entsetzt, ist er Mönch oder Laie, mit dem Kirchenbann belegt. Diese Formel, ehe sie die Bischöfe unterzeichneten, wurde dem Volke vorgelesen.

Die siebente Sitzung wurde am 25. Oktober gehalten. Nachdem die Bischöfe sich eingefunden, erschien in zahlreicher Begleitung seiner Beamten der Kaiser und hielt eine Anrede an die Bischöfe, in der er sie an den Zweck ihres Beisammenseins erinnerte, der kein anderer wäre, als vollkommene Einigkeit in der Glaubenslehre wiederherzustellen. Deßwegen habe er sich selbst in die Versammlung begeben, und sein Vorsatz sei, die Schlüsse der Synode im ganzen Reiche aufrecht zu erhalten. Die Bischöfe empfingen ihn mit vielen freudigen Ausrufungen und großen Lobeserhebungen, und dann wurde als Entgegnung auf seine Anrede das in der vorherigen Sitzung Beschlossene verlesen. Der Kaiser fragte nun, ob dieß alle Bischöfe genehmigten. Ein einstimmiges Ja antwortete ihm, und nun verkündete er, daß auch er dieser Erklärung beitrete. Dann brachte er Gott laut seinen Dank dar für die Einigkeit, die Er der Kirche wieder gegeben habe, und drückte den Wunsch aus, daß das Gebet der Bischöfe dem Reiche baldigen Frieden verschaffen möge. Darauf fügte er hinzu, daß zur Aufrechthaltung dieses Zustandes der Kirche er es für nothwendig halte, strenge Strafen für diejenigen festzusetzen, die ihn irgend wieder durch unerlaubtes Predigen oder dergleichen zu stören versuchen sollten. Nachdem die Bischöfe ihre Billi-

gung zu erkennen gegeben, ließ der Kaiser ihnen einige Punkte vorlesen, deren Anordnung er noch vom Konzil wünsche; 1) daß die Mönche den Bischöfen unterthan seien, und sich nicht um die kirchlichen Angelegenheiten bekümmern sollten, ausser wenn der Bischof es ihnen im höchsten Nothfall erlauben würde. 2) Es solle den Geistlichen verboten sein, Pachtungen oder sonstige Besitzungen zu verwalten, mit Ausnahme der Kirchengüter. 3) Sollte es denselben bei Strafe der Excommunication untersagt sein, von einer Kirche zur andern überzugehen und den Bischöfen, sie aufzunehmen. Das Konzil versprach dem Kaiser die deßfalsigen Anordnungen, und jene Punkte bilden die Grundlagen von vier Canonen, dem 3., 4., 5. und 20. Als der Kaiser nun noch der Stadt Chalcedon die Ehre der Metropole verliehen, baten die Bischöfe ihn um die Erlaubniß, zu ihren Kirchen zurückzukehren, aber Marcian ersuchte sie noch einige Tage zu warten, um die noch vorkommenden Geschäfte zu erledigen. Zugleich bat er, daß niemand vor der vollständigen Beendigung derselben sich zurückziehen möge; seine Beamten sollten den noch nöthigen Sitzungen beiwohnen, und er verspreche ihnen allen Schutz. Darauf zogen sich alle zurück.

Man hat zuweilen die Synode mit dieser Sitzung für geschlossen gehalten, und in vielen Abschriften der Acten fanden sich nur diese sieben Sitzungen mit den später aufgesetzten Canonen. Der wichtigste Theil der Synode ist allerdings damit geendigt, denn die Glaubensformel ist festgesetzt, um Recht und Gerechtigkeit, Frieden und Einigkeit in der Kirche wieder herzustellen. Doch gehören die folgenden Sitzungen nicht weniger als die ersten zum Konzil, da alle Umstände, die dasselbe bedingen, dieselben bleiben, nur sind sie allerdings von geringerer Wichtigkeit, und wir haben bei ihnen nicht mehr nöthig, mit derselben Ausführlichkeit zu Werke zu gehen, wie bisher.

Die achte Sitzung fand schon am folgenden Tage, den 26. Oktober, statt. Ihr wohnten so, wie allen folgenden, nur drei kaiserliche Beamte bei, die den Senat bildeten. Die

Synode bestätigte zuerst eine Uebereinkunft zwischen Maximus von Antiochien und Juvenal von Jerusalem, nach welcher die Kirchenprovinzen von Phönizien und Arabien unter der Jurisdiction des Patriarchen von Antiochien blieben, Juvenal dagegen die drei Palästina erhielt. Die Verletzung der, durch das Konzil von Nicäa dem Bischof von Cäsarea in Palästina verliehenen Würde wurde ganz unbeachtet gelassen, und man ging ohne weiteres zur Sache des Theodoret über. Durch den Papst Leo war er schon wieder in seine Würde eingesetzt, und dieß auch jetzt von Seiten des Konzils und des Senats bestätigt worden. Theodoret scheint aber immer noch im Verdacht einer besondern Anhänglichkeit an den Nestorianismus gestanden zu haben, denn die Synode verlangte von ihm, er solle vor allem das Anathema über den Nestorius aussprechen. Er bat nun um die Erlaubniß seine, dem Kaiser und den römischen Gesandten überreichten Schriften vorlesen zu dürfen, woraus, was er glaube, hervorgehen würde. Das wurde ihm aber verweigert, und von neuem das Anathem über Nestorius gefordert. Theodoret suchte auszuweichen, indem er sagte, er verwerfe den Nestorius, Eutyches und alle von der Kirche abweichenden Irrlehrer. Damit nicht zu frieden, verlangen die Bischöfe von Neuem das Anathema. Theodoret behauptet seine Rechtgläubigkeit und versichert, daß er den Nestorius, den Eutyches und jeden, der zwei Söhne lehre, damit belege. Da riefen die Bischöfe: «sage deutlich Anathema dem Nestorius und allen, die es mit ihm halten,» darauf erwiederte Theodoret, wenn ich mich nicht vorher über meinen Glauben erklären darf, so thue ich es nicht. Sogleich ertönte der Ruf, das ist ein Häretiker, ein Nestorianer, fort mit diesem Ketzer. Dieß schien denn doch Eindruck auf ihn zu machen, denn er sprach sogleich das verlangte Anathema aus. Jetzt erst hielt man ihn für rechtgläubig und würdig, seine Stelle wieder zu bekleiden, und da er den Brief des Leo und die Formel des Konzils unterschrieben, so verlangte der Senat, daß er seinen Bischofssitz wieder einnehmen dürfe. Die Synode erklärte sich einverstanden. Nachdem

ebenso noch einige andere Bischöfe aufgefordert waren, das Anathema gegen Nestorius und Eutyches auszusprechen, ging man noch zu einer dritten Angelegenheit in dieser Sitzung über, der des Ibas von Edessa. Er war von der zweiten ephesinischen Versammlung, ohne anwesend zu sein, abgesetzt, und von der Partei des Dioskur sogar ins Gefängniß geworfen worden. Marcian hatte ihn, so wie die übrigen Opfer dieser Verwüster daraus befreit, und Ibas verlangte nun ausdrücklich von dem Konzil wieder eingesetzt zu werden. Schon im Jahre 449 hatte Photius und Eustathius ein Urtheil zu seinen Gunsten in dieser Sache abgegeben, das jetzt wieder verlesen wurde. Die Beendigung der Angelegenheit wurde auf die am folgenden Tage, dem 27. Oktober, zu haltende Sitzung verschoben.

Nach mehreren Einreden und Klagen gegen den Ibas von Seiten einiger anwesenden edessenischen Geistlichen, beschloß die Synode auf den Antrag der römischen Legaten seine Wiedereinsetzung. Bei dieser Gelegenheit hatte der Senat verlangt, daß man das zu Ephesus gegen den Ibas erlassene Urtheil verlese. Aber sogleich erhoben sich die sämmtlichen römischen Gesandten und baten, man möge dieser heillosen Versammlung gar nicht mehr erwähnen, sie würden bei dem Kaiser auf ein Gesetz antragen, wodurch das Andenken an dieselbe ganz vertilgt werden sollte, weil der römische Bischof alles, was dort vorgegangen sei, mit Ausnahme der Ordination des Maximus von Antiochien, für nichtig erklärt hätte. Anatolius und ein großer Theil der Anwesenden stimmte ihnen bei. Ibas wurde aber nur unter der Bedingung wieder eingesetzt, daß er noch einmal vor der Synode den Nestorius anathematisirte. Die Legaten und Anatolius überließen es dem Maximus, zu dessen Patriarchat Edessa gehörte, wie er die Angelegenheit des Ibas mit dessen Nachfolger Nonnus, der durchaus im Rechte war, abmachen wolle. Maximus berieth sich mit seinen Bischöfen darüber und ließ dem Nonnus, der, nach dem im Jahre 457 erfolgten Tode des Ibas, dessen Stuhl einnahm, einstweilen die bischöfliche Würde. Ebenso

überließ die Synode dem Maximus die Festsetzung der Pension, die seinem, von der ephesinischen Versammlung unrechtmäßig abgesetzten, Vorgänger Domnus, zu zahlen sei.

Die zehnte Sitzung wurde am 27. Oktober gehalten. Die Besetzung des Stuhles zu Ephesus, zu dessen Erledigung es noch einer zweiten Sitzung, am 30. Oktober, bedurfte, beschäftigte sie vorzüglich. Bassianus war wider seinen Willen zum Bischof von Euazus geweiht, hatte sich aber geweigert, die Leitung dieser Kirche zu übernehmen. Durch den Tod des Basilius wurde im Jahr 444 der bischöfliche Stuhl von Ephesus vakant und Bassian, gezwungen, wie er behauptete, von den übrigen Bischöfen, dem Clerus und dem Volke, nahm ihn ein. Theodosius der zweite bestätigte und erhielt ihn darauf, und selbst Proclus von Konstantinopel, der zuerst nicht für ihn gewesen, war später günstig für ihn gestimmt. Vier Jahre hindurch hatte er sein Amt so ohne Widerrede verwaltet, als plötzlich aus Gründen, die nicht angegeben werden, man sich seiner während des Gottesdienstes gewaltsam bemächtigte, ihn mißhandelte und ins Gefängniß warf. Stephanus, ein ephesinischer Presbyter, erhielt seinen Stuhl. Diese ganze Angelegenheit gibt ein treues Bild von der Unordnung und Gesetzlosigkeit, die während der schlaffen und immer irregeleiteten Regierung Theodosius des jüngern in der orientalischen Kirche herrschte. Nur, nachdem so gewaltsame Vorfälle, so vieles Unrecht vorher schon geschehen war, konnte es dem Dioskur gelingen, seine Schreckens- und Gewaltherrschaft aufzurichten und eine Zeitlang zu behaupten. Bassian war von dem Kaiser, den er um Gerechtigkeit gebeten, an die Synode gewiesen worden. Als diese nun die Sache näher untersuchte, und die beiden Gegner, Stephanus und Bassianus, ihre Rechte entwickeln ließ, zeigte sich, daß auf beiden Seiten so viel Unrecht und Gesetzwidriges geschehen, daß ihre beiderseitige Ordination den kirchlichen Bestimmungen ganz zuwider und also ungültig sei, daß der Senat darauf antrug, keinem von ihnen den Stuhl von Ephesus zu geben, sondern einen neuen Bischof zu ernennen. Dieß erschien allen gerecht, nur beschloß

man, auf den Antrag einiger Bischöfe, die neue Besetzung etwas aufzuschieben, da, wenn man sie gleich vornehme, leicht Unruhen in Ephesus entstehen könnten. In der Sitzung am 30. Oktober sprach also die Synode ihr Urtheil dahin aus, daß, Bassian und Stephanus, beide ihr Recht auf den ephesinischen Sitz verlieren sollten und ein anderer ihn erhalte. Man ließ ihnen aber die bischöfliche Würde, und wieß ausserdem noch einem jeden eine Pension von zweihundert Goldstücken auf die Einkünfte der Kirche von Ephesus an. Bassian erhielt zugleich die Erlaubniß, diejenigen und selbst Stephanus zu verfolgen, von denen er sich seiner Güter beraubt glaube. Man ging alsdann zur Entscheidung einer Jurisdictionsstreitigkeit über, die sich zwischen den Bischöfen Eunomius von Nikomedien und Anastasius von Nicäa erhoben hatten. Eunomius behauptete, Anastasius habe sich die Rechte des Metropoliten angemaßt, indem er Geistliche der Kirche von Bassinopolis excommunicirte, die zu Nikomedien gehörten. Anastasius hingegen erklärte: Bassinopolis gehöre rechtmäßiger Weise zu Nicäa, denn der Kaiser Julian hätte den Flecken, der der Kirche zu Nicäa gehört habe, ihr genommen, zu einer Stadt erhoben, und nach seiner Mutter Bassinia genannt, das befreie die Stadt aber nicht von der Pflicht Nicäa als Metropole anzuerkennen. Der Senat verlangte die canonischen Bestimmungen in dieser Beziehung zu erfahren. Man verlas den schon einmal angeführten vierten Canon von Nicäa; darauf berief sich aber Anastasius auf ein Gesetz des Valens, wornach Nicäa das Recht der Metropole erhielt. Dagegen brachte Eunomius ein späteres Gesetz von Valentinian vor, welches bestimmte, daß der Titel der Metropole der Kirche von Nicäa nur Ehrenhalber gegeben sei, aber nicht zum Nachtheil der Kirche von Nikomedien gereichen solle. Daraus entschied nun der Senat auf den Grund der Entscheidung der Synode, daß, da nach dem vierten nicänischen Canon nur ein Metropolit in einer Provinz sein könne, der Bischof von Nikomedien, der von Alters her in dieser Eigenschaft in Bithynien anerkannt worden sei, als solcher auch von dem

Bischofe von Bassinopolis anzuerkennen sei, ebenso wie von dem zu Nicäa, dessen Metropolitentitel nur ein Ehrenvorzug sei. Der Einspruch des Archidiacon Aetius, daß der Bischof von Konstantinopel im Besitze des Rechts, den von Bassinopel zu weihen, sei, wurde beseitigt und die Sitzung damit geschlossen.

In der am 31. Oktober gehaltenen wurden zwei Eingaben des Bischofs Sabinian von Perrha in Syrien an den Kaiser Marcian und an die Erzbischöfe Leo, Anatolius und Maximus verlesen. Sabinian war von einer Provinzialsynode zum Bischof von Perrha geweiht, um Athanasius, der, verschiedener schwerer Verbrechen angeklagt, sich geweigert hatte vor einem Konzil zu erscheinen, zu ersetzen. Als aber die Gewaltherrschaft des Dioskur begann, hatte die ephesinische Versammlung, trotz jenem Synodal-Ausspruch, den Athanasius wieder eingesetzt, und den Sabinian selbst wider den Willen seiner Gemeinde vertrieben. Athanasius entschuldigte sich nun durch verschiedene Ausflüchte und sagte endlich: er habe auf jenem Konzil deßwegen nicht erscheinen wollen, weil der Vorsitzende sein Feind gewesen. Als man die Sache aber gründlicher untersuchte, fand man, daß Athanasius, wie es scheint, aus bösem Gewissen der Untersuchung und richterlichen Entscheidung seiner Angelegenheit zu entgehen gesucht hatte, und daß seine Absetzung auf einer vollkommen gültigen Entscheidung beruhe. Deßhalb entschied der Senat, daß Sabinian im Besitze des Stuhles von Perrha bleiben soll. Um aber jede Möglichkeit eines ungerechten Verfahrens zu entfernen, wurde dem Patriarchen von Antiochien eine nochmalige Untersuchung der Sache aufgetragen, die binnen acht Monate zu Ende gehen solle. Fände sich in Folge derselben, daß Athanasius eines Vergehens schuldig wäre, das Absetzung nach sich ziehe, so solle er seine Würde verlieren und den gesetzlichen Strafen unterworfen werden, ergebe sich hingegen kein Grund oder könne ihm nichts bewiesen werden, so solle er in sein Bisthum wieder eingesetzt und Sabinian ihm als Koadjutor zugegeben werden, mit einer, den Einkünften der Kirche von Perrha

angemessenen Pension. Die Synode billigte allgemein diese Entscheidung. Nachdem nun alle vor dieselbe gebrachten Angelegenheiten auf diese Weise erledigt waren, wurde die Sitzung geschlossen.

In den Acten folgen nun sogleich die Canonen ohne weitere Angabe wie, wann und wo sie berathen und aufgesetzt seien. Es ist durchaus unmöglich etwas bestimmtes über alle diese Fragen zu entscheiden, nur dürfen wir eine Nachricht, die in Bezug auf den, so vielfach bestrittenen 28ten Canon von großer Wichtigkeit ist, nicht übergehen. Nach dieser stellte nämlich Aetius, der Archidiacon, noch am Schlusse jener Sitzung, vom 31. Oktober, der Synode vor, daß noch die Angelegenheit der Kirche von Konstantinopel zu ordnen sei. Er hatte schon am Tage zuvor die Sache beantragt, aber der Senat sie auf eine andere Zeit verschoben. Aetius bat nun die römischen Legaten und den Senat der Berathung jener Angelegenheit beizuwohnen. Die Legaten verweigerten es aber, weil sie keinen Auftrag dazu vom Papste hatten. Der Senat schlug es, als ausserhalb seiner Sphäre liegend, ab. Nun blieben die Bischöfe also allein zugegen, und setzten einen Canon, den 28ten, auf, nach welchem dem Bischofe von Neurom (Konstantinopel) dieselben Rechte gegeben werden, welche der von Altrom besaß, und ihm ausserdem das Ordinationsrecht in der Thrazischen, Asiatischen und Pontischen Diözese übertragen wurde*). Die römischen Legaten legten nun in der folgenden, am 1. November gehaltenen, Sitzung sogleich Opposition gegen diesen Canon ein, den man mit den Unterschriften der Bischöfe bedeckt, verlas. Lucentius bemerkte, daß man sie überrascht und zur Unterzeichnung gezwungen habe. Viele erwiederten: Niemand seie gezwungen worden. Aetius fragte die Gesandten: ob sie vielleicht besondere Befehle von Leo hätten, sich dem Inhalte jenes Canons zu widersetzen? Bonifaz las hierauf eine Stelle aus ihren

*) Vergleiche die Geschichte der Synode bei Ceillier. **Histoire des auteurs ecclésiastiques. Tom. XIV. p. 679.**

Instruktionen vor, worin sie aufgefordert werden, die Würde des römischen Bischofs, den sie vertreten, zu behaupten, und besonders sollten sie Bischöfe, welche auf die Macht und Größe ihrer Sitze fußend, sich neue Rechte anmassen wollten, mit Festigkeit zurückweisen. Nun las Paschasin auch den sechsten Canon von Nicäa vor, und zwar nach der römischen Rezension, wo er mit den Worten anfängt: (die übrigens mehr Ueberschrift als Theil des Textes zu sein scheinen) **quod ecclesia romana semper primatum habuit.** Nachher wurde der Canon auch in der orientalischen Rezension vorgelesen, wo diese Worte fehlen, und dann ein Canon des Konzils von Konstantinopel, der dem Bischofe dieser Stadt den Ehrenvorzug nach dem Römischen gibt. Darauf erklärte der Senat, nachdem er sich überzeugt, daß die Bischöfe nicht zur Unterschrift gezwungen waren, jenen Canon für gültig mit der Reservation, daß, wenn ein Metropolit in jenen drei Diözesen Asien, Pontus und Thrazien gewählt sei, es von dem Patriarchen von Konstantinopel abhängen soll, ob er, um ordinirt zu werden, nach Konstantinopel kommen müsse, oder ob dieß in der Provinz geschehen könne.

Die römischen Gesandten verlangten nun, daß man entweder alles gegen die Canonen am vorigen Tage beschlossene für ungültig erklären solle, oder ihren Einspruch in die Acten aufnehmen, damit der römische Bischof sein Urtheil über diese Verachtung des apostolischen Stuhls und diese Verletzung der Canonen fällen könne. Aber ihre Vorstellungen blieben ohne Erfolg. Der Senat schloß die Sitzung mit der Erklärung, daß das Konzil alles genehmigt habe.

Die von der Synode festgesetzten Canonen sind nun ihrem Hauptinhalte nach folgende: I. Alle Canonen, welche von den Vätern und frühern Konzilien gegeben waren, wurden bestätigt*). II. Jeder Bischof, der irgend eine Ordination oder

*) Wahrscheinlich bezieht sich dies auf eine Sammlung der Kanonen, die jedenfalls damals schon bestand und die bei Justell unter dem Titel: **Codex canon. eccles. oriental.** sich findet. Sie enthält

Weihung um Geld vornimmt, soll abgesetzt werden und die Weihung selbst ungültig sein; wer den Zwischenhändler dabei gemacht, wird, ist er ein Geistlicher, entsetzt, ein Mönch oder Laie, anathematisirt. III. Kein Geistlicher darf eine Pachtung oder Verwaltung für Andere übernehmen oder sich aus Interesse zu anderer Geschäftsführer machen. Ausnahmen sind: wenn ihm eine Vormundschaft übertragen wird, die er gesetzlich nicht zurückweisen kann, oder wenn er im Auftrage seines Bischofs handelt. IV. Um manche Mißbräuche und Vorwände, unter denen die Mönche oft Störungen veranlaßt und sich mit Dingen, die sie durchaus nichts angingen, beschäftigten, zu vermeiden, wird festgesetzt, daß dieselben ohne Erlaubniß des Bischofs und des Grundbesitzers keine Kirche, oder sonstige gottesdienstliches Gebäude errichten dürfen. Sie sollen dem Bischof unterworfen sein, sich ruhig halten, Gebet und geistlichen Uebungen obliegen, nicht umherziehen, sich nicht mit fremden Dingen abgeben, ohne Erlaubniß der Bischöfe ihre Klöster nicht verlassen, keine Sklaven darin aufnehmen, um Mönche daraus zu machen, wenn deren Herr es nicht erlaubt. Die Uebertreter werden excommunicirt. V. Die alten Verordnungen über die Geistlichen, welche von einer Stadt zur andern ziehen, werden wiederholt eingeschärft. VI. Im Allgemeinen solle Niemand geweiht werden, ohne für eine bestimmte Stadt- oder Landkirche, für ein Martyrium, eine Kapelle oder ein Kloster berufen zu sein. Andere Weihungen seien ungültig, sie berechtigten zu keiner Funktion. VII. Wer einmal als Cleriker oder Mönch ordinirt ist, darf den Stand nicht verlassen, um einer kriegerischen Unternehmung beizuwohnen oder eine weltliche Würde zu übernehmen. VIII. Alle Geistlichen der Hospitäler und Klöster stehen, wie alle Bewohner jener Orten, unter dem Bischofe der Stadt, worin sich diese befinden. IX. Klagen von Geistlichen gegen Geistliche sollen den Bischöfen und nicht den weltlichen

---

170 Kanonen der Konzilien von Nizäa, Ankyra, Neocäsarea, Gangra, Antiochien, Laodizea und Konstantinopel.

Richtern vorgetragen werden. Die Bischöfe sind bei den Provinzialsynoden, die Metropoliten bei den Patriarchen zu verklagen. X. Kein Cleriker solle sich zu Verrichtung geistlicher Dienste in mehrere Kirchen einschreiben lassen, oder aus Stolz, Habsucht oder sonstigen tadlenswerthen Ursachen die Kirche, für die er ursprünglich geweiht ist, verlassen. XI. Armen und Hülfsbedürftigen, wenn sie reisen, sollen Frieden- und Gemeinschaftsbriefe, Empfehlungsschreiben nur Leuten von gutem Ruf ertheilt werden. XII. Bischöfe dürfen sich unter Strafe der Absetzung nicht an die weltliche Macht wenden, um von dem Fürsten Gesetze zu erhalten, eine Provinz zu theilen oder zwei Metropoliten in derselben zu ernennen. Die Städte, die den Namen Metropole führen, ausser der eigentlichen Metropole der Provinz, sollen nur Ehrenvorrechte, unbeschadet der positiven Rechte der eigentlichen Metropoliten, haben. XIII. Kein fremder Geistlicher darf irgendwo eine geistliche Verrichtung ohne Empfehlungsbrief seines Bischofs ausüben. XIV. Den Lectoren und Sängern wird in denjenigen Provinzen, wo ihnen die Ehe erlaubt ist, verboten, eine Frau zu nehmen, die nicht katholisch ist, oder ihre Kinder bei den Häretikern taufen zu lassen. Wenn die Kinder in einer häretischen Gemeinde schon getauft, so sollen sie doch in einer katholischen Kirche erzogen werden. Sie sollen keine Juden, Heiden oder Häretiker ehelichen, wenn diese nicht versprechen zur Kirche überzugehen. XV. Keine Diaconissinn soll vor dem vierzigsten Jahr geweiht werden, und auch dann nur nach sorgfältigster Prüfung. Wenn sie aber, nachdem sie die Auflegung der Hände empfangen hat, und eine Zeitlang im Ministerium gewesen ist, doch noch heirathet, so soll sie mit ihrem Manne anathematisirt werden. XVI. Gottgeweihte Jungfrauen und Mönche dürfen auch nicht in den ehelichen Stand treten unter Strafe der Excommunication, so lange es der Bischof für gut findet. XVII. Die Landgemeinden der Provinzen sind in Bezug auf die Jurisdiction denjenigen Bischöfen unterworfen, in deren ungestörtem Besitz sie seit dreißig Jahren gewesen sind. Wo die Verjährungsfrist noch nicht

verstrichen, kann der betheiligte Bischof bei den Provinzialcollegien Einspruch thun. Appellationsinstanzen sind der Eparch und der Patriarch von Konstantinopel. XVIII. Verbindungen und Verschwörungen der Geistlichen und Mönche gegen den Bischof, werden mit Absetzung und Excommunication bestraft. XIX. Das alte Gebot, Provinzialsynoden zweimal im Jahr zu halten, wird wieder eingeschärft. Den Ort bestimmt der Metropolit. XX. Bischöfe, welche gegen die Gesetze, Cleriker anderer Diözesen bei sich aufnehmen, sind mit den Aufgenommenen excommunicirt, bis diese wieder zu ihrer Kirche zurückgehen. XXI. Kein Laie oder Cleriker solle zu einer Klage gegen seinen Bischof gelassen werden, bevor nicht sein Lebenswandel geprüft ist. XXII. Nach dem Tod eines Bischofs soll kein Geistlicher unter Strafe der Absetzung die Güter desselben angreifen oder entwenden. XXIII. Der Defensor der Kirche von Konstantinopel wird beauftragt, fremde Geistliche, welche dahin kommen, ohne von ihrem Bischof geschickt zu sein und sehr oft die Ruhe in der Kirche und in Familien stören, aus der Stadt zu weisen. XXIV. Einmal geweihte Klöster und die dazu gehörigen Güter dürfen keine andere Bestimmung erhalten. XXV. Die Metropoliten sind gehalten, einen erwählten Bischof innerhalb drei Monaten zu weihen, wenn nicht die höchste Nothwendigkeit einen Aufschub gebietet. XXVI. Jede Kathedralkirche soll einen Verwalter ihres Gutes haben, der aus der Geistlichkeit genommen ist und unter dem Bischofe steht. XXVII. Wer eine Frau entführt, sei es unter dem Vorwande sie zu heirathen oder wer darein einwilligt oder dazu hilft, wird, ist er Geistlicher, entsetzt, ist er Laie, mit dem Anathema belegt. Der XXVIII. Canon lautete folgendermassen: «Die Väter haben recht gethan, daß sie dem Sitze des alten Roms seine Privilegien gaben, weil Rom die herrschende Stadt war; aus demselben Grunde haben die 150 Bischöfe des Konzils von Konstantinopel geglaubt, daß das neue Rom, welches durch den Aufenthalt der Kaiser des Orients geehrt ist, dieselben Vorzüge in der geistlichen Ordnung haben und die zweite sein müßte,

so daß die Metropoliten der drei Diözesen: Thrazien, Asien, Pontus, und die von denselben abhängigen, bei den Barbaren befindlichen Bischöfe, von dem Bischof von Konstantinopel geweiht werden, nachdem sie in canonischer Weise in ihren Kirchen gewählt sind. Ein jeder dieser Metropoliten soll die Bischöfe seiner Provinz ordiniren, von seinen Suffraganen umgeben, wie die Canonen es festsetzten. Der **XXIX.** Canon erklärt es für ein Sacrilegium, einen Bischof zu dem Grade eines Presbyters herabzusetzen. Der **XXX.** bewilligt den egyptischen Bischöfen den verlangten Aufschub in Bezug auf die Unterzeichnung des Briefes des Leo an den Flavian.

Nachdem auf diese Weise die Arbeiten des Konzils beendigt waren, richteten die Bischöfe, noch ehe sie auseinandergingen, eine Anrede an den Kaiser, von der aber nicht berichtet ist, ob, wo und wann sie gehalten. Sie ist an die beiden Kaiser gerichtet und scheint, wie fast die einstimmige Ansicht aller ist, von dem römischen Legaten aufgesetzt zu sein. Wir haben sie griechisch und lateinisch, sie ist das erste Dokument der Konzilacten in der dritten Abtheilung derselben. Man sieht es dem Griechischen an, daß es nur Uebersetzung, das Lateinische, das bei weitem feiner und ausdrucksvoller geschriebene Original ist. Der Hauptzweck ist, die Annahme des päpstlichen Briefs von dem Konzil zu begründen. Nachdem man dem Eifer der Frömmigkeit und dem tiefen Wissen des Verfassers die gebührenden Lobsprüche ertheilt, wird auseinandergesetzt, wie dieser Brief der ephesinischen Synode keineswegs entgegen sei, die weiteres Streibten über Glaubensangelegenheiten zu untersagen scheine, noch andere Glaubensregeln aufzustellen als die von dem ephesinischen Konzil gegebenen. Der Beweis wird hauptsächlich auf die Nothwendigkeit gegründet, die neu entstandenen Irrthümer und falschen Lehren zu widerlegen. Diesen gegenüber müsse man den nicänischen Glauben entwickeln, erklären, vertheidigen, selbst neue Ausdrücke finden, um die alten Wahrheiten gegen neue Angriffe zu vertheidigen und den Häretikern jede Möglichkeit zu benehmen, durch zweideutige Bezeichnungen die Reinheit der Lehre zu entstellen.

Schließlich wird nachgewiesen, daß Leo nur dasselbe gegen die Eutychianer gethan habe, was vor ihm Basilius. Damasus und andere gegen Arianer, Macedonianer und Apollinaristen unternommen, und seine Lehre selbst durch Stellen aus den Schriften des Ambrosius, Basilius, Gregorius, Athanasius, Antiochus von Ptolomais, Flavian, Chrysostom, Attikus, Proclus und Cyrill, als mit der Tradition übereinstimmend, dargethan.

Aber ausser an den Kaiser sandte die Synode auch an den Papst ein Schreiben mit einer griechischen Abschrift ihrer Acten. Dieser Brief ist ein in jeder Beziehung wichtiges Document. Die Synode erkennt darin den römischen Bischof, als den allen bestellten Ausleger der Stimme des heil. Petrus an, als ein Haupt und einen Führer, dem der Herr selbst die Sorge für seine Kirche übertragen habe. Ausserdem wird ihm angezeigt, daß Dioskur aus der Kirche gestossen sei, weil er Eutyches in Schutz genommen und Flavian und Eusebius gegen die Canonen abgesetzt habe. Darauf hätte die Synode zur Aufrechthaltung der Ruhe und Befestigung der kirchlichen Statuten noch Anderes beschlossen, überzeugt, daß der Papst es, wenn er es erfahre, annehmen und bestätigen werde *). Das Konzil habe den alten Gebrauch, daß der Sitz von Konstantinopel das Recht habe, die Metropoliten in jenen drei Diözesen zu weihen, durch ein Synodaldecret bestätigt. Es sei dieß weniger um die Vorrechte des Stuhls zu erhöhen geschehen, als vielmehr im eigenen Interesse jener Metropoliten. Denn es käme hier oft zu Unruhen und Zwistigkeiten zwischen Geistlichkeit und Volk, wenn die Kirche nach dem Tode des Bischofs lange ohne Haupt wäre. Ausserdem habe man noch den Beschluß jener 150 Bischöfe, die unter Theodosius dem Großen zu Konstantinopel versammelt gewesen, bestätigt, nach welchem der Sitz von Konstantinopel, der erste nach dem

*) πεπεισμένοι καὶ τὴν ὑμετέραν ἁγιοσυνην διδαχθεῖσαν ἀποδέχεσθαί τε ταῦτα καὶ βεβαιοῦν. In der lateinischen Rezension: scientes, quia et vestra sanctitas addiscens et probatura et confirmatura est eadem.

apostolischen sei *). Die Legaten hätten sich diesem Beschlusse zwar heftig widersetzt, aber ohne Zweifel hätten sie ihm die Ehre lassen wollen, daß die Aufrechterhaltung des Friedens in der Kirche ebenso sein Werk sei, wie die des Glaubens. Indem er diese Beschlüsse durch seinen Beifall ehre, würde er dem Kaiser ein Vergnügen erweisen, und der Sitz von Konstantinopel sich ihm zu beständiger Dankbarkeit verpflichtet fühlen.

Nachdem wir auf diese Weise die Verhandlungen des Konzils ihren Hauptzügen nach dargestellt haben, bleibt es uns noch übrig, einige Bemerkungen hinzuzufügen, die zur Würdigung desselben und zur Bildung einer bestimmten Ansicht darüber dienen mögen. Um das dort Geschehene vom rechten Standpunkt aufzufassen, müssen wir uns besonders den Zustand der Kirche, der die Zusammenberufung der Synode veranlaßte, deutlich machen, um dann beurtheilen zu können, in wie fern sie ihrem Zwecke entsprochen habe. Der Mißbrauch einer Gewalt, die das ausschließliche Geltendmachen einer untergeordneten hierarchischen Organisation, wie die Patriarchatsverfassung es ist, in die Hände des alexandrinischen Bischofs gegeben hatte, eine Menge willkührlicher Rechtsverletzungen und gewaltthätiger, allen bestehenden Gesetzen hohnsprechender Handlungen desselben, hatte in der Kirche des Orients einen Zustand hervorgebracht, der, gleich der Aufregung eines bösartigen Fiebers, alles gesunde kirchliche Leben, allen Frieden und Eintracht, die ja überall nur mit Beobachtung des gegebenen Rechtszustandes bestehen können, unmöglich machte. Wie aber in kirchlichen Dingen sich

*) Eine Variante des Textes hat primatum Constantinopolim habere secundi loci, der rezipirte Text ist: post vestram sanctissimam et apostolicam sedem honorem habere Constantinopolitanam, quae secunda est ordinata, und dann wird hinzugefügt: Confidentes, quia lucenti apud Vos apostolico radio et usque ad Constantinopolitanorum ecclesiam consuete gubernando, illum spargentes, hunc saepius expanditis, eo quod absque invidia consueveritis vestrorum bonorum participatione ditare domesticos.

immer das Bedürfniß zeigt, jegliches Verfahren auf die Lehre zu begründen, und alles auf eine geistige Grundlage zurückzuführen, so war es auch hier ganz natürlich, daß dieser Mißbrauch der Gewalt, Einfluß auf die Lehre suchte und ausübte. Unkirchliches Handeln ist in seinem ersten Grunde immer aus unkirchlichem Glauben hervorgegangen, und jene alexandrinischen Bischöfe, von denen die Uebel der Zeit besonders ausgingen, mußten begierig sich an alles anschließen, was, im Gegensatz gegen die kirchliche Lehre, diese als Irrthum darzustellen suchte. Deßwegen sehen wir die ganze Partei des Dioskur, besonders seine Freunde am Hofe, sich mit großem Eifer des Eutyches annehmen, und die Vertheidigung seiner Lehre so weit treiben, daß sie, unter den empörendsten und rohesten Grausamkeiten, auf einem Konzil als Lehre der Kirche und als Wahrheit anerkannt wird. Die ephesinische Versammlung vom Jahre 449 ist eigentlich als der Höhepunkt jener unkirchlichen und wüsten Bewegungen anzusehen, dort vollendet sich das Unrecht, indem es sich in geheiligten Formen zum Recht proclamirt. Die Verheerung der Kirche war da aufs höchste gebracht, denn zu dem Mißbrauch der Gewalt und zu der Herrschaft des Unrecht gesellte sich die des Irrthums, und das kirchliche Leben war in seinen beiden Hauptmomenten, dem Innern und Aeussern, der ewigen Stützen beraubt, auf denen allein es sich erbaut, des Rechtes und der Wahrheit. Aber die Reaktion konnte nicht ausbleiben, und verkennen wir den Fingerzeig, den die Geschichte hier, wie in so vielen anderen Fällen, so deutlich gibt, nicht. Sie ging von Rom aus, das dem eindringenden Strom der Gewalt und des Irrthums sich entgegensetzt und die Kirche vor ihm bewahrte. Hätte Leo nach äussern Beweggründen und Interessen verfahren wollen, so mußte ein Anschließen an die im Besitz der Macht befindliche Partei, die den Kaiser so beherrschte, daß er das zu Ephesus Vorgefallene, für recht und im heiligen Interesse der Wahrheit geschehen erklärte, das Rathsamste erscheinen. Aber sein Widerstand, der schon begann, als die Macht noch ganz auf Seiten der Gegner war,

gründete sich auf dem innern Bewußtsein, daß ihm Obhut und Schutz, Leitung und Bewahrung aller Interessen der Kirche übertragen sei. Deßhalb stellte er sich den Unterdrückern sogleich und ohne Zaudern entgegen, überzeugt, daß die Macht der Wahrheit stärker sei als alle Gewalt, die der irregeleitete Kaiser seinen Feinden geben konnte. Der Tod des Theodosius änderte indeß die Lage der Dinge bedeutend, denn er gab dem Rechte auch die Stütze der äussern Macht zurück, die ihm so lange gefehlt. Pulcherias und Marcians Verdienste sind in dieser Beziehung in der That sehr groß, und der Eifer, mit welchem der Kaiser auf die Zusammenberufung der Synode drang, war der beste Beweis, daß er das einzige Mittel, diesem anarchischen Zustande in der orientalischen Kirche ein Ende zu machen, wohl erkannte. Die Aufgabe des Konzils selbst bestand nun hauptsächlich in der Verbannung des Irrthums aus der Lehre, und in Aufhebung aller der unrechtlichen Zustände, welche die Gewaltthätigkeiten der alexandrinischen Partei in den äussern Verhältnissen der Kirche herbeigeführt hatten. Diese Beschaffenheit seiner Aufgabe bestimmt aber zugleich auch seine Geltung. Die Bestimmungen und Entscheidungen, welche es in Betreff der Lehre gab, müssen mit Recht als allgemein gültig angesehen werden, denn sie betreffen Interessen, welche der ganzen Kirche gemeinschaftlich sind, und die Art, wie diese verhandelt wurden, zeigte, daß es seine Aufgabe wohl verstanden habe, und die kirchliche Gültigkeit seiner Lehrbestimmungen ist nie bezweifelt worden*). Was nun den zweiten Theil seiner Leistungen betrifft, so beschränkte sich dieser fast ausschließlich auf den Orient, denn die orientalische Kirche war es besonders, die der Heilung und Wiederherstellung bedurfte. Deßwegen kann dieser Theil der zu Chalcedon erlassenen Bestimmung seiner Natur nach nicht den Anspruch auf unbedingte Allgemeingültigkeit machen,

*) Am Ausführlichsten ist darüber: **Lupus Scholia in Canon. et Decret. Concil. genn. et provincial. Tom. I. p. 635, de auctoritate Concil. Chalcedon.**

welche die Kirche dem Ersten immer zugestanden hat. Diese Ansicht, mit zu großer Strenge durchgeführt, hat die von Vielen vertheidigte Behauptung zur Folge gehabt, daß mit der sechsten Aktion das wahre, eigentliche ökumenische Konzil zu Chalcedon, beschlossen worden sei. Die übrigen Aktionen, so viel man deren zählt, seien nur eine Art Anhang dazu, und alles, was nach der sechsten Handlung geschehen, müsse eigentlich **Recentiora Chalcedonis** genannt werden, wie Athanasius bei ähnlicher Gelegenheit*) von den **Recentioribus Arimini** spricht**): Und wenn auch die Disciplinar- und anderweiten Bestimmungen der Synode im Abendlande angenommen wurden, so tragen sie doch in so fern einen localen Charakter an sich, als sie in Bedürfnissen, Mängeln, Mißbräuchen der orientalischen Kirche ihren ersten und ursprünglichen Grund hatten. Ausserdem ist auch anzuerkennen, daß durch das, auf der Synode festgesetzte, die streitig gewesenen Punkte so bestimmt wurden, daß der Anlaß zu ferneren Streitigkeiten dadurch gehoben erscheint, und die Möglichkeit einer äussern Einheit durch die Herstellung der inneren gegeben war. Die spätern monophysitischen und monotheletischen Streitigkeiten sind nicht sowohl Fortsetzung der Nestorianischen und Eutychianischen, als sie sich auf andere Momente des Ganzen jener großen Lehrentwicklung von der Person und dem Wesen unsers Erlösers beziehen. Viel größere Schwierigkeiten, das ist nicht zu verkennen, bot die Wiederherstellung der gestörten Ordnung und des rechtlichen Zustandes dar. Hier waren so viel Interessen zu schonen, so viel Wunden zu heilen, mit dem besten Willen, nur das Rechte zu thun, konnte man doch so leicht ungerecht sein. Es waren so manche Rücksichten zu nehmen, und vor allem so schwer zu beurtheilen, ob die Einzelnen gezwungen oder freiwillig dem Unrecht beigetreten, den Grad der Schuld eines Jeden und damit seine Strafe zu be-

---

*) Man will diese Behauptung auch bei Pelagius II. ep. 3 und bei Gregor dem Großen epp. l. IV. 37 finden.

**) Vergl. Sandini Vitt. Pontiff. Rom. Patav. 1732. p. 115. sqq.

stimmen, und dabei doch in Allem das rechte Maaß von Milde und Strenge zu treffen, mit einem Worte: der Schwierigkeiten waren hier unzählige. Aber auch diesem Theil ihrer Aufgabe genügte die Synode in einem hohen Grade. In den Entscheidungen, die sie über die einzelnen ihr vorgelegten Streitsachen erließ, entspricht sie in der That allen Anforderungen von Gerechtigkeit, Mäßigung, Billigkeit und Berücksichtigung der Verhältnisse. Den Unterdrückten wird ihr Recht gegeben, wenn sie beweisen, daß es ihnen ohne ihre Schuld gewaltsam genommen; denjenigen, welche die Gewaltthätigkeiten der Machthaber getheilt, wird Verzeihung, wenn sie sich durch Eingeständniß und Reue derselben würdig gezeigt. Nur die offenbare und verstockte Schuld findet die verdiente Strafe. Alle eingeschlichenen Mißbräuche, Mängel, welche sich dem Ganzen mitgetheilt haben, werden durch die Canonen abgestellt und für die Zukunft, so viel thunlich, unmöglich gemacht. Aber verkennen wir es nicht, ein Haupttheil an allem Verdienstlichen, welches die Synode geleistet, gebührt dem Einfluß, welchen der Kaiser durch seine Abgeordneten auf sie ausübte. Das Verhältniß und die Wirksamkeit derselben ist für die richtige Auffassung des in jener Zeit zwischen Kirche und Staat bestehenden Verhältnisse von höchster Wichtigkeit. Die Stellung des römischen Bischofs zu einem ökumenischen Konzil, die Pflichten und Rechten des Primats bei demselben, waren um die Mitte des fünften Jahrhunderts noch nicht so vollkommen und nach allen Beziehungen hin entwickelt und ausgebildet, wie sie später erscheinen. Und wenn es auch unläugbar ist, wie die oberflächlichste Durchsicht der Akten des Konzils beweist, daß die Legaten des Papstes den Vorsitz geführt, und ihnen die Leitung aller der Verhandlungen übertragen wurde, die rein kirchlicher Natur waren, wie Festsetzung der Lehre, Antrag zur canonischen Verurtheilung u. dgl., so war doch theils im Allgemeinen das Verhältniß zwischen Kaiser und Kirche noch so beschaffen, daß es diesem einen bedeutenden Einfluß auf die Leitung der Angelegenheiten jener gewährte, theils boten viele der verhandelten Gegenstände

der weltlichen Gewalt offenbar ein Recht der Theilnahme dar. Daher kam es, daß die eigentliche Leitung des Ganzen von dem kaiserlichen Senate ausging, dessen Ruhe, Mäßigung und Unparteilichkeit, und vor allem dessen unermüdliches Bestreben, eine jede Rechtsverletzung zu vermeiden, und die zu richtende Sache in ihrer wahren Gestalt hervortreten zu lassen, die höchste Anerkennung verdient. Der Senat überschreitet, was vor allem zu bemerken, seine Befugnisse nie, er tritt ebenso wenig den Rechten der Kirche zu nahe, wie er denen seines Herrn etwas vergibt. Er bildet den Vermittler zwischen den beiden, anfangs entgegengesetzten Parteien, er bereitet das Urtheil vor, und hält den oft in Heftigkeit übergehenden Eifer der Bischöfe, die nicht immer genug unterdrückten Leidenschaften, in den gebührenden Schranken. Mit einem Wort, jemehr man den Gang der Entwickelung der Synode verfolgt, destomehr tritt hervor, wie sehr der Senat die Seele des Ganzen war. Es darf dieß aber nicht befremden, und sein Einfluß darum nicht ungehörig erscheinen, denn so lange der Primat sich nicht nach allen Beziehungen hin vollständig ausgebildet und zum Bewußtsein gebracht hatte, stand die Kirche immer in einem mehr oder weniger abhängigen Verhältniß zur weltlichen Macht, deren Mittel- und Einheitspunkt der Kaiser, nothwendig bei vielen Verhältnissen einen unmittelbaren Einfluß ausübte, der später als die Hierarchie sich vollkommener ausgebildet hatte, dem Haupte derselben, dem Papste, anheimfiel.

Von diesem Standpunkt aus muß auch das Edikt aufgefaßt werden, welches der Kaiser nach dem Schluß der Synode und zwar noch ehe er die Beschlüsse derselben durch ein Gesetz bestätigte, erließ, und worin er auf das Strengste öffentliche Unterhaltungen über Glaubensgegenstände, die so oft in den heftigsten Streit ausarteten, und mehr als einmal Unordnung und Aufruhr veranlaßt hatten, verbot, da die Wahrheit schon durch die Väter der Synode festgesetzt sei. Wenn sich Cleriker dergleichen zu Schulden kommen ließen, so sollten sie mit Entsetzung, Soldaten mit dem Verlust des

ehrenden Abzeichens ihres Standes, des Gürtels, bestraft werden. So hart und sonderbar diese Maaßregeln zu sein schienen, so waren sie doch nur Vorkehrungen gegen die Wiederholung von Auftritten, die in frühern Zeiten so häufig gewesen waren, und zur Wiederherstellung der Ruhe dringend nothwendig. Der lebendige Antheil, das große Interesse, welches das Volk, besonders im Morgenlande, an den Glaubensstreitigkeiten nahm, und der als hervorstechender Charakterzug der Zeit uns mehrere Jahrhunderte hindurch entgegentritt, war schon längst ausgeartet und der öffentlichen Ruhe gefahrdrohend geworden *). Häufige Aufstände in Alexandrien, die Unruhen zur Zeit des Chrysostomus in Konstantinopel und vieles Andere beweisen diese Theilnahme des Volks an den Angelegenheiten der Kirche hinlänglich, eine Theilnahme, die sich ebenso oft für das Rechte interessirte, wie sie Unrecht und Gewaltthätigkeit siegen machte. So muß es also in den Verhältnissen der Zeit wohl begründet erscheinen, wenn der Kaiser in dem Edikt, wodurch er die Beschlüsse der Synode bestätigt und ihre Vollziehung befiehlt, noch einmal ausdrücklich die Zusammenkünfte, in denen über Glaubenssachen gestritten wurde, verbietet **).

Sobald Leo genaue und vollständige Nachrichten von dem Ausgang der Synode durch die Uebersendung der Akten erhielt, beauftragte er sogleich den Bischof Julian von Kos mit einer vollständigen lateinischen Bearbeitung sämmtlicher griechischer Dokumente derselben, die ein für sich bestehendes

*) «Bittet den ersten besten, er möge euch ein Stück Geld wechseln, so wird er euch dabei auseinandersetzen, worin der Sohn vom Vater verschieden sei. Fragt einen andern, wie das Brod jetzt stehe, er wird euch antworten, daß der Sohn geringer sei als der Vater. Bestellt ein Bad, man wird euch sagen, daß der Sohn aus Nichts geschaffen ist.» Bei **Chateaubriand Études historiques II. 231.**

**) *καὶ μὴ συνάγειν ὀχλαγωγίαν τοὺς περὶ θρησκείας ἐρίζοντας.* Die lateinische Rezension des Edikts hat: **nec conventicula colligant super religione certantes.**

Ganze bilden sollte. Es ist schwer zu entscheiden, ob wir in der jetzt vorhandenen lateinischen Recension diese Arbeit des Julian besitzen, bei dem gänzlichen Mangel aller nähern Nachrichten darüber, läßt es sich nur vermuthen. Von der größten Wichtigkeit aber war nun die Weise, in der der Papst die Arbeiten und Verfügungen des Konzils aufnehmen würde, und wenn je so mußte hier das Bewußtsein, daß er selbst über den Umfang die Würde und Bedeutung des Primates hatte, in seinem Verfahren in Bezug auf dieselben hervortreten. In Betreff der Lehre hatte das Konzil durchaus bewiesen, daß es Erklärung und Festsetzung derselben als ein dem apostolischen Stuhl einwohnendes Recht anerkannte, indem es die Bestimmungen des Papstes annahm und für canonisch erklärte. Wie es denn überhaupt auch in den Entwickelungen der vorhergehenden Jahrhunderte hervortritt, daß dieß Recht dem römischen Bischof früher und bereitwilliger zugestanden und allgemeiner anerkannt wurde, als das der Jurisdiction. Die Ursach davon ist hauptsächlich wohl darin zu suchen, daß das Bedürfniß nach einem Einheitspunkt für die Lehre früher und unmittelbarer hervortrat, während die Entwickelung der Hierarchie erst eine Menge untergeordneter Organisationen zu durchlaufen hatte, ehe sie ihren Culminationspunkt im Primat erreichen konnte.

Aber vor allem waren die auf den Stuhl von Konstantinopel sich beziehenden Bestimmungen des Konzils geeignet, die Aufmerksamkeit des Papstes in Anspruch zu nehmen. Um das Verfahren, das er in Bezug auf dieselben beobachtete, in seiner ganzen Bedeutsamkeit zu würdigen, müssen wir auf die Verhältnisse der Sache näher eingehen.

Die Synode erklärt, und das ist von großer Wichtigkeit, ihr Beschluß knüpfe sich unmittelbar an das an, was ein früheres Konzil über die Vorrechte des Bischofs von Konstantinopel bestimmt habe, und erkennt so, wie bei der Festsetzung von der Lehre, ihren lebendigen Zusammenhang mit der Vergangenheit an. Darauf fußend, werden dem Stuhle von Konstantinopel in seiner Sphäre dieselben Jurisdictionsrechte

gegeben, die der römische in der seinigen ausübt, und dieser wird nur in so fern als der erste anerkannt, als man ihm den Ehrenvorzug vor Jenem zugesteht. Nach der Ansicht der Bischöfe und durch ihre Bestimmung wurde der Bischof von Konstantinopel ebenso Patriarch des Orients, wie es der römische vom Abendlande war. Man konnte höchstens die Einschränkung machen, daß die neue Bestimmung in so weit gelten sollte, als die Rechte des Stuhls von Alexandrien es erlaubten, denn, obgleich nicht ausdrücklich angeführt, mußte dies doch von selbst verstanden werden, da das Konzil von Nicäa dem Bischof von Alexandrien bestimmte Vorrechte dieser Art schon zugestanden hatte. Es fragt sich nun zuerst, in wiefern die Behauptung, daß der acht und zwanzigste Canon von Chalcedon auf einen frühern Beschluß der Synode von Konstantinopel gegründet sei, anzunehmen ist. Jenes Konzil hatte dem Bischof von Neurom allerdings Vorrechte vor den Uebrigen ertheilt, als es ihm den Vorsitz auf den Konzilien vor den Patriarchen des Orients einräumte, von einem Vorrecht der Jurisdiction aber, was das eigentlich Wesentliche und Reale zu jenem andern blos formellen gewesen wäre, war in den Bestimmungen jener Synode durchaus nicht ausdrücklich die Rede gewesen. Die Absicht des Konzils, ihm zugleich die Jurisdiction zu ertheilen, kann nur vorausgesetzt, nicht bewiesen werden, und dieser Beweis selbst möchte schwer zu führen sein, da der zweite Canon desselben Konzils, das den Bischöfen der Hauptstadt das Ehrenvorrecht nach dem römischen Stuhle zugestand, den Diözesen von Asien, Pontus und Thrazien ihre Freiheiten und Privilegien ausdrücklich sichert, was mit der Voraussetzung, daß das Konzil diese Diözesen der Jurisdiction des Bischofs von Konstantinopel habe unterwerfen wollen, streitet, indem noch ausdrücklich hinzugefügt wird, daß die Jurisdiction derselben ihren Metropoliten unveränderlich verbleibe. Die Bischöfe von Konstantinopel hatten allerdings den Canon so verstanden, als ertheile er ihnen auch die Jurisdiction, wie das wohl, als ihrem Interesse am nächsten liegend, vorauszusehen war, und sie hatten seitdem bei vielen

Gelegenheiten dieselbe ausgeübt. Die Wichtigkeit und Bedeutung, welche die Stadt als Sitz des Kaisers und aller oberen Behörden, als Mittelpunkt des Reichs für den ganzen Orient hatte, kam ihnen bei ihren derartigen Bestrebungen natürlich sehr zu statten, und die Kaiser des oströmischen Reiches suchten ebenfalls dem Stuhle ihrer Hauptstadt möglich viel Macht, Ansehen und Glanz zu verschaffen. Den Bischöfen jener Diözesen selbst aber konnte ein solcher Vorzug ihres Patriarchen nur erwünscht sein, denn je mächtiger er war, desto einflußreicher und wirksamer konnte er ihre Interesse bei dem Kaiser vertreten, und dieß mußte sie geneigt machen, ihm die geforderten Vorzüge einzuräumen, wenn sie auch nicht auf einer ausdrücklichen kirchlichen Bestimmung beruheten.

Dazu konnten noch Betrachtungen allgemeinerer Art kommen. Die bitteren Erfahrungen der letzten Zeit hatten hinreichend gelehrt, wie gefährlich für die Ruhe der Kirche die überwiegende Macht geworden war, welche der Patriarch von Alexandrien im Orient besaß. Das neu entstandene Mönchswesen hatte sich in Egypten am einflußreichsten ausgebildet, war fast ganz von ihm abhängig und konnte leicht, wie Theophil und Dioskur bewiesen, von ihm zu ehrsüchtigen Zwecken und zum Nachtheil der allgemeinen Freiheit der Kirche benutzt werden. Die Synode scheint nun von dem Gedanken ausgegangen zu sein, daß diesem Mißverhältniß am besten dadurch abgeholfen werde, wenn man dem Sitze von Konstantinopel Vorrechte einräumte, die ihn in den Stand setzten, dem von Alexandrien das Gleichgewicht zu halten. Ausserdem war Anatolius, wie sich später erwies, von ehrgeizigen Bestrebungen nicht frei, und es mochte sowohl ebenso sehr seinen Bemühungen bei dem Kaiser als den eben auseinandergesetzten Umständen zuzuschreiben sein, daß man ihm diese Vorrechte bewilligte.

Von diesem Standpunkt aus erscheint das Verfahren des Konzils nicht allein gerechtfertigt, sondern in mehr als einer Beziehung vielleicht nothwendig. Aber er konnte nicht der sein, von welchem aus der Papst das Geschehene beurtheilen mußte.

In dem Bewußtsein, welches mit bestimmtester Entschiedenheit in Leo begründet war, daß ihm die Sorge für das Heil der Kirche im Allgemeinen, vermöge seines Amtes obliege, mußte er die Veranlassung und das Recht finden, jene Schlüsse nicht in ihrer localen Nothwendigkeit und Nützlichkeit, sondern in ihrem Verhältniß zum Ganzen der Kirche zu betrachten, in wiefern sie diesem und seiner Entwickelung für die Zukunft frommen oder schaden könnten. So gesehen, mußten sie ihm aber in einem ganz anderen Lichte erscheinen. Es war einleuchtend, daß durch ein solches dem Stuhle von Konstantinopel ertheiltes, Vorrecht ein Uebergewicht desselben im Orient herbeigeführt werden mußte, wie es für den von Alexandrien früher geschehen war, bei der größern politischen Wichtigkeit des Bischofs von Neurom konnte aber ein Mißbrauch desselben auch der Kirche im Allgemeinen einen größern Schaden bringen. Es war nicht zu bezweifeln, daß das einmal erlangte Vorrecht, bei der Stellung der Verhältnisse, sich bald über den ganzen Orient ausdehnen würde, und wie der Freiheit und Selbstständigkeit der übrigen größern und kleinern kirchlichen Organismen, so konnte der Kirche in ihren größern Gestaltungen, als orientalischer und occidentalischer, leicht große Gefahr daraus erwachsen. Die Möglichkeit einer Trennung war viel näher gerückt, wenn die Leitung des Morgenlandes in die Hand eines einzigen Bischofs gelegt wurde. Es war daher kein eigennütziges oder eifersüchtiges Interesse, sondern die Sorge für das Allgemeine von einem höhern Standpunkte aus, was ihm die Pflicht, sich diesem Canon zu widersetzen, auferlegte. Was sich von augenblicklicher und örtlicher Nützlichkeit dafür sagen ließ, läßt sich mit jenem nicht vergleichen. Das Verhältniß des Papstes zur christlichen Welt legt ihm die Pflicht auf weiter zu sehen, und die Zukunft der Kirche in seine Sorgen einzuschließen, vor allen dann am meisten, wenn selbst ein Konzil nur nach den untergeordneten Bedürfnissen des Augenblickes gehandelt und die Verhältnisse eines Theils mehr berücksichtigt hatte, als das Interesse des Ganzen. Wie richtig des Papstes Ansicht gewesen, beweißt die Geschichte

leider in unumstößlicher Weise, durch die Trennung der orientalischen Kirche von der des Abendlandes, die zum großen Theil das Werk, einer auf das Uebergewicht an Macht begründeten Herrschsucht war, dessen erster Grund vielleicht in diesem, dem Bischof von Konstantinopel jetzt ertheilten, Vorrechten zu suchen ist.

Ausserdem geschahen durch die Aufstellung dieses Canons noch offenbare Rechtsverletzungen, besonders in Bezug auf die Jurisdiction der Metropoliten von Ephesus und Cäsarea, deren Selbstständigkeit auf sehr gültigen frühern kirchlichen Beschlüssen beruhete. Leo scheint überdieß Bestrebungen und Anmassungen dieser Art vorausgesehen zu haben, die Stelle, welche die Gesandten des Papstes aus ihren Instruktionen auf der Synode verlasen, beweißt es. Der schwierigste Theil seiner Aufgabe blieb aber noch übrig; die eben für den acht und zwanzigsten Canon angeführten Gründe schienen dem Kaiser und der Synode so einleuchtend, und das dadurch Bezweckte so nothwendig, daß beide alles thaten, um die Bestätigung des Papstes dafür zu erlangen. Der Kaiser machte sich wahrscheinlich auf den Widerstand Leo's gefaßt, dieß geht aus der Art hervor, wie er in dem Schreiben, worin er den Papst von dem Ausgang und den Beschlüssen der Synode in Kenntniß setzt, der Sache gedenkt. Am Schluß des Briefes sagt er, weil zugleich auch beschlossen ist, daß dasjenige, was die 150 Bischöfe unter Theodosius dem Großen über die Ehre der Kirche von Konstantinopel festsetzten, wiederum seine Geltung haben soll, so möge es Deiner Heiligkeit gefallen, Deine Zustimmung zu geben, obgleich die Bischöfe, Deine Stellvertreter, widersprachen und sich heftig widersetzten. Den eigentlichen Hauptpunkt der Sache umgeht der Kaiser ganz und gar, denn das Ehrenvorrecht vor den übrigen und den Platz unmittelbar nach dem apostolischen Stuhl hatte Leo selbst dem Bischof von Konstantinopel schon durch die That zugestanden. Es geht dieß aus dem Verfahren der Gesandten bei dem Konzil hervor. Denn als dort in der ersten Sitzung die Verlesung der ephesinischen Akten an die Stelle gekommen war, wo es hieß: « daß man

dem Flavian den fünften Platz nach den Patriarchen von Jerusalem und Antiochien angewiesen habe, riefen die Bischöfe: Warum hat Flavian nicht auf dem ihm gebührenden Platze gesessen? warum hat man den Bischof von Konstantinopel zum fünften gesetzt? Und Paschasinus, des Papstes Legat, sagte: Wir haben nach Gottes Willen den Anatolius zum ersten nach dem römischen Bischof, jene haben den Flavian zum fünften gesetzt. Diogenes von Cyzikus rief darauf: das macht, weil Ihr die Gesetze kennet. — Der römische Legat hätte gewiß nicht so öffentlich und in so bezeichnender Weise dem Anatolius jenen Platz zuerkannt, wenn er nicht gewußt hätte, daß auch der Papst denselben ihm zugestehe. Es muß daher auffallend erscheinen, daß der Kaiser in jenem Briefe fordert, was nie verweigert war. Anders verfährt Anatolius selbst, der durch eine besondere Gesandtschaft die Bestätigung Leo's für die ihm von der Synode zugetheilten Vorrechte erbittet. In dem Briefe, den er durch diese übersendet, sucht er durch Bezeigung großer Ergebenheit den Papst für sich zu gewinnen. Der ganze Canon enthalte nichts als eine Bestätigung des seinem Stuhle schon früher Zugestandenen. Dabei beklagt er sich besonders über den heftigen Widerstand der Gesandten, und behauptet mit einer sehr geschickten Wendung, jene hätten dieß nur aus Unkunde der wahren Ansichten des Papstes gethan. Gegen das Ende besonders wendet er alle Beredsamkeit auf, und schont weder Schmeicheleien noch Ausdrücke, die streng genommen, eine sehr große Unterwürfigkeit unter den römischen Stuhl verrathen müßten, um die Bestätigung Leo's zu erhalten [6]).

Aber die Bemühungen des Anatolius konnten die Ansicht des Papstes nicht ändern, die mündlichen und ausführlicheren Berichte, die er bei der Zurückkunft der Legaten erhalten hatte, bestärkten ihn noch mehr darin, und es scheint als hätten ihm diese das Ganze, als aus ehrgeizigen Bestrebungen des Anatolius hervorgegangen, dargestellt. Durch einen längern Aufenthalt in Konstantinopel, vor und nach dem Konzil, hatten die Gesandten hinreichend Gelegenheit gehabt,

die dortigen Verhältnisse und den Charakter des Anatolius aus eigener Anschauung kennen zu lernen, und vielleicht läßt sich ebendadurch die heftige Aufregung des Letzteren gegen sie in seinem Briefe an den Papst erklären. Man irrt aber sehr, wenn man, wie von einigen Historikern geschehen, der Abgeneigtheit des Papstes, den Forderungen des Konzils Gehör zu geben, nur den Grund einer eifersüchtigen Herrschbegierde und einer durch den Ehrgeiz des Anatolius gekränkten Eitelkeit unterlegt. Aus seinen beiden Antwortschreiben auf die betreffenden Briefe des Kaisers und des Anatolius geht deutlich hervor, daß er seiner Stellung zur Kirche gemäß, die Sache aus einem höhern Gesichtspunkt auffaßte. Er tadelt in beiden allerdings auf das Nachdrücklichste den Anatolius wegen dieser Bestrebungen, aber hauptsächlich deßwegen, weil sie wesentlich den kirchlichen Gesetzen zuwider seien. In dem Briefe an den Marcian machte er diesen aufmerksam, daß Anatolius in der Art und Weise, wie er zur bischöflichen Würde gelangt sei, (durch Dioskur) Veranlassung genug finden müsse, eher demüthig als ehrbegierig zu sein; wie er selbst, der Papst, dadurch, daß er ihn anerkannt, mehr Güte als strenge Gerechtigkeit bewiesen, und wie er, wenn er auch Tadellosigkeit und Verdienste jeder Art bei seiner Ordination vorzuweisen gehabt, doch nie berechtigt wäre, sich gegen die Bestimmungen der Canonen und der Väter aufzulehnen. Man führe nun zwar den Glanz und die Macht Konstantinopels an, um die seinem Bischof bewilligten Vorrechte zu begründen, aber es sei wohl zu unterscheiden zwischen weltlicher und geistlicher Macht, und die königliche Stadt gebe ihrem Bischof keineswegs dieselben Rechte, die der römische habe; denn dieser habe sie aus apostolischer Einsetzung, die jenem Sitze fehle. Ausserdem liege in der Forderung des Anatolius eine offenbare Verletzung der geheiligten Canonen des nizänischen Konzils, dessen Beschlüsse in keiner Weise geändert werden dürften[7]). Seine, des Papstes, Pflicht sei, dieselbe unter dem Beistand Christi getreulich auszuführen, auf ihn falle die Schuld, wenn, was die Väter festgesetzt auf jener Synode,

mit seiner Zustimmung verletzt würde, und er dem Willen eines Mitbruders mehr als dem Heile der gesammten Kirche nachgebe. Deßwegen bitte er den Kaiser auf das Angelegentlichste, diese der Einheit und dem Frieden der Kirche so nachtheiligen Bestrebungen mit aller ihm zu Gebote stehenden Macht zu unterdrücken. Noch nachdrücklicher ist das Schreiben an Anatolius selbst; er möge doch bedenken, heißt es dort, wie viel Veranlassung er in seinen frühern Verhältnissen in den Anfängen seiner bischöflichen Würde finden müsse, durch verdoppelten Eifer in jeder priesterlichen Tugend, seine Verbindung mit Dioskur und dessen Genossen vergessen zu machen. Er gesteht ihm zu, daß er auch Anfangs dieß löbliche Streben gezeigt, aber es scheine, als habe er sich jetzt durch ehrgeizige Gedanken davon abbringen lassen, die ihm nicht zustehende, und gegen die Canonen vollzogene Ordination des Bischofs Maximus von Antiochien beweise dieß. Es scheine als wolle er sich Eingriffe gegen Bestimmungen des Nicänischen Konzils erlauben, weil er vielleicht den Augenblick dafür günstig glaube, wo dem alexandrinischen Stuhl das Ehrenvorrecht des zweiten Sitzes genommen sei, der von Antiochien die dritte Würde verloren habe, um die Metropoliten der ihnen zustehenden Rechte zu berauben. Er habe sich so weit vergessen, die Synode von Chalcedon, die zur Befestigung des katholischen Glaubens zusammengekommen sei, in seine ehrsüchtigen Zwecke hineinzuziehen, und ihr die Zustimmung dazu gleichsam abzudringen, als ob, was die Menge in unerlaubter Weise gewollt, unumstößlich sei. Und nun folgen sehr harte Zurechtweisungen über den Stolz und die Ehrsucht des Anatolius. Die Klage, die er gegen den Widerstand der römischen Gesandten erhoben, sei für diese ein Lob, für ihn eine Beschuldigung. Fern sei es von ihm, eine so verkehrte Begierde je zu unterstützen. Die Berufung auf den Beschluß der 150 Bischöfe falle ganz weg, denn derselbe habe gar kein Gewicht, indem er von den Vorgängern des Anatolius nie dem apostolischen Stuhle vorgelegt worden sei. In keinem Fall und in keiner Weise dürften die Rechte und Privilegien der Metro-

politen verletzt werden. Die Würde des alexandrinischen Stuhls, die ihm, als vom heil. Marcus, dem Schüler des Petrus gestiftet, zukomme, dürfe nicht zu Grunde gehen, ebensowenig wie das Ehrenvorrecht des antiocheniſchen Stuhls, in welcher Kirche der Apostel Petrus zuerst das Evangelium gepredigt, und der Name der Christen seinen Ursprung genommen habe. Der Brief schließt mit nochmaligen eindringenden Aufforderungen zur Demuth und der Bemerkung, daß, wenn er in seinem bisherigen Benehmen fortfahre, er sich selbst des Friedens mit der allgemeinen Kirche berauben würde.

Es ist nicht zu läugnen, daß man in allen, diese Angelegenheit betreffenden, Schreiben des Papstes eine Strenge und Härte finden kann, die vielen als Anmassung erschienen ist. Aber man bemerke dagegen, daß der Papst nie, weder persönlichen Haß noch das Bestreben seine eigene Macht, durch die Verweigerung seiner Zustimmung zu jenem Canon zu vermehren, verräth. Er erklärt vielmehr auf das Entschiedenste nur im Interesse des Ganzen und zur Aufrechthaltung der kirchlichen Einheit so verfahren zu müssen. Die Verletzung kirchlicher Institutionen, das durch Nichts begründete Eingreifen in die Rechte Anderer, die Gefahr des Beispiels, das ein so hoch gestellter Bischof gab, die dringende Nothwendigkeit, jede Veranlassung zu Zwietracht und Unfrieden in der Kirche von vorn herein zu unterdrücken; alles das konnte die Strenge seiner Aeusserungen und den großen Ernst seiner Worte gegen Anatolius veranlassen.

Wie sehr es ihm um die strenge Aufrechthaltung der kirchlichen Gesetze zu thun gewesen, und wie wenig er Vorrechte für den apostolischen Stuhl verlangte, die demselben nicht zustanden, beweißt deutlich sein Verfahren in einer um dieselbe Zeit fallenden Disciplinar-Angelegenheit. Theodorus, Bischof von Forojulium in Gallien, hatte sich unmittelbar an den Papst gewendet, um von ihm Entscheidung in einer Pönitenzsachen betreffenden Angelegenheit zu erhalten, ohne die Sache vorher seinem Metropoliten vorzulegen. In seiner Antwort macht

ihn der Papst zuerst darauf aufmerksam, daß er sich vor allem darüber mit seinem Metropoliten hätte benehmen sollen. Erst wenn dieser ihm keine genügende Entscheidung geben würde, hätte er sich an ihn zu wenden.

Die Wendungen, welche die politischen Verhältnisse Italiens um diese Zeit genommen hatten, zogen die Aufmerksamkeit und Sorge des Papstes, noch ehe die Angelegenheiten der orientalischen Kirche für vollkommen geordnet gelten konnten, einem andern Punkte zu. Dem so oft erschütterten weströmischen Reiche drohte ein naher und furchtbarer Untergang. Attila hatte sich, in jener Völker-Schlacht auf den catalaunischen Feldern weder Sieger noch besiegt, über den Rhein nach Deutschland zurückgezogen, und war wahrscheinlich von der untern Donau her in Italien eingefallen. Das Land stand seiner Verwüstung offen. Die Kriegsmacht des Reiches, noch zu sehr von den Kämpfen und Verlusten des vorigen Jahres erschöpft, war größtentheils noch in Gallien. Valentinian, ohne alle innere Kraft, verzweifelte an seiner Rettung und Aetius selbst, der jetzt schwankend erschien und gegen dessen immergleiche Treue gegründete Zweifel erhoben werden können, soll dem Kaiser zur Flucht nach Gallien gerathen haben, als das feste Aquileja, Mailand und die Städte des obern Italiens fielen. Der Kaiser blieb, aber daß ihm von dem ersten Manne seines Reiches nur ein solcher Rath gegeben werden konnte, beweißt, wie Italien und Rom in dem Bewußtsein der Zeit Wichtigkeit und Bedeutung schon verloren hatte. Der Mittelpunkt des Reichs war nicht mehr in der alten Weltstadt, die schon so lange ihren Herrscher nicht gesehen. Als Oberitalien, das in der letzten Zeit der Sitz desselben gewesen, in die Gewalt des Feindes kommt, flieht der Kaiser nicht nach Rom, nicht nach Unteritalien, das noch so viele Mittel zur Vertheidigung darbot, sondern nach Gallien, wo neues Leben, neue Staatenbildungen sich vorbereiten. Und doch ging die Rettung Italiens von Rom aus, aber nicht von der weltlichen Macht, deren Sitz dort gewesen, sondern von der geistlichen, deren Reich dort begann.

An den Ufern des Po's hatte Attila sich gelagert und drohte Mittelitalien, das ohne Vertheidigung vor ihm lag, mit seinen siegreichen Schaaren zu überschwemmen. Da sei nun, so erzählen gleichzeitige und spätere Schriftsteller, nichts heilsamer erschienen, als daß man zu dem trutzigen König Gesandte schickte und den Frieden von ihm erbäte. Wäre dem Cassiodor bei dem Schweigen aller Uebrigen zu glauben, so wurden zuerst Carplio, des Aetius Sohn, und des Cassiodor Vater, der Notarius der Tribune war, zum Attila gesandt, um zu unterhandeln. Das scheint unwahrscheinlich, noch mehr aber, daß die Gesandten den Sinn des Königs gewendet und ihn zum Rückzuge bewogen haben. Schon deßwegen, weil ihr Stand keineswegs einem solchen Auftrage bei einem solchen Fürsten angemessen erscheint. Jüngeren Männern, wie beide doch sein mußten, pflegte kaum ein so wichtiges Geschäft anvertraut zu werden, und ausserdem weiß keiner davon als Cassiodor. Die Andern erzählen alle einstimmig, daß es Leo, der Papst, mit Avienus, dem Konsularen, und Trigetius, der Präfekt, gewesen, die zu dem Könige gingen, den sie auf dem den Venetern zugehörigen ambulejischen Feldern treffen[5]). Leo vertraute auf die Hilfe Gottes, die frommen Unternehmungen noch nie gefehlt. Sein Glaube täuschte ihn nicht. Die Gesandtschaft wurde würdig empfangen, und der König war so über die Gegenwart des obersten Priesters erfreut, daß er des Krieges sich zu enthalten befahl, und wie er verheißen, bis über die Donau zurückging. Das ist der wesentliche Inhalt der Berichte. Einzelne Umstände wechseln bei den Einzelnen, faktisch ist, daß Attila die Eroberung Italiens aufgab. Was ihn dazu bewogen, der innere Gehalt des eben Erzählten, wird je nach Ansicht und Auffassung verschieden dargestellt. Die Einen sagen, die meiste Gefahr sei auf Attila's Seite gewesen, und des gebotenen Ausweges froh, der ihm Rettung verhieß und Aufrechthaltung der Ehre zugleich, habe er die Friedensvorschläge angenommen. Daß Leo es war, der sie ihm gebracht, sei durchaus ohne allen Einfluß gewesen. Die Andern hingegen behaupten, allein der Ueber-

redungskraft des großen Papstes, seiner geistigen Ueberlegenheit, vor der der Barbar erstaunte, und die er ehrend, fürchtend vielleicht, anerkannte, sei die Rettung Roms zuzuschreiben. Es ist schwer, bei dem gänzlichen Mangel alles Näheren, den zuverläßigen und wahrhaft historischen Hergang und Gehalt der Begebenheit darzustellen, und ein sicheres Urtheil über den Beschluß des Attila zu fällen. Die ersten sagen, um ihre Ansicht zu begründen, schon in Gallien habe Attila geschwankt, und sein früheres Selbstvertrauen sei dort schon erschüttert gewesen. Es scheint, daß ihm der Wechsel menschlicher Dinge durch die Seele gegangen, die weite Entfernung vom Sitz seines Reiches, so tief in Italien hinein, vor sich das Meer, hinter sich die Alpen, mußte es ihm nicht bedenklich erscheinen, noch weiter zu gehen. Die Eroberung so vieler Städte hatte seine Macht geschwächt und ihm manchen harten Verlust verursacht, das Jahr muß weit vorgerückt und der Winter nahe gewesen sein. Auch scheint Marcian die Hunnen in ihrem eigenen Land angegriffen zu haben. Ausserdem sollen in dem Heere derselben Mangel an Lebensmittel und Krankheiten geherrscht haben*).

Aber alle diese Gründe, so scheinbar sie auch sein mögen, zerfallen bei einem nähern Eingehen in Nichts. Wenn er in Gallien an seinem Glücke gezweifelt und einen Augenblick unsicher geworden war, so ist dieß sehr erklärlich. Die vereinigten Heere der Westgothen und Römer, sein größter und furchbarster Feind Theodorich, das überlegene Talent des Aetius zur Seite, standen ihm gegenüber. Sein langer Zug durch Deutschland tief in Gallien hinein, mußte seine Kräfte, wenn auch nicht geschwächt, doch vermindert haben. Er war dort viel weiter von dem Sitz seiner Macht entfernt als in Italien; hier hatte er ein überwundenes Land hinter sich, durch keinen großen Strom die Verbindung mit den Donauländern, dem eigentlichen Sitze seiner Herrschaft, gehemmt, die Päße, die

*) Am besten ist diese Ansicht ausgeführt bei Luden, Geschichte des teutschen Volks. II. S. 424.

dort hinführten, in seiner Gewalt und leicht gegen große Uebermacht zu vertheidigen. Kein Heer dem Seinigen an Stärke wenigstens gleich, mit gefürchteten Führern an seiner Spitze, sondern offenes Land, reichste Beute verheißend, zitternde Einwohner, deren Kraft gebrochen, deren Muth längst entflohen war, einen Kaiser an ihrer Spitze, der in feiger Schwäche kaum den Namen eines Gegners des Attila verdiente. Das Meer, das er vor sich hatte, mußte seine Eroberung schützen anstatt ihn zu schrecken; die Alpen waren ihm das Nützlichste von Allem, denn indem er ihre Pässe besetzte, machte er es den Westgothen und Römern, die in Gallien sich befanden, unmöglich, Italien zu Hülfe und ihm in den Nacken zu ziehen. Die Alpen schützten ihn anstatt ihm Gefahr zu bringen. Ausserdem war er vor den Gothen sicher, da, wie Aetius auf dem großen Schlachtfelde bei Chalons dem Theodomir, Theodorichs Sohn, es vorausgesagt hatte, unter den Söhnen des gefallenen Königs ein Streit um die Herrschaft ausgebrochen war, der ihnen in dem neuerworbenen Reiche so viel zu thun gab, daß sie den Römern zu Hülfe zu ziehen, nicht denken konnten*). Das weit vorgerückte Jahr konnte kein Grund sein, denn der Winter in Mittelitalien mochte Barbaren, wie die Hunnen, wahrlich nicht am Kriegführen hindern. Wann die Gesandtschaft abgegangen, ist übrigens schwer zu bestimmen. Nach dem Datum der Briefe des heil. Leo zu urtheilen, müssen wir für die ganze durch Attila hervorgebrachte Bewegung, die Zeit von Mai bis Anfang Herbst annehmen, als diejenige, in welcher Leo am meisten damit beschäftigt war*). Müssen wir auch voraussetzen, daß des Attila Heer bei der Eroberung Oberitaliens große Verluste erlitten, so war es doch jedenfalls stark genug, um ein Land, das keinen Widerstand leisten konnte, zu verwüsten. Was die Hülfe des Marcian betrifft, so ist sie nichts weniger als erwiesen. Nur der eine Idatius spricht von ihr, und die Nothwendigkeit, in der sich Marcian befand, seine Macht

*) Entscheidend ist die Note der Ballerini zu Leon. Opp. II. p. 533.

ungeschwächt bei einander zu halten, berechtigt sehr daran zu zweifeln. Der Mangel an Lebensmitteln und die Krankheiten im Heer finden sich eben auch nur bei Idatius. Isidorus Hispalensis, der Aehnliches erzählt, beweißt wie wenig Glauben er verdient, da er die Hunnen von Gallien nach Italien fliehen läßt. Wollen wir auf diese Weise äussere Gründe gegen äussere Gründe halten, so fällt jene Ansicht, die den Attila aus äusserer Nothwendigkeit den Frieden schließen läßt, in sich selbst zusammen. Es muß grade im Gegentheil aus einer aufmerksamern Untersuchung der äussern Gründe und Umständen unbegreiflich erscheinen, daß Attila nicht gegen Rom zog. Die Beute, die ihm die Stadt, das mittlere und untere Italien versprachen, war unermeßlich. Er gewann mit der Eroberung des Landes feste und ruhige Sitze, alles vorbereitet, alle Verhältnisse geordnet und nur des Herrschers erwartend, der mit starker Hand sich ihrer bemächtigen konnte. Höheren Ruhm als alle seine übrigen Züge mußte ihm die Eroberung Roms bringen. War Italien einmal in seiner Gewalt, so konnte, was noch von römischer Herrschaft in Gallien war, nicht mehr widerstehen. Seiner Bundesgenossen, seines Schutzes gegen Süden und Westen beraubt, mußte auch das junge Reich der Westgothen fallen, und wie lange hätte solcher Macht das oströmische Kaiserthum Widerstand leisten können? Und das Alles knüpfte sich an die Eroberung Rom's, das seine Schwäche verrieth, indem es um Frieden flehte. Wahrlich Attila mußte nicht Attila gewesen sein, um diesen und ähnlichen Betrachtungen sich zu entziehen, und nur höhere Gründe können den Hunnenfürsten bewogen haben, von dem Zuge gegen Rom abzustehen.

Die andere Ansicht, welche dem Eindrucke, den Leo durch seine geistige Ueberlegenheit auf den Attila gemacht zu haben scheint, alles zuschreibt, möchte von dieser Seite her vieles für sich haben, und in der rechten Weise aufgefaßt, ist sie es gewiß, die den meisten Aufschluß über jenes große historische Räthsel gibt. Zuerst darf es uns nicht befremden, den Papst selbst an der Spitze jener Gesandtschaft zu sehen. Abgesehen

davon, daß es seinen Amtsverrichtungen durchaus angemessen und vielleicht der höchste und herrlichste Theil seines Berufs ist, den Frieden zu vermitteln zwischen den streitenden Herrschern der Welt, war es schon in der Stellung, welche die Entwickelung des Christenthums den Bischöfen angewiesen hatte, gegründet, daß sie als die Inhaber der höchsten Bildung in der Zeit, auch Leiter und Vermittler der wichtigsten Staatsgeschäfte waren. Seit Konstantin erschienen sie in diesen Verrichtungen, die ihnen im Mittelalter eine so große und wichtige Bedeutung gaben. Wenn nun die Wichtigkeit des Auftrags der hohen Stellung Leo's entsprach, so war ja seine Tüchtigkeit für dergleichen Unterhandlungen durch mannichfache Beweise erprobt. Vor allem aber mußte ihn die Noth und äusserste Gefahr, die der Stadt und mit ihr der Christenheit drohte, bewegen, das Aeusserste zu wagen, um die Rettung herbeizuführen. Fiel Rom in die Gewalt der Barbaren, überschwemmten sie Italien, so waren sie Herren des Erdkreises in kurzer Zeit, und dann war es um das Christenthum geschehen. Denn mit Rom fiel der Mittel- und Einheitspunkt, an den die kirchlichen Entwickelungen der bisherigen Jahrhunderte sich angeschlossen. Und wo sollte sich ein Anderer finden! Afrika seufzt unter Vandalischen Verfolgung, Spanien und Gallien größtentheils von den arianischen Gothen besetzt, die Kirche des Orients von Häresien, Mißbrauch der Gewalt, ehrgeizigem Streben einzelner Bischöfe zerrissen. Es war ein Augenblick der furchtbarsten Krisis, wo das Schicksal der kommenden Jahrhunderte, die Entwickelung der Geschichte von einem großen Entschluß, von einer begeisterten That abhing. Leo faßte diesen Entschluß und vollführte diese That. Er wußte das Gewicht des Momentes zu würdigen. Es galt das Bestehen der geistlichen Macht mit allem, was sie werden konnte. Im Vertrauen auf den, der sie gegründet, (**Papa Leo, auxilio Dei fretus, quem seiret nunquam suorum laboribus defuisse — Prosp. Chron. 732**) beschloß er, dem, vor dem die Völker Europa's gezittert, entgegenzutreten, um das Verderben von der heiligen

Stadt abzuwenden. Sein innerster Beruf und die Bestimmungen des Christenthums führten ihn, und hier wie immer bewährte sich Auftrag und Verheißung, die den Nachfolgern des Petrus gegeben sind, am sichersten, daß sie durch ihr Einschreiten in Augenblicken, wo die lebendige Fortentwickelung des Christenthums irgend wie innerlich oder äusserlich gehemmt erscheint, die Gefahr abwenden und mit der Kirche die Civilisation zugleich, und die Möglichkeit der neuern Bildung, retteten. So Leo, so Zacharias, als er Luitprand, den Longobardenkönig, hinderte, sein Reich und seines Volkes Sitte über ganz Italien auszudehnen *). Wie Leo den Attila überwunden, wissen wir nicht, aber wenn wir des Mannes geistige Kraft, sein tiefes christliches Bewußtsein, die Gewalt seiner Gedanken und seiner Reden und vor allem die Weihe bedenken, die seine Mission ihm geben mußte, so erscheint es in der That fast natürlich, daß er den barbarischen aber, wie er jedenfalls bewiesen, dem Großen nicht unzugänglichen Attila zur Umkehr bewog. Es war ein Sieg, den der Geist recht eigentlich über die weltliche Macht davontrug.

Wie jede große geschichtliche That der Vorzeit, sobald sie in Bewußtsein und Gedächtniß des Volkes übergeht, irgend ein mythisches Gewand annimmt, und das Wunder, was in der Idee liegt, auf die Umstände überträgt, so daß die historische Wahrheit mehr in jener als in diesen zu suchen ist, so findet sich auch bei späteren Schriftstellern die Erzählung, daß,

*) Es war für das menschliche Geschlecht ein großer Augenblick, wenn es Luitpranden gelungen, wie man es sich versprechen konnte, so entstand weder des Papstes weltliche Macht, noch das deutsche Kaiserthum, noch die Freistaaten Italiens, noch die Medicis, noch die Kriege der Sforza, noch Luther, noch der westphälische Frieden, sondern in Italien, welches zu allen Unternehmungen, für alle Nothwendigkeiten, für alles Vergnügen des Lebens fruchtbar genug ist, bildete sich eine zu Wasser und zu Lande gewaltige Macht; es konnte der Thron Cäsars hergestellt werden, wir aber blieben barbarisch. Johannes von Müller Reisen der Päpste, Werke Thl. 8. Seite 24.

als der Papst fortgegangen, die Hunnen ihren Führer gefragt, was ihn denn eigentlich bewogen gegen seine Gewohnheit dem römischen Bischof so viel Ehre zu erweisen und auf seine Bitten einzugehen, Attila darauf geantwortet habe: er habe nicht den, der gekommen sei, gefürchtet, sondern einen anderen Mann, den er im priesterlichen Gewande neben dem Papste habe stehen sehen, glänzenden Ansehens, ehrwürdigen Hauptes, der habe ihm mit einem blossen Schwerdte schrecklich den Tod gedroht, wenn er nicht alles gewähre, was jener fordre. Diese Erzählung, erst bei den Schriftstellern nach Marianus Scotus, zeugt deutlich, wie, der Auffassung des Volkes nach, es eigentlich die geistliche Macht des Petrus, der seinem Nachfolger Leo beisteht, gewesen, welche den Attila überwunden und zur Umkehr gebracht.

Nachdem der Papst so großes vollbracht, erscheint es fast noch größer, daß er nirgends davon spricht, weder in seinen Briefen noch in den Sermonen thut er Erwähnung davon. Die einzige Andeutung, und diese noch mit großer Ungewißheit, könnte man in seinem Sakramentarium finden, wo ein Gebet der Messe, Bitten um Abwendung der Feindesgefahr und um Aufrechterhaltung des römischen Namens enthält [10]). Sein Geist schien so mit der Sorge für die Kirche beschäftigt, daß, als kaum die Gefahr abgewendet war, seine ganze Aufmerksamkeit schon wieder den Angelegenheiten derselben im Orient sich zuwendete. Es geht dieß am Besten aus einem Briefe an den Bischof Julian von Kos hervor, der einige Zeit nach jener Zusammenkunft mit dem Attila geschrieben. Es ist dieß das Einzigemal, daß wir eine auch nur sehr entfernte Andeutung über jene Begebenheit bei Leo finden. Ich habe, so schreibt er, aus deinen Briefen die Theilnahme deiner brüderlichen Liebe erkannt, daß du in frommen Schmerzen die Leiden, deren wir so viele und schwere erduldet, mitfühlst; ach möchte doch das, was wir mit Zulassung und nach dem Willen des Höchsten gelitten, zu unserer Besserung gereichen, und möchten doch diejenigen, die erhalten sind, wie sie aufgehört haben zu leiden, so auch jetzt aufhören zu sündigen.

Beides wird ein Beweis der großen Barmherzigkeit Gottes sein, wenn er die Plagen aufhören macht und die Herzen der Seinen sich zuwendet. Wie aber deine brüderliche Theilnahme von dem feindlichen Wüthen, das über uns gekommen war, traurig erregt wurde, so machen mich die neuen nie ruhenden Umtriebe der Irrlehrer in der Kirche zu Konstantinopel betrübt u. s. w. (Br. CXIII). Und allerdings war die Wendung, welche die kirchlichen Angelegenheiten des Orients genommen hatten, sehr geeignet, die Aufmerksamkeit und die Besorgniß des Papstes zu erregen, indem die kaum gestillten Unruhen von Neuem und mit verdoppelter Heftigkeit auszubrechen drohten.

Anatolius, wahrscheinlich durch die abschlägige Antwort des Papstes auf sein Begehren und die strenge Fassung derselben erbittert, änderte mit einemmale seine Gesinnung, und gab gegründete Veranlassung zu glauben, sein bisheriges Betragen sei nur Verstellung und Heuchelei gewesen. Julian von Kos, der sich nämlich seit der Synode von Chalcedon in Konstantinopel aufhielt, um die Interessen des Papstes wahrzunehmen, anfangs wie es scheint ohne amtliche Stellung, zeigte dem Papste an, wie Anatolius, seitdem er das Schreiben Leo's empfangen, seine Gesinnung durchaus geändert habe, sich den Häretikern günstig zeige und mit den Anhängern des Eutyches und Dioskur auf das Freundschaftlichste umgehe, des Flavian Freunde dagegen so wie die der Kirche verfolge. Den auffallendsten Beweis davon habe er vor Kurzem in seinem Verfahren gegen den Aetius, den Archidiacon der Kirche von Konstantinopel, gegeben. Diesen, der sich durch Tugend, Frömmigkeit und treues Halten an dem rechten Glauben auszeichne, habe er auf jede Weise von seiner einflußreichen Stelle zu entfernen gesucht. Das Amt eines Archidiacon war um jene Zeit von der größten Wichtigkeit, und gab dem, der es besaß, ein solches Ansehen, daß dem Bischof viel daran gelegen sein mußte, einen seinen Interessen ganz ergebenen Mann darin zu wissen. Der Archidiacon war Vorsteher des Kollegiums der Diaconen, ihm lag zum Theil die Verwaltung des Kirchenvermögens und die Vertre-

tung der äussern Interessen der Kirche ob; er zahlte aus dem allgemeinen Einkommen der Kirche einem jeden Geistlichen den ihm gebührenden Antheil aus; er hatte eine Art von Gerichtsbarkeit über die Landgeistlichen, und die zwischen Geistlichen der niedereren Grade vorfallende Streitigkeiten unterlagen seiner Entscheidung, neben einer Menge anderer Vorrechte. Anatolius, der vor allem bei der Opposition, in die er jetzt gegen den Papst treten wollte, seiner Geistlichkeit gewiß sein mußte, hegte daher den Wunsch, auf diesem Platz einen, seinen Bestrebungen günstigen Mann zu sehen. Da er vom Aetius dieß nicht erwarten durfte, so suchte er ihn auf jede Weise von seiner Stelle zu entfernen. Als aber kein rechtlicher Grund, ihn seines Amtes zu entsetzen, vorhanden war, so wollte er ihn dadurch zum Aufgeben desselben nöthigen, daß er ihn zum Presbyter weihete, obgleich Aetius keineswegs damit einverstanden war. Jetzt konnte er nicht länger Archidiacon bleiben, denn dazu war die Würde eines Diacon unumgänglich erforderlich, weil aber dem Anatolius der Mann auch so noch gefährlich schien, so entfernte er ihn durch die Uebertragung einer entlegenen Stelle von der Stadt, alles, wie er sagte, um den Aetius, wie es seinem Verdienste gebührte, zu ehren. An seine Stelle erhebt er den Andreas, der früher schon wegen Häresie und Anhänglichkeit an Eutyches und Dioskur, seines Amtes entsetzt gewesen war.

Sobald dieß Verfahren zur Kunde des Papstes gekommen war, beklagte sich dieser sehr bitter bei dem Kaiser und bei der Pulcheria darüber, und sagt ganz offen, daß Anatolius den Aetius unter dem Schein größerer Ehre seines Amtes entsetzt habe, und daß die Mission, die er ihm gegeben, gradezu eine Verbannung sei. Ausserdem habe er sich noch eine Verletzung der bestehenden canonischen Bestimmungen zu Schulden kommen lassen, indem er den Aetius nicht, der apostolischen Tradition gemäß, an einem Sonntage geweiht habe. Doch scheint dieß Letztere, wenn es auch immer Rüge verdiente, um jene Zeit im Orient allgemein verbreitet gewesen zu sein, denn in einem frühern Brief an den Dioskur spricht

Leo gegen diesen Mißbrauch, der in der alexandrinischen Kirche allgemein angenommen war. Am heftigsten tadelt er es aber, daß Anatolius einem entschiedenen Eutychianer die erledigte Stelle gegeben habe, der bei ihm, dem Papste, offen die Irrthümer des Eutyches vertheidigt, den Anatolius selbst früher entsetzt habe. Aetius, tief gekränkt durch seines Bischofs Verfahren, beklagte sich bei dem Papst darüber und forderte ihn zum Schiedsrichter auf. Die Art, wie Leo diesem Verlangen genügte, beweißt seine große Klugheit und Mäßigung. Er erkennt, daß die Entsetzung des Aetius innerlich unrecht sei, aber offen gegen die Ernennung des Andreas einzuschreiten, verweigert er, um nicht dem Konzil von Nicäa entgegenzuhandeln. Dieses, so wie frühere kirchliche Bestimmungen und die Ansichten erleuchteter Väter *), gaben dem Bischof vollkommene Freiheit in Administrationsangelegenheiten, so lange er nicht gegen bestehende kirchliche Gesetze verstößt. Andreas durfte allerdings seine Stelle nicht behalten, und Leo hätte aus den früheren Gesinnungen desselben Rechtsgründe genug entnehmen können, um auf seine Entsetzung zu dringen. Er zog es aber vor, dieselbe, wie ihm auch gelang, auf gütlichem Wege zu erreichen, um dem Anatolius nicht Gelegenheit zu offener Widersetzlichkeit zu geben. Ausserdem konnte die Ordination des Aetius nur formell getadelt werden, sie war nicht ungültig und Aetius blieb dadurch unwiderruflich von seinem früheren Amte ausgeschlossen. Leo sagt in seinem Brief an denselben ausdrücklich, er wolle die gewohnten Gränzen der Mäßigung nicht überschreiten, und ebenso dringt er bei dem Marcian und der Pulcheria darauf, daß sie durch gütliche Vorstellungen den Anatolius von seinem verkehrten Verfahren abbringen sollten.

Die ganze Stellung seiner Verhältnisse zur Kirche des Orients scheint Leo überzeugt zu haben, wie nothwendig es

*) Habent (Episcopi) in ecclesiae administratione voluntatis suae arbitrium liberum, rationem actus sui Domino reddituri. Cyprian. Ep. 71 ad Stephan.

sei, daß an dem dortigen Kaiserhofe sich ein beständiger Stellvertreter von ihm befände, der die allgemeinen Interessen der Kirche und die besondern des Papstes dort vertrete, ihm von allem sogleich Nachricht gebe, und die Ansichten seines Herrn dort in wirksamer Weise geltend mache. In der Nothwendigkeit, die ehrsüchtigen Bestrebungen des Bischofs von Konstantinopel zu beaufsichtigen, lag jetzt wohl die nächste Veranlassung zur Stiftung einer Institution, welche später bei veränderten kirchlichen und staatlichen Beziehungen weiter ausgebildet und für die Leitung der Angelegenheiten von großer Wichtigkeit geworden ist, die Sitte nämlich, beständige päpstliche Legaten bei den Höfen zu unterhalten. Leo war der Erste, der sie einführte. Aehnliches aber unter weit anderen Verhältnissen findet sich schon früher in der alexandrinischen Kirche, deren Bischof immer einen Geschäftsführer (ἀποκρισάριος, responsalis) in Konstantinopel hatte. So war nach einem Fragment des Theodorus Lector, Anatolius selbst, bevor er auf den Stuhl von Konstantinopel erhoben wurde, Bevollmächtigter des Dioskur in dieser Hauptstadt, und eine Stelle in dem **Brevic. Hist. Eut.** beweißt, daß sie schon seit längerer Zeit im Gebrauch war. Doch hatten diese Beamten wohl schwerlich einen öffentlichen und officiellen Charakter gehabt, und sind vielmehr Privatagenten gewesen. Vollkommen ausgebildet erscheint dieß Institut in der römischen Kirche auch erst unter Justinian, an dessen Hofe sich beständig Responsalen des Papstes befanden*).

Die Instruktionen, welche Leo dem Julian gab, mit dem er übrigens, wie ihr Briefwechsel beweißt, im nächsten und vertrautesten Verhältniß stand, waren ganz der Lage der Umstände angemessen. Seine Hauptaufgabe war zu wachen, daß die Häresien nicht von Neuem in den orientalischen Kirchen Wurzel fassen, besonders aber, daß die Bischöfe sich nicht derselben annehmen, doch erinnert er ihn ausdrücklich, sich nicht in Angelegenheiten zu mischen, die diesen allein zu-

*) Vergl. **Ballerini** zu **Leon. Opp. II. 537. Not. 3.**

kämen: besonders sei Anatolius zu beobachten, seitdem er nicht mehr den erwünschten Eifer für die Förderung der katholischen Sache zeige. Bemerke er in dieser Hinsicht etwas, das dem Glauben der Kirche Gefahr bringen könne, so soll er sich sogleich an den Kaiser wenden, dessen Glaube fest und unerschütterlich sei, und ihn, den Papst, zugleich davon in Kenntniß setzen, seine Aufmerksamkeit aber auf das beschränken, was er dem allgemeinen Heile der Kirche für nachtheilig oder förderlich hielte. Auch den Kaiser setzte Leo von dem Auftrage, den er dem Julian gegeben, in Kenntniß, und empfiehlt ihn deßhalb dem Wohlwollen und Schutze des Herrscherpaares.

Aber, obgleich von den Seiten des Papstes sowohl wie des Kaisers nichts verabsäumt wurde, was zur Stillung der Aufregung in der orientalischen Kirche dienen konnte, obgleich alle Mittel dazu mit großer Umsicht, und je nachdem die Umstände es erforderten, mit Milde oder Nachdruck angewendet wurden, so dauerte die Gährung an einzelnen Orten doch immer noch fort. Hie und da sich zeigende Unruhen, Zweifel, Hinneigung zu frühern Irrthümern und Unordnung beweisen, wie groß das Uebel gewesen und wie groß die Gefahr eines neuen Ausbruchs noch war. Marcian, der bei dem aufrichtigen und innern Interesse, welches er an den kirchlichen Angelegenheiten nahm, diesen Zustand nur mit Bedauern ansehen konnte, glaubte die Ursache der fortdauernden Aufregung in einem Umstande gefunden zu haben, der besser als Alles Andere beweißt, wie eigentlich das Verhältniß des römischen Bischofs zu der Kirche des Orients in jener Zeit gewesen sei, und in welcher Weise sein Primat dort aufgefaßt wurde. Es scheint als habe Leo aus Gründen, die sich wegen Mangel bestimmter Andeutung von seiner Seite nicht näher angeben lassen, es längere Zeit hindurch anstehen lassen, die orientalische Kirche von seiner Bestätigung des Konzils von Chalcedon in Kenntniß zu setzen, indem er auf das an ihn gerichtete Schreiben der Synode den Bischöfen derselben nicht antwortete. Daraus hatten nun einige, den Lehren des Eutyches immer noch anhängend, Anlaß genommen, sich der

Vollziehung der Synodalschlüsse zu widersetzen, weil diese, wie sie sagten, die Bestätigung des römischen Bischofs noch nicht erhalten hätten. Marcian bat nun den Papst, seine Bestätigung so bald als möglich einzuschicken, damit sie in den Kirchen öffentlich verlesen werden und zu Jedermanns Kenntniß kommen könnte, damit würde der letzte Grund zu fernern Widersetzlichkeiten von selbst wegfallen[11]). Ein unumstößlicher Beweis, daß die Bestätigung des römischen Bischofs zur Gültigkeit eines allgemeinen Konzils um diese Zeit schon im Morgenlande erfordert wurde, der um so wichtiger ist, da der Umstand, der ihn liefert, von Leo durchaus nicht herbeigerufen oder veranlaßt, noch von Marcian, der als besonderer Freund Leo's für parteiisch gelten könnte, unterstützt, sondern aus dem Volke selbst hervorgegangen war. Der Papst übersandte nun in Folge dieser Aufforderung dem Kaiser ein Schreiben, das von diesem allen Bischöfen, die dem Konzil beigewohnt hatten, mitgetheilt werden sollte, in welchem er ausdrücklich und förmlich die auf die Lehre bezüglichen Schlüsse desselben bestätigt, aber auch nur diese, denn er erklärt ebenso ausdrücklich und wiederholentlich, daß er nie anerkennen und billigen werde, was dort gegen die Beschlüsse der nicänischen Synode geschehen sei.

Es ist in der That schwer zu entscheiden, in wie fern Anatolius bei den über das Ausbleiben der päpstlichen Bestätigung entstandenen Unruhen betheiligt war. Sein, wenn auch nur indirekter, Antheil, ist gar nicht zu läugnen, der sich auch darin ganz bestimmt ausspricht, daß er alles aufbot, um die Beschlüsse der Synode, in Betreff der Jurisdiction seines Stuhls, in Ausführung zu bringen. So setzt er sich, es ist ungewiß ob persönlich oder durch Unterhandlungen, mit den Illyrischen Bischöfen in Verbindung, und bemühte sich aus allen Kräften, die Unterschriften derselben für den acht und zwanzigsten Canon zu erhalten. Aber seine Bestrebungen scheiterten an der Rechtlichkeit des Metropoliten Eurithens, der dem Anastasius auf dem Stuhle von Thessalonich gefolgt war. Als dieser einen seiner Bischöfe nach Rom sandte, ließ

er ihn zugleich auch von jenen Umtrieben des Anatolius in Kenntniß setzen. Aber jetzt setzte Leo diesem heimlichen und feindseligen Treiben des Bischofs von Konstantinopel, nachdem er ihn auf das Unrechte und Verkehrte desselben wiederholt aufmerksam gemacht, Schweigen und Verachtung entgegen. Anatolius scheint den Vorwurf, der in diesem Verfahren des Papstes gegen ihn lag, wohl gefühlt zu haben, denn er beschwerte sich bei dem Julianus von Kos darüber. Dieser meldete es Leo und bat ihn, jenem zu schreiben. Leo antwortete: er thue es deßwegen nicht, weil er wohl einsehe, daß Anatolius sich nicht bessere. Darf man aus seinem spätern Benehmen schließen, so machte diese Aeusserung des Papstes einen tiefen Eindruck auf ihn. Sie wurde vielleicht die erste Veranlassung zu seiner nachherigen Sinnesänderung.

Aber von einer andern Seite her brachen jetzt Bewegungen aus, die gefährlicher als alle bisherige, dem Frieden der Kirche neue und tiefe Wunden zu schlagen drohten. Von allen dabei Betheiligten hatte die Verurtheilung des Eutyches den stärksten und niederschlagendsten Eindruck auf die Mönche machen müssen. Das Chalcedonensische Konzil, das den Dioskur entsetzte und den Eutyches verbannte, war in der That ein Donnerschlag für sie. Mit Dioskur verloren sie Schutz, Ansehen und das Uebergewicht, welches sie bisher in den Ländern, wo sie am Zahlreichsten waren, in Palästina, Syrien und Egypten behauptet hatten. In Eutyches verehrten sie den Archimandriten, den Genossen und Theilnehmer desselben Lebens, mit dem sie dieselbe Glaubensansicht verband, und der ihnen in doppelter Beziehung als Märtyrer für das Mönchthum erscheinen mußte. Es war leicht vorauszusehen, daß von Seiten dieser so leicht fanatisch zu erregenden Menge die blinden Eindrücken des Augenblicks, den Eingebungen eines kühnen Führers, der ihrer Leidenschaften sich zu bemächtigen wußte, folgte, heftige Unzufriedenheit mit den Beschlüssen der Synode, hartnäckiger offener Widerstand gegen dieselbe erfolgen würde. Es fehlte nur an einem kühnen Manne, der in ihrer Mitte auftretend, das, was die Massen

bewegte, auszusprechen wagte, die getrennten Leidenschaften zu einem gemeinschaftlichen Ziele leitete. Alle Elemente des gefährlichsten Aufstandes waren vorhanden, einmal ausgebrochen, war es schwer zu bestimmen, wo er enden würde. Von jenen unseligen Zeiten vor dem Konzil her, war noch zu viel Gährungsstoff in der Kirche vorhanden, es bedurfte nur eines Anstosses, um alles wieder in Flammen zu setzen, der Anstoß wurde gegeben, die Gefahr war einen Augenblick sehr groß, aber die weise Mäßigung des Kaisers, sein kluges Verfahren bewahrte die Kirche vor größerem Uebel und stillte den Aufruhr, ehe er sich über ein weiteres Gebiet verbreiten konnte.

Unter den zu Chalcedon anwesenden Mönchen, die durch das Interesse, einem allgemeinen und für sie grade so wichtigen Konzil beizuwohnen, dorthin gezogen waren, befand sich auch Theodosius aus Palästina. Unternehmenden Geistes, dem Eutyches persönlich und seiner Lehre voll Wärme ergeben, war er zur Vertheidigung beider Alles zu wagen bereit. Der Eifer, den er früher schon für die Verbreitung der Letztern gezeigt, hatte ihm die Liebe vieler seiner Genossen, sein kräftiger und feuriger Geist, der ebenso wenig vor der Gewalt zurückwich, wie er sich selbst Gewaltthätigkeiten zu begehen scheute, die Bewunderung Aller zugezogen. Es scheint als habe er dem Konzil als Gesandter jener dem Eutyches ergebenen Mönchspartei beigewohnt. Er nahm großes Interesse an den ersten Verhandlungen, und kaum war die Sache des Dioskur und Eutyches entschieden, so verließ er schleunig die Stadt und eilte nach Palästina zurück. Hier in den Wüsten bei Jerusalem, die von einer unzähligen Menge von Mönchen und Einsiedlern bewohnt waren, verbreitet er die Nachricht, auf dem Konzil sei der Glaube vernichtet, man habe dort zwei Söhne, zwei Personen, zwei Christus gelehrt; Dioskur, ihr Beschützer, sei abgesetzt, Eutyches, ihr Freund und Genosse, der verehrte Archimandrit, für einen Häretiker erklärt und verbannt. Es gebe nun keine Wahrheit, kein Recht mehr in der Kirche, da man solche Männer aus ihr gestossen. Jener Juvenal, jener Bischof von Jerusalem, der auf dem Konzil

zu Ephesus laut und öffentlich sich für Eutyches erklärt, seine Lehre für den rechten Glauben erkannt habe, der sei jetzt, den Machthabern gehorchend, ein Apostat geworden. Dieses und Aehnliches verbreitet er erst geschäftig, hin- und hergehend in den einzelnen Klöstern und in heimlicher Weise, und als er alles darüber in Gährung, alle Gemüther aufgeregt sieht, tritt er öffentlich auf, und mahnt alle an die Gefahr, die ihnen droht, und an die Pflicht, die sie haben, den Glauben und das Recht aufrecht zu erhalten.

Unterdessen war Juvenal nach dem Schlusse der Synode zu seinem Sitz zurückgekehrt. Kaum wird dieß bekannt, so bricht der Aufstand los. Schaarenweiß eilen die fanatisch aufgeregten Mönche aus ihren Einöden hervor, ihr Haß, ihre Erbitterung, lange unter der Asche genährt, hatte jetzt einen Gegenstand gefunden, an dem sie sich auslassen konnten. Alles stürmt auf den Bischof ein: er sei ein Verräther am Glauben, unwürdig seines Amtes, er habe den unschuldigen, den frommen, den rechtgläubigen Eutyches verurtheilt, und sei von der zu Ephesus geschworenen Lehre abgefallen. Davon solle er jetzt Rechenschaft geben, das vermöge er aber nicht und darum bleibe ihm nichts übrig, als das zu Chalcedon Geschehene feierlich und öffentlich zu widerrufen. Thue er das nicht, so sei das ein Beweis, daß er im Irrthum verharren wolle, daß er seinen Abfall nicht bereue, und für solche Verstocktheit sei der Tod keine zu schwere Strafe. Juvenal, nicht im Stande, zu so Schmählichem sich zu entschließen noch den Aufruhr der wüthenden Mönche zu beschwichtigen, entflieht in der Nacht nach Konstantinopel. Nun tobt Aufruhr in allen Straßen, der Glaube sei verrathen, alle Kämpfe, aller Widerstand der großen Bischöfe von Alexandrien sei vergebens gewesen, die Ketzerei herrsche wiederum und alle sollten zu ihr schwören. Die Mönche dringen von allen Seiten in die Stadt, die das Ansehen eines im Sturm der Feinde eroberten Platzes annimmt, Gewaltthätigkeiten aller Art werden verübt, mit Feuer und Schwerdt gegen die Andersdenkenden, besonders Geistliche, gewüthet; Verbrecher und Gefangene werden befreit, und die Herrschaft des Gesetzes

hört auf. Es ist nur zu wahrscheinlich, daß Eudoxia, des verstorbenen Kaisers Gemahlin, welche in einem Kloster zu Jerusalem die verlorne Macht und den Sturz der Freunde betrauerte, allen diesen Bewegungen nicht fremd geblieben ist. Vielleicht glaubte sie von hieraus eine Reaction zu bewirken, die sich über den ganzen Orient verbreiten, und sie an denen, die sie einst gestürzt hatten, rächen sollte. Um nun den Aufstand zu ordnen, und den Massen einen Mittelpunkt und damit Einheit und Macht zu geben, schloß sie sich an Theodosius an, indem sie ihren Einfluß zu seinem Ansehen hinzufügte. So kam es, daß dieser zum Patriarchen an des entflohenen Juvenals Stelle gewählt wurde.

Jetzt hatte das Ganze ein Haupt und Theodosius verfuhr nun planmäßig in der Bekämpfung der chalcedonensischen Lehre. Wer diese nicht mit dem Anathem belegte, wurde, war er Bischof oder Presbyter, abgesetzt, und ein Anhänger des Eutyches erhielt die erledigte Stelle. War es ein Laie, so wurde keine Gewaltthätigkeit gescheut, um seinen Widerstand zu bestrafen. Darf man den Schriftstellern, die davon berichten, glauben, so wütheten die Mönche selbst mit Feuer und Schwerdt, um ihrer Lehre Eingang zu verschaffen. Ein Bischof, Severian von Skythopolis, fiel als Opfer ihrer Wuth, und die Aebte Euthymius und Gelasius werden als die Einzigen genannt, welche trotz aller Schreckniſse mit ihren Klöstern der kirchlichen Lehre treu blieben. Das Volk schloß sich überall den Mönchen an, es mögen sich hie und da auch politische Elemente, in den Aufruhr gemischt haben, und bald war das ganze Land im offenbaren Aufstand gegen Kirche und Kaiser begriffen. Dieß hatte sich besonders seit dem Frühling des Jahres 452 entwickelt, gegen die Mitte desselben war Theodosius schon Herr des bischöflichen Sitzes von Jerusalem.

Marcian hatte sogleich, sobald ihm die erste Nachricht von der Aufregung der Mönche zugekommen war, dem Dorotheus, seinem Kriegsbefehlshaber in jenen Gegenden, den Befehl gegeben, die Besatzung von Jerusalem zu verstärken, da sich wohl voraussehen ließ, daß dort sich der Mittelpunkt der Unruhen

hinziehen werde. Es war dieß geschehen und dadurch den eigentlichen Gewaltthätigkeiten ein Ende gemacht. Aber da Juvenal abwesend war, auch des Theodosius Anhang zu stark und zu sehr unter dem Volke verbreitet war, so erhielt sich dieser auf seinem Bischofssitze, und übte nach wie vor unumschränkte Gewalt in den geistlichen Angelegenheiten des Landes aus. In der Fortsetzung seiner Grausamkeiten wurde er zwar durch die Anwesenheit der Besatzung gehemmt, aber der unrechtliche Zustand des Ganzen blieb im Allgemeinen immer derselbe. Die Mönche, die sich durch die kaiserlichen Beamten mannichfach beschränkt sahen und das gute Recht vollkommen auf ihrer Seite glaubten, schrieben an die Pulcheria und zeigten, indem sie sich bitter über die Soldaten beklagten, die ganze Verkehrtheit ihrer Gesinnungen.

Unterdessen war das Gerücht dieses Aufstandes auch nach Rom gekommen, zuerst in schwankender und ungewisser Weise, und der Papst hatte keine zuverläßige Nachrichten über den eigentlichen Stand der Sache. Um so bald als möglich Gewißheit darüber zu erlangen, schrieb er sogleich an seinen Gesandten in Konstantinopel, den Bischof Julian von Kos: er habe schon seit einiger Zeit gehört, daß die Gemüther der palästinensischen Mönche seit kurzem besonders aufgeregt seien, er kenne aber die eigentliche Ursache nicht, und wisse nicht, ob es aus Anhänglichkeit dieser Mönche an den Eutyches oder aus Erbitterung gegen den Juvenal geschehe, dem sie vielleicht sein Benehmen auf der Synode zu Ephesus nicht verzeihen könnten. Dieser Brief war kaum abgesendet, als schon ausführlichere Nachrichten von Julian ankamen, welche Ursprung und Hergang des Ganzen mittheilen. Besonders wird der Papst von den Maasregeln, die der Kaiser in Bezug darauf ergriffen, in Kenntniß gesetzt. Marcian hatte nämlich, nachdem er durch die Verstärkung der militärischen Besatzung den ersten und größten Unordnungen ein Ende gemacht, ein Edikt an jene irregeleiteten Mönche erlassen, indem er sie mit großer Milde auf das Verkehrte und Strafbare ihres Benehmens aufmerksam macht. Er wolle keinen zwingen, das Konzil zu

unterschreiben oder demselben seine Zustimmung zu geben, mit Gewalt und Schreckniß solle Niemand auf den Weg der Wahrheit gezogen werden. Er sucht sie in jeder Weise zu besserer Einsicht zurückzuführen und die Sache gütlich beizulegen, nur wenn sie keinen Vorstellungen nachgeben und hartnäckig in ihrem Treiben beharren würden, solle die weltliche Macht aber dann auch mit dem größten Nachdrucke gegen sie gebraucht werden. Vielleicht war es auch zum Theil, um auf dieses Rescript etwas zu erwiedern, daß die Mönche jenes obenerwähnte Schreiben an die Pulcheria sandten, die ihnen darauf ebenfalls mit vieler Milde antwortet, aber sie dabei sehr ernst zur Umkehr auffordert.

Der Papst dankte beiden für ihre Bemühungen, den Frieden in der Kirche aufrecht zu erhalten, und rühmt das kluge und gemäßigte Verfahren, das der Kaiser dabei beobachtet. Ausserdem entledigte er sich aber eines Auftrages, den ihm dieser gegeben. Marcian nämlich, wohl einsehend, welchen Antheil Eudokia an allen diesen Bewegungen genommen, und ihre frühere Würde noch zu sehr in ihr ehrend, um sie öffentlich zur Rechenschaft zu ziehen, hatte den Papst auf vertraulichem Wege bitten lassen, Eudokia doch zu Herzen zu reden, und sie auf das Ungeeignete und Strafbare ihres Benehmens aufmerksam zu machen. Der Papst entsprach in einem Brief an Eudokia sogleich dem Verlangen des Kaisers, und veranlaßte ausserdem Valentinian, ihren Schwiegersohn, ihr ebenfalls Vorstellungen darüber zu machen. Der Papst scheint sie besonders aufgefordert zu haben, doch nicht ferner Irrlehren, die der Kirche so viel Unheil gebracht, in Schutz zu nehmen. Zugleich richtet er auch ein Schreiben an die im Aufstand begriffenen Mönche. Er geht darin von der Ansicht aus, daß die erste Ursach alles Unheils in einer falschen Auffassung der kirchlichen Lehre liege, zu der sie wahrscheinlich durch eine verkehrte Auslegung seines Briefes an den Flavian verleitet seien, weder Eutyches, der eine Vermischung der Naturen, noch Nestorius, der eine Zwiefachheit der Personen lehre, könne den richtigen Begriff von dem Wesen unseres Erlösers geben.

Derjenige, der nicht glaube, daß Christus wahrhaftig Mensch und unserer Natur theilhaftig gewesen sei, der könne auch nicht desjenigen theilhaftig werden, was er in dieser menschlichen Natur vollbracht habe. Nur dadurch, daß er unseren Körper angenommen, in ihm sich dargebracht, in ihm gelitten und gestorben, in ihm verklärt sei, nur dadurch können wir desselben Körpers theilhaftig, an allen jenen Segnungen Theil nehmen. Sehr deutlich setzt er auseinander, worin eigentlich der Irrthum der nestorischen, apollinarischen und anderer häretischen Ansichten bestehe, besonders weißt er auf die enge Verwandschaft zwischen Eutyches und Apollinaris hin. Eutyches, nachdem er sich in den Irrthümern mehrerer ältern Häretiker herumgetrieben, sei endlich auf das Dogma des Apollinaris gefallen, und dieß weiter ausbildend, habe er behauptet, daß nur eine Natur in dem Herrn sei, indem er die Wahrheit der menschlichen Seele und der Körperlichkeit in Christus läugnete, als sei die Gottheit des Wortes selbst zu Körper und Seele geworden. Wolle nun Eutyches nicht zugeben, daß die Gottheit gelitten habe, was doch nothwendig aus seiner Ansicht folge, so könne er, um diesen Irrthum zu vermeiden, nicht anders als auf die Behauptung des Marcian und der Manichäer fallen, daß die ganze Menschheit Christi nur Schein gewesen sei. Dagegen sei die Lehre der Kirche und der Wahrheit, daß beide, die göttliche und menschliche Natur, ohne Vermischung in der einen Person des fleischgewordenen Gottes bei einander wären. Dieses Dasein beider Naturen gehe aus der Beschaffenheit der Werke hervor, die der Herr verrichtet, die ebensowohl seine Gottheit wie seine Menschheit bekunden. — Diese Auseinandersetzung ist in jeder Beziehung wegen ihrer Kürze, Klarheit und Deutlichkeit meisterhaft zu nennen. Der Brief schließt mit einer sehr ernsten Ermahnung an die Mönche. Sie seien für die Aergernisse, welche sie der Kirche durch ihr thörichtes und gewaltsames Verfahren gegeben, verantwortlich, es bleibe ihnen nichts übrig als von Herzen Buße zu thun und sich dem allgemeinen Glauben anzuschließen.

Bei dieser Gelegenheit schreibt der Papst noch einmal an die Eudokia, welche auf jenen ersten Brief nicht geantwortet zu haben scheint, er fordert sie auf das Dringendste auf, nicht durch ihr Ansehen die Verkehrtheit der Mönche zu unterstützen, sie solle, so viel in ihren Kräften stehe, zur Umkehr und Besserung derselben beitragen und ihnen, in dem gänzlichen Verzichtleisten auf die Irrthümer des Eutyches, mit einem guten Beispiele vorangehen. Aber Eudokia scheint diesen Ermahnungen kein Gehör gegeben zu haben, es bedurfte harter Schicksale, um den hochfahrenden und ränkesüchtigen Geist dieser Frau zu demüthigen. Aus den Akten des Euthymius erhellt, daß sie erst nach dem Tode Valentinians, ihres Schwiegersohns, und nachdem sie die Gefangenschaft ihrer Tochter Eudoxia erfahren hatte, aufrichtig in sich gegangen ist und den alten Irrthümern entsagt hat. Die Ermahnungen Leo's scheinen aber doch so viel bewirkt zu haben, daß sie den Mönchen fernerhin ihre Unterstützung nicht mehr angedeihen ließ, und der Wiederherstellung der Ordnung in Palästina durch ihre Intriguen keine Hindernisse in den Weg gelegt wurden.

Als nämlich der Kaiser sah, daß auf gütlichem Wege jene verblendeten Mönche nicht dahin zu bringen waren, dem Anstifter des Ganzen, dem Theodosius, zu entsagen, der sein Wesen täglich übermüthiger und gewaltsamer trieb, beschloß er, dem anderen Theil seiner Verheißung nach, den entschiedensten Ernst zu gebrauchen. Es wurden Verhaftungsbefehle gegen den Theodosius erlassen, man solle ihn, wo er zu finden, ergreifen, in ein Gefängniß setzen, und sogleich dem obersten Gerichtshof der Provinz zur Bestrafung überliefern. Theodosius, der von seinen Freunden in Konstantinopel sogleich auf das Schnellste in Kenntniß gesetzt worden war, daß ein solcher Befehl gegen ihn erlassen sei, entzog sich der Vollziehung desselben durch die Flucht, nachdem er sich zwanzig Monate hindurch im Besitze seiner unrechtlichen Macht erhalten hatte. Nach seiner Entfernung fiel der Aufstand, seines Hauptes beraubt, in sich selbst zusammen, und Juvenals Wiedereinsetzung gegen das Ende des Jahres 453 schloß diese

traurige Episode, die nur zu sehr beweißt, wie weit die orientalische Kirche noch von einer innern und wahren Ruhe entfernt war.

Aber noch waren die Bewegungen unter den Mönchen in Palästina nicht ganz gestillt, als schon weit gefährlichere ähnlicher Natur in Egypten ausbrachen. Es ist, um diese ihrem Ursprung nach zu verfolgen, nothwendig, an das Verhalten, der mit Dioskur zum Konzil nach Chalcedon gekommenen egyptischen Bischöfe zu erinnern. Vier von diesen hatten sich, nachdem seine Verurtheilung bekannt wurde, von ihm losgesagt, und unterzeichneten die Beschlüsse der Synode. Die dreizehn Uebrigen waren, wie oben schon erzählt, bis zur Wahl eines neuen Bischofs in Konstantinopel geblieben. Der Kaiser hatte sogleich dem Präfekten von Egypten, Theodorus, den Auftrag gegeben, die Wahl des neuen Patriarchen in so fern zu beaufsichtigen, daß ein durch Frömmigkeit und Geist würdiger Mann dazu gewählt würde, das Volk von Alexandrien, dem ein Antheil bei der Wahl zustand, verweigerte anfangs durchaus seine Mitwirkung, weil viele in demselben dem Dioskur noch aus allen Kräften anhingen und ihn trotz seiner Verurtheilung noch als ihren Bischof betrachteten. Aber die Bemühungen jener vier Bischöfe so wie der gesammten egyptischen Geistlichkeit brachten es doch zuletzt dahin, daß Proterius zum Patriarchen gewählt wurde. Er war ein in jeder Beziehung würdiger Geistlicher, der trotz seiner entgegengesetzten Ansichten doch die Achtung des Dioskur gehabt hatte, der ihn früher schon zum Archipresbyter und bei seiner Abreise nach Chalcedon zu seinem Stellvertreter ernannt hatte. Die Wahl war jedenfalls glücklich zu nennen, denn sie hatte die Beistimmung aller Bessergesinnten und Marcian schien damit zufrieden zu sein, wie aus dem vortheilhaften Zeugnisse, welches er über ihn dem Papst ablegte und worauf dieser später sich beruft, hervorgeht. Aber so sehr auch die persönlichen Eigenschaften des Proterius dazu hätten beitragen sollen, seine Erhebung allen angenehm zu machen, so war doch die Vorliebe zu Dioskur zu tief gewurzelt, und zwar besonders

bei demjenigen Theil des Volks, der am bereitwilligsten war, seine Abneigung gegen den neuen Bischof in gewaltthätiger Weise an den Tag zu legen. Je mehr nun jene Anhänger des Dioskur darauf bestanden, daß man ihnen den alten Bischof zurückgebe, desto mehr glaubte die entgegengesetze Partei sich verpflichtet, die Wahl des Proterius zu vertheidigen. Dadurch wurden die Gemüther in einem hohen Grade aufgeregt, und die Parteien standen sich schon sehr erbittert einander gegenüber, als jene dreizehn Bischöfe von Konstantinopel zurückkamen. Ihre Ankunft gab das Signal zum Ausbruch der Unruhen, denn diese, ihre Pflicht durchaus vergessend und dem Dioskur immer noch anhängend, brachten die Erbitterung auf die höchste Spitze, indem sie überall das Gerücht verbreiteten, die Synode habe den Cyrill verworfen und des Nestorius Irrthümer bestätigt. Um dieser Nachricht Glauben zu verschaffen, verbreitete man überall Exemplare einer griechischen Uebersetzung des Briefes des Leo an den Flavian, in denen durch Entstellung und Mißverstand des ursprünglichen Textes diese Irrthümer allerdings sich fanden. Es scheint überhaupt, als wenn viele Irrungen derjenigen, die den Brief des Papstes nicht annehmen wollten, dadurch entstanden seien, daß man des Lateinischen in jenen Gegenden oft unkundig, sich ungenauer und die eigentlichen Bestimmungen Leo's nicht treue wiedergebender Uebersetzungen bediente. Leo selbst beklagt sich darüber und schreibt die Irrthümer der Mönche dem großen Theil solchen Mißverständnissen zu [13]).

In Alexandrien kamen durch solche Berichte, die das Volk mit fanatischer Wuth erfüllten, die traurigsten Unruhen zum Ausbruch, der große Haufe zu Alexandrien, welcher von jeher leicht aufzuregen und zu den schmählichsten Unthaten zu bewegen war, (Hypatia), griff die Partei des Proterius, die hauptsächlich aus Magistratspersonen und den bessern Bürgern bestand, mit offener Gewalt an. Als die kaiserlichen Soldaten, die übrigens nur in geringer Anzahl gewesen zu sein scheinen, diesen zu Hülfe kamen, und den Aufstand stillen wollten, stürzte sich das Volk in blinder Wuth auf sie, verfolgte sie mit Stein-

würfen und trieb sie in die Flucht. Als die Soldaten, um Schutz zu finden, sich in das ehemalige Serapium, wo jetzt Johannes dem Täufer eine Kirche erbaut war, zurückzogen, umgab der tobende Haufen von allen Seiten das Gebäude, und da er die Soldaten seiner unmittelbaren Rache entzogen sah, zündete er die Kirche an, und hielt das brennende Gebäude umlagert, bis alle, die sich hineingeflüchtet, bis auf den letzten Mann in den Flammen umgekommen waren.

Sobald der Kaiser Nachricht von diesen Freveln erhielt, sandte er sogleich eine starke Besatzung in die Stadt, änderte den Präfekten, der sich vielleicht nicht nachdrücklich genug von Anfang an erwiesen hatte, und hob die öffentliche Getreidevertheilung an das Volk auf, so wie er zugleich Theater, Bäder und alle öffentliche Vergnügungsörter zu schließen befahl. Die Soldaten, welche nach Alexandrien kamen, behandelten die Einwohner mit großer Härte und erlaubten sich viele Zügellosigkeiten, so daß das Volk dadurch, wie durch die bald ausbrechende Hungersnoth und den allgemeinen Mangel nachgiebiger wurde, und um Verzeihung bat, die ihm auch, besonders als Proterius selbst sich dafür verwandte, zu Theil wurde. Aber während die Unruhen auf diese Art unter dem Volke selbst beigelegt wurden, trat bald nachher der schlechte Geist, der noch unter dem egyptischen Clerus herrschte, in einer Weise hervor, die nur zu deutlich darthat, wie tiefe Wunden die Verwaltung des Dioskur der Kirche geschlagen hatte. Proterius fand in allem den größten Widerstand und der Haß der Anhänger des Dioskur gegen ihn ging so weit, daß mehreremal sein Leben sogar in Gefahr kam. Er mußte entschiedene Maasregeln ergreifen, wenn er nicht in kurzer Zeit unterliegen wollte. Wenn auch Dioskur selbst nach Gangra in Paplagonien verwiesen, wo er keinen persönlichen Einfluß mehr auf Alexandrien ausübte, so zählte seine Partei doch noch sehr viele Bischöfe, Geistliche und besonders Mönche zu ihren Anhängern, deren Hauptbestreben dahin ging, die allgemeine Annahme des chalcedonensischen Konzils zu hintertreiben. Die entstellenden Verläumdungen desselben, seiner Beschlüsse und

der Art, wie man sie gefaßt, wurden ausgesprengt, es wurde Alles gethan, um den Lehren des Eutyches überall Eingang zu verschaffen; man verbreitete Schriften des Apollinaris oder solche, die seine Ansichten theilten, unter das Volk, und gab ihnen, um ihnen mehr Autorität zu verschaffen, den Namen verehrter Kirchenlehrer. Wahrscheinlich rühren die apollinaristischen Traktate, welche man unter den Schriften des heil. Athanasius findet, aus jener Zeit her, und von jenen, die unter dem Namen des Dionysius Areopagita bekannt sind, ist es wohl mit Gewißheit anzunehmen. An die Spitze aller dieser Umtriebe hatten sich zwei alexandrinische Geistliche gestellt, deren Namen eine traurige Berühmtheit in der Geschichte jener Zeit erlangt haben. Timotheus Ailuros und Petrus Mongus, jener Priester, dieser Diacon zu Alexandrien, waren am thätigsten in der Verbreitung der Ansichten ihrer Partei, und setzten Proterius den offensten und entschiedensten Widerstand entgegen. Das Konzil von Chalcedon verwarfen sie durchaus, und als Proterius die Unterzeichnung desselben von ihnen verlangte, trennten sie sich von der Kirchengemeinschaft. Ihr Anschließen an Dioskur ist durchaus als äusserlich zu betrachten, sie stellten eigentlich mit ihrer Partei die ältere egyptische Richtung in ihrer vollkommenen Schärfe dar. Die Opposition gegen das Konzil von Chalcedon ging aus dem Festhalten an der eigentlich egyptischen Auffassung der Lehre hervor, und war ebenso sehr dogmatisch wie disciplinarisch. Später entwickelt sich die erstere Seite ausschließlich und bildete sich als entschiedener Monophysitismus mit allen seinen Consequenzen aus. Darin, daß die Grundsätze dieser Ansicht ist, hauptsächlich der Grund einer bei dem ersten Anblick auffallenden Erscheinung zu suchen, daß sie nämlich den Eutychianismus verwarfen, indem, was an verschiedenen Orten über die Lehre dieser Partei gesagt wird, findet sich so viel Abweichendes und Entgegengesetztes, daß es in der That schwer ist ihren eigentlichen Lehrbegriff festzusetzen. Das Allgemeinste in ihren Anfängen ist die entschiedene Opposition gegen Alles von Chalcedon Ausgehende. Es wird ausdrücklich

bemerkt, daß bei beiden Schismatikern der Ehrgeiz eine große Rolle gespielt habe, besonders bei Timotheus, dessen Feindschaft gegen Proterius Viele aus seinem Aerger, den erledigten Stuhl nicht selbst erlangt zu haben, hervorgehen liessen. Timotheus war, ehe er Presbyter geworden, Mönch gewesen, und hatte sich durch ein streng asketisches Leben einen gewissen Ruf erworben. Bestimmte Verbindungen dieser Partei mit den palästinensischen Unruhestiftern lassen sich nicht sowohl nachweisen als vermuthen. Ihre Interessen und der Gegenstand ihrer Oppositionen waren zu sehr dieselben.

Marcian scheint, in Bezug auf die egyptischen Unruhen, dieselbe Ansicht gehabt zu haben wie bei denen in Palästina. Er glaubte sie zu stillen, wenn er den Mönchen die Versicherung gäbe, daß das Konzil von Chalcedon keine Neuerungen in den Glauben eingeführt habe. Er that dieß in einem Schreiben und in einem zu Alexandrien bekannt gemachten Anschlage. Dieß mag wohl einige Wirkung hervorgebracht haben, denn Proterius konnte kurz darauf eine Synode der egyptischen Geistlichkeit in Alexandrien versammeln, auf welcher Timotheus Ailurus und Petrus Mongus und ihre Anhänger verurtheilt wurden. Die Bischöfe, die sich dieser Partei angeschlossen hatten, wurden mit dem Anathema belegt, von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen und vom Kaiser in die Verbannung geschickt.

Leo, unterdessen die Stellung der Parteien im Orient und besonders in Egypten wohl durchschauend, hatte diese Wendung der Dinge vorausgesehen, und die Weise, in welcher er sich bei dem Julian von Kos nach dem Stande der egyptischen Angelegenheiten erkundigt, beweißt, wie sehr sie ihn interessirten. Proterius hatte dem Papste seine Erhebung angezeigt, und zugleich hatten die Bischöfe, welche den Proterius ordinirten, so wie derjenige Theil der alexandrinischen Geistlichkeit, der dem Konzil anhing, ihm Nachricht davon gegeben, aber seitdem scheint er eine Zeitlang ohne direkte Kunde von Alexandrien gewesen zu sein, wie dieß aus seinem Brief an den Julian hervorgeht. Aber von einer andern

Seite her erhielt er Nachrichten aus dem Orient, die ihn von Neuem mit Besorgniß erfüllen mußten. Maximus, der neue Bischof von Antiochien, hatte zwei seiner Geistlichen nach Rom gesendet, um dem Papste zu dem geendigten Konzil Glück zu wünschen, ihm aber auch zugleich gemeldet, daß in den Diözesen des Orients die Häresie keineswegs schon ganz unterdrückt sei, und daß der Glaube von Chalcedon häufig noch verworfen werde. Leo antwortet ihm durch die zurückgehenden Gesandten, er solle standhaft in der Vertheidigung der kirchlichen Lehre verharren, lobt ihn wegen des bisher bewiesenen Eifers und fordert ihn auf die Privilegien seines Stuhls, des dritten der Christenheit, aufrecht zu erhalten, um so mehr, da sie ihm durch die Dekrete der Synode von Nicäa gesichert wären, er möge sich durch keine Rücksicht, kein Ansehen zu einer Verzichtleistung darauf verleiten lassen. Der Papst ertheilt ihm diesen Rath offenbar in Bezug auf die ehrgeizigen Bestrebungen des Anatolius, denen sich zu widersetzen er den Maximus veranlassen wollte. Um demselben in dieser Beziehung volle Einsicht zu verschaffen, sendet er ihm zugleich die Briefe, welche er in diesen Angelegenheiten an den Anatolius geschrieben hatte, und fordert ihn auf, sie seinen Bischöfen mitzutheilen, damit seine, des Papstes, Ansicht in Betreff des acht und zwanzigsten Canons von Chalcedon und die auf demselben gegründeten Ansprüche des Anatolius allen bekannt würden. Gegen das Ende seines Briefes ertheilt Leo dem Maximus eine Vorschrift, wodurch er einem Mißbrauch entgegenwirken wollte, durch welchen viel Unheil in jenen Gegenden angerichtet war. Es hatte nämlich dort, unter der Herrschaft des Dioskur, die Kirchenzucht mannichfach zu erschlaffen begonnen, und so war es möglich geworden, daß oft Mönche und Andere, denen ihr Stand die Erlaubniß zu predigen nicht gab, dessenohngeachtet dies zu thun sich angemaßt hatten, dadurch waren an vielen Orten ganz falsche Vorstellungen über die kirchliche Lehre verbreitet, und viel Haß, Eifer und Parteisucht angeregt, indem jene unberufenen Prediger das Volk durch ihre Reden für ihre Ansicht zu gewin-

nen und gegen die entgegengesetzte zu erbittern suchten. Der Papst verordnete nun, daß der Bischof nur den Priestern das Recht zu predigen zu ertheilen habe, weil es sich gezieme, daß in der Kirche Gottes Alles geordnet sei. Leo scheint dies als einen Hauptgrund der Wirren des Orients angesehen zu haben, denn er verpflichtet Julian von Kos und Theodoret auf dasselbe zu dringen.

Von großem Interesse ist ein in dieselbe Zeit fallender Brief des Papstes an Theodoret, der wohl nicht als Antwort auf ein vorhergehendes Schreiben jenes zu betrachten ist, denn er bezieht sich auf nichts besonderes, sondern enthält hauptsächlich freudige Herzensergießungen Leo's über die zu Chalcedon vollbrachte glückliche Wiederherstellung des Glaubens. Der Papst spricht darin zuerst von der Pflicht des römischen Bischofs, die Irrlehren, welche übrigens der Kirche oft zum großem Nutzen gereichten, indem sie die wahre Beschaffenheit der kirchlichen Lehre hervortreten machten, zu widerlegen, und wie dies in Bezug auf die Eutychianischen Irrthümer, durch seine Bestimmungen, welche das Konzil angenommen habe, geschehen sei. Das Verdienst davon gebühre aber keineswegs denen, die dabei thätig gewesen, sondern allein Christo, dem in seiner Kirche immer lebendig gegenwärtigen Haupte. Dann folgen die größten Freudenbezeugungen über das auf der Synode so glücklich vollbrachte, (**secunda est post adventum Domini haec orbi festivitas**) und hauptsächlich deßwegen, weil die Lehre von der Menschwerdung des göttlichen Wortes, des Christenthums eigenster und innerster Mittelpunkt, dort wieder in ihrer Reinheit hergestellt sei. Aber eben darum, weil diese Lehren von der höchsten Wichtigkeit sind, sei es auch Pflicht aller derjenigen, welche sie zu bestimmen hätten, dabei mit größtem Bedacht und überlegendster Vorsicht zu Werke zu gehen, und Wort und Ausdruck auf das Genauste abzuwägen. Der Verworfenheit und der bösen Anschläge des Dioskur wird nur im Vorbeigehen gedacht, besonders äussert aber der Papst seine Freude darüber, daß Theodoret vom römischen Stuhl von jedem Makel der Irrlehre habe frei er-

klärt werden können. Darum sei doch aber noch immer zu wachen und mit der Bekämpfung des Irrthums nicht aufzuhören, das mache der gegenwärtige Zustand der orientalischen Kirche, in der noch so viele Leidenschaften lebendig, noch so viel häretische Elemente thätig wären, besonders nothwendig. Mit allgemeinen Verhaltungsmaaßregeln, denselben, welche sich auch in dem Schreiben an Maximus vorfinden, schließt der Brief, der sich vor allen durch eine Fülle der Empfindung und einen gewissen Schwung des Ausdrucks auszeichnet. Offenbar war es bei diesen, wie bei andern Schreiben des Papstes seine Absicht, die vorzüglichsten und angesehnsten Bischöfe des Orients auf ihre Pflichten unter den jetzt bestehenden Verhältnissen der Kirche aufmerksam zu machen und ihnen eine Richtschnur ihres Verhaltens, bei oft so schwierigen und verwickelten Umständen an die Hand zu geben.

Unterdessen war es den entschiedenen Maaßregeln, welche Marcian getroffen hatte, gelungen die palästinischen Unruhen zu dämpfen und den Frieden in jenem gerütteten Lande wieder herzustellen. Der Kaiser hatte dies dem Papste angezeigt und dieser dankte ihm im Namen der Kirche für die Sorgfalt und den Eifer, den er dabei bewiesen. Dies gute und innige Verhältniß, welches zwischen beiden bestand und sich bei jeder Gelegenheit äusserte, scheint den Anatolius um diese Zeit zu der Einsicht gebracht haben, daß ihm ein gutes Vernehmen mit dem Papste in jeder Beziehung nützlicher sei, als die Spannung und Entfremdung, welche er zuerst durch sein Verfahren hervorgerufen. Um also eine Annäherung zu bewirken, wendete er sich mit der Bitte um Vermittelung an den Kaiser, und dieser bat den Papst, in einem um den Anfang des Jahres 454 geschriebenen Briefe, dem Anatolius seine Geneigtheit nicht zu versagen, indem er zugleich versprach, Anatolius würde in Allem auf den Glauben sich beziehenden dem Papste unbedingt Folge leisten. Leo erklärte sich in einem späteren Antwortsschreiben bereit, auf das Verlangen des Kaisers einzugehen, nur forderte er, daß Anatolius, dem durch die Kanonen Vorgeschriebenen genügen und die Rechte andrer

Bischöfe nicht beeinträchtigen solle. Fürs erste scheint es bei diesen Annäherungsversuchen geblieben zu sein.

Proterius, der neuerwählte Bischof von Alexandrien, hatte indessen auch dem Papste von seiner Ernennung die gebräuchliche Anzeige gemacht, aber Leo hatte in dieser Anzeige nicht Gewähr genug gefunden, daß die Lehre und Ansichten des Proterius mit denen der Kirche übereinstimmten, und deßhalb eine ausführlichere und förmliche Erklärung von jenem darüber gefordert, die Proterius auch ohne Verzug übersandte. In seiner Antwort darauf gibt Leo eine nochmalige Auseinandersetzung seines Briefes an den Flavian, und vertheidigt denselben gegen die Verläumdungen der Häretiker. Zugleich spricht er den Wunsch aus, daß dieser Brief den versammelten Gemeinden vorgelesen werden möchte, hauptsächlich deßwegen, damit die Alexandriner über seine, des Papstes, Lehre und Ansichten genauer und der Wahrheit angemessener unterrichtet werden möchten als dies bisher der Fall gewesen sei, zugleich fordert er den Proterius auf, die in jenem Briefe enthaltene Lehre genau mit den Ueberlieferungen der Väter zu vergleichen, um sich von der Uebereinstimmung beider desto sicherer zu vergewissern. Es war dem Papste besonders um die genaue Ausführung dieser Vorschriften zu thun, denn der starke Anhang, welchen Eutyches unter den alexandrinischen Mönchen hatte, behauptete immer und verkündete laut, die Beschlüsse der Synode und der Brief Leo's an den Flavian enthielten Irrlehren, und man hatte sich, um diese Behauptungen zu bekräftigen, wie es scheint, falscher Auslegungen beider bedient. Es scheint dies Letztere insbesondere ein Anschließen der alexandrinischen Geistlichen an die kirchliche Lehre gehindert zu haben, und ein Mißverstehen des in dem Briefe an den Flavian Ausgesprochenen, wie schon oben bemerkt, im Orient allgemeiner verbreitet gewesen zu sein. Diese falschen Auffassungen wurden wahrscheinlich zum großen Theil durch unrichtige und entstellende griechische Uebersetzungen des lateinischen Originals jenes Briefes veranlaßt, und dem Papste schien die Berichtigung derselben so wichtig, daß er in einem beson-

deren Briefe den Kaiser bat, Alles auf Lehrstreitigkeiten Bezügliche von erprobten Leuten ins Griechische übersetzen zu lassen, und mit seinem Siegel versehen, nach Alexandrien zu schicken, damit es dort mit den Ueberlieferungen der Väter zugleich dem Volke vorgelesen und dieses so in den Stand gesetzt werde, richtig zu urtheilen. Diese Maaßregeln, an sich von offenbarem Nutzen, waren zum Theil aber auch nothwendig, weil nicht allein die Freunde des Eutyches, sondern auch viele Anhänger Cyrills in den Lehren Leo's Nestorianismus zu erblicken glaubten, und einem solchen Irrthume, der leicht die traurigsten Folgen haben konnte, schnell und entschieden vorgebeugt werden mußte. Um aber den Proterius gegen etwanige Anmassungen des Anatolius von vorn herein zu warnen, sandte Leo ihm Abschriften seiner Briefe an denselben, und forderte ihn, wie er es schon bei Maximus von Antiochien gethan hatte, auf, die Vorrechte seines Stuhles wohl zu bewahren, und den altherkömmlichen Privilegien desselben nichts zu vergeben.

Des Papstes Sorgfalt war unaufhörlich auf die Aufrechthaltung der Ordnung des Friedens und des gesetzmäßigen Zustandes in der Kirche gerichtet. Alles, was die Ruhe derselben auch nur entfernt stören konnte, wurde von ihm so viel in seinem Vermögen stand, sogleich beseitigt, und selbst kleinere Umstände, die leicht zu Unordnungen Anlaß geben konnten, oder gegeben hatten, entgingen seiner immer wachen Aufmerksamkeit nicht. So hatte er durch seine Legaten am kaiserlichen Hofe erfahren, daß Eutyches, der durch den Ausspruch der Synode in ein Kloster in der Nähe von Konstantinopel verbannt war, sich um diese Zeit von neuem zu regen und neue Unruhen anzustiften beginne. Sogleich wandte sich Leo an den Kaiser und bat ihn, den alten Friedensstörer weiter von der Hauptstadt, in der er noch genug Anhänger zählte und leicht von neuem die Flamme der Zwietracht und des Streites hätte erregen können, zu entfernen. Der Kaiser willfahrte, und Eutyches ist von jetzt an verschollen. Eben so zeigte sich die große Sorgsamkeit des Papstes für die Aufrechterhaltung des Rechtes

und der Ordnung in der Kirche bei einer andern um dieselbe Zeit fallenden Gelegenheit. In der alexandrinischen Kirche hatte sich nämlich der Gebrauch eingeschlichen, daß die Oekonomen derselben von der Verwaltung der Kirchengüter, nicht, wie es sich gebührte, dem Bischof und dem Klerus Rechenschaft ablegten, sondern kaiserlichen Richtern, dies konnte leicht eine Art Abhängigkeit dieser Interessen von einer ihnen fremdartigen Behörde und eine ungehörige Einmischung von Seiten der weltlichen Macht herbeiführen, welche der Papst von vorn herein abweisen zu müssen glaubte. Er wandte sich deshalb sogleich an den Kaiser und wiederholte seine Bitte um Abstellung dieses Mißstandes so lange, bis ihr genügt wurde.

Jetzt schien es auch als wenn Anatolius auf das ernsteste eine Aussöhnung mit dem Papste wünschte. Wahrscheinlich that er neue Schritte, um die Vermittelung des Kaisers dazu noch einmal anzusprechen, denn der Papst wiederholt in einem neuen Schreiben das früher schon gegebene Versprechen, das alte Verhältniß mit Anatolius wiederherstellen zu wollen, sobald jener schriftlich und zuverläßig versichert habe, er gebe seine ehrsüchtigen Bestrebungen auf. Anatolius möge dem, was die Kanones fordern, entsprechen, Friede, Freundschaft und gutes Vernehmen (gratia) mit allen Geistlichen halten, und beweisen, daß er auf seine früheren ehrgeizigen Pläne ganz verzichtet habe. Wäre er dies nicht allein mit dem Munde, sondern auch von Herzen zu thun bereit, so solle ihrer gänzlichen Aussöhnung durchaus nichts im Wege stehen. Beharre Anatolius hingegen in dem bisherigen Benehmen, so werde er, der Papst, — und der Kaiser selbst müsse dies Verfahren billigen — in keinem Stück von seiner bisherigen Haltung abgehen. Er vertrete und vertheidige hier nicht allein seine Interessen, sondern auch die der Andern, wenn er das ehrgeizige und hochfahrende Wesen des Anatolius niederdrücke, mit Allen für Alle sei sein Wahlspruch. Nach dieser festen und sehr gemessenen Erklärung des Papstes hielt es Anatolius für rathsam nachzugeben, und schrieb daher demselben einen Brief, in welchem er zuerst den Schmerz zu erkennen gibt,

den er über des Papstes langes Schweigen und die dadurch ausgedrückte Verachtung seiner empfunden habe. Dann zeigt er dem Papste an, wie er allen Aufforderungen desselben entsprochen, Aetius, dessen vollkommene Unschuld auf einer 453 zu Konstantinopel gehaltenen Synode von neuem anerkannt war, sei restituirt, Andreas abgesetzt und von der Kirche entfernt, eben so wie Eutyches und alle Anhänger desselben. Was nun den für den Sitz von Konstantinopel geforderten Vorzug beträfe, und die ihm deßwegen vorgeworfenen ehrgeizigen Bestrebungen, so trage er, der immer Ruhe und Frieden in Demuth geliebt, nicht die Schuld, sondern der Klerus der Kirche der Kaiserstadt habe nach dergleichen verlangt, der sei unter sich ganz einig darüber gewesen und einer habe den andern dabei unterstützt. Doch auch so sei ja die Gültigmachung und Bestätigung des zu Chalzedon darüber Beschlossenen noch immer dem Papste überlassen worden, dieser möge ihm daher nicht ehrsüchtiges Streben und Trotz, was er nie besessen, unterlegen. Des Papstes Antwort auf diesen Brief ist sehr gemessen, aus dem Ganzen geht hervor, daß er diesen Versicherungen des Anatolius nicht vollkommen traute. Um ihm aber keine Gelegenheit zu geben, sich später zu beklagen, der Papst habe sein Entgegenkommen zurückgewiesen, lobt Leo in seinem Briefe, was zu loben ist, erklärt aber auch zugleich und mit fester Entschiedenheit, daß Anatolius Unrecht thue, die Schuld seines Ehrgeizes auf andre zu schieben, denn sein Klerus habe nichts unternommen und nichts unternehmen können, als was er, Anatolius, gutgeheißen. Anatolius scheint fürs erste hierauf nichts erwiedert, vielmehr entweder sein Unrecht eingesehen oder eine weitere Opposition nicht für rathsam gefunden zu haben, das Verhältniß zwischen ihm und dem Papst gestaltete sich eine Zeit hindurch freundlicher und ihrer beiderseitigen Stellung angemessener, bis es später von neuem getrübt wurde, indem Anatolius sich durch Ermahnungen und Zurechtweisungen, die der Papst mit dem besten Rechte ihm gegeben hatte, verletzt glaubte. Doch davon weiter unten.

Unterdessen hatte der Papst aus Palästina die Nachricht erhalten, daß die dortigen Unruhen vollkommen beigelegt, und Juvenal wieder auf den bischöflichen Stuhl von Jerusalem eingesetzt sei. Dieser hatte sogleich eine Synode der Geistlichkeit der Provinz zusammen berufen, um die Angelegenheiten der Kirche vollkommen wieder zu ordnen, und schickte nach deren Beendigung eine Gesandtschaft an den Papst, um ihn von seiner und der Synode Bemühungen, so wie von deren Erfolgen in Kenntniß zu setzen, und ihm zugleich für den wohlthätigen Antheil zu danken, den er durch seinen Einfluß auf den Kaiser an der Beruhigung des Landes gehabt. Der Papst, dem die frühere Verfahrungsweise des Juvenal's Anlaß, und gegründeten Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben, konnte bei dieser Gelegenheit nicht umhin, Juvenal in etwas zurechtzuweisen und zur Beherzigung für die Zukunft auf sein früheres Unrecht aufmerksam zu machen. Er antwortete daher dem Juvenal in sehr ernster fast strenger Weise, wie er, Juvenal, dadurch, daß er dem Eutyches so eifrig beigestanden und Flavian angegriffen hätte, einen großen Theil der Schuld, jene Unruhen veranlaßt zu haben, sich selbst zuschreiben müsse. Hätte er fest und entschieden an dem Glauben der Kirche gehalten, so hätte die Kirche von Palästina nie so beunruhigt werden und in so großes Leid kommen können. Als Bischof von Jerusalem, der Stadt, wo der Herr gelebt, gewirkt und gelitten habe, wo er gestorben sei, sei es ihm besonders Pflicht, den Glauben an die wahre Menschheit des Herrn zu vertheidigen und aufrecht zu erhalten.

Um diese Zeit starb Dioskur in seiner Verbannung zu Gangra in Paphlagonien, der Papst erhielt die Nachricht von seinem Tode durch den Bischof Julianus von Kos, dem er in seinem Antwortschreiben hauptsächlich die Hoffnung ausdrückt, daß jetzt doch die Spaltung, welche Egypten zerreiße, aufhören würde, besonders da die Gegner des Proterius nicht Grund und Gelegenheit mehr hätten, das Ansehn des Proterius zu verwerfen und sich auf den Dioskur, als ihren rechtmäßigen Bischof, zu berufen. Aber leider entsprach die Zukunft den Wünschen und Erwartungen Leo's nicht.

Unterdessen zog eine andere Angelegenheit, welche um diese Zeit zur Entscheidung kommen sollte, seine Aufmerksamkeit und Sorgfalt auf sich. Es war dies nämlich die Festsetzung der Paschafeier für das Jahr 455, welche von ihm in seiner Eigenschaft als Oberhaupt der Kirche, verlangt wurde. Schon vor dem chalzedonensischen Konzil war das darauf Bezügliche zur Sprache gekommen, aber die Wichtigkeit der damals bevorstehenden Angelegenheiten, welche die ganze Sorgfalt des Papstes in Anspruch nahmen, hatte ihm nicht erlaubt, damals schon die Sache weiter zu verfolgen und deshalb eine endliche Entscheidung auszusprechen. Jetzt, da die Ruhe in den Kirchen des Orients größtentheils gesichert, die Aufstände in Palästina und Alexandrien gedämpft und Proterius als Bischof dieser letzteren Diözese anerkannt war, wandte er jener Angelegenheit von neuem seine Aufmerksamkeit zu. Der hauptsächlichste Zusammenhang derselben ist folgender. Da die Bestimmung des Tages, an welchem die Ostern gefeiert werden sollten, größtentheils von astronomischen Berechnungen abhing, so waren derselbe oft, wenn das Resultat dieser Berechnungen verschieden ausfiel, auch verschieden in der Kirche gefeiert worden. Die Ungleichheit dieser Zeitbestimmungen hatte sogar Anlaß zu Streitigkeiten gegeben. Um diese nun für die Zukunft zu vermeiden, und um in dieser Beziehung eine so wünschenswerthe wie zweckmäßige Konformität hervorzubringen, hatten frühere Päpste dem Bischof von Alexandrien den Auftrag gegeben, das Pascha zu berechnen, weil die Egypter von Alters her in dem auf Astronomie Bezug habenden, für erfahren galten. Die alexandrinischen Bischöfe hatten sodann die gefundenen Tage dem Papste anzuzeigen, welcher demnach die kirchliche Feier derselben anordnete. Der Bischof Theophilus von Alexandrien hatte so von dem ersten Konsulat des Theodosius, dem Jahre 379 unsrer Zeitrechnung anfangend, den Tag der Ostern auf hundert Jahre hin berechnet, seine Bestimmungen führen gewöhnlich den Namen des cyclus centenarius, und seit einer Reihe von Jahren war das Fest nach denselben gefeiert worden. Im Jahre 453

war es auf I. Idus Apriles, 454 auf I. Non. Apriles gefallen, für 455 aber auf VIII. Cal. Majas festgesetzt. Diese letztere Bestimmung hatte von mehreren Seiten her Widerspruch erfahren, und andre Berechnungen, von dem Grundsatze ausgehend, daß das Pascha überhaupt nur in die Zeit vom XI. Cal. April. bis XII. Cal. Maj. fallen könne, hatten es auf XV. Cal. Maj. für jenes Jahr 455 festgesetzt. Diese Verschiedenheit der Bestimmungen war dem Papste wohl bekannt und er hatte sich sogar früher schon für die letztere entschieden. Um aber definitiv zu entscheiden, schien ihm eine nochmalige gründliche Prüfung der Sache nothwendig, und er beauftragte daher den in dergleichen sehr erfahrenen Bischof Paschasinus von Eilybäum damit. Derselbe hatte schon früher, als über die Feier des Pascha im Jahre 444 sich ebenfalls Streitigkeiten erhoben, seine Stimme darüber abgegeben und seine Kunde dieser Dinge bewährt. Um aber diese Prüfung so genau und vollständig als möglich zu machen, wandte sich der Papst zugleich auch an den Kaiser und veranlaßte ihn, seinerseits von den geeigneten Leuten ebenfalls Untersuchungen über den streitigen Gegenstand anstellen zu lassen. Einen ähnlichen Auftrag erhielt des Papstes Bevollmächtigter am kaiserlichen Hofe, Julian von Kos. So vielen Bemühungen mußte es wohl gelingen, das Richtige festzustellen, und es fand sich, daß gegen die frühern alexandrinischen Berechnungen nichts einzuwenden sei, sondern die Ostern den bisher befolgten Gesetzen nach auf VIII. Cal. Maj. fielen. Der Kaiser setzte den Papst sogleich von diesem Resultat der neuen Untersuchungen in Kenntniß, und Leo, obgleich die römischen Berechnungen den XV. Cal. Maj. festsetzten, gab, um der kirchlichen Einheit auch nicht einmal in dieser Beziehung in den Weg zu treten, nach, seine literae formatae brachten den Bischöfen des Abendlandes bald die Verordnung, die Ostern auf jenen Tag zu feiern. Zugleich nahm der Papst von diesem Vorfalle eine Veranlassung, die Geistlichen des Abendlandes, die in jener Zeit sich weniger mit den zu solchen Bestimmungen gehörigen Studien zu beschäftigen pflegten,

zu einem eifrigeren Betreiben derselben aufzufordern. Und um ihnen sogleich ein Beispiel, dem sie nachzufolgen hätten, aufzustellen, veranlaßte er den Prosper von Aquitanien, der sich grade, in engerem Verhältnisse zum Papste stehend, in Rom befand, zur Berechnung eines Paschazyklus. Die nähere Besorgung aller dahin angehörigen Angelegenheiten übertrug er dem Hilarius, der unter Leo das wichtige Amt eines Archidiacon der römischen Kirche bekleidete. Die späteren dahin einschlagen den Bemühungen römischer Geistlichen (Victor von Kapua u. A.) beweisen, welche guten Früchte die Bemühungen des Papstes zur Erweckung auch solcher wissenschaftlichen Studien im Abendlande getragen haben*).

Vor allem aber ging des Papstes Bemühen dahin, Alles zu entfernen, was irgend wie beitragen konnte, die Kirchen des Orients in dem Zustande der Aufregung zu erhalten, indem es die Wirkungen der getroffenen Maaßregeln schwächte. Er wurde bei diesem Bestreben auf das thätigste und wirksamste von dem Kaiser unterstützt, der denselben Wunsch hegte und die größte Bereitwilligkeit zeigte, seinerseits Alles zu thun, um den innern Frieden, dessen alle Zustände nach so langem Kampfe und so bedeutender Aufregung dringend bedurften, dauernd zu sichern. Wie überall im Orient, so scheinen noch besonders in Konstantinopel Elemente neuer Gährung unter der Asche fortgeglimmt zu haben, und die Partei des Eutyches, deren Hauptsitz ja von Anfang an dort gewesen, zählte besonders unter den Mönchen der Hauptstadt viele und eifrige Anhänger. Unter diesen zeichneten sich besonders Karosus und Dorotheus, beides Archimandriten und von dem chalzedonensischen Konzil her schon bekannt, durch ihre Hartnäckigkeit sich zu fügen und den von der Kirche verworfenen Irr-

*) Unter den Briefen Leo's ist auch das Schreiben des Proterius an den Papst enthalten, in welchem er diesem ausführliche und genaue Mittheilungen über die Gründe der alexandrinischen Paschabestimmungen gibt. Für die ältere kirchliche Chronologie ist dies eins der interessantesten und lehrreichsten Dokumente.

thümern zu entsagen, in trauriger Weise aus. Karosus, der an der Spitze dieser mönchischen Umtriebe stand, hatte nun zwar endlich seine Zustimmung zu den Schlüssen der Synode erklärt, aber es war dies wohl mehr aus äußern Beweggründen als aus innerer Ueberzeugung geschehen, denn trotz seiner Erklärung fuhr er fort, seine Untergebenen gegen die bestehende Ordnung der kirchlichen Dinge aufzureitzen und nach wie vor irrthümliche Lehren zu verkündigen. Einen treuen Helfer bei allem diesen Treiben fand er, wie es schien, an Dorotheus. In diesen Verhältnissen mochte Anatolius wohl den Grund finden, dem Karosus trotz der Erklärung seines Beitritts und seiner Unterwerfung, die Wiederaufnahme in die Kirchengemeinschaft zu verweigern. Karosus aber sah in dieser Ausschließung nur eine neue Veranlassung, seine Bemühung zur Aufregung der Mönche fortzusetzen. Um diesem Treiben nun ein Ende zu machen, beschloß der Kaiser thätig einzuschreiten. Auf seine Veranlassung wurden Karosus und Dorotheus aus Konstantinopel, wo sie nicht aufgehört hatten, den Saamen der Zwietracht zu streuen, entfernt und in eine Gegend verwiesen, die weiter nicht bezeichnet wird, als daß sie dort niemanden mehr schaden konnten.

Um auch in dem immer noch aufgeregten Palästina die Ruhe möglichst wiederherzustellen, sandte Marcian den Dekurio Johannes, einen betrauten Mann, dorthin, mit dem besonderen Auftrage, sich an die Mönche zu wenden, ihnen die Strafbarkeit ihrer Unternehmungen vorzustellen, und dem schädlichen Einflusse, den ihr früheres Haupt Theodosius immer noch auf sie ausübte, entgegenzuwirken. Dieser hatte sich nämlich der gegen ihn ausgesprochenen Strafe durch die Flucht entzogen, sich in die Gegend des Berges Sinai begeben und in den vielen dort befindlichen Klöstern Aufnahme, Schutz und Anhang gefunden. Alle Bemühungen, seiner habhaft zu werden, waren vergeblich geblieben, und seine Anwesenheit war es besonders, welche in jenen Gegenden den Geist der Widersetzlichkeit und Unruhe unter den Mönchen immer noch rege erhielt.

Wir müssen jetzt unsre Blicke wieder dem Abendlande zuwenden, wo neue Einfälle der Barbaren die kaum abgewendete Gefahr zurückführten. Der Eifer des großen Papstes, zu retten und die abendländische Welt vor Untergang zu bewahren, fand von neuem Gelegenheit sich zu zeigen und seinen Erfolg zu bewähren. Valentinian III war von der Hand des Maximus gefallen und der Mörder hatte den Thron und das Ehebett seines Schlachtopfers bestiegen. Er heuchelte der kaiserlichen Wittwe Liebe, um sie mit dem harten Loose, das ihr gefallen, zu versöhnen. Eudoxia aber, bei der der Abscheu vor dem Mörder ihres Gatten jede andere Ueberlegung überwog, scheute kein Mittel, selbst ein solches nicht, was schrecklicher war, als das Uebel selbst, um sich von dem verhaßten blutbefleckten Ehegenossen zu befreien. Bei dem Hofe von Konstantinopel wenig Hülfe für ihr häusliches Leid erwartend, da sein Herrscher nicht mehr dem Blute nach der Familie des großen Theodosius angehörte, wendet sie sich an den in Afrika mächtig herrschenden Vandalenkönig Geiserich und bittet ihn, das abendländische Reich und seine Kaiserin von dem Joche ihres Tyrannen zu befreien. Wohl wissend, daß die Vandalen, obgleich Arianer, doch gläubiger und streng christlicher Auffassung der Dinge anhingen, stellt sie ihm vor, daß er durch die Hülfe, die er so den Unterdrückten leisten würde, großen und reichen Lohn im Himmel sich erwürbe. Geiserich, dessen Macht in Afrika schon einen hohen Grad innerer Festigkeit und äußerer Ausdehnung erreicht hatte, ergreift mit freudiger Bereitwilligkeit diese Gelegenheit, um mit einem Anscheine von Recht nach Italien überzuschiffen, dessen Küsten schon lange den Plünderungszügen seiner Raubschiffe ausgesetzt gewesen waren. Mit Vandalen, Alanen und Mauren eilt er allen unvermuthet und allen schrecklich nach Rom, dessen Bewohner längst schon einem Feinde kämpfend entgegenzutreten verlernt hatten, sie konnten nur noch fliehen oder sich ergeben. Der König der Länder und der Meere*) zieht, ohne Widerstand zu

*) Diesen Titel hatte Geiserich nach der Eroberung Karthago's angenommen. Vergl. Theophanes Chronograph. a. a. 448.

finden, gegen die zitternde Stadt, Brand und Verwüstung ihr drohend und Mord ihren Bürgern. Da tritt auch hier wieder der große und heilige Papst dem Barbaren entgegen und beugt durch seiner Rede Kraft, der Attila schon gewichen war, auch den Geiserich, daß er Schonung des Lebens verheißt und mit der Beute, die die immer noch reiche Stadt ihm bietet, zufrieden zu sein verspricht. Darauf ziehen die Vandalen ein und die Plünderung beginnt. Alles, was die öffentlichen Gebäude oder die Wohnungen der Bürger an Kostbarkeiten und überhaupt nur Werthvollem besitzen, fällt den Barbaren anheim, die, dem Worte ihres Königs getreu, das Leben schonen, aber den unglücklichen Römern auch nur das lassen.

Nach einem verwüstenden Aufenthalt von vierzehn Tagen verläßt Geiserich endlich die Stadt, aber nicht ohne ihr eine Wunde, tiefer als alle anderen, zu schlagen, indem er bei seinem Abzuge Tausende ihrer Bewohner, mit ihnen die Kaiserin Eudoxia selbst und ihre Töchter, in die Gefangenschaft nach Afrika fortführt.

Unter den Sermonen Leo's findet sich eine Rede (Serm. **LXXXI.**), von welcher man mit großer Wahrscheinlichkeit glaubt, daß sie nach jenem Einfalle der Barbaren gehalten ist, da sie durch ihren Inhalt sich auf denselben bezieht. Aus ihr geht am besten hervor, von welchem Standpunkt aus der Papst das Ganze betrachtete, und wie er in großer und frommer Gesinnung die Römer auf das aufmerksam machen wollte, was er eigentlich als das Grundübel der Zeit und damit als die Ursache so vielen Unheils und Verderbens betrachtete. Beinahe, Geliebteste, heißt es in jener Rede, sollte es scheinen, daß die fromme Pflicht, nach der alles Volk zusammenkommt, um für den Tag der Züchtigung und Befreiung seinen Dank darzubringen, vergessen sei, wenn ich betrachte, wie gering die Anzahl derer, welche sich eingefunden hatten, war. Mein Herz wurde darüber mit Traurigkeit und Furcht erfüllt. Denn es ist in der That gefährlich, wenn die Menschen undankbar gegen Gott werden, und im Vergessen seiner

Wohlthaten weder durch die Strafe sich bewegen lassen, in sich zu gehen, noch über den Nachlaß derselben sich freuen. Wahrlich Geliebteste, ich fürchte jenes prophetische Wort: «Du hast sie gegeisselt und es schmerzte sie nicht, Du hast sie gezüchtigt und sie wollten die Zucht nicht annehmen» schilt grade auf diejenigen, welche solcher Vergessenheit sich schuldig machen. Denn wie kann sich Besserung bei jenen zeigen, die eine solche Abneigung, ihre Pflichten gegen Gott zu erfüllen beweisen. Ich erröthe es zu sagen, aber es ist Pflicht nicht zu schweigen, Dämonischem wird mehr nachgangen als Apostolischem, und eine größere Menge strömt den sinnlosen Schauspielen zu als den heiligen Martyrien. Wer hat diese Stadt dem Heile wieder zugewendet, wer sie der Gefangenschaft entrissen, wer den Mord von ihr fern gehalten? Die circensischen Spiele oder die Sorge der Heiligen, durch deren Bitten der Urtheilsspruch der göttlichen Strafe umgewandelt ist, daß, die wir den Zorn verdienten, zur Gnade bewahrt wurden. O laßt doch, ich beschwöre Euch, Geliebteste, laßt doch euer Herz von jenen Worten des Erlösers gerührt werden, daß von zehen Aussätzigen, die durch die Kraft seiner Erbarmung geheilt wurden, einer nur zurückgekehrt sei, um ihm zu danken. Dadurch bezeichnet er die andern als Undankbare, welche, obgleich sie die Gesundheit des Leibes wieder erlangt hatten, doch unfrommen Herzens gegen die Pflicht der Dankbarkeit fehlten. O, daß dieser Tadel nicht auch uns treffe, Geliebteste, so laßt uns zum Herrn zurückkehren, das Wunderbare erkennend, was seine Gnade an uns hat vollbringen wollen, und unsre Befreiung nicht, wie die Gottlosen wähnen, dem Einflusse der Gestirne zuschreibend, sondern der unaussprechlichen Barmherzigkeit des allmächtigen Gottes, der die Herzen wüthender Barbaren besänftigt hat. Wendet alle Kraft eures Glaubens an, um einer solchen Wohlthat recht zu gedenken. Schwere Vernachläßigung muß durch größere Genugthuung wieder gut gemacht werden, und zu unsrer Besserung diene uns die Milde dessen, der uns schont, damit der heilige Petrus und alle Heiligen, welche in

so vieler Trübsal schon uns gegenwärtig waren, unser Flehen für Euch bei dem barmherzigen Gott unterstützen mögen, um Christi Willen.» —

Aber nicht allein auf die Ermahnung, die Strafgerichte Gottes zur Besserung sich gereichen zu lassen, beschränkten sich des Papstes Bemühungen, er war zugleich in mannigfacher Weise thätig, helfend einzuschreiten, um den Schaden und die Verluste, welche die Gier der Barbaren verursacht, weniger fühlbar zu machen. Die verwüsteten Kirchen wurden dem Gottesdienste zurückgegeben, aus mehreren geretteten kostbaren Gefäßen, die als Geschenke Konstantins an die drei Hauptkirchen Roms aufbewahrt waren, wurden die nothwendigen heiligen Geräthe für alle Gotteshäuser der Stadt auf des Papstes Befehl gefertigt, und wenn, wie sein früherer Geschichtsschreiber sich ausdrückt, seine geistliche Macht Grenzen hatte, so war seine Liebe und sein Bestreben allen zu helfen, grenzenlos.

Im Anfang des folgenden Jahres 457 starb Marcian, der Herrscher des oströmischen Reiches, nach einer Regierung von sieben Jahren, als er gerade mit den Vorbereitungen zu einem Kriegszuge beschäftigt war, um der vandalischen Herrschaft in Afrika ein Ende zu machen. Marcian gehört zu den gediegensten und erfreulichsten Erscheinungen unter den Herrschern dieser Zeit. Tüchtigen und thätigen Geistes schwingt er sich von der Stufe eines untergeordneten Befehlshabers im Heere bis zu den höchsten Würden, bis zum Besitze des Purpurs empor. Die Achtung Aller weiß er sich durch männliche Tugend und ehrenhaften Charakter so dauernd zu sichern, daß, als nach Theodosius des Jüngeren Tode, der innerlich durch Parteien zerrissene, nach außen hin von mehr als einer Seite bedrohte Staat eines kräftigen und entschlossenen Lenkers bedarf, die kluge Pulcheria keinen, so schwierigem Geschäfte Geeigneteren findet als eben Marcian, und ihm mit ihrer Hand zugleich auch die Krone giebt. Er entsprach aller Erwartung und jeder Pflicht, welche die Schwierigkeit der Zeit und seine Würde ihm auferlegten. Sein Muth und seine Entschlossenheit retten und sichern das Reich vor dem Einfall der

Hunnen, und geben ihm einen Theil des gesunkenen Ansehens zurück, sein Eifer und seine Bemühungen stillten die Zwistigkeiten der Parteien, welche das Innere der Kirche zerrissen, der Friede wurde ihr zurückgegeben, da der Kaiser seine Bestrebungen mit denen ihres Oberhauptes vereinigte. Er paarte Milde stets mit der Strenge, und schied, was im Vergleich mit vielen seiner Nachfolger als Marcians schönster Ruhm angesehen werden muß, die Rechte und Pflichten beider, der Kirche und des Staats, strenge von einander, ein Jedes in seinen Grenzen anerkennend und aufrechterhaltend. Sein Verfahren bei dem Konzil von Chalzedon beweißt dies deutlich, was so viele andere Veranlassungen zeigen, daß er das zwischen beiden bestehende Verhältniß auf das reinste und angemessenste auffaßte und dasselbe, die schwierigste Aufgabe der Geschichte, an der größere und umfassendere Geister in den folgenden Zeiten gescheitert sind, in vollkommenster Weise realisirte. Vergessen wir nicht, daß ein großer Theil dieses Lobes demjenigen gebührt, der um dieselbe Zeit die Angelegenheiten der Kirche mit fester Hand und begeistertem Gemüthe leitete, dem großen Leo. An Geist und großartiger Auffassung politischer und kirchlicher Verhältnisse dem Papste bei weitem untergeordnet, bewies Marcian dadurch, daß er sich von dem Anfange seiner Regierung an sogleich auf das engste an Leo anschloß, seinem Rathe in Allem auf die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten Bezüglichen folgte, seine Bemühungen zur Wiederherstellung des gestörten Friedens unterstützte, wie aufrichtig es ihm um das wahre Wohl beider, der Kirche und des Staates, zu thun war, und wie richtig er seine Stellung zu dem Oberhaupte der letzteren aufgefaßt hatte. Mäßigung in Allem, aber kräftigste Entschiedenheit, wo es galt, das Rechte auszuführen, Ernst und Würde des Lebens mit Frömmigkeit der Gesinnung verbunden, machen ihn zu einem der edelsten und wohlthätigsten Herrscher in einem Jahrhundert, das deren wahrlich nicht viele zählt.

Sein Tod mußte dem Papste sehr nahe gehen und um so mehr, als er bald darauf die Nachricht erhielt, wie derselbe

jene dem Frieden und der Ordnung feindliche Partei, deren Unterdrückung eine Folge von seiner und des Kaisers Bemühungen gewesen, veranlaßte, neue und größere Unruhen zu erregen, und Staat und Kirche mit Umwälzungen und Aufruhr zu bedrohen. Marcians Ansehen, seine kräftigen und nachdrücklichen Maaßregeln hatten jene Unruhestörer bisher niedergehalten, kaum aber hatte der Kaiser die Augen geschlossen, als sie ihr Haupt wieder erhoben und Alles anwandten, um den Sieg zu erhalten. Sie wählten Aegypten, weil sie dort auf den meisten und am leichtesten zu erregenden Anhang rechnen konnten, zu dem Schauplatz ihrer Thaten und an ihre Spitze stellte sich wiederum jener von früher schon bekannte Timotheus Aelurus. Es ist ungewiß, ob die Verbannung, welche Kirche und Kaiser gegen die Häupter dieser Partei früher schon ausgesprochen hatten, sich auch auf ihn bezog, gewiß, daß er gleich nach dem Tode Marcians wieder in Aegypten erschien. In Alexandrien selbst wollte er nicht eher auftreten, als bis er es mit einem hinreichenden Anhange thun konnte. Seine Bemühungen, sich einen solchen zu verschaffen, begannen in jenen Gegenden des Landes, wo die häufigeren Klöster ihm ein sicheres Gelingen versprachen. Er wußte die Mönche, die früher schon seine Ansichten getheilt, wiederum entschieden für sich zu gewinnen und verschmähte außerdem kein Mittel, um sich neue Anhänger zu verschaffen. Selbst die abentheuerlichsten Unternehmungen scheute er nicht, wenn sie ihn nur seinen Zweck erreichen machten. Es wird erzählt, daß er sich Nachts in schwarze Gewänder gehüllt und das Gesicht unkenntlich gemacht, in die Zellen der Mönche gegangen und mit künstlich verstellter Stimme den aus dem Schlaf geschreckten Bewohnern zurief, er sei ein Engel und ihn sende Gott, um sie zu ermahnen, die Gemeinschaft des Proterius zu verlassen und Alles zu thun, um den Timotheus an seinen Platz zu setzen. Als er so eine Menge fanatischer Anhänger unter diesen Mönchen geworben, sandte er einige von ihnen nach Alexandrien, um das Volk heimlich zuerst durch heftige Reden gegen die bestehende Ordnung der Dinge aufzuregen.

Leicht beweglichen Sinnes ergreifen die Alexandriner, besonders die dafür empfänglicheren niederen Volksklassen die sich darbietende Gelegenheit zu Unordnung und Aufruhr. Unglücklicherweise befand sich Dionysos, der Oberbefehlshaber der kaiserlichen Truppen, gerade mit einem großen Theile derselben in Oberägypten, so daß den Ruhestörern von Anfang an kein kräftiger Widerstand entgegengesetzt werden kann. Aelurus benutzt diesen ihm günstigen Umstand wohl. Als er die Gemüther hinlänglich erhitzt weiß, erscheint er in der Stadt, versammelt seine Anhänger um sich und durchzieht unter aufrührischem Geschrei die Straßen. Bald wächst der Haufe zu einer bedeutenden Masse an, die Hefe des Volks begleitet im Jubel ihren Helden, der sie von der Herrschaft der Nestorianer befreien will und ihnen, damit das große Werk der Vertilgung der Feinde ausgeführt werden kann, Waffen gegeben hat. Petrus Mongus und zwei andere Bischöfe, Petrus von Majuma und Eusebius von Pelusium führen mit dem Timotheus die Haufen, die alle der Hauptkirche Alexandriens zueilen. Proterius und die ihm treu gebliebenen Geistlichen, wohl einsehend, daß Widerstand gegen diese Wüthenden vergeblich sei, verlassen die Kirche und begeben sich in die bischöfliche Wohnung. Jene unterdessen in dem Heiligthum angekommen, rufen den Aelurus zum Bischof aus, Petrus von Majuma und Eusebius weihen ihn und der kühne Häretiker besteigt den Thron der Patriarchen von Aegypten.

Seine Partei betrachtete nun, da Proterius und die Seinen keinen Widerstand leisteten, den Sieg als errungen und um ihn und somit seine neue Stellung zu sichern, fing Aelurus sogleich an, alle Verrichtungen des oberhirtlichen Amtes auszuüben. Er weihte eine Menge Geistlicher der verschiedenen Grade, sogar Bischöfe, und sandte sie in die Kirchen der Stadt und des Landes mit dem ausdrücklichen Auftrage, alle Priester und Diakonen, die Proterius geweiht, selbst solche, die noch von Cyrill zu ihren Aemtern geordnet waren, aufzufordern, zu seiner Partei überzutreten, oder sie ihrer Stellen zu entsetzen und sie zu verjagen.

Aber diese Maaßregel wurde, wie es scheint, grade dem Aufstande gefährlich anstatt ihm zu nützen. Denn durch diese Abgesandte verbreitete sich zuerst mit Blitzesschnelle die Kunde davon im ganzen Lande und kam auch so zum Dionysos nach Oberegypten. Dieser beschloß sogleich zurückzukehren und der Unordnung ein Ende zu machen. Er zog mit ansehnlicher Truppenmacht in Alexandrien ein, stellte die Ruhe sogleich wieder her und wußte durch dies plötzliche und entschiedene Auftreten die sonst so verwegene Partei so einzuschüchtern, daß man ihm keinen Widerstand entgegenzusetzen wagte, als er den Aelurus, um damit die Empörung im Keime zu ersticken, aus der Stadt verbannte. Aber leider war der Eindruck dieses nachdrücklichen Verfahrens nur vorübergehend und es scheint, daß Dionysos nicht von der erforderlichen Truppenmacht unterstützt war, um seine Maaßregeln für die Dauer durchführen zu können. Die Empörer wurden dies gewahr und wußten schon nach einigen Tagen das Uebergewicht wieder so auf ihre Seite zu bringen, daß Proterius sich zu neuer Flucht gezwungen sah. Aber da die Anhänger des Aelurus auf ihn besonders ihre wüthenden Bestrebungen richteten, indem sie in ihm mit Recht den Mittelpunkt ihrer Gegner sahen, so war der Greis bald genöthigt, Schutz vor ihren persönlichen Angriffen und Verfolgungen zu suchen, und glaubte ihn am sichersten in dem in der nächsten Nähe des Heiligthum gelegenen Baptisterium zu finden. Aber schlimmer noch als die Barbaren, achteten jene Fanatiker weder die Ehrwürdigkeit des Greises noch die Heiligkeit des Ortes, an den er sich begeben.

Es war grade in der heiligen Woche und in den übrigen Kirchen der Stadt feierte man die Einsetzung des heiligen Mahles. Eine Menge von Mönchen aus den nahen Klöstern so wie von Landleuten aus der umliegenden Gegend waren zu dieser Feier in die Stadt gekommen. Aelurus benutzte diesen Umstand, um die Zahl seiner Anhänger durch eine Menge der rohsten Menschen zu vermehren, die einmal zu fanatischer Wuth aufgeregt, vor nichts, selbst nicht vor der Vollbringung des Schrecklichsten, zurückschauderten. Sobald der Aufenthalt

des Proterius bekannt wird, strömen die Haufen der Kirche zu, wo er sich befindet, dringen in die Taufkapelle ein und finden den heiligen Greis dort im Gebete begriffen, umgeben von einigen seiner treugebliebenen Geistlichen. Sogleich stürzen sie auf die kleine, jeder Vertheidigung unfähige Schaar, und ermorden in grausamster Weise den Bischof und sechs seiner Geistlichen. Durch seinen Tod noch nicht gesättigt, verüben sie an dem Leichnam noch scheusliche Unthaten. Sie umschlingen ihn mit einem Seil und schleppen ihn auf einen öffentlichen vielbesuchten Platz, die Tetrapylen genannt. Spott und Schimpfreden begleiten diesen Leichenzug des Märtyrers. Von dort ziehen sie ihn durch alle Straßen der Stadt, tausend Stiche durchbohren seinen leblosen Körper und die Wuth der entmenschten Fanatiker hört nicht eher auf, als bis der Leib in Stücken gerrissen, man schaudert es auszudenken, die Eingeweide von den Rasendsten des Haufens verschlungen, das Uebrige den Flammen Preis gegeben und die Asche in die Winde zerstreut ist.

Aber die Rache des wüthenden Aelurus ist noch nicht gestillt, die eigentliche Verfolgung beginnt erst nach dem Tode des Proterius. Alles, was er nur berührt hatte, sollte vernichtet werden. Die bischöflichen Sitze, welche er in den verschiedenen Kirchen der Stadt einzunehmen gewohnt war, werden abgerissen und verbrannt, die Altäre, an welchen er das heilige Opfer dargebracht, mit Meerwasser abgewaschen, um sie zu reinigen. Alle seine Güter zogen sie ein, was zu seiner Familie gehörte, wurde verfolgt, sein Name aus der Reihe der Bischöfe, deren man unter der Feier der Mysterien zu gedenken pflegte, gestrichen, und die des Dioskur und Aelurus hineingesetzt.

Kaum aber hatte dieser letztere seinen persönlichen Haß auf eine so grausame Weise befriedigt, als er sogleich auch an Befestigung und Verbreitung seiner Herrschaft dachte. Dieselben Maaßregeln, welche Dioskur, sein Vorgänger in Irrthum und Usurpation, bei ähnlicher Gelegenheit angewendet, schienen ihm die zweckmäßigsten und wirksamsten.

Alle von dem Konzil zu Chalzedon abgesetzten und verbannten Geistlichen nimmt er in seine Kirchengemeinschaft auf, und erklärt alle von Proterius vollzogenen Ordinationen für ungültig. Gegen jene Synode selbst wird das Anathema ausgesprochen, so wie gegen alle die, welche sie vertheidigen, besonders und ausdrücklich gegen den Papst, gegen Anatolius von Konstantinopel und gegen Basilius von Antiochien. In Folge dieses Anathems wurden ohne Unterschied alle egyptische Geistliche, Diakonen, Priester und Bischöfe, welche sich für das Konzil erklärt hatten und dabei beharrten, abgesetzt und verwiesen, die Mönche, welche ähnliche Gesinnungen hegten, aus ihren Klöstern verjagt und selbst Laien deswegen verfolgt. Neue Geistliche und Bischöfe wurden sogleich in Menge geweiht, an die Stellen der Vertriebenen gesandt und allen Gemeinden unter Strafe der Excommunication geboten, sie aufzunehmen und jede Verbindung mit ihren Vorgängern abzubrechen. Dazu wurde die Weise, in der bisher die Kirchengüter verwaltet waren, aufgehoben, und Aelurus benutzte die Einkünfte derselben, um seine Anhänger zu belohnen, indem er sie bereicherte, und um seine Partei mächtiger und zahlreicher zu machen. Die verfolgten und vertriebenen katholischen Bischöfe Egyptens begaben sich unterdessen zum Theil nach Konstantinopel, während andre theils aus Altersschwäche, theils aus Armuth verhindert, dasselbe zu thun, sich verbergen mußten.

In Konstantinopel war unterdessen Leo der erste Marcians Nachfolger geworden, der von seinem Vorgänger nicht allein den Thron, sondern auch die Tugenden eines gemäßigten und weisen Regenten überkommen zu haben schien. Kaum zur Regierung gelangt, erließ er ein Schreiben an alle Metropoliten, in welchem er die von seinem Vorgänger gegebenen Gesetze in Betreff des Konzils von Chalzedon bestätigte, sich für dessen Beschützer erklärte und jede demselben entgegenstehende Irrlehre verwarf. Diese öffentliche Kundmachung der kaiserlichen Willensmeinung mußte den besten Erfolg haben, denn sie machte der Ungewißheit Vieler, wofür der Kaiser,

an dessen Hofe Freunde und Beschützer der eutychianischen Partei keineswegs fehlten, sich entscheiden werde, ein Ende, und erfüllte die Anhänger der Ordnung und Gesetzlichkeit eben so mit Muth und Zuversicht, wie sie ihre Gegner erschreckte.

Der Papst unterdessen war lange ohne genaue und ausführliche Nachricht über den Zustand der Dinge in Egypten geblieben. Julian von Kos und Aetius mochten, selbst nicht vollständig unterrichtet, ihm wohl Einzelnes darüber mitgetheilt haben, aber einen genauen und zuverläßigen Bericht erhielt er erst durch ein Schreiben des Anatolius, der ihn zugleich von dem Rundschreiben des Kaisers, ehe es der Papst selbst noch erhalten hatte, in Kenntniß setzte, und ihn dringend aufforderte, sich unverzüglich selbst an den Kaiser zu wenden, und dessen kräftiges Einschreiten zur Stillung der großen Unordnungen in jenem unglücklichen Lande in Anspruch zu nehmen. Wahrscheinlich meldete Anatolius auch dem Papste, daß der Kaiser, sei es nun aus eigener Ansicht oder durch fremden Einfluß bewogen, nicht abgeneigt sein dürfte, ein neues Konzil zusammenzuberufen, um die Glaubensangelegenheiten dort einer nochmaligen Prüfung zu unterwerfen. Leo, die Wichtigkeit der Sache wohl einsehend, willfahrte sogleich dem Verlangen des Anatolius und schrieb dem Kaiser einen noch erhaltenen Brief, in welchem er ihn auf das dringendste bittet, dem traurigen Zustand der alexandrinischen Kirche ein Ende zu machen, die christliche Freiheit, die unter der Tyrannei des Aelurus erlag, und den katholischen Glauben dort wieder herzustellen, und ihr einen neuen rechtmäßig geweihten Bischof zu geben.

Vor allen Dingen bat er den Kaiser, die Autorität des Konzils von Chalzedon aufrecht zu erhalten, und jede neue Untersuchung des dort auf den Glauben bezüglich Festgesetzten zurückzuweisen. Diese letztere Forderung erscheint bei näherer Betrachtung eben so zweckmäßig wie nothwendig, und die Beharrlichkeit, mit welcher der Papst darauf besteht, beweißt, wie sehr er von ihrer Wichtigkeit durchdrungen war. Das Konzil von Chalzedon war in jeder Weise ein ökumenisches

gewesen und als solches anerkannt. Die streitigen Glaubenslehren waren dort in genügender Weise von Papst und Synode festgesetzt, und sollten sie daher von neuem einer Untersuchung unterliegen, so hätte dies nothwendig jeden Zweifel, ja jedes Verwerfen der Gültigkeit einer allgemeinen Versammlung der Kirche in ihrem Oberhaupte und ihren Bischöfen gerechtfertigt, ja hervorgerufen, und eben deswegen war es auch leicht vorauszusehen, daß von Seiten der dieser Autorität feindlichen Partei Alles gethan, selbst der Schein, nur die Wahrheit durch die neuen Untersuchungen zu wollen, angenommen werden würde, um eine nochmalige Prüfung des Festgesetzten und damit eine stillschweigende Verwerfung der Synode von Chalzedon herbeizuführen.

In dieser Absicht mußte Leo Veranlassung und Recht finden, sich aus allen Kräften einem derartigen Beginnen entgegenzusetzen. Er that es sogleich mit seiner gewohnten Energie und ergriff, wie immer, umfassende Maaßregeln, um dem Uebel im Allgemeinen zu steuern. Er forderte zuerst den Anatolius auf, das, was er verlangt, auf das kräftigste bei dem Kaiser zu unterstützen, und da er jetzt vor allen Dingen eines kräftigen und eifrigen Vertreters bei dem kaiserlichen Hofe bedurfte, Julian von Kos aber das Verlangen geäussert, in seine Diözese zurückzukehren, auch ausserdem in der letzten Zeit den Papst nicht mehr mit derselben Sorgfalt, wie früher, von allen Vorfällen unterrichtet zu haben scheint, so beauftragte er statt jenen den früher schon erwähnten Aetius mit der Besorgung seiner Interessen.

Aetius sandte dem Papste nun sogleich einen Bericht über den Zustand der Angelegenheiten im Orient und seine Mittheilungen veranlaßten denselben, an die Vornehmsten der dortigen Metropoliten zu schreiben, und ihnen die Pflicht, bei der Wahrheit zu beharren und sich an ihn zur Vertheidigung des Konzils von Chalzedon anzuschließen, auf das dringendste an das Herz zu legen. Zugleich übersandte er ihnen durch Aetius mehrere Schreiben der abendländischen Bischöfe an ihn, den Papst, in welchen sie ihm ihr standhaftes Festhalten an

den Beschlüssen von Chalzedon erklären, und ihm so den thatsächlichen Beweis in die Hände geben, daß die Einheit des Glaubens im Abendlande eine allgemeine war.

Unterdessen waren die aus Egypten fliehenden Bischöfe nach Konstantinopel gekommen und hatten bei dem Kaiser und bei Anatolius die freundlichste und hilfreichste Aufnahme gefunden. Dem ersteren überreichten sie eine von vierzehn Bischöfen unterzeichnete Bittschrift, in welcher sie dem Kaiser im Namen der rechtgläubigen egyptischen Kirche Bericht von dem zu Alexandrien Vorgefallenen abstatten, ihn um Hülfe bitten und erklären, daß wenn zur Bestimmung der Lehre ein Konzil gehalten werden solle, was sie jedoch nicht für nöthig hielten, da in dieser Beziehung kein Zweifel bei ihnen obwalte, sie vor dieser Versammlung ihre Aussagen behaupten und erweisen wollten. Dann bitten sie den Kaiser, doch an den römischen Bischof und an die Bischöfe von Antiochien, Jerusalem, Thessalonich, Ephesus zu schreiben, so wie an alle, an die er es für geeignet halten würde, ihnen das in Alexandrien Vorgefallene mitzutheilen, um von ihnen die Strafe zu erfahren, die dem Anatolius nach den Canonen gebühre, und dann vor allen Dingen zu verordnen, daß das Konzil von Egypten einen neuen rechtmäßigen und rechtgläubigen Bischof wähle. Da zu Allem diesen aber Zeit nothwendig sei, so bitten sie den Kaiser zugleich, dem Aelurus jede amtliche Verrichtung zu untersagen, so wie ihm die Verwaltung der Kirchengüter und der Angelegenheiten überhaupt zu entziehen. Auch möge der Kaiser doch dem Oberbefehlshaber Dionysos, so wie den Statthaltern der einzelnen Provinzen des Landes die nothwendigen Befehle zusenden, daß die von Aelurus Vertriebenen ohne Furcht wieder zurückkehren könnten. Zugleich wandten sich jene Bischöfe an den Anatolius und bitten ihn in sehr flehenden Ausdrücken um seine Verwendung bei dem Kaiser, dem Papst und den Bischöfen.

Aber auch Aelurus hielt es für nothwendig, den Kaiser für sich zu gewinnen, um von ihm Bestätigung seiner usurpirten Würde und Macht zu erlangen. Er sandte daher Abge-

ordnete, aus Bischöfen und Geistlichen seiner Partei bestehend, nach Konstantinopel, welche kurze Zeit nach jenen Fliehenden eintreffend, dem Kaiser ebenfalls eine Schrift übergeben, in der sie betheuern, daß die Hauptstadt Alexandrien der vollkommensten Ruhe genöße, daß die dort eben geschehenen traurigen Vorfälle allein der Schuld des Proterius zuzuschreiben seien, der durch sein Verfahren von Anfang an Unwillen und zuletzt Aufruhr des Volks erregt habe, und dazu sei es nicht einmal das Volk gewesen, das seinen Tod herbeigeführt habe, sondern er sei von Leuten aus den Truppen umgebracht. Die Kirche des Landes so wie alle Klöster seien im Zustande der vollkommensten Ruhe. Das Volk von Alexandrien, die Bürger, die reichsten und angesehensten Personen, ja ganze Korporationen verlangten den Aelurus zum Bischofe. Dieser hatte zugleich, um den Vorwurf der Irrlehre, der ein Hinderniß der kaiserlichen Bestätigung sein konnte, von sich zu entfernen, dem Kaiser eine Schrift eingesandt, in welcher er in sehr geschickter Weise durch eine Menge von Zeugnissen aus den Vätern seine Lehre zu rechtfertigen suchte und ziemlich unverdeckt den Papst, so wie sämmtliche Bischöfe des Abendlandes, so wie die Synode von Chalzedon selbst, des Nestorianismus beschuldigte. Diese Schrift wurde von seiner Partei ihrer Schärfe und Genauigkeit wegen hochgerühmt, und zog auch, als sie bekannter geworden, die Aufmerksamkeit der Gegner so auf sich, daß sie mehreremal und immer von ausgezeichneten Männern widerlegt wurde. Wir besitzen sie nicht mehr. Auch die Geistlichen, welche Ueberbringer dieser Schriften gewesen waren, erklärten sich über ihren Glauben in einem Schreiben, von dem uns noch ein größeres Fragment aufbewahrt ist. Aber was wir davon haben ist sehr unbestimmt und nichts weniger als über die Streitpunkte entscheidend. Sie versichern darin, an dem Konzil von Nicäa halten zu wollen, ohne etwas davon zu nehmen noch hinzuzuthun, noch irgend eine Erklärung desselben zuzulassen. Sie nehmen ferner die beiden Synoden von Ephesus an, die von 431 sowohl wie die von 448, verwerfen aber das ökumenische

Konzil vom Jahre 381 und verlangen, daß das von Chalzedon für ungültig erklärt werde.

Es ist aus mehreren Andeutungen zu entnehmen, daß diese Eingaben sowohl wie die ganze Partei der Eutychianer am kaiserlichen Hofe mächtige und eifrige Vertheidiger hatte. An ihrer Spitze standen Aspar und Basiliskus. Dem ersteren verdankte der Kaiser besonders seine Thronbesteigung und war ihm so persönlich verpflichtet; Basiliskus war sein Schwager und erklärte sich später, als er sich der Herrschaft unrechtmäßig bemächtigte, offen und entschieden für diese Partei. Ausserdem zählte dieselbe unter den Geistlichen von Konstantinopel noch mehrere Anhänger, unter denen als die eifrigsten Attikus und Andreas genannt werden. Dieser Umstand sowie der Wunsch, nicht voreilig und irgend ein Recht beeinträchtigend zu entscheiden, bestimmten den Kaiser möglichst vorsichtig, zugleich doch aber auch so zu verfahren, daß er die Stimme und den Ausspruch der Kirche zum Grunde seines Handelns in einer sie zumeist betreffenden Angelegenheit legte. Dazu war die Partei des Aelurus in Egypten sehr zahlreich und zum Theil auch angesehen, Viele hingen ihr gewiß aus Ueberzeugung an, ausserdem hatten sich beständig Stimmen gegen die Beschlüsse von Chalzedon in der orientalischen Kirche erhoben, und ihre Allgemeingültigkeit war mehr als einmal bezweifelt worden. Daher lag es sehr nahe, ja war fast natürlich, daß der Kaiser zuerst an die Versammlung eines neuen Konzils dachte. Aber die gewichtigen inneren und äusseren Gründe, welche ihm der Papst gegen die Annahme einer solchen Maaßregel anführte, brachten ihn bald von diesem Gedanken zurück und er ergriff einen andern Ausweg, der ihn, ohne zur Zusammenberufung einer Synode seine Zuflucht zu nehmen, in den Stand setzte, den Forderungen jener Partei den Ausspruch und die erklärte Willensmeinung der Kirche entgegenzustellen, und den rein kirchlichen Theil der Angelegenheit durch diejenigen, welche allein dazu berufen sind, durch die Bischöfe, entscheiden zu lassen. Er erließ nämlich ein Schreiben an alle Metropoliten, in welchem er

sie auffordert, die Bischöfe und Geistlichen ihrer Provinz zu versammeln, und sie um ihr Urtheil über den Aelurus sowohl wie über die Glaubensbestimmungen von Chalzedon zu befragen. Um ihnen die richtige Beurtheilung der Angelegenheit zu erleichtern, sandte er an alle zugleich Abschriften der an ihn von Egypten aus eingegangenen Bittschriften und nach einigen auch die Akten und Dekrete des Konzils. Vor allen aber forderte er alle auf, sich frei und unumwunden, ohne Furcht und Ansehn der Person auszusprechen, und zu bedenken, daß sie Gott allein von ihrer Entscheidung Rechenschaft zu geben hätten. Zugleich ermahnte er die Metropoliten, jene Versammlungen sobald als möglich zu veranstalten, und alle Mühe, allen Eifer anzuwenden, daß durch dieselben sein Zweck erreicht werde. Dieses kaiserliche Rundschreiben wurde durch besondre Staatsboten, magistriani, auf das schnellste an alle Metropoliten befördert. Anatolius, von den egyptischen Bischöfen dazu aufgefordert, sandte den Diacon Asklepius mit einem ähnliche Bitten enthaltenden Schreiben nach Rom so wie an die vornehmsten Metropoliten des Orients.

Der Kaiser aber, obgleich er die entschiedenen Maaßregeln gegen den Aelurus erst von dem Urtheile der Bischöfe abhängig machte, hielt es doch für seine Pflicht, die Urheber jener alexandrinischen Gräuelthaten, deren Strafbarkeit durch den Ausfall jenes Urtheils weder vermehrt noch vermindert werden konnte, sogleich zur Rechenschaft zu ziehen, und Stilas, der neue Oberbefehlshaber in Egypten, wurde damit beauftragt. Dieser ordnete eine Untersuchung jener unseligen Szenen an, in Folge welcher zwei derjenigen, welche die Anführer bei der Verübung jenes Mordes gewesen, ihrer Zungen beraubt ins Exil gesandt, und ausserdem eine Menge mehr oder minder dabei betheiligt gewesener Personen verbannt wurden.

Unterdessen hatte der Papst, noch ehe ihm jenes Schreiben des Kaisers zugekommen war, neue Schritte gethan, um die Beseitigung der alexandrinischen Unruhen zu beschleunigen. Er hatte dem Anatolius auf das Schreiben, worin jener ihm

zuerst ausführlichen Bericht über das in Egypten Vorgefallene gab, geantwortet, seinen Eifer gelobt, ihn aber auch gebeten, den Kaiser zu bewegen, daß er die strengsten Maaßregeln gegen jene Ruhestörer nähme, und ihnen nichts von dem, was sie fordern würden, gestatte. Zugleich zeigt er dem Anatolius an, daß er erfahren, wie jene Häretiker Freunde und Anhänger sogar unter dem Clerus von Konstantinopel hätten, und ermahnt ihn zur strengsten Wachsamkeit so wie zur nachdrücklichsten Bestrafung derjenigen, welche er schuldig finden würde. Eben so schrieb der Papst an den Kaiser, dankte ihm für die hülfreiche Aufnahme, die er den von Alexandrien Vertriebenen habe zu Theil werden lassen und bittet ihn jenem Unwesen dort ein Ende zu machen, die Flüchtlinge selbst tröstet er und fordert sie auf, ihre Mühen, die ihnen ruhmvoll und der Kirche nützlich werden könnten, mit Geduld und Standhaftigkeit zu tragen.

Nachdem diese Briefe um die Mitte des Oktobers abgesendet waren, erhielt der Papst das Schreiben des Kaisers an die Metropoliten, und sein erstes Geschäft nach Empfang derselben war, an Anatolius zu schreiben und ihn von neuem aufzufordern, allen seinen Einfluß auf den Kaiser dahin zu verwenden, daß Leo nicht zugäbe, daß jene häretischen und gewaltthätigen Bischöfe irgend eine Gewalt ausübten. Zugleich machte er auch dem Anatolius harte Vorwürfe, daß er noch keine entschiedene Maaßregeln gegen diejenigen seiner Geistlichen ergriffen habe, welche offene Anhänger des Eutychianismus seien. Besonders bezöge sich dies auf den oben schon erwähnten Attikus, welcher öffentlich gegen den katholischen Glauben und das Konzil von Chalzedon gepredigt habe. Der Papst verlangte dringend, daß dieser Attikus aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen würde, wenn er nicht eben so öffentlich seine frühere Behauptungen widerrufe, und in Gegenwart der Gemeinde alle Punkte der eutychianischen Irrlehre verwürfe. Diese Aufforderung des Papstes gab, wie wir unten sehen werden, Veranlassung zu einer neuen Entfremdung zwischen ihm und Anatolius.

Gegen Anfang des Dezembers beantwortete der Papst auch das Schreiben des Kaisers in Betreff der egyptischen Angelegenheiten. Er ließ es sich zuerst hauptsächlich angelegen sein, den Kaiser auf die Gefahr aufmerksam zu machen, in welche er die Kirche stürzen würde, wenn auf einem Konzil das von Neuem untersucht werden sollte, was die Synode von Chalzedon festgesetzt habe. Besonders kräftig aber ist die Art, in welcher er den Kaiser auffordert, seiner Pflicht, die Wahrheit aufrecht zu erhalten, zu gedenken. Deshalb, heißt es in jenem Briefe (Ep. CXXV.), gebrauche ich bei dem christlichsten Fürsten, der mit würdiger Ehre den Verkündern Christi beizuzählen ist, katholischer Glaubensfreimüthigkeit, und ermahne Dich voll Vertrauen zur Gemeinschaft der Apostel und Propheten, daß Du standhaft diejenigen verachten und zurückweisen mögest, die sich selbst des Namens «Christen» beraubt haben, und daß Du nicht dulden mögest, daß gottlose Vatermörder (auf die Ermordung des Proterius sich beziehend), mit einer das Heilige schändenden Heuchelei über den Glauben handeln, von denen es doch gewiß ist, daß sie den Glauben seines Inhalts berauben wollen. Denn da der Herr Dir eine so reiche Erleuchtung über seine Heiligthümer hat zu Theil werden lassen, so muß Du ohne Verzug deine Seele dem zuwenden, daß die fürstliche Gewalt Dir nicht allein zur Regierung der Welt, sondern am meisten zum Schutze der Kirche verliehen worden, damit Du die Unternehmungen der Frevler unterdrückst, das in gerechter Weise Eingesetzte vertheidigst, dem Aufgeregten und Erschütterten wahren Frieden zurückgibst, indem Du die Verletzer fremden Rechtes abhältst, und den alten glaubensvollen Stuhl der alexandrinischen Kirche wieder herstellst, auf daß durch die Zurechtweisungen, welche Du ergehen läßt, der Zorn Gottes gestillt werde, und er der alten und frommen Stadt, das was vorgefallen ist, nicht anrechne sondern nachlasse. Vergegenwärtige Dir vor den Augen deines Geistes, verehrungswürdigster Kaiser, wie alle, die auf der Erde des Herrn Priester sind, für die Aufrechthaltung des Glau-

bens, in dem die Erlösung der Welt begründet ist, zu Dir flehen. —

In Bezug auf die eingereichten Bittschriften bemerkt er dem Kaiser, wie aus diesen selbst schon hervorginge, welche von beiden Parteien seines Schutzes würdig sei, und bittet ihn ausserdem einige Geistliche von Konstantinopel zu entfernen, welche eutychianische Irrthümer verkündigten, indem er sich zugleich sehr bitter über die desfallsige Nachlässigkeit des Anatolius beklagt. Um nun die etwanigen Zweifel und Unentschiedenheiten des Kaisers in Betreff der Lehre zu heben, und seine Ueberzeugung in dieser Beziehung festzustellen, verspricht der Papst demselben in einem späteren Briefe noch eine neue und ausführliche Auseinandersetzung, die er ihm in der That denn auch gab. Sie ist im hundert vier und dreißigsten Brief enthalten, und Folgendes dürfte der Hauptinhalt dieses wichtigen dogmenhistorischen Dokumentes sein.

Innerhalb eines kurzen Zeitraums ist der an sich einzige und wahre katholische Glaube, dem weder etwas hinzugethan, noch von dem etwas genommen werden kann, von zwei Feinden angegriffen worden, deren erster Nestorius, der andre Eutyches war, welche zwei einander entgegengesetzte Irrlehren in die Kirche Gottes bringen wollten, so daß beide mit Recht von den Verkündern der Wahrheit verdammt werden müssen, da zu thöricht und entheiligend war, was beide verschieden irrend lehrten. Anathema also über Nestorius, der die selige Jungfrau Maria nicht Gottes sondern blos der Menschen Gebärerin glaubte, so aber dadurch eine andre Person des Fleisches, eine andre der Gottheit machte, und nicht den einen Christus im Worte Gottes und im Fleisch begriff, sondern getrennt und geschieden, den einen, Sohn Gottes, den andern, Sohn des Menschen verkündete, da doch, indem die Wesenheit des Wortes, welche er vor aller Zeit und gleich ewig mit dem Vater und dem heiligen Geist hatte, unveränderlich dieselbe bleibt, und das Wort in dem jungfräulichen Leibe so Fleisch geworden, daß durch ein unaussprechliches Geheimniß in einer Empfängniß, in einer Geburt, dieselbe nach der Wahrheit

beider Naturen Jungfrau war und Magd des Herrn und Mutter. Das verstand auch Elisabeth, indem sie, wie Lukas der Evangelist erzählt, sagte: «woher mir das, daß die Mutter meines Herrn zu mir kommt.» Dann werde aber auch Eutyches von demselben Anathema getroffen, der in den unfrommen Irrthümern alter Häretiker wühlend, sich das dritte Dogma des Apollinaris erlas, und versicherte, daß unser Herr Christus ganz aus einer Natur sei, nachdem er die Wahrheit des menschlichen Fleisches und der Seele geläugnet hatte, gleichsam als wenn die Gottheit des Wortes selbst sich in Körper und Seele verwandelt habe, und als ob empfangen und geboren werden, ernährt werden und wachsen, gekreuzigt werden und sterben, begraben werden und auferstehen, gen Himmel fahren und zur Rechten des Vaters sitzen, von wo er um die Lebenden und die Todten zu richten kommen wird, als ob dies Alles blos von dem göttlichen Wesen geschehen sei, welches doch nichts von Allem diesen ohne die Wahrheit des Fleisches in sich aufnahm, weil die Natur des Eingebornen, die Natur des Vaters, die Natur des heiligen Geistes ist, zugleich des Leidens unfähig, zugleich unveränderlich, die ewige ungetheilte Einheit der Trinität, die wesenstheilhaftige Gleichheit. Wenn daher ein Eutychianer von der Verkehrtheit des Apollinaris abfällt, damit er nicht überführt werde, daß er von der Gottheit lehre, sie sei leidensfähig und sterblich, und wenn er demnach eine Person des fleischgewordenen Wortes, das heißt des Wortes und des Fleisches zu behaupten wagt, so leuchtet es ein, daß er in die Thorheit des Valentin und der Manichäer verfällt, und glaubt, daß der Mittler zwischen Gott und den Menschen als Mensch Jesus Christus nur scheinbar Alles vollbracht habe, und daß kein wahrer Körper in ihm, sondern nur eine Scheingestalt des Körpers den Augen der Schauenden erschienen sei.

Da nun der katholische Glaube von jeher diese Lügen der Gottlosigkeit verabscheut, und diese das Heilige entehrenden Versicherungen lange schon durch das einstimmige Urtheil aller Väter verworfen sind, so unterliegt es keinem Zweifel, daß

wir denselben Glauben verkünden und vertheidigen, welche die heilige Synode von Nicäa bestätigt hat, indem sie sagte: Wir glauben an einen Gott, den allmächtigen Vater, den Schöpfer des sichtbaren und unsichtbaren, und an einen Herrn Jesus Christus, der Sohn Gottes, den Eingebornen des Vaters, das heißt von der Substanz des Vaters, Gott von Gott, Licht von Licht, wahrer Gott von wahrem Gott, erzeugt nicht gemacht, desselben Wesens wie der Vater, (quod Graeci dicunt ὁμοούσιον, wohl spätere Glosse), durch den Alles gemacht ist, was im Himmel und was auf Erden, der wegen unsrer und zu unserem Heile herabgestiegen ist, Fleisch angenommen und Mensch geworden, gelitten hat und auferstanden ist, am dritten Tage gen Himmel gefahren und die Lebenden und die Todten zu richten kommen wird. Und an den heiligen Geist.

In diesem Bekenntnisse ist auf das klarste das enthalten, was auch wir von der Menschwerdung des Herrn glauben und bekennen, der, um das Heil dem menschlichen Geschlechte zu bringen, das wahre Fleisch unsrer Gebrechlichkeit nicht vom Himmel mit sich herabbrachte, sondern im Leibe seiner jungfräulichen Mutter annahm.

Wer also immer so verblendet ist und dem Lichte der Wahrheit so entfremdet, daß er dem Worte Gottes die Wahrheit der menschlichen Natur von der Zeit der Fleischwerdung an ablängnet, der möge zeigen, wie er sich noch den Namen eines Christen aneignen kann, und auf welche Weise er mit dem Evangelium der Wahrheit übereinstimmt, wenn durch die Geburt der Jungfrau entweder ein Fleisch ohne Gottheit oder eine Gottheit ohne Fleisch entstanden ist. Denn wie nicht geläugnet werden kann, da der Evangelist es sagt, daß das Wort Fleisch geworden ist und unter uns gewohnt hat, so kann nicht geläugnet werden, da Paulus der Apostel es verkündet, daß Gott in Christo die Welt wieder mit sich versöhnt hat. Worin kann aber diese Versöhnung bestehen, wodurch Gott dem menschlichen Geschlecht wieder gnädig wird, als darin, daß der Mittler zwischen Gott und den Menschen

die Sache Aller auf sich nahm. In welcher Weise aber kann anders die Wahrheit des Mittlers erfüllt werden, als so, daß derjenige, welcher in der Gestalt Gottes dem Vater gleich ist, in der Gestalt des Knechtes unsrer theilhaftig würde, damit die Fessel des Todes, welche durch die Uebertretung Eines über die Welt kam, durch den Tod des Einen, der allein des Todes nicht schuldig war, gelöst wurde. Denn die Vergießung des Blutes Christi für die Ungerechten waren eines so reichen und hohen Preißes, daß, wenn die Gesammtheit der Gefangenen an ihren Erlöser glaubte, kein einziger von den Banden des Teufels zurückgehalten werden würde, weil, wie der Apostel sagt: wo Sünde in Ueberfluß war, die Gnade noch reichlicher überfließt. Und da die unter dem Nachtheil der Sünde Geborenen die Macht erlangt haben, zur Gerechtigkeit wiedergeboren zu werden, so ist das Geschenk der Freiheit kräftiger geworden, als die Schuld der Knechtschaft.

Welche Hoffnung auf den Schutz dieses Heiligthums geben daher diejenigen auf, welche die Wahrheit des menschlichen Körpers in unserm Heilande läugnen. Können sie sagen, durch welches Opfer sie versöhnt, können sie sagen, durch welches Blut sie wieder erkauft sind. Und welches Opfer war je heiliger als dasjenige, welches der wahre und ewige hohe Priester auf dem Altar des Kreuzes durch die Aufopferung seines Leibes darbrachte. Denn obgleich der Tod vieler Heiligen werthvoll war vor dem Angesicht des Herrn, so war doch nie die Tödtung eines Unschuldigen die Erlösung der Welt. Die Gerechten haben Kronen empfangen, nicht gegeben, und aus der Beharrlichkeit der Gläubigen haben wir Beispiele des Ausharrens nie aber Gaben der Gerechtigkeit entnommen. Denn die Einzelnen sterben eines vereinzelten Todes, und keiner löste durch sein Ende die Schuld des Andern. Unter den Söhnen der Menschen war der Einzige Herr Jesus Christus, der in Wahrheit war das geopferte Lamm, in welchem Alle gekreuzigt, Alle gestorben, Alle begraben, Alle aber auch auferstanden sind. Von welchen er selbst gesagt hat: wenn ich erhöht sein werde von der Erde,

werde ich Alle mir nachziehen. Denn der wahre Glaube rechtfertigt auch die Gottlosen und macht sie zu Gerechten. In jenem erlangt er Heil, in welchem allein der Mensch sich unschuldig erfindet, durch die Gnade Gottes kann er sich jetzt frei der Macht jenes rühmen, der in der Niedrigkeit unsres Fleisches mit dem Feind des menschlichen Geschlechtes gekämpft, und seinen Sieg denen zugetheilt hat, in deren Körper er ihn davontrug.

Obgleich nun in dem einen Herrn Jesus Christus, dem wahren Sohne Gottes und des Menschen, nur eine Person des Wortes und des Fleisches ist, welche unzertrennbar und untheilbar gemeinschaftliche Handlungen vollführt, so muß doch die Beschaffenheit der Werke richtig erkannt und in wahrhaftiger Glaubensbetrachtung unterschieden werden, wozu die Niedrigkeit des Fleisches emporgehoben und die Höhe der Gottheit herabgezogen wird, was es sei, daß das Fleisch ohne das Wort nicht handelt und das Wort ohne das Fleisch nicht wirkt. Denn ohne die Macht des Wortes würde die Jungfrau nicht empfangen und gebären, und ohne die Wahrheit des Fleisches würde die Kindheit nicht in Windeln eingehüllt uns vorliegen. Ohne die Macht des Wortes werden die Mager das Kind nicht anbeten, welches der leitende Stern ihnen gezeigt, und ohne die Wahrheit des Fleisches wäre nie der Befehl ergangen, den Knaben nach Egypten zu bringen, um ihn der Verfolgung des Herodes zu entziehen. Ohne die Macht des Wortes würde nie die Stimme des Vaters vom Himmel gesendet, gesagt haben: dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe, und ohne die Wahrheit des Fleisches würde Johannes nie betheuert haben: Siehe da das Lamm Gottes, welches die Sünden der Welt trägt. Ohne die Macht des Wortes hätte er weder die Schwachen wieder hergestellt, noch die Todten lebendig gemacht, ohne die Wahrheit des Fleisches wäre weder Speise dem Nüchternen noch Schlaf dem Ermüdeten nöthig gewesen. Ohne die Macht des Wortes endlich würde der Herr nicht bekannt haben, daß er dem Vater gleich sei, und ohne die Wahrheit des Fleisches

würde derselbe nicht gesagt haben, daß der Vater größer sei, denn er. Der katholische Glaube nimmt beides an und vertheidigt beides, da er, nach dem Bekenntnisse des seligen Apostel Petrus, an den einen Christus, den Sohn des lebendigen Gottes glaubt, den Menschen zugleich und das Wort. Obgleich daher nun von jenem Anfange, an welchem im Leibe der Jungfrau das Wort Fleisch geworden, nie eine Theilung zwischen beiden Formen bestanden hat, und während aller Stadien der leiblichen Entwickelung zu jeder Zeit alle Handlungen die Handlungen einer Person waren, so verwechseln wir doch dasjenige, was in untrennbarer Weise gemacht ist, durch keine Vermischung, sondern entnehmen aus der Beschaffenheit der Werke, was einer jeden Form zugehörig. Denn das Göttliche bringt weder dem Menschlichen, noch dieses jenem Nachtheil, da beide so in Eines zusammengehen, daß weder ihr Eigenthümliches aufhört noch eine Gedoppeltheit der Person eintritt.

Mögen also jene Heuchler sagen, die blinden Geistes das Licht der Wahrheit nicht aufnehmen wollen, in welcher Form der Herr der Herrlichkeit, Christus, dem Holze des Kreuzes angeheftet sei, was im Grabe gelegen und welches Fleisch am dritten Tage, nachdem der Stein der Gruft weggewälzt, erstanden sei, und in welchem er nach seiner Auferstehung einige Schüler, die nicht glaubten, überzeugt habe, und den Anstand der Zaudernden widerlegte, als er sagte: Fühlet und sehet, daß ein Geist Fleisch und Gebeine nicht hat, wie ihr sie mich haben sehet, und zu dem Apostel Thomas, lege deine Hand in meine Seite und siehe meine Hände und Füße und wolle nicht ungläubig sein, sondern gläubig. Wahrlich durch diese deutliche Darlegung seines Körpers hat er schon die Lügen der Irrlehrer zerstört, damit die ganze Kirche, welche die Lehre Christi empfangen sollte, nicht zweifelte das zu glauben, was die Apostel auf sich nahmen zu verkündigen. Und wenn die Verhärtung der Häretiker bei einem solchen Lichte der Wahrheit ihre Finsterniß dennoch nicht aufgeben will, so mögen sie uns denn sagen, woher sie sich Hoffnung des ewigen

Lebens versprechen, zu dem niemand gelangen kann, denn durch den Mittler zwischen Gott und den Menschen, den Menschen Jesus Christus. Denn es ist, wie Petrus sagt, kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, im welchem sie selig werden könnten, noch gibt es eine andre Erlösung aus der menschlichen Gefangenschaft als in dem Blute dessen, der sich selbst zur Erlösung für Alle dahin gab, und der, wie Paulus der Apostel sagt, obgleich mit göttlicher Gestalt begabt, es nicht zur Schau trug, daß er Gott gleich war, sondern sich selbst erniedrigte und Knechtsgestalt annahm, und den Menschen gleich ward, und von Ansehn wie ein Mensch erfunden. Er demüthigte sich selbst und ward gehorsam bis zum Tod, ja bis zum Tod am Kreuz. Darum hat ihn auch Gott erhöhet und ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist, daß vor dem Namen Jesu sich alle Knie beugen derer, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind, und alle Zungen bekennen, daß Jesus Christus der Herr sei, zur Ehre Gottes des Vaters.

Obgleich nun der Herr Jesus Christus der Eine ist, und vollkommen eine Person der wahren Gottheit und der wahren Menschheit in ihm, so wissen wir doch, daß die Erhöhung, mit welcher ihn, wie der Lehrer der Heiden sagt, Gott erhöhte, und ihm einen Namen gab, der über alle Namen ist, auf diejenige Form zu beziehen sei, welche durch eine solche Vermehrung der Herrlichkeit zu bereichern war; weil in der göttlichen Gestalt der Sohn dem Vater gleich war, und unter dem Erzeuger und dem Eingebornen kein Unterschied des Wesens statt fand, keine Verschiedenheit der Herrlichkeit, und weil durch das Mysterium der Fleischwerdung nichts dem Worte entzogen war, was ihm durch ein Geschenk des Vaters wäre wiedergegeben worden. Die Gestalt des Knechtes aber, in welcher die leidensunfähige Gottheit ein hochheiliges Sakrament erfüllte, ist die menschliche Niedrigkeit, welche zu der Herrlichkeit der göttlichen Macht erhoben ist, indem von dem Empfängniß der Jungfrau an Gottheit und Menschheit zu einer solchen Einheit in einander gingen, daß weder das

Göttliche ohne den Menschen, noch das Menschliche ohne den Gott wirksam war. Wie deßwegen gesagt wird, daß der Herr der Herrlichkeit gekreuzigt sei, so behaupten wir auch, daß derjenige, welcher von Ewigkeit Gott gleich ist, erhöht sei, weil er, indem die Einheit der Person bleibt, untrennbar der Eine und Selbe ist, ganz des Menschen Sohn durch das Fleisch und ganz Gottes Sohn wegen seiner einen Gottheit mit dem Vater. Was also Christus in der Zeit empfing, das hat er nach dem Menschen empfangen, dem ertheilt wird, was er nicht hatte. Denn nach dem Vermögen der Gottheit hat in ununterschiedener Weise der Sohn Alles, was der Vater hat, und was er in Gestalt des Knechtes vom Vater empfing, das hat er sich in Gestalt Gottes selbst gegeben. Denn nach dieser Gestalt sind er und der Vater Eines, nach der Gestalt des Knechtes aber kam er nicht seinen Willen zu thun, sondern den Willen dessen, der ihn gesandt hat. Nach der Gestalt Gottes: wie der Vater das Leben hat in ihm selbst, so gab er auch dem Sohne, das Leben zu haben in ihm selber; nach der Gestalt des Knechtes ist seine Seele betrübt bis in den Tod. Er der Eine und selbe ist, wie der Apostel sagt, reich und arm. Reich, weil, wie der Evangelist schreibt, im Anfang das Wort war und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort, dieses war im Anfang bei Gott. Alles ist durch dasselbe gemacht und ohne dasselbe ist nichts gemacht. Arm aber, weil unsretwegen das Wort Fleisch geworden ist und unter uns gewohnt hat. Was aber ist seine Erniedrigung, was seine Armuth anders, als die Annahme der Knechtsgestalt, durch welche die Majestät des Wortes verhüllt, die Vollbringung der Erlösung der Menschheit erfüllt ist.»

Unterdessen gingen auch die Antworten der Metropoliten und Bischöfe in Betreff der egyptischen Angelegenheiten ein, denn die ersteren hatten sich bemüht dem Verlangen des Kaisers sogleich Folge zu leisten. Die Geistlichen der einzelnen Provinzen waren zusammen berufen worden und man hatte, wie versichert wird, mit größter Achtsamkeit die Angelegenheit erwogen. Erst nach reiflicher Ueberlegung hatte man ein

Urtheil abgegeben und die Metropoliten dies dem Kaiser eingesandt. Ein großer Theil der Schreiben, in denen dies geschieht, ist uns aufbewahrt worden*) und daraus, wie aus den übrigen Berichten darüber ersehen wir, daß die Erklärungen Aller ohne Ausnahme einstimmig dahingingen, daß die Beschlüsse der Synode von Chalcedon bis auf das Aeusserste aufrecht zu erhalten seien, weil dort nicht der Glaube der Kirche verändert, sondern nur die nicänischen Bestimmungen bestätigt und erklärt worden seien. Eben so sind die Stimmen Aller darüber einig, den Aelurus zu verurtheilen und zu erklären, daß, wenn er der in der Eingabe der flüchtigen egyptischen Bischöfe angeführten Verbrechen schuldig, er nicht allein des Episkopats, sondern auch des Namens eines Christen unwürdig sei, und daß man ihn von jeder kirchlichen Gemeinschaft, selbst von der der Laien, ausschließen so wie diejenigen, welche, obwohl wissend, daß Aelurus vom heil. Proterius verurtheilt gewesen sei, doch Gemeinschaft mit ihm gehabt, entsetzen und auf immer aus der Kirchengemeinschaft entfernen müsse, die ganze Kirche verabscheue diesen unerhörten Vatermord. Die Art und Weise, wie Aelurus zu bestrafen sei, überließen die Bischöfe übrigens dem Kaiser, und bitten ihn nur, der Stadt Alexandrien Verzeihung angedeihen zu lassen, ohne jedoch zu wollen, daß die Schuldigen ganz straflos ausgingen. Ausserdem hatten mehrere dieser Versammlungen den Vorschlag eines neuen allgemeinen Konzils als ungeeignet, selbst als gefährlich verworfen, und von Allen war nur eine einzige Provinz von der Meinung der übrigen abweichend. Es war dies die Synode von Pamphylien. Diese Kirchenprovinz zerfiel in zwei Metropolitanien, die von Perga und die von Side. Der Metropolit der ersteren, Epiphanius von Perga, schreibt dem Kaiser, daß die Geistlichen seiner Provinz das Konzil annehmen als eine mit den Schriften der Väter übereinstimmende Belehrung, deren man sich zur Bekämpfung und Widerlegung der Häretiker bedienen könne, nicht aber als ein

*) Sie finden sich bei Mansi Collect. ampliss. Tom. VII. p. 559 — 627.

Symbol für das Volk, welches man denen, die die Taufe empfingen, mittheilen mußte, da dies allein mit dem nicäni-schen Bekenntnisse geschehen dürfe. Es wäre zu wünschen, daß der Kaiser, der Papst Leo und die übrigen Bischöfe diese Ansicht theilten und sowohl die Schlüsse von Chalcedon wie den Brief Leo's an den Flavian nicht für symbolisch erklärten. Vor allen Dingen müsse der Ausdruck aus zwei Naturen noch deutlicher erklärt werden, da Einige immer noch daran Anstoß nehmen. Es sei einerlei, bemerken sie, ob man die unvermischte Einheit von zwei Naturen lehre oder ob man dieselbe aus zwei Naturen herleite, oder ob endlich nur Eine menschgewordene Natur des Wortes gelehrt werde. Das letztere scheine sogar das Geeignetste und sei überdies durch viele Lehren der Väter bestätigt. Eine solche Erklärung sei ausserdem nothwendig, um so viele getrennte Christen mit der Kirche zu vereinigen, um Verbrechen und Gewaltthat aufhören zu machen, den Häretikern jede Widerrede zu benehmen und Frieden und Einigkeit wiederherzustellen, ohne in irgend einer Weise der dem Konzil von Chalcedon schuldigen Achtung zu nahe zu treten. In Betreff des Aelurus aber, so sei er des bischöflichen Amtes durchaus unwürdig und überlasse man das Weitere dem Kaiser und den Patriarchen.

Das war die Meinung der Synode von Perga. Obgleich der Bericht des Amphilochius von Side, welcher der andern pamphylischen Metropolitanie vorstand, nicht aufbewahrt ist, so geht doch aus andern Berichten hervor, daß die Meinung seiner Synode von der der übrigen durchaus abwich. Die Geistlichen derselben verwarfen zwar nämlich ebenfalls den Aelurus, verweigerten aber zugleich auch die Annahme des Konzils von Chalcedon. Der Metropolit Amphilochius hatte auf diesem letzteren schon einige Anhänglichkeit für den Dioskur bewiesen, und damals schon hatte man sich bewogen gefunden, von ihm eine besondere Erklärung zu verlangen, daß er die Lehren jenes verwerfe.

Die Bischöfe von Pamphylien waren, soweit zu unsrer Kenntniß gekommen, die Einzigen, welche von dem Urtheile

aller übrigen, deren Anzahl bald auf vierhundert und siebenzig, bald sogar auf sechzehnhundert angegeben wird, abwichen. Auch bezog sich diese Abweichung immer nicht auf den Aelurus, dessen Schuld von Allen in gleicher Weise anerkannt wurde. Die bei weitem entschiedenere Majorität hatte zugleich durch ihre Erklärung hinreichend bewiesen, welches das wahre Bewußtsein der Kirche und ihrer Bischöfe über jenes Konzil sei. Ausserdem hatte der Kaiser noch mehrere durch Frömmigkeit und Heiligkeit des Lebens ausgezeichnete Männer, die in der Meinung des Volkes sehr hoch standen, wie Simeon den Styliten, die Einsiedler Baradat und Jacobus von Cyrus, um ihre Ansicht befragen lassen, und alle hatten sich mit der Mehrheit der Bischöfe übereinstimmend erklärt.

Die Antworten sämmtlicher Synoden wurden auf des Kaisers Befehl so wie sämmtliche zu der ganzen Angelegenheit gehörige Aktenstücke gesammelt, später auf des Kassiodorus Betrieb von einem gewissen Epiphanius in das Lateinische übersetzt. Sie genossen lange Zeit hindurch ein großes Ansehen und wurden eifrig benutzt, dessenohngeachtet aber ist das Ganze nur in sehr mangelhafter Gestalt auf uns gekommen. Die sieben und dreißig Schreiben, welche noch erhalten sind, gleichen einander, wie es die Sache mit sich bringt, sehr.

Obgleich nun das Urtheil der Gesammtheit der Bischöfe hinreichend festgesetzt schien, um den Kaiser zu veranlassen, sein Verfahren gegen den Aelurus darauf zu begründen, so scheint es doch, als wenn die Freunde desselben am Hofe jenem Ausspruche wenigstens eine Zeitlang das Gegengewicht zu halten wußten, so daß der Kaiser nicht sogleich zu entscheidenden Maaßregeln schritt. Es ist höchst wahrscheinlich, daß auf Betreiben dieser Partei Leo sogar wieder zweifelhaft wurde und aus Furcht zu schnell zu verfahren und dem Aelurus zu viel zu thun, zu langsam verfuhr und dem Rechte nicht genug that. Aspar und Basilisk wußten den Kaiser zu bereden, er solle zuerst noch einmal den Aelurus hören, und diesem die Antwort des Papstes auf jenes kaiserliche Rundschreiben

schicken, damit man erführe, wie er sich vertheidige, und was er darauf zu erwiedern habe. Es war dies im Grunde sehr fein und listig berechnet. Zuerst gewann die Partei durch diese Maaßregel Zeit, um den ihr nachtheiligen Eindruck, den die allgemeine Erklärung der Bischöfe auf den Kaiser gemacht, zu schwächen, und dann wurde Aelurus dadurch als eine berechtigte Partei hingestellt, indem da, wo die Kirche schon gesprochen, ihm noch das Recht zuerkannt wurde, weitere Demonstrationen von seiner Seite zu machen. Dadurch wurde aber der eigentliche Stand der Sache ganz verrückt, die gegenseitige Stellung durchaus geändert, und des Aelurus nachtheilige Lage um Vieles gebessert. Seine Antwort auf die an ihn ergangenen kaiserlichen Schreiben beweißt, daß er diese Wendung der Dinge sehr wohl zu würdigen verstand, und allen nur möglichen Vortheil daraus zu ziehen suchte. Er griff nämlich in derselben nicht nur die päpstliche Autorität an und die chalcedonensischen Beschlüsse, sondern verlangte auch, daß, um seine Lehre und sein Verfahren zu rechtfertigen, so wie um seine Angelegenheit überhaupt zu entscheiden, eine Konferenz in Gegenwart des Kaisers gehalten werden solle zwischen einigen Freunden des Eutyches und Dioskur und einem Bevollmächtigten, den der Papst zu diesem Zwecke nach Konstantinopel zu senden habe. Der Kaiser, durch Aspar und Basilisk bearbeitet, ging auf diesen Vorschlag ein, und schrieb sogleich deßwegen an den Papst mit der Bitte, Abgesandte zu schicken, die in seinem Namen verfahren könnten.

Der Papst empfing diesen Brief im Anfang des Jahres 458 und beantwortete ihn im März, indem er dem Kaiser in angemessener zwar, aber sehr nachdrücklicher Weise die Unmöglichkeit auseinandersetzte, von neuem zu untersuchen, was durch das allgemeine Konzil von Chalcedon schon festgesetzt sei, wolle er seine Zustimmung dazu geben, so mache er sich der Strafe schuldig, welche Marcian gegen die Verächter desselben festgesetzt, und die er durch seine Zustimmung bestätigt habe. Ausserdem gibt er dem Kaiser zu verstehen, daß er sehr wohl das Gewebe der Intriguen der Häretiker

durchschaue und absähe, wo sie hinaus wollten, es aber für Pflicht seines Amtes halte, allen ihren Umtrieben sich auf das Entschiedenste zu widersetzen, und sie dem Wohl der allgemeinen Kirche unschädlich zu machen. Weil der Kaiser es wünsche, so wolle er wohl Legaten nach Konstantinopel senden, aber nicht um mit irgend jemand, wer es auch sei, zu disputiren, sondern um die Gläubigen zu unterrichten, damit sie die Gemeinschaft aller derjenigen vermeiden lernten, welche den Beschlüssen der Synode von Chalcedon entgegenträten. Ausserdem aber sollten diese Legaten auch auf die Bestrafung des Aelurus und auf die Wiedereinsetzung der katholischen Bischöfe in Egypten dringen.

Zu gleicher Zeit erhielten auch Anatolius, der Klerus von Konstantinopel und die dort sich aufhaltenden rechtgläubigen egyptischen Bischöfe Schreiben von dem Papst. Das an den ersteren betraf hauptsächlich noch jene Angelegenheit des Attikus und Andreas. Anatolius hatte nämlich dem Papst auf seine desfallsigen Aufforderungen durch den Diaconus Patritius geantwortet, daß kein weiterer Grund gegen Attikus zu verfahren vorhanden sei, indem dieser ihm eine Schrift eingereicht, die er dem Papste mit übersandte, in welcher er erklärt, daß er nur Abneigung gegen Eutyches empfände. Zugleich aber hatte Anatolius zu verstehen gegeben, daß er die Einmischung des Papstes in die Angelegenheiten seines Klerus durchaus nicht billige. Leo erwiederte ihm hierauf, daß jene Schrift des Attikus keineswegs hinreichend sei, um ein weiteres Verfahren gegen denselben unnöthig zu machen. Sie sei durchaus ungenügend und erlaube dem Attikus sehr wohl, sich zu den Irrthümern des Eutyches hinzuneigen. Den Geistlichen schrieb der Papst, sie sollten nicht dulden, daß einer ihrer Mitbrüder den Irrthümern des Eutyches und Nestorius ergeben sei, und sich lieber an den Kaiser wenden. Attikus und Andreas müßten durchaus widerrufen, oder ihrer Stellen entsetzt werden.

Diese Angelegenheit drohte Ursache zu einer neuen Erkältung zwischen dem Papste und dem Patriarchen zu werden,

als der Tod dieses letzteren allen weiteren Folgen ein Ende machte. Des Papstes Verfahren in dieser Angelegenheit ist sehr verschieden beurtheilt, allgemein fast wirft man ihm Härte vor und selbst der sonst so ruhige Tillemont läßt sich zu schärferen Bemerkungen hinreißen*). Man muß aber dagegen geltend machen, daß dies eine Reibung war, die, wie so vieles Andre, nothwendig durch die Entwickelung der kirchlichen Verfassungsverhältnisse herbeigeführt wurde, und welche für diejenigen, die dabei betheiligt sind, immer unangenehm oft beklagenswerth, für das Allgemeine aber nützlich und befördernd, ausserdem aber nie zu ändern ist. Der Uebergang aus der Patriarchatsverfassung zu der vollkommeren und entwickelteren Gestaltung des Primats mußte dergleichen nothwendig veranlassen, und nur von diesem höheren Standpunkte aus kann des Papstes Verfahren gewürdigt werden, ohne weder ihm noch dem Anatolius Unrecht zu thun.

Im August des Jahres 458 reißten die Gesandten des Papstes denn auch wirklich nach Konstantinopel. Leo hatte dazu die beiden Bischöfe Donatian und Geminian gewählt. Den Zweck ihrer Sendung bezeichnet er noch einmal genau und ausführlich in einem ihnen mitgegebenen Schreiben an den Kaiser. Sie kämen nicht, heißt es darin, um mit schon

---

*) Il (le pape) écrivit aux Ecclésiastiques de Constantinople, — sans meler à cela aucune parole qui put adoucir le mécontement, qu'Anatole pouvait aisément concevoir d'une lettre si propre à soulever un Clergé contre son Evêque, ou plutôt qui supposait que Constantinople était sans evêque. — Il, Léon, se rejouit dans la même lettre, de ce que l'on avait assuré, que tout le clergé était très ferme dans la foi. Il ne dit jamais qui lui mandait toutes ces nouvelles de Constantinople. Si ce n'était que le prêtre Aece, un seul témoin n'est pas recevable, surtout contre des prêtres, et des delations secretes ne s'écoutent point dans un tribunal, ou l'on aime la justice et ou l'on craint moins de pardonner à un coupable, dont le crime n'est pas avéré, que de condamner des innocens. Tillemont. Mémoires etc. Tom. XV. p. 811.

verurtheilten Leuten über Glaubenssachen zu streiten, sondern um den Kaiser zu bitten, in der Kirche Egyptens den Frieden und die Autorität ihrer rechtmäßigen Lehrer so wie die Freiheit des Glaubens wiederherzustellen, und einen katholischen und friedliebenden Bischof einzusetzen. Aelurus könne dies auf keinen Fall bleiben, da er und seine Genossen unter keiner andern Bedingung zeitliche und ewige Vergebung zu erwarten hätten, als wenn sie dem geistlichen Stande entsagten und in Thränen und Demuth Buße thäten.

Die Sendung dieser Legaten scheint nicht ohne Erfolg geblieben zu sein, denn wenn wir auch nichts unmittelbar Näheres über ihre dortige Thätigkeit wissen, die Dauer ihres Aufenthalts in Konstantinopel kann nicht einmal genau angegeben werden, so zeigen doch die Ereignisse selbst, daß die Hauptforderungen des Papstes erfüllt, Aelurus verwiesen und ein katholischer Bischof in Alexandrien gewählt wurde.

Bei ihrer Ankunft an dem kaiserlichen Hoflager fanden die Gesandten insofern eine große und für den Zweck ihrer Sendung vielleicht wichtige Veränderung in den dortigen Verhältnissen, als durch den im Laufe des Sommers erfolgten Tod des Anatolius sich vieles anders gestaltet haben mußte. Anatolius war vom Schauplatz der Begebenheiten abgetreten, ohne das Bewußtsein mit hinüber zu nehmen, den großen Endzweck seines Strebens erreicht zu haben. Ohne bedeutenden eigenthümlichen Geist, oder in irgend einer Weise ausgezeichnete Eigenschaften zu besitzen, gehört er doch deßwegen zu den interessantesten und bedeutendsten Erscheinungen der Geschichte seiner Zeit, weil wir in ihm den Repräsentanten eines Systems erblicken müssen, welches grade jetzt nach einem harten Kampfe erlag, um einem vollkommeneren zu weichen. Die Patriarchatsverfassung, wie sie sich im Orient ausgebildet, hatte in der Wichtigkeit und Bedeutung des Stuhls von Konstantinopel, wie er sie seit einigen Jahrzehnten besaß, ihren Gipfel erreicht. Nachdem der Zwiespalt zuerst in ihrem eigenen Schooße ausgebrochen war und der Stuhl von Alexandrien lange Zeit hindurch mit dem von Neurom um die

Herrschaft der morgenländischen Kirche gerungen, nachdem Dioskur eine Zeitlang durch Irrlehre und Gewalt die Oberhand gehabt, endlich aber der von der ganzen Kirche gegen ihn ausgehenden Reaktion unterlegen war, schien dem Patriarchen der Hauptstadt der Sieg endlich gesichert, und wie die Bischöfe des Abendlandes bisher in dichter Reihe sich um den apostolischen Stuhl geschaart und in ihm den Mittelpunkt der Einheit für die Gesammtkirche erkannt und verehrt hatten, — so strebte Anatolius, ein gleicher Mittelpunkt für das Morgenland zu werden, um denselben Primat, den Rom dort, seinerseits hier auszuüben. Die Kirche selbst sollte in zwei große Hälften zerfallen, das Abendland und das Morgenland, und die gesammte Christenheit in den beiden Bischöfen von Rom und Byzanz, ihre Oberhirten verehren. Daher der acht und zwanzigste Canon der Synode von Chalcedon. Wer möchte, der aufmerksamen Auges den Begebenheiten folgt, verkennen, daß Anatolius die Seele der dahin strebenden Bewegung war. Aber er stieß auf einen Fels, an dem er scheiterte. Leo, der Papst, hatte die höhere ihm gestellte Aufgabe erkannt und leitete dieser Erkenntniß gemäß die Bewegung, daß sie ihrem Ziele, der Realisirung der vollkommensten kirchlichen Verfassungsform, des Primats, sich näherte. Daher war aber auch der Kampf zwischen ihm und Anatolius in der inneren Lage der Verhältnisse begründet und unvermeidlich. Es gab Momente in diesem Kampfe, wo Anatolius dem größeren Geiste sich beugte, aber das freundliche Verhältniß konnte von keiner langen Dauer sein, ihre gegenseitige Stellung mußte die Ursache immer neuer Reibung werden, die vielleicht bei der letzten Veranlassung am allerhärtesten geworden wäre, wenn der Tod des Anatolius ihren Fortgang nicht abgeschnitten hätte. Von seinem Charakter übrigens ist weniger zu sagen, seine früheren Verbindungen mit Dioskur und dessen Partei sind nicht zu läugnen, ebensowenig, daß er denselben seine Gelangung auf den Stuhl der Hauptstadt des oströmischen Reichs verdankt. Er verließ diese Partei, als er sah, daß es nöthig war, ihr Gegner zu

werden, um den Plan in Bezug auf seine Stellung zur Kirche auszuführen, den er nachher zu realisiren strebte. Die Griechen rechnen ihn unter die Zahl ihrer Heiligen und mit Recht, denn in ihm spricht sich deutlich Prinzip und Streben aus, welches die Kirche des Orients erfüllte, als sie sich von der katholischen trennte. Mit Unrecht aber lassen sie ihn von den Häretikern getödtet werden und machen ihn zum Märtyrer, denn davon weiß die Geschichte nichts. In demselben Jahre starben auch die Patriarchen von Antiochien und Jerusalem. Ihr Tod änderte nichts, da beide bei ihrem Leben ohne größeren Einfluß gewesen. Dem Anatolius folgte Gennadius auf dem Stuhl von Konstantinopel.

Während nun die Gesandten des Papstes die allgemeinen Angelegenheiten der Kirche bei dem Kaiser besorgten, richtete Leo, wie es scheint, seine ganze und ungetheilte Aufmerksamkeit auf den inneren Zustand der ihm zunächst liegenden abendländischen Kirche. Die häufigen Züge der Barbaren im Occident, die durch dieselbe hervorgebrachte Unsicherheit aller Verhältnisse, konnte nicht anders als einen nachtheiligen Einfluß auf das kirchliche Leben der Geistlichen sowohl, wie des Volks ausüben. Des Papstes Bestrebungen in diesen letzten Jahren seiner Wirksamkeit gehen nun besonders dahin, durch mehrere Dekretalen und Verordnungen jenem ungeordneten Zustand kirchlicher Dinge ein Ende zu machen. Die erste Veranlassung dazu boten ihm einige Mißstände im obern Italien dar, von denen er durch Adeodat, den Diacon der römischen Kirche, Nachricht erhielt. Nicetas, der Bischof von Aquileja, hatte sich an diesen gewendet, und durch ihn den Papst um seine Entscheidung über einige zweifelhafte Fälle gebeten. Aquileja war, wie oben erzählt, von den Hunnen auf ihrem Zuge gegen Rom nach langer und tapferer Vertheidigung erobert und zerstört. Die Barbaren führten, wie das überall ihre Sitte, den größten Theil der im Kampfe nicht gefallenen streitbaren Männer als Gefangene mit sich fort. Die Frauen dieser hatten die Hoffnung, sie wiederzusehen, aufgegeben, und sich, als Ruhe und Ordnung zurückzukehren begonnen,

ihre Männer für todt haltend, von neuem verheirathet. Nun aber geschah es doch, daß mehrere von diesen Gefangenen sich zu befreien gewußt hatten, in ihre Heimath zurückkehrten und ihre Frauen wieder verlangten. Nicetas, von dem in dergleichen Fällen eine Entscheidung verlangt wurde, bat den Papst um eine Richtschnur für dieselbe, welche ihm Leo auch gab, indem er erklärte, daß die Frauen, welche einen zweiten Mann in der Ueberzeugung, daß der erste gestorben sei, geheirathet hätten, nicht zu tadeln seien, nur müßten sie den zweiten unbedingt verlassen, wenn der erste zurückkäme und sie wieder verlangte. Die sich weigernden seien von der Kirchengemeinschaft auszuschließen. Der Papst gründet seine Entscheidung auf die Aussprüche der heiligen Schrift: **a Deo jungitur mulier viro** und **quod Deus junxit, homo non separet**, und ausserdem fügt er hinzu, forderten schon die bürgerlichen Gesetze die Restitution des Zurückgekehrten in Haus, Hof und sonstiges Besitzthum, wie vielmehr sei ihnen nicht das zurückzugeben, woran sie durch die engsten und heiligsten Bande geknüpft sind. In demselben Briefe ertheilt der Papst auch Vorschriften, wie es in Bezug auf diejenigen zu halten sei, welche, entweder von den Barbaren gezwungen oder durch Hunger und das äusserste Bedürfniß dazu getrieben, von dem Fleische der Opferthiere gegessen hätten. Diese hätten sich, insofern es nur aus Furcht oder Bedürfniß geschehen sei, durch aufrichtige Buße zu reinigen. Einer gleichen Buße seien die zu unterwerfen, welche sich aus Furcht oder Irrthum von den Barbaren noch einmal hätten taufen lassen. Doch empfiehlt er ausdrücklich, nicht sowohl auf die Länge der Buße als auf ihre Aufrichtigkeit und Innerlichkeit zu sehen. Denjenigen, welche die Taufe nur von den Häretikern empfangen, sei die Konfirmation zu ertheilen, indem man den heiligen Geist anrufen und ihnen die Hände auflegen solle, damit sie nun auch die Kraft und Heiligung der Taufe empfingen, von denen ihnen früher nur die Form zu Theil geworden. Nicetas solle diese Entscheidungen allen Bischöfen seiner Provinz mittheilen, da überall ähnliche Fälle eintreten könnten.

Dem Bischof Neonas von Ravenna wurde auf ähnliche Anfragen ein ähnlicher Bescheid zu Theil. Es traf sich nämlich, daß Leute, welche als Kinder in die Sklaverei geführt waren, bei ihrer Rückkehr das Verlangen äusserten, getauft zu werden. Man solle in diesem Falle, entschied der Papst, so lange mit der Erfüllung desselben anstehen, bis genauere Erkundigungen eingezogen worden, ob jene nicht während ihres Aufenthalts bei den Barbaren das Sacrament empfangen hätten, und es ihnen nur dann ertheilen, wenn dies sich nicht nachweisen ließe. Das Schreiben an den Neonas ist übrigens auch in sofern beachtenswerth, als der Papst im Anfange desselben bemerkt, wie er nie, wenn er um seine Entscheidung befragt würde, sie anders gäbe, als nachdem er zuvor die heilige Schrift und die Tradition befragt habe. Bei besonderen Veranlassungen, wie bei der vorliegenden, wurden die fraglichen Angelegenheiten auch einer Versammlung von Bischöfen vorgelegt, von der es höchst wahrscheinlich ist, daß Leo sie alljährlich gegen den Herbst nach Rom zusammenzuberufen pflegte.

Um das Ende dieses Jahres fällt auch die Publikation eines Gesetzes des Majorian, der dem Maximus in der Herrschaft gefolgt war, von welchem mit Recht vielleicht behauptet wird, daß der Papst seiner Abfassung nicht fremd war. Der Kaiser verordnete nämlich*), daß Jungfrauen nicht vor dem vierzigsten Jahre den Schleier nehmen und geweiht werden sollten. Eltern und Vormünder, welche diesem Gebote zuwider sie früher weihen ließen, oder es nur zugäben, sollten um ein Drittel ihres Vermögens gestraft werden, die Geistlichen, welche zu einer solchen Umgehung des Gesetzes hülfreiche Hand geleistet, sollten ihres Amtes entsetzt und verbannt werden. Das lib. Pontiff. sagt nun von Leo, daß er eine ähnliche Verordnung erlassen und eine Stelle in einem Briefe des Papstes an den Bischof Rustikus von Narbonne scheint dies zu bestätigen. Die Ursache, warum

*) Cod. Theodosian. Neon. IV. Majoriani. VIII.

dieses eigentlich rein kirchliche Gesetz hauptsächlich vom Kaiser ausging und verkündet wurde, lag in den Umständen, welche dasselbe überhaupt nöthig gemacht hatten, und wird durch eine genaue Lesung desselben sehr deutlich. In den vornehmen römischen Familien war nämlich um diese Zeit, wo das Klosterleben auch im Abendlande Wurzel zu fassen begann, der Gebrauch herrschend geworden, ihre Töchter durch Ueberredung oder in einzelnen Fällen sogar mit Gewalt zur Annahme des Schleiers zu bewegen, um auf diese Weise eine zu große Theilung und Zersplitterung der Familiengüter zu verhindern. Es ist leicht einzusehen, daß ein solcher Gebrauch zu den größten Mißständen Veranlassung geben mußte, denen durch das erwähnte Gesetz entgegengewirkt werden sollte. Um demselben aber in den Kreisen, auf die es vorzugsweise berechnet war, mehr Eingang und unbedingtes Ansehen zu verschaffen, mußte die Bekanntmachung, wenn auch die eigentliche kirchliche Fassung vom Papste herrührte, doch vom Kaiser ausgehen[14]).

Auch Rustikus, Bischof von Narbonne, hatte sich an den Papst gewendet und ihn um Entscheidung mehrerer Fragen, bei denen er zweifelhaft gewesen, gebeten, vielleicht auch bei dem Anblick so vielen Unheils, so manchen Verirrungen und Unordnungen in kirchlichen Dingen, den Wunsch ausgesprochen, seines Amtes entledigt zu sein. Der Papst verweißt ihm nun im Anfange seines Briefes dergleichen Aeusserungen und ertheilt ihm dann die erbetenen Entscheidungen über die vorgelegten Fragen. Rustikus hatte zuerst um Belehrung gebeten, wie gegen einen Geistlichen, der sich fälschlich für einen Bischof ausgegeben, zu verfahren sei, und besonders was in Betreff der von einem solchen geweihten Kleriker zu thun? Der Papst antwortet ihm darauf, daß jene ersteren unter keiner Bedingung anzuerkennen seien, diese letzteren aber doch Kleriker bleiben könnten, wenn sie in Gemeinden, die eigene Bischöfe hätten und mit Bewilligung ihrer Vorgesetzten geweiht worden wären. Ferner: Geistliche sollen, wenn sie auch die Erlaubniß der öffentlichen Kirchenbuße nachsuchen, dieselbe doch im Besonderen ablegen. Diese, der

Tradition entnommene Vorschrift sei unstreitig apostolischen Ursprungs, und den Worten gemäß: Wenn der Priester sündigt, wer soll für ihn beten? — Einem Kirchendiener kann es nicht erlaubt sein, mit seiner Frau Kinder zu zeugen. — Wenn ein Presbyter oder Kirchendiener seine Tochter einem Manne, der illegitime Kinder hat, zur Ehe gibt, so ist dieser (der Mann) deßwegen nicht als verheirathet anzusehen. Verpflichtet sich jemand in einer Krankheit zur Kirchenbuße, und will er sie, wiederhergestellt, nicht vollziehen, so ist es Pflicht der Geistlichen, ihn stets daran zu erinnern. Büßende, welche vor erlangter Kirchengemeinschaft sterben, sind der Gnade Gottes anheimzustellen. Hat ein Pönitent Rechtshändel, so darf er sie nur vor kirchliche Gerichte zur Entscheidung bringen. Ein solcher soll ferner keinen Handel treiben, weil diese Beschäftigung leicht Gelegenheit Unrecht zu thun darbietet. Auch nach gethaner Buße ist es ihm rathsam, sich enthaltsamer Keuschheit zu befleißigen. Mönche, welche in den ehelichen oder Kriegerstand treten, verfallen der öffentlichen Kirchenbuße wegen der Uebertretung ihrer Gelübde. Jungfrauen, welche freiwillig den eheloſen Stand gelobt haben und sich verehelichen, sündigen, wenn sie auch keine feierliche Gelübde gethan haben.

Im Anfang des folgenden Jahres 459 erließ der Papst eine Verordnung, die zunächst an die Bischöfe von Kampanien, Samnium, Picenum gerichtet ist, und welche sich auf die Zeit, in welcher die Taufe an Erwachsene zu ertheilen sei, bezog. Es war nämlich zu seiner Kenntniß gekommen, daß die Taufe in jenen Gegenden ohne einen erheblichen Grund auch an den Gedenkfesten der Märtyrer ertheilt war, und sogar mit Vernachläßigung der kirchlich vorgeschriebenen vorbereitenden Uebungen. Der Papst äussert über diese Vernachläßigung und Erschlaffung der Disziplin sein großes Bedauern, und bedroht diejenigen, welche die Taufe ohne Nothwendigkeit ausser Ostern und Pfingsten ertheilten, mit Absetzung. Er scheint zu diesem strengen Verfahren hauptsächlich dadurch veranlaßt zu sein, daß einige Geistliche aus

schmutziger Gewinnsucht denjenigen, welche die Taufe zu einer aussergesetzlichen Zeit wünschten, diese Vergünstigung um Geld verkauften.

In eben diesem Schreiben an jene italischen Bischöfe findet sich auch eine andere merkwürdige Disziplinarvorschrift in Betreff der Beichte, welche nachher allgemein und dauernd in der Kirche geworden ist. Es heißt nämlich in jenem Schreiben des Papstes: Auch jene Anmaßung gegen die apostolische Regel, von welcher ich neulich erfahren, daß Einige sie mit unerlaubtem Mißbrauch begehen, soll in jeder Weise aufgehoben werden. Es soll nämlich kein schriftlich aufgezeichnetes Bekenntniß über die einzelnen Sünden mehr öffentlich vorgelesen werden, da es hinreichend ist, daß die Last der Gewissen dem Priester in geheimer Beichte bekannt werde. Denn obgleich auch die Fülle des Glaubens lobenswerth zu sein scheint, welche aus Furcht vor Gott vor den Menschen nicht zu erröthen scheut, so muß doch, da alle Sünden nicht von der Art sind, daß diejenigen, welche Buße zu thun verlangen, nicht anzustehen hätten, sie öffentlich zu bekennen, jene nicht zu billigende Gewohnheit abgeschafft werden, damit nicht Viele dadurch von dem Heilmittel der Buße selbst abgehalten werden, weil sie entweder erröthen oder ihren Feinden alle ihre Handlungen zu entdecken fürchten, für welche die Ahndung der Gesetze sie treffen könnte. Es reicht jenes Bekenntniß hin, welches zuerst Gott dargeboten wird und dann dem Priester, der seine Bitten für die Sünden der Bußethuenden hinzufügt. Dann können auch desto mehr zur Buße aufgefordert werden, wenn das Gewissen der Beichtenden nicht zur öffentlichen Kunde des Volks gelangt.»

Aber wir müssen unsre Blicke dem Orient wiederzuwenden, wo die Bemühungen der päpstlichen Legaten, denen der neue Patriarch Gennadius sich anschloß, es endlich dahin brachten, den Einfluß der Freunde des Aelurus auf den Kaiser zu schwächen und denselben zu entschiedeneren Maaßregeln gegen jenen, der immer noch im unrechtmäßigen Besitz des Stuhles von Alexandrien sich befand, zu bewegen. Der Kaiser erließ

ein Edikt gegen ihn, und sandte dem Befehlshaber seiner Kriegsmacht in Egypten, Stilas, den Befehl den Aelurus auf jede, selbst auf gewaltsame Weise aus Alexandrien zu entfernen.

Stilas führte den kaiserlichen Befehl aus und Aelurus wurde mit seinem Bruder Anatolius aus Alexandrien verwiesen und nach Gangra in Paphlagonien verbannt. Aber noch ehe er dort ankam, wußte er sich durch Freunde, welche er immer noch in Konstantinopel gehabt zu haben scheint, die Erlaubniß zu verschaffen, nach jener Stadt selbst zu kommen, sei es nun um sich zu rechtfertigen oder um die Gnade des Kaisers in Anspruch zu nehmen. Sobald der Papst durch Gennadius und seine Legaten erfahren hatte, daß diese entschiedeneren Maaßregeln ergriffen seien, aber auch daß man vielleicht geneigt sein könnte dem Aelurus noch einige Zugeständnisse zu machen, schrieb er sogleich dem Kaiser, um ihm im Namen der ganzen Kirche zu danken. Um aber jeden Versuch des Aelurus, sich durch seinen Uebertritt zum katholischen Bekenntniß den Besitz des Stuhles von Alexandrien zu erhalten, im Voraus schon fruchtlos zu machen, ermahnte der Papst den Kaiser auf das eindringendste, das Angefangene zu vollenden, indem er den Befehl gäbe, daß sogleich zu Alexandrien ein neuer Bischof gewählt werde, der von jedem Verdacht des Eutychianismus frei, dem katholischen Bekenntniß aufrichtig ergeben sei, dem Aelurus sei jede Hoffnung zu benehmen, je wieder in den Besitz einer Stelle zu gelangen, deren er sich so vollkommen unwürdig gezeigt habe. Eben so schrieb der Papst an den Gennadius und bittet ihn, sein Möglichstes zu thun, um die Erwählung eines neuen Bischofs in Alexandrien zu betreiben. Zugleich fordert er ihn auf, im Fall Aelurus doch nach Konstantinopel käme, zu verhindern, daß Jemand (wahrscheinlich auf die Geistlichen nur bezogen) öffentlich oder im Geheimen in Verbindung mit ihm trete, und daß Zusammenkünfte, in der Absicht ihn zu einer andern Meinung zu bekehren, gehalten würden.

Leo's Bemühungen hatten den gewünschten Erfolg. Aelurus kam gar nicht nach Konstantinopel, vielleicht weil er eben im

Voraus erfahren, daß seine Bemühungen vergebens sein würden. Er ging in seine Verbannung nach Gangra, hielt dort, wo auch Dioskur schon gewesen, schismatische Versammlungen und erregte mehr als einmal Unruhen. Als dieses Treiben zur Kunde des Kaisers gekommen, verbannte er ihn nach dem taurischen Chersones und befahl, ihn dort einer strengen Bewachung zu unterwerfen. Hier blieb Aelurus bis zum Jahre 476, wo der kurze Triumph seiner Partei unter ihrem großen Gönner, dem Usurpator Basiliskus, ihn noch einmal für einige Zeit auf den Stuhl von Alexandrien zurückrief. Sein erster Sturz übrigens veranlaßte die Häupter seiner Partei, besonders den Petrus Mongus, sich der gefürchteten Strafe durch die Flucht zu entziehen. Der Kaiser hatte zugleich die Wahl eines neuen Bischofes auf das schleunigste zu betreiben anbefohlen, dies geschah und die Stimmen der Geistlichkeit und des Volks fielen auf den Timotheus Salophakiolus. Dem katholischen Glauben von Herzen ergeben, hatte er sich durch die Reinheit seines Lebens und die Milde seiner Gesinnungen allgemeine Liebe zugezogen, und wußte sie sich selbst in seiner neuen so schwierigen Stellung zu erhalten, so daß seine Gegner selbst, als sie späterhin wieder eine vorübergehende Macht erhielten, ihm öffentlich zuriefen: Obgleich nicht in deiner Kirchengemeinschaft, lieben wir dich doch!

So hatte der große Papst noch am Abend seines thatenreichen Lebens die Freude, die Ruhe und den gesetzmäßigen Zustand in der Kirche des Orients, das Ziel aller seiner Mühen und Bestrebungen, dauernd, wie es wenigstens scheinen mußte, wieder hergestellt zu sehen. Wie tief und innig diese Freude gewesen, beweisen die Briefe, welche er in Bezug auf die Wahl des Timotheus an den Erwählten selbst und an die Geistlichkeit Egyptens schrieb. Es sind die letzten, die uns von ihm aufbewahrt sind, denn im Jahre 461 endete er seine Laufbahn. Der Tag seines Todes wird verschieden angegeben, entweder **III. Idus April.**, an welchem Tage die römische Kirche noch sein Gedächtniß feiert, oder **III. Idus Nov.**, was mit den Angaben über die Zeit der Stuhlbesteigung seines Nachfolgers

Hilarus besser übereinstimmt. Ueber seinen Tod selbst, so wie über seine Persönlichkeit und sein nicht der Oeffentlichkeit angehörendes Leben, ermangeln wir aller Nachrichten. Seine Gebeine wurden in derselben Kirche, welche die seines großen Vorbildes und Vorgängers, des heil. Petrus, umschloß, beigesetzt, und zuerst zwar in einem Gewölbe, welches sich am Eingange der Kirche, unter der Stelle, wo die Vorhalle aufhört und die eigentliche Kirche beginnt, befand. In einer auf sein späteres Grabmal gesetzten Inschrift, heißt es daher, mit Bezug auf diese seine erste Ruhestätte schön: «wie er im Leben die Kirche gehütet, so habe er im Tode noch an ihrem Eingange gewacht.» Einer seiner Nachfolger, der Papst Sergius, ließ um das Ende des siebenten Jahrhunderts seine Ueberreste an eine andre Stelle in derselben Kirche versetzen, wo sie sich in größerer Nähe bei dem Altare des heil. Petrus befanden. Zugleich wurde ihm ein prächtiges Grabmal errichtet, dessen Inschrift uns zufälligerweise noch aufbehalten ist *). Eine

*) Sie findet sich bei Gruter und Mabillon Analect. III. p. 43.

**Hujus apostolici primum est hic corpus humatum,**
**Quod foret et tumulo dignus in arce Petri.**
**Hinc vatum procerumque cohors, quos cernis adesse,**
**Membra sub egregia sunt adoperta domo.**
**Sed dudum ut Pastor magnus Leo septa gregemque**
**Christicolam servens janitor arcis erat,**
**Commonet e tumulo, quod gesserat ipse superstes,**
**Ne lupus insidians vastet ovile Dei.**
**Testantur missi pro recto dogmate libri,**
**Quos pia corda colunt, quos mala turba timet.**
**Rugiit et pavida stupuerunt corda ferarum,**
**Pastorisque sui jussa sequuntur oves.**
**Hic tamen extremo jacuit sub marmore templi,**
**Quem jam pontificum plura sepulcra tegunt.**
**Sergius antistes divino impulsus amore**
**Hunc in fronte sacrae transtulit inde domus.**
**Exornans rutilam pretioso marmore tumbam,**
**In quo poscentes mira superna vident.**
**Et quia praemicuit miris virtutibus olim,**
**Ultima pontificis gloria major erit.**

andre Versetzung fand unter Paulus dem Fünften im Jahre 1607 Statt. Bei dieser Gelegenheit wurden ihm und seinen Nachfolgern, Leo dem zweiten, dem dritten und vierten eine gemeinschaftliche Kapelle in der neuen St. Peterskirche errichtet, und ihre Gebeine dort beigesetzt. Eine dritte Translation geschah endlich noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, und Papst Benedikt der Vierzehnte, welcher derselben, noch nicht zur päpstlichen Würde erhoben, beigewohnt hatte, verordnete seinen großen Vorgänger, den Lehrern der Kirche, in der höchsten Bedeutung des Wortes (**Doctores Ecclesiae**) beizuzählen*), und bestimmte ausserdem die kirchliche Feier seines Gedächtnisses genauer als bisher.

An Ende seiner Laufbahn angelangt, sind wir jetzt im Stande, Geist und Charakter des Papstes, seinen Einfluß und seine Bedeutung für die Entwickelung des Christenthums und der Kirche näher zu beurtheilen. Von jeher hat Leo den Beinamen «des Großen», selbst von solchen erhalten, die in ihm nicht das Oberhaupt *ihrer* Kirche, nicht einen Lehrer *ihres* Glaubens sehen. Diese Bezeichnung deutet durch ihr Alter schon die Meinung an, welche frühere Zeiten von ihm hatten, und wenn sie auch nicht an sich allein schon für die wirkliche Größe des Mannes zeugt, denn wie Vielen sind jener und ähnliche Beinamen gegeben und wie wenigen mit Recht, so ist sie doch immer in so fern schon von Wichtigkeit, als bei der Beurtheilung einer großen geschichtlichen Erscheinung, die Art und Weise, wie sie von den früheren ihr näher stehenden Zeiten aufgefaßt ist, nie gleichgültig sein kann. Fragen wir nun aber nach dem, worin für den Geschichtsschreiber eigentlich Werth und Größe eines historischen Charakters bestehen müsse, und wodurch der Anspruch darauf erworben wird, so ist dies doch immer darin zu suchen, daß die ganze Kraft und Thätigkeit des Einzelnen sich, sei es nun in die Hervorbringung, oder in die Entwickelung einer großen wahrhaft historischen

*) Die darauf bezügliche Verordnung des Papstes findet sich bei **Leon. Opp. ed. Ballerini. tom. II. p. 609 — 614.**

Idee konzentrirt, das ganze Leben und Streben des Mannes in ihr seinen Mittelpunkt, seine Einheit findet. Wahrhaft historisch nennen wir aber eine Idee, welche einer ganzen fortlaufenden Reihe geschichtlicher Entwickelungen zum Grunde liegt, die den Kern einer Zeit bildet, und dem Gange der Fortbildung Aufgabe, dem Streben der Kultur Ziel wird, und die, sobald sie ins Leben getreten ist, integrirender Theil nicht der Geschichte eines einzelnen Volks, einer einzelnen Zeit, sondern der allgemeinen Geschichte wird. Es liegt daher, von diesem Standpunkte aus aufgefaßt, in der Natur der historischen Größe selbst, daß sie sich am meisten in den Uebergangsperioden der Geschichte zeigt und entwickelt, denn dann grade werden solche Charaktere, die entweder neue Elemente in die Zeit bringen oder das Begonnene weiter fortbilden, nothwendig.

Beurtheilen wir nun, auf diesen Maaßstab uns beziehend, in wie fern der Papst Leo den Beinamen des Großen verdiene, so müssen wir gestehen, daß er dessen in einem hohen Grade würdig sei. Werfen, wir um das, was er gethan zu würdigen, einen kurzen Blick auf den Zustand, in welchem er die kirchlichen Verhältnisse fand, und auf den, in welchem er sie verließ.

Das Christenthum hatte seinem Wesen und seiner Aufgabe gemäß, die Kirche auch in ihrer äusseren Erscheinung gegründet, und damit den Untergang der alten Welt- und Lebensauffassung und das Entstehen einer unendlichen Reihe neuer geistigen Lebensentwickelungen herbeigeführt. Die Kirche erschien von Anfang ihres äusseren Bestehens an, als die Trägerin dieser Entwickelungen und der mit ihnen beginnenden neueren Zeit, aber sie war, wie es in der Natur der Dinge lag, in ihren äusseren Gestaltungen von Anfang an nicht sogleich ausgebildet und vollkommen, sondern demselben Gesetze des Werdens und der Entwickelung unterworfen, welches alle andere Erscheinungen und Thaten des Geistes beherrscht. Sie bildete sich mit Allem, was sie erregte und hervorrief, nach jenen zwei Beziehungen aus, in denen wir

oben*) ihre beiden sich gegenseitig einander bedingenden Grundelemente erkannt haben, in Lehre und Leben. Diese beiden in der Erscheinung oft getrennten Elemente werden wesentlich in der Entwickelung der Hierarchie, unter der wir zugleich die allgemeine Verfassung und Organisation der Kirche überhaupt begreifen, vereinigt, und um daher die Ausbildung jener kennen zu lernen, haben wir die Entwickelungen dieser zu verfolgen. Zu der Zeit aber, in welcher das Wirken Leo's beginnt, war diese Entwickelung nach allen Beziehungen hin an einen Wendepunkt angekommen, der für die Fortbildung Alles in ihr sich bewegenden von der höchsten Wichtigkeit war. Die Lehre, welche schon seit fast anderthalb Jahrhunderten von dem Beginn der arianischen Streitigkeiten an, sich in einem großen Prozeß der Bewegung und Ausbildung befunden, war durch die sich ihr andrängenden orientalisch-dualistischen Elemente, in den Manichäern, Priszillianern und anderen, durch die Doktrinen des Pelagius, Nestorius und Eutyches, zu einer so verschiedenartigen Auffassung und Darstellung gekommen, daß, hätte dieser Zustand länger fortgedauert, nothwendig ein gänzliches Zerfallen derselben, und ein Verschwinden der ihr wesentlichen Einheit daraus hätte hervorgehen müssen. Und grade die zur Zeit des Papstes sich aufthuenden Häresien waren von einer großen und gefährlichen Wichtigkeit, denn was man auch oft und von verschiedenen Seiten her über die Unwesentlichkeit der nestorianischen und eutychianischen Irrthümer gesagt hat, es ist darum nicht minder wahr, daß sie den Kern und Mittelpunkt der christlichen Lehre, die Person des Erlösers, sein Verhältniß zur Gottheit und Menschheit recht eigentlich angingen, und daß Irrthümer, falsche oder nur nicht ganz richtige und bestimmte Vorstellungen darüber, wenn sie in der Hierarchie selbst oder auch nur in einem größeren Ganzen derselben Raum gewonnen hätten, von dem schädlichsten und zerstörendsten Einflusse für die Fortbildung des wesentlich christlichen Gehalts der Glaubenslehre hätten sein müssen.

*) Siehe oben Seite 49 und 50.

An einem eben so wichtigen Wendepunkt befand sich auch die Entwickelung der kirchlichen Organisation und Verfassung. Abgesehen von aller, durch die Glaubenslehre selbst gegebenen Gewähr, hat es der Verlauf der Geschichte hinreichend bewiesen, daß in dem Primat, trotz alles Widerspruchs und aller Anfeindung, die höchste und vollkommenste aller kirchlichen Verfassungsformen zu finden sei. Innerlich von der Gründung der Kirche an gegeben, und seinem Wesen nach vorhanden, konnte er sich als solcher seinem ganzen Umfange nach erst geltend machen und zur Anerkennung bringen, als die Verfassung der Kirche im Allgemeinen schon alle anderen möglichen Formen der Entwickelung durchlaufen, die an sich beschränkt und unvollkommen, dadurch grade, daß sie sich als nur für gewisse Zeit und Localverhältnisse Wahrheit habend erwiesen, jenen grade als die höchste und vollkommenste Verfassungsform bewährten, indem sie in ihn über- und in ihm aufgingen. Die Form der Metropolitanverfassung war schon der vollendeteren der Patriarchate gewichen, aber diese letztere Verfassung hatte in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts zu Zuständen Veranlassung gegeben, welche entweder den Uebergang in eine vollkommenere Form oder in Ermangelung dessen einen Rückschritt und damit den Verfall der kirchlichen Organisation nothwendig machten. Einer unter den Patriarchen des Orients hatte ein Uebergewicht erlangt, das bald die übrigen ganz von ihm abhängig und in den Hintergrund treten machte. Es war dies der von Alexandrien. Er herrschte in der Kirche des Morgenlandes und den Irrthum an die Stelle der Wahrheit setzend, verwüstete er sie, hob Frieden, Ordnung und Gesetzmäßigkeit auf und führte den traurigen Zustand der Dinge herbei, als dessen Gipfelpunkt die ephesinische Räubersynode erscheint. Eine Reaktion trat nothwendig ein und der römische Bischof leitete sie. Als sie aber vollendet und der unrechtmäßige Gewalthaber entfernt war, drohte Aehnliches in andrer Form, indem der Patriarch von Konstantinopel das Uebergewicht, welches ihm der Sieg über seine Gegner gegeben, benutzen wollte, um sich eine

ausschließliche Herrschaft über den größten Theil der Kirche des Morgenlandes zu verschaffen. Die Folgen dieser Bestrebungen waren nicht abzusehen, soviel aber geht aus ihnen hervor, einmal daß, wäre ihnen nicht kräftig entgegengetreten, die Kirche auf immer getrennt, die Einheit zuerst aus der Verfassung dann aus der Lehre geschwunden und alsdann wohl noch von einer occidentalischen und orientalischen, aber nicht mehr von einer allgemeinen christlichen Kirche, an die wir glauben, die Rede gewesen wäre.

Unter diesen Umständen begann das Wirken Leo's. Durchdrungen wie er war von dem Berufe, der ihm, als dem Nachfolger dessen oblag, dem der Stifter der Kirche ihre irdische Leitung übertragen, war sein Wirken immer und zu jeder Zeit ein allgemeines, die Gesammtheit der Kirche umfassendes. Seine Bemühungen richteten sich zuerst auf das, was ihm am nächsten lag, die Bekämpfung des Irrthums, wie er sich bei Manichäern, Priszillianern, Pelagianern und Andern zeigte. Er bekämpfte ihn, indem er ihm die Wahrheit entgegenstellte, jene widerlegte, indem er diese entwickelte. Er selbst sagt, wo er seine Entscheidungen über die streitige Lehre geschöpft, in der heiligen Schrift und in der Tradition. Die Klarheit, Bestimmtheit und Tiefe dieser Entscheidungen gibt einen Beweis für die Kraft seines Geistes und die Vollendetheit seiner Anschauung.

Leo hat von jeher in dogmatischer Beziehung für einen der ersten Lehrer der Kirche in jenen, wie in allen Zeiten gegolten. Dadurch, daß er einen der wichtigsten Punkte der Lehre, recht eigentlich ihren Mittelpunkt, in einer Weise festsetzte, die eben so sehr dem wahren Bewußtsein der Kirche über die Person ihres Stifters entsprach, wie sie die häretischen Auffassungen derselben widerlegte, indem sie ihre Engheit, Einseitigkeit und Beschränktheit darstellte, und die kirchliche Lehre in ihrer glücklichen Mitte zwischen den Extremen entwickelte. Er förderte so die theologische Ausbildung der Glaubenslehre bedeutend, indem er sie von den Gegensätzen, in welchen die Zeit durch langen Streit gefangen war,

befreite, und sein Brief an den Flavian, so wie alle anderen dogmatischen Entwickelungen in den übrigen Briefen enthalten die wichtigsten Bereicherungen für die richtige Erkenntniß derselben. Bei Gelegenheit der Würdigung des Bestrebens des Papstes, die Irrlehren zu bekämpfen, dürfte sich zugleich auch Veranlassung darbieten, auf ein früher schon Erwähntes zurückzukommen, auf die Ansicht nämlich, welche Leo in Bezug auf die Bestrafung der Häretiker hatte *). Mehrere Geschichtsschreiber haben ihm vorgeworfen, den Tod als Strafe eines fortdauernden Verharrens im Irrthume verlangt und die weltliche Gewalt zu einer solchen Bestrafung der Häretiker aufgefordert zu haben. Dieser Vorwurf betrifft einen zu wichtigen Gegenstand, als daß wir nicht ihn so gründlich als möglich sollten zu erörtern suchen.

Wir haben oben gesehen, wie seit Konstantin das Bestreben, den Staat zu einem christlichen zu machen, Ziel und Zweck einer Menge von Gesetzen und Einrichtungen wird, wie daneben die Lebensanschauung bei allen Ständen sich nach und nach immer so gestaltet, daß die religiösen Interessen und Fragen einem Jeden als das wichtigste, und die unbedingte Herrschaft des als Wahr Erkannten als das hauptsächlich zu Erstrebende erscheint. Da nun die Kirche es gewesen war, welche von Anfang an diese Richtung der Dinge hervorgerufen und unterhalten hatte, so ist es schon äusserlich und ohne weitere innere Begründung natürlich, daß die Zeit Alles ausserhalb der Kirche und derselben Feindliche als unwahr, und darum als der Wahrheit feindlich betrachten mußte, und da diese Ansicht das Leben in allen seinen Gebieten und Gestaltungen durchdrang, so lag es sehr nahe, daß die Gläubigen in den Häretikern Feinde dessen, was ihnen als das Höchste galt, also Feinde ihrer selbst sehen konnten. Die Kirche nun als solche konnte ihrem Wesen nach diese Feinde nur mit geistlichen Waffen bekämpfen, und sie hatte ein hohes Interesse, sie aus ihrer Mitte zu entfernen, und den Irrthum

*) Siehe oben Seite 219.

von sich abzuhalten, und das that sie durch Widerlegung der Irrlehre und Verkündigung der Wahrheit, und wenn dies ohne Folge blieb, durch Ausschließung von ihrer Gemeinschaft. Der Staat, der bei seinem damaligen Verhältniß zur Kirche, das äussere Moment in Allem, wo jener das geistige zufiel, geltend zu machen hatte, mußte in den Häretikern und Schismatikern Feinde sehen, welche um so gefährlicher werden konnten, je mehr sie zuweilen die Fundamente seines Bestehens, öffentliche Ordnung, Sicherheit des Eigenthums und überhaupt den bestehenden politischen und rechtlichen Zustand angriffen, (Donatisten u. a.) und durch ihre Lehre die Grundvesten des öffentlichen Lebens, wie es sich der religiösen Ansicht der Zeit gemäß gestaltet hatte, erschütterten. Der Zustand des Staates selbst in jener Zeit, welche einerseits dem Einzelnen, dem Herrscher gegenüber, fast gar kein politisches Recht zugestand, und andrerseits die beiden Gebiete des Geistlichen und Weltlichen oft trübe vermischte, diesem Zustand und der harten mehrfach inhumanen Strafgesetzgebung der ganzen Periode war nun die Weise, in welcher die Häretiker bestraft wurden, entsprechend. Ungerecht und große Unkunde der Geschichte verrathend aber ist es, wenn man, wie es geschehen, die Sache in Bezug auf Leo so darstellt, als habe dieser zuerst und hauptsächlich von Seiten der Kirche zur Ergreifung der strengsten Maaßregeln gegen die Irrlehrer aufgefordert, und die Bestrafung derselben mit dem Tode von der weltlichen Macht verlangt. Unhistorisch, denn lange vor ihm, seit Theodosius her, finden sich die härtesten Gesetze gegen die Häretiker von ihm und allen seinen Nachfolgern, wodurch jene ganz schutz- und rechtlos gemacht werden. Eben so wurden die ersten Todesstrafen lange vor Leo an denselben vollzogen, als Maximus der Usurpator den Priszillian im Jahre 385 zu Trier hinrichten ließ. Wie sehr sich ausgezeichnete und fromme Bischöfe einem solchen Verfahren widersetzten, beweisen die Aeusserungen des heil. Martinus von Tours und des heil. Ambrosius am besten. Ungerecht aber ist jener Vorwurf ebenfalls, denn Leo selbst gibt nirgend Anlaß

dazu, vielmehr erklärt er ausdrücklich *), daß die Kirche sich mit dem geistlichen Urtheile begnüge und blutige Rache fliehe. Er rechtfertigt weder noch klagt er das Verfahren des Staates an, sondern erwähnt nur eines aus der Beschaffenheit des priszillianistischen Irrthums entnommenen Grundes, den der Staat bei Bestrafung desselben vorschützen konnte, den Umsturz aller sittlichen Gesetze und Bande nämlich, der eine Folge der Verkündigung dieses Irrthums war. Was Hartes in der Stelle liegen kann, und dies ist jedenfalls ein Geringstes, soll in keiner Weise von uns beschönigt werden, aber um gerecht zu sein, ist anzuerkennen nöthig, daß eben niemand, selbst die geistig am höchsten Gestellten nicht, über ihre Zeit hinauskönnen, und daß der Maaßstab für die Würdigung irgend welcher Handlung nicht in der Ansicht und dem Wesen unsrer Zeit, sondern in dem Seyn derjenigen zu suchen ist, in welcher sie geschehen **).

---

*) Die Stelle lautet vollständig im Original: **Merito patres nostri, sub quorum temporibus haeresis haec nefanda procupit, per totum mundum instanter egere, ut impius error ab universa ecclesia pelleretur; quando etiam mundi principes ita hanc sacrilegam amentiam detestati sunt, ut autorem ejus cum plerisque discipulis legum publicorum ense prosternerent. Videbant enim omnem curam honestatis auferri, omnem conjugiorum copulam solvi, simulque divinum jus, humanumque subverti, si hujusmodi hominibus usquam vivere cum tali professione licuisset. Profuit diu ista districtio ecclesiasticae lenitati, quae etsi sacerdotali contenta judicio, cruentas refugit ultiones, severis tamen Christianorum principum constitutionibus adjuvatur, dum ad spiritale nonnunquam recurrunt remedium, qui timent corporale supplicium. Leo ep. ad Turrib.**

**) Man möchte dies Allen denen zurufen, welche in unsern Tagen über die Institutionen und die Geschichte der Kirche so oft ein verwerfendes, weil voreiliges und oberflächliches, Urtheil fällen. Trefflich ist in dieser Beziehung und auch auf das oben Angeführte anwendbar, was Möhler in Bezug auf andre Verhältnisse jener Zeiten in seinem neuesten Werke, der Vertheidigung seiner Symbolik gegen **Dr. Baur**, S. 385, sagt: Eine rohere Zeit fordert

Betrachten wir nun aber auch die Wirksamkeit Leo's nach andern Seiten hin, überall finden wir eine Handlungsweise, ein Auffassen und Leiten der Verhältnisse, an welchem sich der Charakter der Großartigkeit nicht verkennen läßt. Sein Wirken war, wie es dem Oberhaupte der Kirche geziemt, nach allen Beziehungen hin das Wohl der Allgemeinheit bezweckend, und die Resultate desselben waren seiner Aufgabe entsprechend. Zerrissen, aufgelöst und gefahrdrohend war der Zustand aller Verhältnisse in einem großen Theile der Kirche beim Beginnen seines Pontifikats; der Ruhe, dem Frieden und der Einheit, so viel dies überhaupt möglich war, zurückgegeben, hinterließ er sie bei seinem Tode. Und wenn wir fragen: wodurch es ihm denn möglich gewesen, in so bedrängter und schwieriger Zeit so Großes zu leisten, wir können es in nichts anderem finden, als darin, daß er in der innersten Tiefe seines kräftigen Geistes die Aufgabe und die Pflichten seines Berufes erkannt und das Streben, sie in einer, ihrer Wichtigkeit angemessenen Weise, zu erfüllen, alle seine Handlungen leitete. Der hauptsächlichste Fortschritt, den durch ihn die kirchliche Entwickelung machte, besteht eben darin, daß durch seine Bemühungen der Primat wie allgemeinere Anerkennung so auch allgemeinen Einfluß gewann. Denn nur in der Einheit

---

die Anwendung schärferer, härterer Mittel, als eine gebildetere, um denselben Zweck zu erreichen. Von der ältesten christlichen Kirche macht man sich eine sehr einseitige Vorstellung, wenn man sie sich nur so im Allgemeinen als die Blüthezeit des christlichen Lebens denkt; es gab schon im zweiten und dritten Jahrhundert ungemein rohe Stoffe in ihr, und nur daraus ist mit Zuziehung der bekannten Ursachen, aus denen man sich längst die so strenge Zucht derselben erklärte, eine erschöpfende Auffassung dieser Erscheinung zu gewinnen. Der ernste sittliche Geist der Kirche griff instinktartig nach diesem Mittel, welches auch eine lange Erfahrung bewährte. Im vierten und fünften Jahrhundert vermehrte sich die Masse der unbewältigten Elemente, da die meisten Heiden im römischen Reiche nur zu oft noch mit dem Heidenthum in ihrem Innern in die äussere Kirche eintraten.

der Leitung, in der kräftigsten Zusammenfassung der durch die Patriarchatsverfassung zersplitterten hierarchischen Macht, war Heil und Rettung in einer so zerrissenen Zeit, wie die Mitte des fünften Jahrhunderts es war, zu hoffen. Die Patriarchatsverfassung hätte als zum letzten Resultate, zu einem Zerfallen der allgemeinen Kirche in Landeskirchen geführt, und wie hätte diese einzeln, abgesondert, ohne Mittelpunkt der ihnen die Kraft und Stärke der Gemeinschaft gab, den äusseren und inneren Angriffen, welche Irrlehren der verschiedensten Art, Verderbtheit und Herrschsucht, weltlicher Sinn und verkehrtes Streben der eigenen Geistlichen, dazu die Tyrannei der Herrscher, die rohe Wuth der Barbaren und aller der Jammer, der öffentlich und allgemein über diesem unglücklichen Jahrhundert des Uebergangs lag, wo die Menschheit mit den Geburtswehen einer neuen Zeit rang, — wie hätte jene vereinzelten Kirchen dem Allen widerstehen können. Wenn alle diese Umstände einzeln schon gefahrdrohend genug waren, so mußte ihr Zusammentreffen vernichtend werden, und es drängt sich jeder gründlicheren Betrachtung auf, daß Christenthum und Kirche, ihrem äusseren Bestehen nach, allen diesen vereinten Angriffen hätten unterliegen können, wenn nicht durch die entschiedene und vollkommenere Ausbildung des Primats, ein äusserer fester Haltpunkt, eine Einheit, ein Gesammeltsein der Macht, und damit ein unendlicher Zuwachs an Kraft und Widerstandsfähigkeit gewonnen wären. Und wäre die Kirche ohne jenen Fortschritt in der Entwickelung ihrer Organisation, in ihrem äusseren Bestehen auseinandergegangen und zerfallen, hätte sie aufgehört eine allgemeine, das neue Leben der Völker formende und bildende Wirksamkeit auszuüben, was wäre aus der Weiterentwickelung und Fortbildung der Geschichte überhaupt geworden. Die neuen und kräftigen Stämme, welche sie, von der Kirche geleitet, fortführten, hätten sich in ungebändigter Kraft, von keiner Furcht oder Hoffnung gehalten, in keiner mildern Sitte unterrichtet, entweder unter einander aufgerieben oder wären erst nach langsamen, Jahrhunderte erfüllenden Fortschreiten zu derjenigen

Stufe geistiger Entwickelung gekommen, auf welcher die Menschheit sich befand, als das römische Reich fiel; wir aber, so müssen wir mit dem großen Geschichtsschreiber ausrufen, wir aber blieben barbarisch! Und das Alles hing an dem bewußten, höheren Berufes gewissen Handeln eines einzigen Mannes, Leo's, des Bischofs von Rom. Er beschwichtigte mit starker Hand den Sturm, der der Kirche aus ihrem eigenen Schooße drohte, er sammelte und vereinte die auseinandergehenden Elemente, indem er sie um seinen Stuhl reihte, und brachte trotz alles Widerspruches und alles Widerstandes den Primat zur Anerkennung Aller. Fest und ungebeugt, selbst durch die härtesten Mißgeschicke, trat er Jedem entgegen, was ihn in der Erfüllung dieser Pflicht seines Berufes hindern wollte. Sie war die innerste Grundlage seines Bewußtseins, ihre Ausübung der Mittelpunkt seines Strebens. Dem höheren Zweck mußte jeder untergeordnete weichen, jede Rücksicht auf beschränktere Verhältnisse schwinden, wenn es galt, die höchste aller Aufgaben zu erfüllen. Auf der Ueberzeugung, die er unendlich oft und immer mit der entscheidensten Gewißheit ausspricht, daß er als Nachfolger Petri Vollmacht und Auftrag empfangen habe, beruht all sein Handeln, von diesem Standpunkt muß es aufgefaßt sein, um gewürdigt werden zu können. Viele haben ihm Ehrgeiz und Herrschsucht vorgeworfen und dafür besonders sein Verfahren gegen Anatolius angeführt. Aber mit Unrecht. Ehrgeiz in dem Sinne, wie jene, die ihm daraus einen Vorwurf machen wollen, es meinen, war ihm fremd, ihm, der immer den Bischöfen, seinen Brüdern, mit dem Beispiele der Demuth vorangeht. Ist Herrschsucht, wo Alles was geschieht, aus dem Streben, das Wohl des Ganzen zu bezwecken, hervorgeht, und auf einer Ueberzeugung gegründet war, die nichts für sich, sondern Alles für das Wohl der Brüder thun hieß? Wir haben oben schon nachgewiesen, wie das Verhältniß zwischen dem Papst und Anatolius eine nothwendige Folge ihrer gegenseitigen Stellung in der Zeit war, und wie kann dem Papste als Unrecht vorgeworfen werden, was er im Bewußtsein eines

anerkannten und bewährten Berufs that. Und wie sehr wird dieser Beruf dargethan, wenn wir bedenken, wie Leo nicht allein durch Lehre und Leitung auf die Kirche, sondern durch seinen Muth und die höhere Kraft seines Geistes auch auf das Schicksal der Völker wirkt, indem er den Barbaren entgegentritt, um einmal den Sturz des Reiches, dann die Verheerung seines Sitzes abzuwenden. Wahrlich, nicht minder groß erfüllte er den schönsten Theil dieses Berufs, den, die Völker zu segnen.

Folgen wir dem großen Papste jetzt auch nach einer andern Seite hin, der seiner unmittelbareren Wirksamkeit als Bischof von Rom, und wenden wir zu diesem Zwecke unsre Aufmerksamkeit seinen Schriften zu, um aus ihnen einige Züge zur Vervollständigung des Bildes, das wir von seinem Wirken und Charakter zu entwerfen versucht haben, zu entnehmen.

Sprechen wir zuerst von denjenigen, welche allgemein als ihm zugehörig anerkannt werden. Als solche treten uns zuerst die Sermonen oder Reden entgegen, welche er während seines zwanzigjährigen Pontifikats an das römische Volk hielt. Es sind uns deren sechs und neunzig aufbewahrt. Was zuerst ihre Aechtheit betrifft, so hat man gegen dieselbe einige Zweifel erhoben, welche jedoch bei genauerer Untersuchung verschwinden. Bei Sozomenus *) findet sich nämlich eine Notiz, nach welcher um die Zeiten Leo's in der römischen Gemeinde weder von ihrem Bischofe noch von sonst irgend einem Geistlichen öffentliche Vorträge gehalten worden sind. Daraus und aus dem Umstande, daß sich vor Leo von keinem Papste Reden dieser Art vorfinden, — denn die bei Ambrosius **de velandis virginibus** aufbewahrte Rede des Papstes Liberius beweißt, als eine durch besondere Veranlassung herbeigeführte Ausnahme, nichts dagegen, — hat man schließen wollen, daß diese Reden späteren Ursprungs sein müssen. Doch geht strenge genommen aus diesen Argumenten eigentlich nichts gegen die Aechtheit derselben hervor. Denn wollte man auch wirklich

*) **H. E. VII, 9.**

annehmen, was doch aus sehr triftigen Gründen noch bezweifelt werden kann, daß vor Leo in der römischen Kirche das Predigen der Geistlichen nicht im Gebrauch gewesen sei, so kann ja Leo selbst sehr gut der erste gewesen sein, der diesen Gebrauch eingeführt hat, was anzunehmen in der That rathsam scheint, wenn man jener Stelle des Sozomenus unbedingt Glauben schenken will. Doch sind von Dupin, Quesnell und den Ballerini so viel und so triftige Gründe gegen das dort Mitgetheilte angeführt, daß man dies kaum thun kann. Anders war die Ansicht Antelmi's, der in mehreren Abhandlungen zu beweisen suchte, daß die unter dem Namen Leo's aufbewahrten Sermonen nicht so wohl den Papst selbst, als vielmehr dessen gelehrten Freund und Geistesverwandten, Prosper von Aquitanien, zum Verfasser hätten*). Doch gründet Antelmi seine Behauptung auf Argumente, die eben so vag wie subjectiv sind. Die in den Reden herrschende Sprachweise sei mit der, in den auf uns gekommenen Schriften Prospers, befindlichen sehr übereinstimmend, Gennadius, Anastasius und Andre erwähnten der Sermonen nicht unter den Werken Leo's, und ausserdem sei der Papst so beschäftigt gewesen, daß man nicht absehe, wo er die Zeit zum Aufsetzen derselben hergenommen habe. Doch zerfällt dies Alles genau gesehen in Nichts, denn daß hin und wieder Redensarten und Wendungen, die den Sermonen eigenthümlich sind, in den Schriften Prospers vorkommen, beweißt nichts, besonders wenn man das Verhältniß, welches zwischen beiden Statt fand, bedenkt, wo die Gleichheit des Geistes und der Auffassungsweise auch leicht eine Gleichheit des Ausdrucks herbeiführen konnte. Eben so wenig läßt sich aus der Nichtanführung bei Gennadius und Anastasius etwas entnehmen. Denn es ist sehr wahrscheinlich und muß vielleicht als sicher angenommen werden, daß die Sermonen erst später zusammengestellt sind, und ausserdem lassen jene beiden Schrift-

*) Vergl. Antelmi de veris Operibus SS. patrum Leonis et Prosperi Aquitani dissertationes criticae. Paris. 1689.

steller in ihren Anführungen eine Menge anerkannt ächter Schriften Andrer aus. Antelmi's letztes Argument will nun ja gar nichts sagen, denn wie kann es dem Papste an Zeit gefehlt haben, diese Reden zu entwerfen, wenn man bedenkt, daß er nur an Festtagen, bei ausserordentlichen Gelegenheiten zu der Gemeinde sprach, so daß nach den noch vorhandenen Sermonen zu urtheilen, während seiner zwanzigjährigen Amtsführung im Durchschnitt auf jedes Jahr fünf derselben kommen. Und was mußte für einen Geist von der Tiefe und Kraft des seinigen die Vorbereitung zu einer Rede sein, die, in der Gestalt, wie sie uns aufbewahrt sind, oft kaum etwas länger als eine Viertelstunde gedauert haben kann. Alles gegen die Aechtheit dieser Sermonen Vorgebrachte ist in der That zu unbedeutend, als daß es einen Zweifel an derselben hervorrufen oder unterstützen sollte.

Gehen wir jetzt auf den Inhalt und den Werth dieser Reden näher ein. Wir besitzen deren, wie oben schon bemerkt, sechs und neunzig verschiedenen Inhalts und bei verschiedenen Gelegenheiten gehalten. Sie geben ein deutliches Bild von der eigentlich geistlichen Thätigkeit des Papstes und sind deßwegen schon höchst interessant, weil sie ihn zeigen, eben so eifrig bedacht, die römische Gemeinde zu erbauen, zu belehren und zu leiten, wie wir ihn bemüht gesehen haben, über die großen und allgemeinen Interessen der Kirche und ihre Angelegenheiten zu wachen. Die Veranlassungen, bei welchen diese Reden gehalten sind, beweisen, daß der Papst keine Gelegenheit vorübergehen ließ, die ihm in irgend einer Weise geeignet schien, zum Volke zu reden. So spricht er zu ihm wiederholt an den Jahrestagen seiner Stuhlbesteigung, so ermahnt er die Gemeinde bei ausserordentlichen Veranlassungen zu ausserordentlicher Wohlthätigkeit, indem er selbst eine allgemeine, von der gewöhnlichen in bestimmten Zeiten sich wiederholenden verschiedene, Einsammlung vom Almosen verkündet, so belehrt er das Volk bei dem Eintritt der größeren und kleineren kirchlich festgesetzten Fasten über Ursprung, Bedeutung und Wichtigkeit derselben, und hält an den größeren

Festtagen des Kirchenjahres, so wie an den Gedächtnißtagen der Apostel, der Veranlassung angeeignete Lehrvorträge.

Alle diese Reden haben einen gemeinschaftlichen Charakter, der mehr noch als die durchgängige Gleichheit des Styls für einen und denselben Verfasser zeugt. Ihren homiletischen Werth können wir nicht anders als hoch anschlagen. In Allen herrscht das Bestreben vor, und liegt dem Gang der Entwickelung zu Grunde, zuerst den Gegenstand, auf welchen die Feier des Tages und mit ihm die Rede sich bezieht, seinem Ursprung, seiner Bedeutung und Wichtigkeit nach auseinanderzusetzen, und dies bildet den eigentlich didaktischen Theil. Die Weise der Entwickelung ist immer scharf und bestimmt, und wenn wir einerseits den reichen und vielseitigen Geist Leo's bewundern müssen, der die schwierigsten dogmatischen Begriffe in einer Weise seinen Zuhörern auseinanderzusetzen versteht, welche sie ihrer Auffassung näher bringt und sie in den Stand setzt, die Wahrheit selbstständig vom Irrthum zu sondern, so können wir auf der andern Seite seinem Eifer unsre Anerkennung nicht versagen, mit welchem er Alles, was die Zeit auf kirchlichem Gebiete erfüllt und bewegt, in den Umfang seiner Vorträge zu ziehen weiß, um seine Zuhörer darüber zu belehren, sie bald zu warnen, bald zu ermahnen, bald ihr Urtheil aufzuklären, bald sie von kirchlichen Begebenheiten, die Alle interessiren mußten, in Kenntniß zu setzen. Eine vorzügliche Eigenschaft seiner Beredsamkeit besteht eben darin, daß dies Alles in einer freien und ungezwungenen Weise geschieht, wobei nichts Unnatürliches, nichts Herbeigeholtes uns verletzt, oder den faßlichen und fließenden Lauf der Rede stört.

Nach der allgemeinen Belehrung kommt in allen Sermonen die besondre Anwendung, und diese ist in beinahe allen Reden von einer Art, daß wir ihr fast noch den Vorzug vor jener geben möchten. Leo bezieht sich immer auf das Zunächstliegende, auf das natürlich aus dem ersten Theile, (wenn wir uns dieses der heutigen Weise mehr angepaßten Ausdrucks in Bezug auf die, nicht so wie die unsrigen disponirten, Reden

Leo's bedienen können), Hervorgehende, die Anwendung ist nie vag, ins Allgemeine und darum Unbestimmte sich verlierend, sondern immer auf die Gegenwart, ihre Bedürfnisse und Ereignisse, auf einen vorliegenden Fall sich beziehend, und deßwegen konnte die Rede nie anders als einen bedeutenden und lebendigen Eindruck machen. Der Papst erscheint in dieser seiner geistlichen Thätigkeit wahrlich nicht weniger groß, als nach andern, das Allgemeine umfassenden, Beziehungen hin. Welcher Eifer zeigt sich in diesen Sermonen für die Belehrung und Erbauung seiner Gemeinde, welche Sorge, den Irrthum unter keiner Gestalt in ihr Wurzel fassen zu lassen, daß die Einheit des Glaubens und der Liebe durch nichts gestört werde, welche Aufmerksamkeit auf das kleinste, was auf das christliche und kirchliche Leben Bezug haben kann, welche Liebe und Demuth, die sich Allen gleichstellt, sich nie von der Gemeinschaft der Sünder ausschließt, um Alle zur Ergreifung des Heils zu bewegen, diese Herzlichkeit, dies beredte Flehen, das nicht sowohl drohen und erschüttern, als rühren und erweichen will. —

Fragen wir nun aber auch nach dem Style und Vortrag dieser Reden, so müssen wir gestehen, daß sie in dieser Beziehung ganz und gar den Stempel jener Zeit, in welcher sie verfaßt sind, an sich tragen, und welchen wir in dem Schlußkapitel dieses Buches näher bezeichnen werden. Bemerken wir zuerst, daß Leo Styl und Schreibart, wie sie sich in jenem Jahrhundert gebildet, vollkommen in seiner Gewalt hatte. Seine Schreibart ist durchaus angemessen und gehalten, wie die Gegenstände, welche er behandelt, es mit sich bringen. Seine Vergleiche sind treffend, seine Definitionen in einem hohen Grade scharf und bestimmt, aber in dem Ganzen herrscht das der Zeit eigenthümliche Bestreben vor, die Rede mit Antithesen, Beziehungen, Wortspielen und einem rhetorischen Prunk zu schmücken, der sie dem Ohre für den Augenblick des Vernehmens angenehm macht, ja die Menge hinreißt und blendet, der aber ihrer Einfachheit und Würde schadet. Dadurch, daß dieselbe Weise des Periodenbaues, die durch

häufige Gegensätze hervorgebrachte Spannung, der doppelgliedrige Schluß, diese Stichworte in dem letzten Theile des Satzes, der immergleiche Schlußfall beständig wiederkehren, erhält die Rede auf die Dauer einen Charakter von Monotonie und die Folge davon ist, daß, so sehr der Zuhörer oder Leser im Anfang gespannt wurde, er zuletzt durch die zu häufige Wiederkehr der Spannung ermüdet wird. Dazu kommt, daß bei dem beständigen Jagen nach Antitheſen und Anſpielungen, Schwierigkeiten und Dunkelheit nicht zu vermeiden ſind, was dem augenblicklichen Verſtändniß in der That geſchadet haben muß. Und dann müſſen wir bei genauerer Unterſuchung geſtehen, daß ſehr oft der Eindruck, den das Geleſene oder Gehörte auf uns macht, bei weitem mehr auf die kunſtvolle Stellung und Wahl der Worte und die berechnete Anordnung der Satzestheile ſich gründet, als auf die Tiefe und Schärfe des Gedankens.

Dieſer Vorwurf, der übrigens die Schreibart der Zeit im Allgemeinen trifft, bezieht ſich weniger auf die Briefe des Papſtes, hauptſächlich deßwegen, weil ihr Inhalt ſich minder eignet, in oratoriſcher Weiſe vorgetragen zu werden. Dieſe Briefe ſind übrigens von der höchſten Wichtigkeit für die Geſchichte der Zeit, und die nähere Kenntniß des Charakters, des Wirkens und den Anſichten des Papſtes. In kritiſcher Beziehung bleibt noch Vieles in ihnen zu berichtigen übrig, beſonders iſt ihre Chronologie noch nichts weniger als feſtgeſtellt. Bei mehreren ſind die Angaben des Datums, an welchem der Brief geſchrieben, offenbar falſch, und ſind zum Theil ſchon von den Herausgebern verbeſſert worden. Aber es bleibt ſelbſt nach den gelehrten und kritiſch-gründlichen Arbeiten der Ballerini noch ſehr viel für die Reinheit des Textes, und die richtige Ordnung der Briefe der Zeitfolge nach zu thun übrig. Zugleich kann auch die Frage aufgeſtellt werden, ob Leo der Verfaſſer aller dieſer Briefe ſei? Wenn wir es auch von allen denen, welche Gegenſtände von dogmatiſcher oder ſonſtiger Wichtigkeit behandeln, behaupten müſſen, ſo möchten wir es doch deſto mehr bei einigen unwichtigeren

bezweifeln. Es liegt ganz in der Natur der Sache, daß mehrere dieser Briefe nur nach der Angabe des Papstes und auf dessen Befehl verfaßt sind, wie sich denn auch nachweisen läßt, daß dies überhaupt der Gebrauch bei Bischöfen und Patriarchen gewesen sei. Beispiele, welche dies beweisen, sind nicht selten. So findet sich an dem Schlusse des Briefes, den Proterius, Patriarch von Alexandrien, in Bezug auf die Festsetzung des Tages der Paschafeier an den Papst schreibt, ausdrücklich hinzufügt; **et alia manu: Valere te et nostri meminisse precor, Domine, dilectissime et desideratissime frater.** Was offenbar die eigenen Worte des Proterius, sein eigenhändiger Gruß an den Papst sind, den er dem in seinem Namen von einem Andern geschriebenen Briefe besonders hinzufügt. Dasselbe findet sich bei den Schreiben der Kaiser, wo öfter am Schlusse angegeben ist, **divina manu** oder **et alia manu.** So fügt Marcian einem Briefe an Leo eigenhändig hinzu: **divinitas te servet per multos annos, sancte ac religiosissime pater.** (Bei **Quesnell p. 295**). Ja bei den Briefen Leo's selbst kommt dieser Zusatz vor, so in dem Briefe an Theodoret (**Ep. XCIII. Quesnell**), wo es ausdrücklich nach dem Schlusse des Schreibens heißt, **et alia manu: Deus te incolumen custodiat, frater carissime.** Ausserdem aber kömmt es vor, daß mehrere, zuweilen viele Briefe, die über eine und dieselbe Gelegenheit an mehrere Personen geschrieben wurden, von demselben Tage datirt sind, so daß es ihrer Zahl nach unmöglich ist, daß der Papst sie selbst Alle geschrieben haben kann, wenn dies auch bei einigen und zwar den wichtigsten der Fall ist.

Die Briefe und Sermonen haben nun übrigens immer ein sehr großes Ansehen in der Kirche genossen, beide mit gutem Recht, die ersteren sind fast alle, wichtige Dokumente für die Geschichte der Zeit in politischer und kirchlicher Beziehung, die letzteren gehören jedenfalls zu den geistreichsten und besten Reden dieser Art, die uns aus jener Zeit aufbewahrt sind*). Ausser diesen Schriften werden nun noch

*) Um einen Beweis der Verehrung, welche diese Reden im Mittelalter

mehrere andern in den Ausgaben Leo's jenen gewöhnlich zugesellt, von deren Aechtheit man aber nicht in demselben Grade überzeugt sein kann, die ihm vielmehr vielleicht ganz abgesprochen werden müssen. Hieher gehört zuerst die Schrift von der Berufung aller Völker, (de vocatione omnium gentium, libr. duo). Sie hat einen entschiedenen Bezug auf die pelagianischen Streitigkeiten, und genoß, ohne für bestimmt von Leo herrührend gehalten zu werden, doch einer großen Achtung selbst bei den entgegengesetztesten Ansichten*). Gewisse Angaben über ihren Verfasser fehlen durchaus. Die Manuscripte legen sie bald dem heil. Ambrosius (daher sie auch im zweiten Theile der Werke desselben, Erasmischer Ausgabe, abgedruckt ist), bald dem Prosper von Aquitanien bei. Quesnell sucht in einer weitläuftigen aber gelehrten Abhandlung zu beweisen, daß sie Prosper von Aquitanien nicht zum Verfasser haben könne, was sich auch schon vom heil. Ambrosius von selbst versteht, daß sie aber vom Papste Leo, noch während seines Diakonats geschrieben sei, und zwar mit der bestimmten Absicht, seinen Freund Kassiodorus von der Richtigkeit des Semipelagianismus zu überführen. Für diese Ansicht spricht die nicht abzuläugnende Aehnlichkeit der

genossen, und der Art und Weise, wie man sie beurtheilte zu geben, führen wir aus dem Trithemius de scriptorib. ecclesiastic. dasjenige an, was er über Leo sagt: Leo papa primus natione Tuscus, post Sixtum III. sedit in Cathedra Petri annos XXI, vir in divinis scripturis eruditissimus, et in declamandis homiliis ad populum adeo celebris et facundus, ut superiorem in ecclesia Romana habuerit neminem, quod sermones ejus clarissimi testabuntur. Fuit enim ecclesiasticae dictionis Tullius, sacrae Theologiae Homerus, rationum fidei Aristoteles, autoritatis apostolicae Petrus, et in Christiano pulpito Paulus. Ejus sermones cor penetrant, afficiunt animum, fidem catholicam dulci breviloquio confirmant, nec mirum, ignem divini amoris esse accensum in pectore, cum non aliud quam verba ardentia loqueretur etc. etc. p. 74. ed. Col. 1546.

*) Erasmus, Luther, Bullinger, Voß, Grotius sind einstimmig in ihrem Lobe.

Schreibart des Buches mit der der ächten Schriften Leo's, gegen sie der gänzliche Mangel an älteren Zeugnissen. Die Ballerini haben sie ebenfalls widerlegt, ohne übrigens ihre Hypothese, daß ein andrer Prosper, nicht der von Aquitanien der Verfasser sei, sehr annehmlich zu machen. Jedenfalls bleibt die Schrift eines der wichtigsten und interessantesten Dokumente für die Geschichte der Lehrentwickelung jener Zeit.

Eben so hat Quesnell dem Papste eine andre Schrift aus jener Zeit zu vindiziren gesucht, den Brief an die Jungfrau Demetrias nämlich, (**Epistola ad S. virginem Demetriadem, seu de humilitate tractatus**) für dessen Verfasser sonst ebenfalls Prosper von Aquitanien gehalten wurde. Das Hauptargument Quesnells ist wieder sehr unsicher, die Aehnlichkeit der Schreibart nämlich mit der des Buches **de vocatione gentium**, die Ballerini haben ihn daher mit Recht und mit ausserdem sehr triftigen Gründen widerlegt. Ausser diesen beiden Schriften wird gewöhnlich auch noch ein sehr altes Sakramentarium (**Codex sacramentorum, ritus romanae ecclesiae**) als vom Papste herrührend angegeben. Diese Sammlung ist der Gegenstand vieler und gelehrter Untersuchungen gewesen, und verdient in der That die Aufmerksamkeit, die man ihr geschenkt hat. Muratori beschäftigte sich besonders gründlich und weitläuftig mit ihr, (**Dissert. de reb. liturg. c. IV.**) und nach ihm untersuchten die Ballerini Alles darauf Bezügliche in so umfassender wie tüchtiger Weise, so daß die von ihnen aufgestellte Ansicht mit Recht als entscheidend angesehen werden kann. Nach dem Resultate ihrer Arbeit ist dies Sakramentarium die älteste derartige Sammlung der römischen Kirche. Einzelne Stellen und Theile desselben sind ganz in dem Geiste und der Schreibart Leo's abgefaßt, so daß sie von ihm herrühren können. Das Ganze ist aber nicht sowohl von ihm, als erst später unter Felix **III.** oder in den ersten Jahren seines Nachfolgers Gelasius (483–493) in der römischen Kirche zusammengestellt. Der beste Abdruck dieses Sakramentariums findet sich in der von den Ballerini besorgten Ausgabe der Werke Leo's.

# Viertes Kapitel.

## Geistiger Zustand der Zeit.

Die Aufgabe, welche wir uns gestellt haben, erfordert es, daß, nachdem wir die politische Geschichte der Zeit Leo's des Großen im Abriß dargestellt haben und der Entwickelung des Christenthums mit größerer Ausführlichkeit gefolgt sind, wir nun den mit dem eben Angedeuteten im genauesten Verhältniß stehenden geistigen Zustand der Zeit im Allgemeinen näher kennen zu lernen suchen, damit das Bild, welches wir von dem Ganzen zu geben haben, ein möglichst vollständiges werde. Wir schicken einige Bemerkungen voraus, um unsre Auffassungsweise zu begründen.

In der gewöhnlichen Weise, die Geschichte aufzufassen, stellen sich zwei Elemente des Lebens hauptsächlich als Gegenstände historischer Erkenntniß dar, das politische und das religiöse, und man hat lange Zeit hindurch geglaubt, die Aufgabe einer geschichtlichen Darstellung vollkommen gelöst zu haben, wenn man die Entwickelungen und Zustände jener beiden auseinandersetzte, indem man alle andren Erscheinungen auf geistigem Gebiete besonders und von jenen beiden allgemeineren getrennt, behandeln zu müssen glaubte. Eine auf einer solchen Ansicht gegründete Darstellung scheint uns mit um so größerem Rechte weniger vollständig zu sein, als sie eine Menge von, das Leben selbst unmittelbar berührenden Gegenständen ausschließt, und den Einfluß, den die politischen und religiösen Entwickelungen auf die besondre und eigenthümliche Gestaltung desselben ausüben, mehr oder weniger unbeachtet läßt. Wir fügen daher, um diese Lücke möglichst auszufüllen, diesen Versuch hinzu, der in kurzen möglichst gedrängten Zügen den geistigen Zustand und eigenthümlichen Charakter der Zeit Leo's des Großen, der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts oder vielmehr des größeren Theiles desselben zu schildern bestimmt ist.

Der allgemeine Charakter des geistigen Lebens der Zeit ist uns in den Verhältnissen derselben überhaupt gegeben. Eine innerlich schon erstorbene Bildung, in ihrem Erlöschen noch im Kampfe begriffen mit dem neuen Prinzip, welches sich nach einem Kampfe von drei Jahrhunderten Bahn bricht, um fortan Kern und Mittelpunkt aller geschichtlichen Entwickelungen zu werden. Daher überall Gegensätze zwischen heidnischem und christlichem, das letztere in der Literatur so wie in allen Institutionen und Zuständen des geistigen und politischen Lebens schon überwiegend, das erstere ersterbend, aber in einer Menge von Formen sich noch fortschleppend mehr, als selbstständig erhaltend. Beide Elemente üben, wie das in jedem Kampfe nicht anders sein kann, einen gegenseitigen Einfluß auf einander aus, der sich besonders in der hier näher zu schildernden Zeit darin äussert, daß die christliche Bildung, die Formen des Lebens und der Wissenschaft, welche sie in beiden vorfand, mit ihrem Geiste durchdringt, und das Neue auf diese Weise beiträgt, dem Alten noch eine Zeitlang eine Art Scheinexistenz zu sichern. Dazu gesellen sich, und die Mischung, an sich schon auffallend genug, wird dadurch noch bunter, eine Menge eigenthümlicher und neuer Elemente, welche der Einbruch der Barbaren, ihre jetzt allmälig eintretende Ansiedlung und ihr immer wachsender Einfluß auf die Umgestaltung des Lebens und aller Zustände desselben, dem bisherigen hinzufügt. Und dem Allen dient das große Schauspiel eines untergehenden Weltreiches zum Hintergrunde, dessen politische Entwickelungen in den letzten Jahrhunderten nicht wenig dazu beigetragen haben, dem geistigen Leben der Zeit die Richtung und den Charakter zu geben, welche wir als dem fünften Jahrhundert eigenthümlich bezeichnen müssen.

Da aber zur deutlicheren Erkenntniß desselben allgemeine Andeutungen weniger beitragen, als das Eingehen und die Schilderung spezieller Zustände, so versuchen wir gleich diese letztere, sicher, daß aus dem Besonderen sich das Allgemeine am besten herausstellt. Nur müssen wir hier bemerken, daß die darauf beziehenden Fakta sich nicht in eine bis auf einzelne

Jahre ihrem Anfang und Ende nach bestimmte Zeit einschließen lassen, denn der geistige Charakter einer ganzen Periode ändert sich nicht so schnell und nicht in der Weise, daß man sagen könne, diese oder jene Richtung, diese oder jene Erscheinung desselben habe mit dem oder dem Jahre angefangen und aufgehört. Das geistige Leben ist seiner Natur nach in jeder Periode einer beständigen Fluktuation unterworfen, wenn auch die Grundzüge lange Zeit hindurch dieselben bleiben, und dasjenige, was in dem Zeitalter Konstantin sich bildete, unter Theodosius dem Großen sich vollendete, dauerte, sei es im Ganzen oder in einzelnen Zügen, noch Jahrhunderte lang fort. Es gilt dies besonders von dem wissenschaftlichen und literarischen Leben, welches in einer beständigen Entwickelung aus dem Gegebenen begriffen, nie ohne Zusammenhang mit dem der vorangegangenen Zeit verstanden werden kann.

Um aber den Stoff zu theilen, scheint es gerathener, Alles dahin gehörige nach den Haupttheilen des Lebens selbst nach diesen Beziehungen hin zu ordnen, wenn auch nur der Gesammtüberblick aller einzelnen Theile das Bild selbst erst vollständig macht. Wir werden daher, dem natürlichen Gange der Entwickelung folgend, zuerst von dem, das Individuum zunächst betreffenden, von dem Zustande der Erziehung ausgehen, dann den des Unterrichts der wissenschaftlichen Bildung kurz angeben, um zu einem kurzen Abriß der Literatur überzugehen. Das gesellige Leben der Zeit, so viel oder so wenig uns davon Spuren übrig geblieben sind, wird den Uebergang zum öffentlichen Leben vermitteln, und hier werden wir besonders Gelegenheit bekommen, auf diejenigen Umwälzungen und Veränderungen aufmerksam zu machen, welche das Christenthum in demselben hervorgerufen hatte.

Verfolgen wir zuerst den Gang der Erziehung und die Weise des Unterrichts, so finden wir in beiden jene Gegensätze, welche den Charakter des geistigen Lebens der Zeit überhaupt bilden, getreu ausgedrückt. Die ganze Bildung der alten Welt, wie sie das Heidenthum als seine letzte Blüthe hervorgerufen hatte, findet sich entstellt, verflüchtigt und

gesunken, ohne Kraft und eigenthümliches Leben in der gewöhnlichen Erziehung, die im Gegensatz gegen die andre, eine weltliche genannt werden kann, wieder und scheidet sich streng von der durch das Christenthum hervorgerufenen, jetzt in bestimmter und vollständigerer Weise sich ausbildenden geistlichen. Beide sind an Wesen und Form vollkommen entgegengesetzt, gehen neben einander her, schließen sich aus, feinden sich an, bekämpfen einander und enden häufig, wenn auch nicht immer, damit, daß das alte, heidnische Element bei der Mehrzahl von dem neuen christlichen besiegt wird und in dasselbe übergeht, und so eine Mischung entsteht, aus der die eigenthümlichen Erscheinungen dieser Zeit auf dem wissenschaftlichen, literarischen und geistigen Gebiete überhaupt hervorgehen.

Die Erziehung jener Zeit begann für diejenigen, deren Verhältnisse ihr nicht von Anfang an einen entschieden christlichen Charakter aufdrückten, damit, daß der Knabe gegen das fünfte Jahr seines Alters die in jeder Stadt befindlichen Elementarschulen besuchte, in denen er die Grundzüge des Unterrichts zu erlernen hatte. Es wurde ihm ein Aufseher zur Seite gegeben, der mehrentheils ein Sklave, von erprobten Sitten und einigermaßen unterrichtet, ihn dort hin begleitete, und das in den Lehrstunden Erlernte zu Hause mit ihm wiederholte. In Familien, welche dem Christenthum eifrig zugethan waren, trat zuweilen ein Geistlicher oder ein Mönch, doch dies letztere sehr selten, an die Stelle jenes Sklaven. Bis gegen das zwölfte Jahr dauerte dieser Unterricht in den Elementen, dann wurde der Knabe zur Erlernung desjenigen, was man mit dem umfassenden Namen der «Grammatik» bezeichnet, in die Lehrstunden der Grammatiker, die durchaus von den Elementarlehrern unterschieden wurden, gesandt. Diese Grammatiker, so wie die Lehrer überhaupt, genossen seit Konstantin dem Großen Privilegien, deren Umfang uns in der That in Erstaunen setzen muß, und welche beweisen, wie unrichtig die Ansicht Vieler ist, daß in diesen Zeiten des Uebergangs, der Gefahr und des immerwährenden

Kampfes mit den Barbaren, der Staat für das Gedeihen der Wissenschaft und Bildung wenig oder nichts gethan habe. Ihre Person und Besitzthum war von der Beisteuer zu den öffentlichen Kosten durchaus frei, ihr Amt wurde als ein Ehrenamt betrachtet, sie zu beleidigen, wurde mit harten Geldstrafen gebüßt. Die Städte, in denen sie lehrten, waren verpflichtet, ihnen Gehalte zu zahlen, welche so wie die ausserordentlichen Belohnungen, welche sie zuweilen empfingen, bedeutend waren *). In den Umfang ihres Unterrichtes gehörte die Geschichte, die Anfangsgründe der Redekunst, Prosodie und Erklärung der Dichter und Philosophen. In den Schulen der gallischen Grammatiker, welche lange Zeit hindurch für ausgezeichnet galten, wurden, wie Sidonius Apollinaris berichtet, Aristoteles, Virgil, Plautus, Näv̈ius, Kato, Varro, Gracchus, Chrysippus, Fronto, gelesen und erklärt. Die berühmtesten dieser gallischen Schulen waren zu Lyon, Vienne, Bourdeaux, Arles, Agen, Clermont und Perigeux, und die griechische Sprache und Literatur wurde dort mit demselben Eifer studiert, wie die lateinische. Die Studien

*) Die Verordnung, welche als Grundlage aller folgenden angesehen werden kann, rührt von Konstantin d. Gr. her und findet sich im Cod. Theod. lib. XIII, tit. 3, l. 1. Imp. Constantinus ad Volusianum. — Medicos, Grammaticos et Professores alios literarum, immunes esse, cum rebus, quas in civitatibus suis possident, praecipimus, et honoribus fungi. In jus etiam vocari eos, vel injuriam pati prohibemus, ita ut si quis eos vexaverit, centum millia nummorum aerario inferat, a Magistratibus vel Quinquennalibus exactos, ne ipsi hanc poenam sustineant. Servus eis si injuriam fecerit, flagellis debeat a suo domino verberari, coram eo, cui fecerat injuriam, vel si dominus consensit, viginti millia nummorum fisco inferat, servo pro pignore, dum summa haec exsolvitur, retinendo. Mercedes etiam eorum et Salaria reddi praecipimus, quoniam gravissimis dignitatibus vel parentes, vel domini, vel tutores esse non debent, fungi eos honoribus volentes permittimus, invitos non cogimus. PP. Cal. Aug. Sirmio Crispo et Constantino Caesar. coss.

beschränkten sich übrigens hier ausschließlich auf heidnische Literatur, und wenn auch der bei weitem größere Theil der Lehrer und Schüler Christen waren, so war doch von der damals schon einigermaßen ausgebildeten christlichen so wenig die Rede, daß nicht einmal die heiligen Schriften von einer großen Menge gekannt waren.

Mit diesem, einige Jahre hindurch dauernden Unterricht in der Grammatik, war die vorbereitende Bildung beschlossen. Wenn Parallelen zu ziehen erlaubt ist, so möchten wir das Bisherige mit unserm Elementar- und Gymnasialunterricht vergleichen, so wie das Folgende Aehnlichkeiten mit den Universitätsunterricht unsrer Tage darbietet. Um nämlich sich für das öffentliche Leben vorzubereiten, mochte der Jüngling sich um ein Amt in der Verwaltung bewerben oder als Rechtsgelehrter, oder Arzt, oder Architekt, welche letzteren seit Konstantin dem Großen besonders begünstigt wurden, auftreten wollen, immer war es nothwendig, daß er sich eine allgemeinere, besonders auf Rhetorik gegründete Bildung erwarb. Die Gelegenheit dazu bot ihm wiederum der Staat dar, indem in den Hauptstädten des Reichs, so wie in den vorzüglichsten größeren Städten desselben sich vom Staate angestellte Lehrer der Beredtsamkeit befanden, deren Schulen die Jünglinge besuchen mußten. In Allem auf dieselben Bezüglichen finden sich nun sehr viel Aehnlichkeiten mit dem Universitätswesen späterer Zeiten, und eine Menge noch vorhandener, diese Institute betreffender Verordnungen der Kaiser verschaffen uns eine ziemlich genaue Kenntniß derselben.

Waren die vorbereitenden grammatischen Studien beendet, so begab sich der Jüngling aus der Provinz, in dessen Heimath keine größeren Anstalten dieser Art sich befanden, nach Rom, oder nach Konstantinopel, war er ein Morgenländer. Diese beiden Städte waren im fünften Jahrhundert die Haupt- und Mittelpunkte wissenschaftlicher Studien. Alexandrien hatte um diese Zeit seinen alten Ruf schon fast ganz verloren, und Athen, welches noch das ganze vierte Jahrhundert hindurch eine große Berühmtheit gehabt und von vielen Studierenden

besucht war, scheint nach dem verwüstenden Einbruch des Alarich seinem gänzlichen Verfall entgegen gegangen zu sein. Synesius fand die Höfe des Lyceums leer und die Säulengänge der Akademie verlassen. Um nun in der Hauptstadt zu dem höheren Unterrichte zugelassen zu werden, mußte der junge Mann mit einem Zeugnisse seiner heimathlichen Behörden über seine Geburt und seine Vermögensumstände versehen sein. Die Behörden, welche diese Zeugnisse ausstellten, und dadurch erst die Erlaubniß der Reise gaben, waren die **judices provinciales**, und die Zeugnisse selbst mußten die Angabe der **oppida hominum et natales et merita** enthalten. Sie wurden in der Hauptstadt dem **magistris census** vorgewiesen, wobei zugleich erklärt werden mußte, welchem Studium man sich hauptsächlich widme. Dieser Behörde, dem **officium censualium**, mußten zugleich auch die Wohnungen der Studierenden angezeigt werden, und sie war mit der besonderen Beaufsichtigung der sittlichen Führung und des Fleißes der jungen Leute beauftragt. Diesen selbst wurden die strengsten Verbote, sich nicht in Verbindungen einzulassen (**consociationes, quas proximas putamus esse criminibus, aestiment fugiendas**), bekannt gemacht. Zu häufiger Besuch der Schauspiele wurde ihnen untersagt, eben so nächtliche Gelage (**neve adpetant vulgo (vulgi** nach Konrings Korrektur) **intempestiva convivia**). Harte Strafen waren auf ein die Würde der Wissenschaften entehrendes Betragen gesetzt. Wer sich dessen schuldig machte, wurde öffentlich mit Schlägen gestraft, auf ein Schiff gesetzt und in seine Heimath geschickt. Diejenigen, welche sich geziemend aufführten, hatten dagegen das Recht, bis zum zwanzigsten Jahre ihren Studien in der Hauptstadt obzuliegen. Länger durfte aber niemand dort in dieser Absicht bleiben, kehrte er nicht von selbst in seine Provinz zurück, so wurde er auf Betreiben der Präfektur zurückgeschickt: Von dieser Maaßregel waren diejenigen allein ausgenommen, welche während ihres Aufenthalts in eine Korporation der Stadt Rom aufgenommen waren. Der Stadtpräfekt hatte die Censualen außerdem anzuweisen, monatliche Verzeichnisse

über die Studierenden und ihre Verhältnisse zu führen und jährlich dergleichen bei der kaiserlichen Kanzlei einzureichen, in welchen letzteren besonders der Fortgang der Studien der Einzelnen erwähnt werden sollte, damit der Kaiser sich der ausgezeichneteren Studierenden, da wo es Noth wäre, zu Staatsämtern bedienen könnte *).

Diese Verordnungen waren ausdrücklich und zunächst für Rom bestimmt, auch waren die Studien zu Konstantinopel nicht minder beaufsichtigt, und vielleicht in mehr als einer Hinsicht mehr begünstigt. Konstantin der Große hatte dort eine Menge von Instituten gegründet, welche dieselben befördern mußten und seine Nachfolger hatten Alles dahin Gehörige nicht allein bestätigt, sondern auch mannigfaltig vermehrt und verbessert, und es läßt sich mit Recht behaupten, daß während des fünften Jahrhunderts die wissenschaftliche Bildung dort am meisten blühte. Die öffentlichen Lehrer (professores literarum) waren dort mit Einschluß ihrer Gattinnen und Söhne, von den öffentlichen Lasten durchaus frei, sie durften nicht zum Kriegsdienst gezogen werden, und hatten nicht nöthig bürgerliche Aemter zu übernehmen, und das Alles, damit sie, wie das Gesetz es ausdrücklich anführt, desto ungehinderter sich dem Unterrichte widmen könnten **). Damit aber zu diesen Aemtern nur tüchtige und geeignete Männer gelangten, so wurde später festgesetzt, daß sie zuerst von unbescholtenen Sitten sein müßten, dann aber auch von der Curie geprüft und durch ein Dekret der Curialen so wie durch Beistimmung der Angesehenern angestellt werden sollten. Dies Dekret sollte dem Kaiser eingereicht werden, damit den Studien durch seine Bestätigung eine noch größere Ehre erwüchse ***). Waren nun auf diese Weise die Lehrer ihrem Amte gewachsen erfunden, so mußten sie, nach der kaiserlichen Vorschrift, ein Auditorium eröffnen. Diese Lehrsäle waren alle in derselben Gegend der Stadt, in

*) Alles nach Cod. Theodos. lib. XIV, Tit. IX, lex. 1.

**) Cod. Theodos. lib. XIII, Tit. III, lex. 3.

***) Cod. Theodos. lib. XIII, Tit. III, lex. 5.

Rom sowohl wie in Konstantinopel in der regio octava, welche in beiden Städten den Namen des Kapitols führte, und in Konstantinopel durften die Studierenden nur die dort befindlichen Auditorien besuchen, welche sich unter schönen und geräumigen Säulengängen befanden. Denjenigen Lehrern, welche dort lasen, war das Halten von Privat-Vorlesungen durch ein kaiserliches Gesetz vom Jahre 425 auf das strengste verboten. Thaten sie es dennoch, so verloren sie alle Rechte und Privilegien öffentlicher kaiserlicher Lehrer *). Unter Theodosius dem Jüngern wurden diese für die Hörsäle bestimmten Hallen vergrößert und zeichneten sich durch ihre Pracht und Geräumigkeit besonders aus. Um dieselbe Zeit wurde auch durch ein kaiserliches Gesetz die Zahl der Professoren und die Gegenstände, welche sie lehren sollten, festgesetzt, und die von Konstantin dem Großen gegründete Lehranstalt für höhere Studien auf diese Weise wieder hergestellt. Sie führte den Namen kaiserliches Auditorium, und es befanden sich an derselben für den Unterricht in der lateinischen Beredsamkeit und Literatur drei Oratoren und zehn Grammatiker, für griechische Beredsamkeit und Literatur fünf Sophisten und ebenfalls zehn Grammatiker, ein Lehrstuhl für die Philosophie und zwei für Rechts- und Gesetzwissenschaften, (**cum igitur adjungi ceteris volumus, qui philosophiae arcana rimentur, duos quoque qui juris ac legum formulas pandant**) **). Ein jeder dieser Professoren erhält seinen besonders angewiesenen Lehrsaal, und ihr Ansehen muß in der That groß gewesen sein, denn der Kaiser ertheilte mehreren unter ihnen, zwei Lehrern der griechischen und einem Lehrer der lateinischen Literatur, zweien Professoren der griechischen Beredsamkeit und einem Rechtslehrer den Rang von Komites erster Klasse, welcher sie den Vikarien der Präfekten gleichstellte.

Ausserdem wurden die Studien zu Konstantinopel besonders durch die dort befindliche große Bücherſammlung begünstigt, welche von den Nachfolgern Konstantins dort allmälig

*) **Cod. Theodos. lib. XIV, Tit. IX, lex. 3.**

**) **Cod. Theodos. lib. XIV, Tit. IX, lex. 3.**

angelegt war. Konstantius machte sich besonders darum verdient, indem er überall Handschriften aller Art aufsuchen und nach Konstantinopel bringen ließ. Hier war eine besondre Kommission unter dem Vorsitz eines mit der Oberleitung des ganzen Geschäftes beauftragten Kurators festgesetzt, welche sich mit der Untersuchung der gefundenen Handschriften beschäftigte und die fehlerhaften Stellen verbesserte. Wir sind noch im Besitz eines kaiserlichen Gesetzes, welches sich auf diese Bibliothek bezieht*). Es wird in demselben bestimmt, daß sieben Antiquare (antiquarii heißen diejenigen, welche sich ausschließlich mit alten Handschriften beschäftigen, sie abschreiben, vergleichen, verbessern und dergleichen mehr) bei dieser Bibliothek angestellt und auf öffentliche Kosten unterhalten werden sollten, und zwar vier für die griechischen Handschriften und drei für die lateinischen. Ihre Hauptbeschäftigung war die Aufstellung und in Stand-Haltung der Handschriften. Auch Aufseher werden der Bibliothek durch jenes Gesetz zuertheilt.

Wenden wir aber jetzt unsre Aufmerksamkeit den Lehrern selbst und der Wissenschaft, welche sie verkündeten, zu. Die Hauptwissenschaft der Zeit, das Studium, welchem alle sich ergaben, war die Beredsamkeit, alle übrigen Studien wurden nur in sofern mit Eifer und Erfolg getrieben, als sie zur Erlangung einer größeren Fertigkeit und Gewandtheit in jener beitragen konnten. Der Grund dieser auffallenden Erscheinung ist im Geiste und in den Verhältnissen der Zeit zu suchen. Der Zugang zu allen öffentlichen Stellen und Ehren, zu allen Aemtern in der Rechtspflege und Verwaltung war vor allen und hauptsächlich durch oratorisches Talent zu erlangen. Die frühere politische Entwickelung der römischen und griechischen Welt hatte dies Talent an die Spitze aller anderen gestellt, denn das des ausgezeichneten Heerführers stand in Rom und Athen nur neben ihm, nicht über ihm, und diese Richtung war es, welche allein von so vielen Andern blieb, als aller übrige Gehalt aus der gesunkenen Zeit entschwunden

*) Cod. Theodos. lib. XIV, Tit. IX, lex. 2.

dem inneren Verfall, der Leere und Ohnmacht des Geistes in den politisch und religiös ersterbenden Massen noch eine Zeit lang einen Anschein von Leben verlieh, und in Wissenschaft und Kunst des Jahrhunderts sich kundgab. In ihr mußten sich daher auch die wenigen Ueberbleibsel früherer Bestrebungen konzentriren. Aber wie die Staatsformen selbst, welche in den vorhergegangenen Jahrhunderten das öffentliche Leben und mit ihr die Beredsamkeit geschaffen hatten, in dieser Zeit nur noch Formen ohne wesentlichen Gehalt, ohne innere Begründung in dem Seyn des Volkes selbst, waren, so war auch die Beredsamkeit und mit ihr die ganze Wissenschaft der Zeit eine formelle, äussere, Geist und Wesenheit entbehrende geworden. Der Charakter, der ihr allgemein und eigenthümlich einwohnt, ist Sophistik des Gedankens, die zur Sophistik der Rede wird, wenn sie sich ausspricht. In diesem leeren Formelwesen, wo die Darstellung auf jeglichem Gebiete zum gedankenarmen Schaugepränge der Worte herabsinkt, wo das Ohr des Zuhörers oder Lesers gekitzelt, höchstens seine niederen Seelenkräfte angeregt und zu einer sinnlichen Steigerung des Bewußtseins gebracht werden, wo die geistige Kraft nur in dem Glätten der Oberfläche sich bewährt, unfähig, in die Tiefe der Erkenntniß, in die Fundgruben eigenthümlicher Hervorbringung herabzusteigen, bewegen sich Literatur und Wissenschaft der Zeit, wie immer ein treues Abbild des politischen und religiösen Zustandes des Volks. Daher der gänzliche Mangel an Interesse für ernstere Studien, die vollkommene Vernachläßigung tieferer Forschungen und das Ersterben einer Menge von Zweigen der Wissenschaft, welche die vorhergehenden Jahrhunderte noch mit Liebe und Erfolg gepflegt hatten. Das wenige, was uns von der Literatur jener Zeit übrig geblieben, trägt diesen Charakter in einem hohen Grade an sich, in allen Theilen derselben herrscht derselbe vor, und aus dem ganzen fünften Jahrhundert ist uns kein Werk bekannt geworden, welches in irgend einer Weise klassisch genannt werden könnte. Wir haben kaum nöthig zu bemerken, daß die theologische Literatur hiervon ausgenommen ist, welche

jetzt grade eine hohe Stufe der Entwickelung erreicht hatte, und ihrer Ausbildung in demselben Grade entgegenging, in welchem die profane sich ihrem gänzlichen Verfall näherte. Neben den eben angedeuteten inneren Ursachen, welche in dem eigenthümlichen Geiste der Zeit überhaupt lagen, trafen aber auch noch eine Menge äusserer Umstände zusammen, welche diesen traurigen Zustand zur nothwendigen Folge hatten. Vor allen müssen wir dahin die Einfälle der Barbaren rechnen, der Zustand von Unsicherheit, beständiger Furcht, immer drohender Gefahr, vor Angst, Noth und Trübsal jeglicher Art, welcher den Gemüthern im Allgemeinen die für geistige Beschäftigungen so nothwendige Ruhe und Gesammeltheit unmöglich machte. Wer kann, wo jeder Tag Gefahr der Plünderung oder des Todes bringt, den Studien sich überlassen, wer kennt ein andres Interesse, als das die nächste Zukunft zu sichern. Was hat bei einer solchen Flucht der Dinge noch Werth, als dasjenige, welches dem Augenblick Rettung darbietet und Schutz gegen die drohendste Gefahr gewährt. Und das waren in jenen Zeiten die Wissenschaften wahrlich nicht. So mußte man gleichgültig gegen sie werden, und aus der Indifferenz entstand bald Verachtung bei denjenigen, die nur das achten konnten, was ihnen Furcht oder Hoffnung der Rettung einflößte, dazu bedenke man den gesunkenen moralischen Zustand der Zeit, die allgemeinere Kraftlosigkeit der Geister, die in diesen Jahrhunderten mit wenigen Ausnahmen überall da sich zeigt, wo das Christenthum die Gemüther nicht mit der Fülle eines neuen Lebens durchdrungen hatte.

Als Folge davon und mit diesen Ursachen im engsten Zusammenhang stehend, bemerken wir in der Literatur dieser Zeit zwei Erscheinungen, die in ihr zuerst im größeren Umfange auftreten, um mehrere Jahrhunderte hindurch ihr zu verbleiben. Alles tieferen eigenthümlichen Lebens baar, nährte sich die Zeit noch, wenn einige Jahre der Ruhe in den aufgeschreckten Geistern das Bedürfniß danach wieder entstehen ließen, von der reichen und herrlichen Erbschaft, welche das Alterthum ihr hinterlassen. Aber diese Speise war in ihrer ursprüng-

lichen Gestalt für Viele zu kräftig, sie mußte ihnen zubereitet werden auf ihre Weise, damit sie genießbar wurde. Daher wurden die Werke des Alterthums vor allen abgekürzt, in Auszüge gebracht, Sammlungen des Merkwürdigsten, Schlagendsten aus denselben veranstaltet, damit die Leser der Mühe des tieferen Studiums überhoben, einen oberflächlichen Ueberblick, eine den Forderungen der Zeit angemessene Kenntniß von Allem erhielten*). So entstand eine Art enzyklopädischer Literatur, von der unsrer Tage freilich himmelweit unterschieden, aber doch dem Geiste und den Bedürfnissen des fünften Jahrhunderts angemessen. Nach einigen Ueberbleibseln dieser Literatur dürfen wir schließen, daß dort von Allem, was bis dahin nur gewußt wurde, die Rede war, von Welt und Erde, Himmel und Sternen, Meeren und Flüssen, Ländern und Menschen, von Schlachten und Königen, Philosophie und Geschichte, schöner Kunst und Sittenlehre. Die einen begnügten sich stellenweis zusammenzutragen, und mit denselben Worten, die sie bei den Alten gefunden; die andern gaben sich mehr Mühe, arbeiteten das Frühere um und brachten es in eine fortlaufende Darstellung. Diese Arbeit wurde fast auf alle Zweige des Wissens übertragen, und erhielt sich lange Zeit hindurch in großem Ansehen. Die juristische und besonders die geschichtliche Literatur der Folgezeit können genug Zeugnisse davon aufführen, wir nennen hier nur als schlagende Beispiele Tribonian und Konstantin Porphyrogenetus.

Neben manchen Vortheilen hat diese Art der Behandlung aber auch einen großen Nachtheil für die alte Literatur zur Folge gehabt. Ueber diese Auszüge und Zusammenstellungen vergaß man nämlich die alten Schriftsteller selbst, die Bearbeitungen ihrer Schriften genügten, und die Vernachlässigung, in welche diese selbst geriethen, ist Schuld, daß eine große Menge derselben und der werthvollsten, verloren gegangen ist. Im genauen Zusammenhange stand damit eine andre dieser Zeit eigene Er-

*) Trefflich ist Alles auf diese Abbreviatoren-Literatur Bezüglich in der Vorrede von Salmasius zu seiner Ausgabe des liber memorialis des Ampelius. Amstelod. 1674. 4. p. 5—6.

scheinung auf literarischem Gebiete, das Verschwinden eines sehr wichtigen Zweiges der Studien, der mit Recht als das erhaltende Salz derselben angesehen werden kann, der Kritik nämlich. Dazu fehlte es an geistiger Kraft, gründlichen Studien und umfassender Gelehrsamkeit. Daher kommt es, daß eine Menge von Schriften sich unter dem Namen berühmter Verfasser einschleichen konnten und Ansehn gewinnen, die ihnen nie angehört hatten. Dieser Uebelstand überschwemmte fast alle Zweige der Literatur mit einer Fluth von untergeschobenen Werken, welche auch in das Gebiet der theologischen Literatur eindrang. Erst mit den Anfängen der Scholastik begannen wieder anfangs noch sehr vereinzelte und ohnmächtige kritische Bestrebungen *). Dadurch wurde es zugleich möglich, daß in der geistlichen Literatur, die, wenn auch von einem andern Geiste beseelt, doch dem Einfluß der Zeit nicht entgehen konnte, um diese Zeit zuerst jener Zweig sich zeigte, der im Mittelalter, besonders in seiner frühern Epoche, seinen Höhepunkt erreichte, die Legendenliteratur nämlich, deren, unsrer Zeit freilich sehr fremdartig erscheinende, Hervorbringungen vollkommen erklärlich werden, wenn wir sie aus dem zu Glauben jeder Art geneigten Geiste der Zeit, in dem nur eine Entartung der christlichen Gläubigkeit zu erkennen, und dem gänzlichen Mangel selbst des untergeordnetsten kritischen Sinnes, entstanden ansehen **).

Werfen wir nun einen kurzen Blick auf die Hervorbringungen der griechischen Literatur während des fünften Jahrhunderts, wir werden die eben gemachten allgemeinen Bemerkungen fast ohne Ausnahme in ihnen bestätigt finden. Um mit der Geschichtsschreibung zu beginnen, so ist diese ganz dem Geiste der Zeiten gemäß fast ausschließlich auf die Abfassung von Chroniken reduzirt. Sinn für tiefere historische

*) Vergleiche was darüber in der Abhandlung: Kritische Untersuchungen über die Schriften Justins des Märtyrers von Arendt. Tübinger Quartalsch. 1831, Heft 2, gesagt ist.

**) Kurz aber trefflich sprechen sich darüber aus die Benediktiner in der histoire litéraire de la France. V. siècle §. LV.

Darstellung war gänzlich aus der Zeit entschwunden, man reihte die Fakta, so wie man sie bei Aelteren fand, an einander, unbekümmert um ihren innern Zusammenhang oder ihre Bedeutung. Nicht einmal um chronologische Richtigkeit bemühte man sich, mit der ersten besten Angabe zufrieden. So die Chronik des Eunapius von Sardes, die in den bedeutenden Fragmenten, die sich bei Zosimus und sonst wo davon erhalten haben, voller Anachorismen ist. An Kunst der Darstellung dachte kaum jemand anders, als im Sinne der schwülstigen Rhetorik, welche die Geister wie mit einer Art Zauber fesselte. Und auch diese wurde auch oft noch ganz vernachläßigt, wie das, was wir von Olympiodor kennen, beweißt, der seine zwei und zwanzig Geschichtsbücher auch in anderem Sinne mit Recht eine ὕλη ἱστορίας nennen konnte. Seine Beschäftigungen als Chemiker sind überdies eine kümmerliche Berechtigung, die Geschichte zu schreiben. Bei Zosimus allein findet sich wieder eine tiefere und umfassendere Ansicht. Obgleich ohne eigenen Charakter als Geschichtsschreiber und in allem eine zu ängstliche Nachahmung des Polybius verrathend, ragt doch sein Geschichtswerk weit über die Chronikenschreiberei seiner Zeitgenossen hervor. Da, wo er nicht, wie in den fünf ersten Büchern, abgekürzte Auszüge aus Andern nothdürftig überarbeitet gibt, strebt er nach einer Art pragmatischer Auffassung, die uns bedauern macht, daß so viel von diesen seinen eigenen Hervorbringungen verloren gegangen ist.

Ein besonderes Studium scheint die Zeit der Geographie gewidmet zu haben. Das fünfte Jahrhundert hat zwei Geographen aufzuweisen, welche ihre Wissenschaft in erfolgreicher Weise förderten, den Marcian von Heraklea im Pontus nämlich und Stephanus den Byzantiner. Das Hauptwerk des erstern war ein Periplus, von dem der erste Theil, die Küstenfahrt der äußeren Meere (im Gegensatz zu dem mittelländischen Meere, das von ihm als inneres angesehen wird) enthaltend, bis auf uns gekommen ist. Von dem grammatisch-geographischen Wörterbuche des Stephanus, der «Ethnika», in welchem

er die eigentliche Erdbeschreibung mit Völker-, Städten- und Mythengeschichte verband, ist uns leider nur ein höchst mangelhafter Auszug enthalten.

Es lag in der Natur ihres Gegenstandes, daß von allen Wissenschaften die Philosophie am meisten von den sich immer mehr ausbildenden christlichen Anschauungen und Auffassungen durchdrungen wurde, und in der That enthalten die Schriften der Kirchenväter die meisten und tiefsten philosophischen Entwickelungen in dieser Zeit. Die Lehren des Christenthums selbst, sobald sie im Fortgang der Geschichte zu Dogmen sich festsetzten, riefen eine christliche Philosophie hervor, die sehr bestimmt und entschieden allem von andern Grundlagen ausgehenden entgegentrat. Eigenthümliche, außerhalb des Christenthums sich bildende Systeme hat das fünfte Jahrhundert nicht aufzuweisen, dessen Produktivität auf philosophischem Gebiete überhaupt sehr gering ist. Der Grundcharakter alles Philosophirens der Zeit ist eine Fortbildung der seit zwei Jahrhunderten schon sich entwickelnden neuplatonischen Anschauungsweise, welche jetzt in Proklus einen ihrer Höhenpunkte erreicht. Die entschieden mystisch-theosophische Richtung, in welcher sich dieses System schon lange bewegt hatte, wird von diesem vielseitigen Geiste, er war Epigrammen- und Hymnendichter, Mathematiker, Philosoph, Biograph, Sammler und Interpret von persischen, chaldäischen Orakeln und orphischen Sprüchen, in einer Weise ausgebildet, die von späteren nicht übertroffen sein dürfte. Ihm fast gleichzeitig aber entwickelten die christlichen Philosophen Nemesius, Bischof von Emesa, dessen Werk περὶ φύσεως ἀνθρώπων mit Recht an die Spitze aller philosophischen Erzeugnisse des Jahrhunderts gestellt wird, und Synesius, Bischof von Kyrene, eine von einem reineren Platonismus ausgehende christliche Philosophie. Die eigenthümlichen Spekulationen der Neuplatoniker erforderten genauere Kenntnisse der Mathematik und daher müssen wir es erklären, daß Philosophen aus dieser Schule die einzigen uns bekannten mathematischen Schriftsteller der Zeit sind. So Proklus und Maximus.

Je ärmer an wissenschaftlichen Hervorbringungen, welche tieferes Studium und umfassenderen Geist erforderten, das Jahrhundert ist, desto reicher wird es an Erzeugnissen auf einem andern Gebiete der Literatur, welches seinem Geiste und Charakter überhaupt mehr, als jene ernsteren Richtungen zusagte. Es ist dies die mit der sophistisch-rhetorischen Richtung der Zeit in enge Verbindung stehende Romanenliteratur, welche grade im fünften Jahrhundert in ihren Hauptschriftstellern Heliodor, Achilles Tatius*), Loggus, Xenophon dem Ephesier, Chariton und Aristänet ihre Blüthe erreicht. Es ist aber Zeit, daß wir uns diesem sophistisch-rhetorischen Element in der Bildung und dem Geiste der Zeit selbst näher zuwenden.

Wir haben oben schon angedeutet, welche wichtige Stelle im öffentlichen Leben die Beredsamkeit noch in dem gesunkenen Zustande, in dem sie sich seit Jahrhunderten befand, einnahm, und wie das Rhetorische das Grundelement aller Bildung überhaupt ausmachte. Mittelpunkt dieser Bildung, in denen sich der ganze Charakter der Periode recht eigentlich verkörpert hatte, waren die Rhetoren oder Sophisten. Welcher Begriff mit diesem letzteren Worte eigentlich zu verbinden sei, ist häufig untersucht und besprochen worden, und es hat sich daraus Eines mit großer Gewißheit ergeben, das nämlich, daß der Begriff, welchen man gewöhnlich damit verbindet, indem man die Grundzüge des Charakters einiger der Sokratischen Philosophie feindlichen Redner und Philosophen verallgemeinert, nichts weniger als angemessen sei. Der Name eines Sophisten hat nie wohl allgemein den verächtlichen Nebenbegriff gehabt, den wir unwillkührlich damit verbinden, und in der Zeit, welcher wir hier unsre besondre Aufmerksamkeit widmen, finden sich eine Menge Beweise, daß er grade im Gegentheil ein Amts- und Ehrenname war, welcher den Lehrern an den öffentlichen kaiserlichen Unterrichtsanstalten, den Auditorien beigelegt wurde, und die in der Rangordnung der Beamten

*) Nach Schöll Gesch. der Gr. Literatur. Uebersetzt von Pinder. Bd. III. p. 156, in den Anfang dieses Jahrhunderts zu setzen.

zuweilen die hohe Würde von Komites erster Klasse einnahmen. Sollen wir daher die allgemeinere Grundbedeutung des Ausdrucks angeben, so möchten wir einen Sophisten überhaupt als mit Meister, Magister, gleichbedeutend bezeichnen, ein Mann, der seine Sache versteht.

Wir folgen hierin den trefflichen Auseinandersetzungen, welche Hr. Kreuser in Kölln in seinem sehr interessanten Aufsatze: « Christliche Sophistik aus hellenischer, » Bonner Zeitschrift für katholische Philosophie und Theologie, Heft 3 und 5, darüber gegeben hat. Als für die richtige Erkenntniß alter Bildungs- und Unterrichtsweise überhaupt wichtig, ist Heft 5 S. 27 fgld. zu betrachten, woraus wir Folgendes als zum Verständnisse dieser Zustände sehr dienend, anführen. Was bedeutet aber der Name Sophist, heißt es dort, S. 27. «Man könnte gelehrt darüber streiten, σοφιστής gleichbedeutend mit σοφὸς, σοφοῦ ἱστής, d. i. ἱστωρ, und wir sind vor Worten am Ende so klug wie zuvor. Auch das σοφός wird ja ganz wunderlich gefaßt; denn nach altem Sprachgebrauche ist jeder, der etwas versteht, ein σοφός, sei er nun ein Philosoph, Dichter, Redner, Leiermann, Schuhflicker, Steuermann, Sprachlehrer oder was immer sonst; so heißt er bei den Alten ein σοφός in seinem Betrieb und sei es auch ein Leiern, Flicken und Steuern. Die Erklärungen des Wortes Sophist, durch Weise, Klugwisser u. s. w., helfen uns darum zu gar nichts, wie überhaupt eigenthümliche Begriffe aus eigenthümlichen Volkseinrichtungen entspringend, nie übersetzt, sondern gleich mit den lebendigen gleichbedeutenden der andern Sprache wiedergegeben werden sollten. Wenn auch nicht an Gelehrsamkeit, gewännen wir wenigstens an Verständlichkeit. Was mag also Sophist in klarem Deutsch wohl bedeuten? Nichts mehr und nichts weniger, als was unsre guten Väter und die alten Zünfte einen gelernten Meister nannten, der kein Stümper noch Pfuscher, sondern seine Sache versteht. Allerdings eine hübsche Benennung, wenn man nämlich ein Meister ist; und Dichter und Tonkünstler, Maler und Bildhauer kann eben so viel darauf halten und sich zu Gute thun,

als ein Schneider und Zinngießer. Und in der That ist nur das Wort verständlich, wenn man von Gelehrten und Sprachlehrern, Musikern und Rechtsgelehrten, Dichtern und Geschichtsforschern, Natur- und Sternkundigen ließt, daß sie Sophisten d. h. Meister in ihren Fächern waren. Der Sprachgelehrte bei Gellius, der seine beiden Sprachen, Griechisch und Latein, verstand, ist darum ein eben so ehrenwerther Sophist, als Phaborinos, dieses große Sophistenlicht nach Philostratus, oder Libanios, oder gar Gorgias und Hippias selbst. Aber der Name ist ja so in Verruf gekommen, daß sich ein ehrlicher Mann seiner schämen mußte? Ja mag's sein, bei einigen Weisenschulen, da mag der Name Sophist mit Zungendreschern, Marktschreiern, Maulaffen, Viel-Nichtswissern, Volksbetrügern, Wissenschaftsverderbern und ähnlichen rühmlichen Benennungen gleichbedeutend sein, das Leben urtheilt anders, als die Gelehrten, und von Isokrates bis auf Libanius zeigt die Geschichte, daß die Sophisten gute Geschäfte machten und ihr Name ihnen beim Volke wenig anklebig war.» Seite 30: «Wen vertraten also die Sophisten nach unsern gesellschaftlichen Einrichtungen? Offenbar unsern Kunst- und Wissenschaftsverkehr durch den Druck, unsre Erziehung zu beiden, oder genauer: die alten Sophisten vertraten die Stelle unsrer Gelehrten- und Hochschulen. Und in der That, wenn der alt-attische Bürger seinen Sohn zu einem Sophisten der Rede-, Staatskunst u. s. w. sandte, was heißt es anders, als daß er ihn auf die Hochschule schickte, um sich zum Redner, Staatsmann auszubilden. — Also die alten Sophisten waren Lehrer in That und Wort.» — Seite 56. «Konstantinus führte das Christenthum öffentlich ein, aber da alle Wirkungen auf das Ganze in der Geschichte nur allmälig eintreten, so blieb die gelehrte und wissenschaftliche Bildung in ihrem alten heidnischen Bestande, und wie neben dem Christenthum noch die alten Götter verehrt wurden, so standen noch neben den christlichen Lehrstühlen, wenn auch nicht friedfertig, die der Sophisten, ehe sie sich in Scholastiker und Mönche verwandelten. Die alte Art zu streiten, die Wortklaubereien und Spitzfündig-

keiten sammt dem übrigen philosophischen Rüstzeug waren auch geblieben, ja die Wortkunst hatte sich sogar vervollkommnet; denn da unter der römischen Herrschaft aller edlere Inhalt weggeschnitten, und zu Reden nur der Hof oder erbärmliche Stoffe übrig blieben, so muß man es in der That für ein Kunststück ansehen, daß es in jenen Tagen noch Redner gab und geben konnte. Unter Konstantin lebte und schrieb in Kappadokien der Sophist Asterios, hielt Prunk- und Streitreden, wie einst Gorgias, und war als stets schlagfertiger Kämpfer überall bei den Kirchenversammlungen, so wie er auch später ein Anhänger des Ketzers Areios wurde. Unter dem Nachfolger Konstantins lehrten zu Laodikeia in Syrien und Berytos Apollinarios Vater und Sohn, der eine hellenische Sprachlehre, der andre hellenische Redekunst, und wurden Väter der Apollinaristen-Ketzerei und Freunde eines andern bekannten Sophisten, des Epiphanios. Dieser Epiphanios zeigt deutlich, wie bunt Heiden- und Christenthum noch gemischt war, denn gleich den alten homerischen Rhapsoden trug er öffentlich seinen Lobgesang auf Dionysos vor. Auch blühte um diese Zeit Nikokles der Lakone, welcher den Julianos in der Sprachwissenschaft, und Hekebolios, der denselben Kaiser in der Redekunst unterrichtete. Wie Julianos selbst als Herr der Welt nun das Christenthum niederdrücken wollte, und darum selbst als tüchtiger Sophist auftrat, ja wie er den Christen den Unterricht in hellenischer Sprache und Wissenschaft und dadurch die geistigen Waffen nehmen wollte, ist bekannt genug. Als treuer Mitkämpfer stand ihm der gelehrte Libanius der Syrer hier wacker bei, jedoch ohne Erfolg. Himerios und Proairesios, die attischen Redekünstler, lehrten und stritten auch um diese Zeit nicht minder Troilos, Adamantios, der ärztliche Redekünstler. Leontios der Athener mit seiner gelehrten Tochter Trophilos und Andre. Aber die letzten Zuckungen des ersterbenden Heidenthums hörten mit Julianos bald auf. Das Christenthum siegte vollständig und die althellenische Wissenschaft sammt Sophisten oder ihrem Namen ging zu Grabe, und Sargträger waren in Westen die Barbarei, in Osten Mahomed.»

Aus dem eben Angeführten geht hervor, daß man mit Recht sagen kann, die Bildung jener Zeit sei in den Händen der Sophisten in der angegebenen Bedeutung des Worts gewesen, indem in ihren Händen die Mittel, diese sich zu erwerben und das ausschließliche Recht sie mitzutheilen sich befanden. Und dies Recht erstreckte sich auf alle Zweige derselben, wie denn bei dem Sozomenus von einem ἰατρικῶν λόγων σοφιστής die Rede ist *). Diese Stellung zur Gesellschaft gab ihnen eine Wichtigkeit in derselben, welche sie selbst sehr gut erkannten und die sie in allen Beziehungen zu ihrem Vortheil geltend zu machen wußten. Daher vor allen Dingen, bei dem der Zeit überhaupt eigenen Mangel an Gründlichkeit, die bei ihnen besonders häufig sich findende Eitelkeit und Aufgeblasenheit, die Geläufigkeit der Rede, der ihnen eigene pomphafte Schwung in derselben, die Fertigkeit des Disputirens, ihre spitze Dialektik, vermöge der sie es dahin brachten, und es wird dieß als ein Meisterstück der Ausgezeichnetsten unter ihnen erzählt, mitten im Laufe einer begonnenen Rede abzubrechen, und mit derselben Evidenz, mit der sie bisher die Gründe für den aufgestellten Satz entwickelt hatten, das Gegentheil desselben, zum großen Erstaunen der Zuhörer zu beweisen **). Wie tief muß das Interesse an Wahrheit und Gründlichkeit in einer Zeit gesunken sein, wo dergleichen überhaupt nur möglich ist. Ihr ganzes Bestreben ging auf eine polirte Form hinaus, und auf eine Art der Entwickelung und des Vortrags, welche die Zuhörer blendete, momentan fortriß, ohne sie gründlich irgendwie zu belehren oder zu ergreifen. Aber eben weil sie so dem entnervten Zeitgeiste schmeichelten und ihm gerade gaben, was er begehrte, standen sie bei Hohen und Niederen in einem gleich großen Ansehen. Die Fürsten, denen sie zu schmeicheln verstanden, indem sie ihren Ruhm mit den tönendsten Worten und schwunghaftester Rede bis in den Himmel erhoben, (man lese die Panegyristen) lohnten ihnen mit Geschenken, Ehrenstellen, einträglichen Aemtern, der

*) Sozom. H. E. VII, p. 741.

**) Liban. epp. 407.

Befreiung von öffentlichen Lasten und dergleichen. Wurde doch einer von ihnen, Eugenius, selbst mit dem Purpur bekleidet. — Die Bürger bezeigten ihnen eine Achtung und Verehrung, die uns in der That in Erstaunen setzen muß *). Sobald ein Sophist von ausgezeichnetem Ruf in eine Stadt kam, drängte sich Alles zu ihm, um ihn zu begrüßen und ihn willkommen zu heißen, die Jünglinge besonders gingen nicht von seiner Seite. Themistius sagt, sobald die Bewohner von Galatia ein Pallium erblicken, so hängen sie ihm an, wie das Eisen dem Magnet. Nun sagte der Rhetor eine öffentliche Deklamation an, die er in einigen Tagen halten werde. Die Räume des Theaters faßten kaum die Menge der Hörbegierigen. Der bewunderte Mann besteigt das erhabene Katheder, entweder in prachtvolle Gewänder gehüllt, oder seine Verachtung alles Aeußeren durch eine diogenische Vernachlässigung desselben beweisend. Er beginnt mit einem feinem Lobe, einer verdeckten Schmeichelei für die Zuhörer, dann verkündet er das Thema, den Gegenstand seiner Deklamation. Gewöhnlich waren diese aus dem Alterthum, den Mythenkreisen besonders entnommen, und aus der darüber bei Libanius enthaltenen Angabe, können wir sogar die Art und Weise derselben näher kennen lernen. Libanius führt nämlich dreizehn Klassen solcher Uebungsstücke an, (προγυμνασμάτων παραδείγματα) aus denen öffentliche und Privatvorträge gewählt wurden, von denen wir hier nur die Hauptsächlichsten aufzählen wollen, um eine deutlichere Anschauung dieses sophistischen Treibens zu geben. Es waren nämlich Erzählungen, διηγήσεις, wie von des Herkules Kampf um Dejanira, von Prokne und Philomele, von Alpheus und Arethusa. Aus dem fünften Jahrhundert haben wir noch sechs Erzählungen eines für dieses Genre grade berühmten Sophisten, des Severus von Alexandrien. Sie heißen das Veilchen, die Hyazinthe, Arion, Ikarus, Otus und Ephialtes. Oder es waren Chrien,

*) Vergl. über das Folgende zum Theil: Müller, Commentat de genio et moribus aevi Theodosiani cap. II. Wir haben diese treffliche Arbeit bei diesem ganzen Kapitel benutzt.

welche in der rhetorischen Ausführung irgend eines markanten Faktums oder einer Sentenz bestanden. Z. B. wie Alexander, als man ihn nach seinen Schätzen fragt, auf seine Freunde weißt, oder über die Definition, welche Theophrast von der Liebe gibt, sie sei die Leidenschaft der müßigen Seele. Dann kamen auch ausgeführte Widerlegungen ἀνασκευαί, daß Chryses, z B., nicht zu den griechischen Schiffen gekommen sei, oder Bestätigungen κατασκευαί, daß reine Wahrheit sei, was Homer vom Zorne des Achill und von seinen Waffen erzähle. Dann sogenannte loci communes gegen einen Tyrannen, für einen Tyrannenmörder. Dann Lob oder Schmähreden auf die Heroen, wo es dann für einen Triumph der Kunst galt, wenn der Rhetor, nachdem die Panegyris des Achilleus geendet, sogleich einen ψόγος, eine Schmährede auf ihn debütirte. Zuweilen waren die Gegenstände dieser Uebungen auch sonderbar gewählt, und wir wissen von Lobreden auf den Stier und von Schmähreden gegen den Weinbau. Auch Parallelen kamen vor, zwischen Seehandel und Ackerbau zum Beispiel, oder zwischen Ajax und Achilleus u. A. Sehr in der Mode und vorzüglich beliebt waren aber Ἠθοποιΐαι, der Redner versetzte sich nämlich in den Moment irgend einer bedeutenden Handlung, sei sie fingirt, mythisch oder historisch, und sprach nun im Geiste und Charakter der Hauptperson derselben*). So haben wir von jenem eben erwähnten Severus von Alexandrien, Ethopoiien von Achilleus, der im Hades die Eroberung Troja's erfährt, Menelaus, wie er von der Helena verlassen ist, vom Libanius, Odysseus in der Unterwelt, Medea im Begriffe ihre Kinder zu tödten, Andromache an der Leiche Hektors und Andre. Es scheinen dies eine Art oratorischer Darstellungen gewesen zu sein, wo der Rhetor besonders die dramatische Seite seiner Kunst zeigen konnte. Endlich werden noch Beschreibungen, φράσεις, und Streitfragen, θέσεις, angeführt, zum Beispiel, ob man sich verheirathen solle. Dies

*) Ganz die ethicae allocutiones in der Rhetorik des Mittelalters.

waren die hauptsächlichsten Gattungen, in welche jene Uebungen zerfallen. Nebenbei gab es aber noch besondre Kunststücke, wo dies Talent der Darstellung über die gänzliche Unbedeutendheit und Abgeschmacktheit des Gegenstandes zu siegen hatte. So gab es Lobreden auf das viertägige Fieber, auf die Kahlheit und andre nichtsnutzige Dinge. Und der Geschmack an diesen Dingen war so allgemein, daß alle Klassen der Gesellschaft gleich begierig solchen Deklamationen zuströmten. Basilius der Gr. erzählt, daß zu den Uebungen des Libanius die ganze große Stadt Antiochien gelaufen sei, Handwerker und Weiber ihre Arbeiten verlassen, um ihn zu hören.

War nun unter den rauschenden Beifallsbezeugungen der Zuhörer die Rede beendet, welche während ihrer Dauer schon durch öftere Akklamationen unterbrochen war, so wurde der bewunderte Rhetor von der Menge oft noch nach Hause begleitet und ihm dort alle Ehren erwiesen. Blieb er in der Stadt, so hatte man nichts eifrigeres zu thun, als in das Auditorium, welches er dann gewöhnlich eröffnete, alle jungen Leute, welche nur einigermaßen Talent verriethen, zu schicken, denn konnte man eine glücklichere Laufbahn wählen, als diejenige, wo so viele Triumphe, Ehren, Ansehen und oft Reichthümer dessen warteten, der es nur zu einigermaßen ausgezeichneten Leistungen zu bringen vermochte. Die weniger berühmten fingen zuerst mit einer geringen Anzahl Schüler an. So hatte Libanius bei Eröffnung seiner Schule nur siebzehn Zuhörer, als er eine Rede des Demosthenes widerlegte; bald wuchs aber die Zahl derselben auf fünfzig, und sein Ansehn wurde so bedeutend, daß selbst die ersten Behörden der Provinz sein Auditorium besuchten. Durch geschickt angebrachte Schmeicheleien und Anreden wußte er sie zu gewinnen und sein Ruhm war auf immer gegründet, als in einer glücklichen Improvisation das Kunststück mit der Durchführung des Gegentheils des eben Aufgestellten glänzend gelang.

Die Jünglinge, welche nun nach beendigten grammatischen Studien diese Rhetorenschulen besuchten, wurden zuerst an Gewandtheit und Zierlichkeit des Ausdrucks, beinahe mecha-

nisch gewöhnt, indem sie nur nachzuschreiben hatten, was der Sophist ihnen diktirte, daneben mußten sie ein eifriges Studium den Dichtern widmen, damit ihre Ausdrücke edel und klingend würden. Hatten sie darin schon einige Uebung erlangt, so wurden in den Auditorien selbst die öffentlichen Redeakte des Lehrers nachgeahmt, die Mitschüler waren hier Zuhörer und oft strenge Richter, in letzter Instanz entschied der auf einem, Alle überragenden Sitze gegenwärtige Lehrer. Seine Gewalt über die Schüler, selbst wenn sie schon dem Jünglingsalter angehörten, scheint übrigens groß gewesen zu sein, und körperliche Züchtigungen waren gewöhnlich*). Waren sie nun in den Anfangsgründen der Komposition und im Vortrage genugsam geübt, so mußten die Zöglinge selbst Reden zuerst über gegebene Themata oder über freigewählte Gegenstände aufsetzen, und der rhetorische Unterricht wurde für vollendet gehalten, wenn sie es bis zu einer nach den Regeln gehaltenen Disputation gebracht hatten. Gewöhnlich nahmen sie einen ganzen Koder voll Mustern und Formularen zu allen nur möglichen Redeübungen aus dem Auditorium mit in die Laufbahn, der sie sich nun widmeten, hinüber, um im Fall der Noth immer mit etwas Fertigem versehen zu sein. Dies Hülfsbüchlein hieß das γραμματεῖον.

Zwei Hauptelemente der alten Erziehung, das Gymnastische und dasjenige, was man unter der Erlernung der μουσικά begriff, waren in dieser Zeit fast ganz in Verfall gekommen. Aeussere und innere Umstände hatten dazu beigetragen, körperlicher Schönheit, Gewandheit und Kraft nicht mehr die hohe Stelle anzuweisen, welche sie früher eingenommen, der Hauptgrund davon lag aber besonders in der gänzlichen Umgestaltung, welche der Begriff der Sittlichkeit durch die immer weitere Verbreitung christlicher Ansichten erfahren hatte, und die eine Menge von Spielen, denen eine Schaustellung der Körperlichkeit zum Grunde lag, verdammte.

---

*) Das bekannte μειράκια ἀποτυμπανίζειν.

Eigenthümlich war das Schicksal, welches die Philosophie und ihre Lehrer in diesen Zeiten erfuhren. Wie es später Sitte war, in den vornehmeren Familien einen Hausgeistlichen zu haben, so war es jetzt Gebrauch Hausphilosophen zu halten. Man wählte gewöhnlich dazu Sklaven, die eine oberflächliche literarische Bildung hatten, schenkte ihnen die Freiheit, doch behielt man sie mit der Verpflichtung, den Söhnen die Philosophie zu lehren, im Hause. Andre, und besonders war dies im Orient der Fall, ahmten in gänzlicher Vernachläßigung des Aeusseren die alten Cyniker nach, und lockten durch Bart und Pallium, durch Stab und Wundertasche die Aufmerksamkeit erregend, die Jünglinge an sich, um gegen mäßigen oder hohen Lohn, jenachdem sie Ruf und Ansehen hatten, ihnen die Geheimnisse der Philosophie zu lehren. Die Schulphilosophie der Zeit zerfiel in zwei Theile, deren einer sich mit himmlischen, der andre mit irdischen Dingen beschäftigte. Zu jenen aber gehörte die Lehre von Regen, Wind, Gewitter und andern Dingen, die am Himmel vorzugehen scheinen, und die Beantwortung einer Menge der Physik entnommener Fragen, warum der Schnee so weiß, woher das Meer salzig und dergleichen viel. Der andere Theil handelte von der öffentlichen und privaten Moral, der Politik und praktischen Haus-, Wirthschafts- und Lebensregeln. Das nannte man Philosophie im fünften Jahrhundert und der oben zitirte Ausdruck aus dem **Cod. Theodos. philosophiae arcana rimare** darf daher nicht befremden.

Mit dem Stande eines Lehrers der Philosophie waren übrigens eine Menge von Vorrechten und Freiheiten verbunden, und daher benutzten Viele, sonst nichtsnutzige, in keiner Weise hinreichend unterrichtete Subjekte, diesen Stand, um ein herumstreichendes und ungeordnetes Leben zu führen. Sie legten den Philosophenmantel an und wanderten von Stadt zu Stadt, sicher überall für wenige schwülstige, dunkeltönende Sentenzen Unterhalt zu finden. Kurz vor dem Anfang des fünften Jahrhunderts hatte dies so überhand genommen, daß Valentinian ein Gesetz erließ, daß niemand den Philosophen-

mantel anthue, seine Heimath verlassen und von Stadt zu Stadt umherschweifen sollte. Den Lehrern der Philosophie solle die Ausübung ihres Amtes nur dann in einer fremden Stadt erlaubt sein, wenn die angesehnsten Bürger derselben es wünschten*). Im fünften Jahrhundert bestätigte Theodosius der Jüngere aber wieder alle ihre früheren Rechte und Freiheiten. Wollte man aber Philosophie in gründlicher Weise nach dem Sinne der Zeit studieren, so ging man nach Kleinasien und Egypten, um dort die Neuplatoniker zu hören.

Im Allgemeinen aber war das Studium der Schulphilosophie in jener Zeit seltener, und bei weitem das Gewöhnlichste war, daß der Jüngling nach beendigten rhetorischen Studien sogleich zu demjenigen Zweige des öffentlichen Lebens überging, dem er überhaupt sich widmen wollte. Diejenigen, welche Aerzte werden wollten, wandten sich zur Erlernung des Nothwendigen an einen ausgezeichneten Mann ihrer Kunst, bei dem sie mehrere Jahre blieben. Schulen der Arzneiwissenschaften scheinen nicht bestanden zu haben, denn die einzelnen Spuren einer solchen zu Alexandrien sind kaum beweisend **), wie denn Alexandrien überhaupt von seiner frühern Bedeutung als Sitz der Wissenschaften gegen das Ende des fünften Jahrhunderts ganz herabgesunken war ***). Nachdem

*) Cod. Theodos. lib. XIII, Tit. III, lex. 7.

**) Vergl. Conring. Antiquit. Academicae p. 257.

***) Bei Aeneas Gazäus in dem Gespräche «Theophrast» findet sich darüber eine merkwürdige Andeutung. Aritheus, einer der drei Theilnehmer der Unterhaltung, sagt dort zum Aegyptus, dem dritten Mitredenden. Aber sage mir doch, gibt es bei euch (in Alexandrien) noch solche Lehrer der Geheimnisse der Philosophie, wie Hierokles es war? Sind noch gute und tüchtige Jünglinge dort, wie Protagoras (nach Conring ist vielleicht Proklus, der bekannte Neuplatoniker, zu lesen), jener Lykier, der zwar an Alter mir gleich, an Tüchtigkeit und Geist mir aber überlegen war? Darauf antwortet ihm Aegyptus: Früher (παλαί) war wohl Tüchtiges dort, jetzt geht aber Alles auseinander und zu Grunde. Denn die zu der Zahl der Studierenden gehören, mögen nichts lernen, und die, welche die Lehrer machen, wissen nichts zu lehren. Theater und Rennbahn sind in Flor, in Philosophie aber und Musenkünsten

sie sich so einige Geschicklichkeit und Erfahrung in ihrer Kunst erworben, übten sie entweder die Arzneikunde für sich aus, oder unterzogen sich einer Prüfung vor dem Kollegium der kaiserlichen Leib- und Hofärzte, der Archijatri. Bestanden sie dieselbe mit Ehren, so wurden sie in jenes Kollegium selbst aufgenommen und erhielten mit dem Titel und der Würde eines archijater auch einen Gehalt vom Staate. Fast in allen Gesetzen, welche den öffentlichen Lehrern Freiheiten und Vorrechte ertheilen, ist auch die Rede von den archijatris und medicis, die mit jenen in jeder Beziehung auf gleiche Stufe gestellt werden.

Andre widmeten sich ausschließlich den rhetorischen Studien, um später die Stellen ihrer Lehrer als Professoren an den Auditorien zu erhalten. Die Wenigsten welche eine solche vorbereitende Bildung empfangen hatten, gingen zum Militairstand über. Trotz der Wichtigkeit derselben sind literarisch gebildete Männer in diesen Zeiten bei dem Heere höchst selten, was hauptsächlich wohl daher kam, daß der größte Theil der Krieger aus Barbaren bestand, die ihre eigene Heerführer hatten. Außerdem aber waren die meisten Jünglinge vornehmerer Familien, die sich in den früheren Jahrhunderten meist immer dem Kriegsdienste gewidmet hatten, durch die in jenen Kreisen besonders herrschende Sittenlosigkeit zu sehr verweichlicht und entnervt, um an einem so entbehrungsvollen und mühseligen Berufe Wohlgefallen zu finden. Die bei weitem größere Anzahl ging zu dem Rechts- und Gesetzesstudium über, bei denen ihnen die rhetorische Vorbildung in einem hohen Grade nützlich wurde. Die berühmtesten und besuchtesten Rechtsschulen waren zu Rom und Berytus, deren Gedeihen besonders durch das strenge Verbot, die Rechte in den Provinzen zu lehren, befördert wurde. Aus dem ganzen Abendlande strömten die Jünglinge nach Rom*), besonders häufig

herrscht eine traurige Verödung. (φιλοσοφία δέκαὶ τὰ μουσεῖα εἰς δεινὴν ἐρημίαν ἀφῖκται. Aeneas Gazaeus Theophrast. bei Galland. Biblioth. Tom. X, p. 629.

*) Ausführliche Nachweisungen gibt Gothofred im Comment. ad Cod. Theodos. lib. XIV, Tit. IX, lex. 1, p. 225. ed. Ritter.

kamen sie aus Afrika und Gallien. Der Orient sandte seine künftigen Rechtsgelehrten nach Berytus, und der Zudrang dorthin war so groß, daß die Sophisten sich beklagten, die Hörsäle der Rhetorik würden leer, weil Alles nach Phönizien ströme. Man mußte dort gewesen sein, um später in seinem Fache etwas zu gelten, und die Schule von Berytus hieß allgemein «die Mutter der Gesetze.» Die Zeit, welche dort mit Studien zugebracht werden mußte, war nicht festgesetzt, doch kann mit einigem Grunde das quinquennium annehmen. Im zwanzigsten Jahre war nämlich gewöhnlich die grammatische und rhetorische Vorbildung beendigt, und nach einem in den Kodex aufgenommenen Gesetze durfte niemand vor dem fünf und zwanzigsten von der Schule zu Berytus zu einem öffentlichen Amte berufen werden. Die Sitten der dort Studierenden scheinen übrigens nicht in dem besten Rufe gestanden zu haben. Kaiserliche Verordnungen suchten der zu großen Entartung derselben entgegenzutreten, und besonders den auch in Athen, Rom und in allen Auditorien sich befindenden Gebrauch, die Ankömmlinge zum Gegenstande der ausgelassensten Neckereien zu machen, abzuschaffen. Die Professoren der Schule erhielten das Recht, in Gemeinschaft mit dem Bischof von Berytus und dem Präses der Provinz, die Sitten der Studierenden zu beaufsichtigen, und im Falle einer Uebertretung der Verordnungen auf das schärfste gegen sie zu verfahren. In Athen besonders war dieser Muthwille dem neu Ankommenden gefährlich. Er wurde, ein gutartiges schüchternes Kind der Provinz, im feierlichen Aufzuge seiner Kommilitonen in das Bad geführt, hier ihm aber auf das Uebelste mitgespielt, und erst, wenn er muthvoll alle Proben bestanden, für vollgültig und als einer der übrigen anerkannt.

Im grellsten Gegensatze zu Allem diesen stand die geistlich Erziehung, welche um diese Zeit schon in einer Menge später erst allgemeiner werdenden Formen sich ausgebildet hatte, und das Nebeneinandergehen dieser beiden so verschiedener Erziehungsarten ist ein charakteristisches Kennzeiwen der Zeit. Die Erziehungen der für ein geistliches Leben Bestimmten begann

schon sehr früh. Der Knabe, der als Mann der Welt entsagen sollte, wurde früh schon jeder Berührung mit derselben entzogen. Man brachte ihn zu den in Gemeinschaft lebenden Religiosen und übergab ihn ganz der Leitung derselben. Hier wurde er an die härtesten Entbehrungen gewöhnt, seine Lebensweise war die einfachste, auf möglichst wenige Bedürfnisse beschränkt. Alles, was nur irgend zur Bequemlichkeit oder Verweichlichung beitragen konnte, ward entfernt, und wenn die Jugend des Knaben ihm noch nicht erlaubte, an allen religiösen Uebungen der Mönche Theil zu nehmen, so füllten beständige Handarbeiten und sonstige Beschäftigungen seine Zeit aus. So vergingen ihm fern von der Welt und ihrem Treiben die Jahre, bis er im Stande war, selbst der Gemeinschaft als Mitglied sich zuzugesellen, in deren Mitte er bisher erzogen war. Der Unterricht bestand in sehr wenigem, und war fast ganz auf die Lesung der heiligen Schriften beschränkt.

Dies geistliche Beieinanderleben, zu welchem eine so vorherrschende und allgemeine Neigung in der Zeit sich zeigte, wurde durch die Menge von Klöstern, welche in diesem Jahrhundert im Abendland, besonders in Gallien, gegründet wurden, sehr ausgebildet und erhielt feste und bestimmte den späteren sich nähernde Formen. Außerdem aber übten diese Klöster auch einen bedeutenden und sehr wichtigen Einfluß auf die lateinische Literatur aus, indem man in ihnen sich mannigfach mit Studien, welche dieselbe noch einige Zeit vor ihrem gänzlichen Verfalle bewahrten, beschäftigte. Dessen ohngeachtet ging sie demselben aber mit schnellen Schritten entgegen. Außer den allgemeinen hier nicht zu wiederholenden Ursachen begnügen wir uns Einiges darauf Bezügliche aus dem fünften Jahrhundert anzuführen. Hier tritt uns, als mit dem Verfall der Literatur in engster Verbindung stehend, sogleich der Verfall der Sprache entgegen, der sich während dieser ganzen Epoche auf das entschiedenste offenbart. Der Hauptgrund davon ist in der immer weiter um sich greifenden, innerlich sich immer mehr befestigenden Herrschaft der Barbaren zu suchen. Durch den Einfluß, den sie auf Alles ausübten, litt auch die früher schon gesunkene

Reinheit der lateinischen Sprache unendlich, und sie ging im Munde des Volks in den Provinzen größtentheils in sofern unter, als dessen Sprache aus dem Römischen ins Romanische sich verwandelte. Und diese Verwandlung, dies Hervorrufen einer Mischung, die anfangs gewiß unendlich roh und ungebildet war, rührt hauptsächlich davon her, daß die Barbaren nicht etwa ihre Sprachen herrschend machen wollten, sondern daß sie sich das Lateinische anzueignen strebten, dessen Verständniß ihnen, vollkommen ausgebildet und allen Verhältnissen angepaßt, wie die Sprache war, für die Beherrschung und Verwaltung der eroberten Provinzen die größten Vortheile darbieten mußte. Aber bei dem Bestreben, die Sprache in ihre Gewalt zu bekommen, mußten eine Menge von barbarischen Worten, Formen und Wendungen in diese eingedrängt werden, und das Volk beeiferte sich wahrlich nicht, besser zu sprechen als seine Herrscher. Außerdem fehlte alles sonstige wissenschaftliche und literarische Streben, das dieser einbrechenden Verderbniß einen Damm hätte entgegensetzen können. Und dies wurde denn auch bald so groß, daß die Provinzialen, welche ältere Schriftsteller lesen oder selbst schreiben wollten, das lateinische förmlich als eine fremde Sprache studieren mußten. Sidonius führt es als einziges Zeichen einer vornehmeren Geburt und sorgfältigeren Erziehung in diesen Zeiten an, Interesse für die Wissenschaften zu haben und demgemäß das Lateinische reiner zu sprechen und zu schreiben. Und selbst die Schriftsteller dieser Zeit bedienen sich einer Sprache, welche schon die Spuren des größten Verfalls an sich trägt, die Dichter verändern die Quantität der Wörter, gebrauchen kurz, was entschieden lang ist und umgekehrt, die Prosaiker haben eine Menge neuer und ungewöhnlicher Worte und Wendungen, die nur zu sehr den barbarischen Einfluß verrathen. Sidonius Apollinarus gesteht dies selbst zu und schildert in einem seiner Gedichte nicht ohne Geist und Witz die Lage, in der sich jemand, der zu seiner Zeit (zweite Hälfte des fünften Jahrhunderts) lateinisch schreiben oder gar dichten will, befindet, der germanische Worte aushalten müsse und hören, was der gefräßige Bur-

gunde sänge, der den sechsfüßigen Styl der Thalia verachten müsse, wenn er seine siebenfüßigen Herren ansähe *). Und doch nahmen die Dichter jedenfalls noch den ausgezeichnetsten Platz unter den Schriftstellern dieser Periode ein. Alle übrigen Zweige der Literatur waren aber ungemein gesunken und fast ohne alles Interesse für die bei weitem größere Anzahl. Sehr bezeichnend spricht sich darüber Mamertus Klaudianus (um die zweite Hälfte unsres Jahrhunders) in einem Schreiben an den Rhetor Sapaudus aus **). Eins möchte ich sicher behaupten, heißt es dort, daß es unsrer Zeit nicht sowohl an Talenten als an Studium fehlt. Denn beinah möchte ich den Tod der Studien mit einer Klage erhebenden Grabschrift feiern, wenn du sie nicht mit löblicher Thätigkeit, scharfen Geist und reicher Beredsamkeit wieder erweckt hättest. Dies

*) Ad V. C. Catullinum.
Quid me, et si valeam, parare carmen
Fescenninicolae jubes Diones,
Inter crinigeras situm cateuvas,
Et Germanica verba sustinentem,
Laudantem tetrico subinde vultu,
Quod Burgundio cantat esculentus,
Infundens acydo comam butyro?
Vis tibi dicam, quid poema frangat?
Ex hoc barbaricis abacta plectris
Spernit senipedem stilum Thalia,
Ex quo septipedes videt patronos.
Felices oculos tuos et aures,
Felicemque libet vocare nasum,
Cui non allia sordidaeque cepae
Ructant mane novo decem apparatus.
Quem non ut vetulum patris parentem,
Nutricisque virum die nec orto,
Tot tantique petunt simul gigantes,
Quot vix Alcinui culina ferret.
Sed jam Musa tacet tenetque habenas
Paucis hendecasyllabis jocata,
Ne quisquam satyram hos vocaret.
Sidon. Apollin. Car. XII.

**) Mamerti Claudiani ep. ad Sapaudum Rhetorem, bei Galland. Bibliothec. X, p. 457.

ist ein um so bewundrungswürdigeres Gut, je mehr wir daran verzweifelt hatten. Denn ich sehe, daß die Römer die römische Sprache nicht allein vernachlässigen, sondern sich ihrer schämen, daß die Grammatik gleich einer Barbarin von den Barbarismen und Soloecismen mit Hand und Fuß vertrieben, die Dialektik gleich einer Amazone, die mit gezücktem Schwerdte zu kämpfen bereit ist, gefürchtet wird, die Rhetorik wie eine große Herrin in einem kleinen Hause nicht aufgenommen, Musik, Geometrie und Arithmetik aber, gleich dreien Furien, verabscheut werden. Die Philosophie aber wird nach allem diesen für irgend ein verhängnißvolles Ungeheuer gehalten.

Trefflich findet sich der allgemeine Zustand der römischen Literatur in dieser Zeit in der Geschichte derselben von Bähr geschildert, und wir können kein beßres und gedrängteres Bild desselben geben, als es dort sich findet. So war der gute, reine Geschmack, heißt es dort*), in Schrift und Sprache gewichen, Künstelei, Ueberladung, ein unerträglicher Schwulst, und ein oft selbst lächerlicher Pomp in Rede und Ausdruck nahm überhand, die Sprache selber büßte immer mehr und mehr von ihrer ursprünglichen Reinheit ein, es schwankten die Bedeutungen vieler Wörter und wurden nicht mehr in der gehörigen Weise von einander geschieden, die Rede ward mit fremdartigen oder auch neugebildeten Wörtern und Wendungen so überhäuft, daß man es zur Kenntniß der Sprache nöthig fand, die klassischen Muster der früheren Periode zu studieren und nach ihnen sich zu bilden. In dieser Hinsicht waren die Bemühungen der gelehrten Grammatiker jener Zeit zur Erhaltung der Reinheit der Sprache sehr verdienstlich, auch erhielten die noch immer fortbestehenden öffentlichen gelehrten Schulen der Rhetorik, Philosophie u. s. w. sowohl in Rom selber als in andern Orten des römischen Reichs noch eine Zeitlang die Liebe zu den Wissenschaften und wußten die eindringende Barbarei abzuhalten, obwohl sie andrerseits auch durch die geistlose Behandlungsweise der

*) Geschichte der römischen Literatur von Dr. Bähr, §. 166. p. 50 flgd. 2. Ausgabe.

Wissenschaft, in welcher die Jugend nicht sowohl für höhere Bildung gewonnen, als für einen bestimmten äußeren Zweck des Lebens, für den Erwerb und das Fortkommen gebildet wurde, großen Nachtheil brachten. Indessen sehen wir noch in der letzten, dem Umsturz des Ganzen unmittelbar vorhergehenden Periode, eine Reihe edler Geister, zunächst Dichter, die über das Zeitalter, das ihrer unwürdig war, sich noch einigermaßen zu erheben vermochten *). Die Poesie fand im Ganzen wenig Pflege und noch weniger Aufmunterung, sie konnte blos noch äußeren Zwecken dienen, das Drama war gänzlich verstummt. Wenn sich aber hier noch die Sprache reiner erhielt, so liegt der Grund wohl in dem Gebundenen der Rede selbst und in der strengeren Nachahmung der Alten. Die Beredsamkeit, welche alle anderen Wissenschaften durchdrungen hatte, empfand vor allen den Druck der Zeit und der veränderten Lebensverhältniße, dem Leben immer mehr entfremdet und jeder kräftigen, freien Aeußerung beraubt, lebte sie blos noch in den Schulen der Rhetoren fort, oder im Dienste der Kaiser, welche sie als ein Mittel zur Befriedigung ihres Stolzes oder ihrer Eitelkeit, oder als ein Mittel, ihr Ansehn und ihre Macht zu befördern, betrachteten. Sie hatte eben so sittlichen Werth als künstlerische Bedeutung verloren. Noch weniger Beifall fand zu Rom die Philosophie, welche noch zu Athen in den Schulen der griechischen Philosophen einigermaßen blühte. (Nur, wie wir oben gesehen haben, bis zum Einfall Alarichs). Mehr im Ganzen wurden die grammatischen Studien betrieben, weil sie dem Geiste jener Zeit, der nicht Eigenes oder Neues hervorzubringen wußte, sondern aus dem Alten Stoff und Form seiner Werke entlehnt, zusagten. Daß die Ausbreitung des Christenthums zu diesem

*) In der von Bähr hier angeführten Stelle aus Niebuhrs Einleitung zu Merobaudes. p. XI, sind wohl weniger die Schriftsteller, als vielmehr die Männer gemeint, welche an der Spitze der öffentlichen Angelegenheiten standen, und den sinkenden Staat noch eine Zeitlang vor gänzlichem Sturze bewahrten, wie Stilicho, Aetius, Konstantius u. a.

Verfall beigetragen, indem es die Erhaltung eines besseren Geschmacks in Literatur und Sprache verhindert, wird sich nicht leicht beweisen lassen, es wird vielmehr die allgemeine Verbreitung der christlichen Religion als eine der Hauptursachen anzusehen sein, warum bei dem Ruin des Reichs die lateinische Sprache sich im Schriftgebrauch fortwährend erhielt und die lateinische Literatur nicht gänzlich untergegangen ist.

Es ist leicht einzusehen, daß ein solcher Zustand auch auf die Entwickelung der christlichen Literatur Einfluß haben mußte. Und wenn diese auch, auf einem ganz andern geistigen Grunde beruhend, in Bezug auf Gehalt und Tiefe viel reichhaltiger sich entwickelt, als die außerchristliche, so trägt sie im Aeußern und in der Form doch auch ganz das Gepräge dieser Zeit an sich. Dasjenige, was wir oben als in dem Style Leo's besonders hervortretend bezeichneten, findet sich bei allen christlichen Schriftstellern dieser Epoche in einem höheren oder geringeren Grade, und es ist unmöglich, den Einfluß der eigenthümlichen rhetorischen und grammatischen Bildung, welche die herrschende war, darin zu verkennen.

Unter den reicheren und vornehmen Ständen war übrigens literarische Bildung und Interesse an wissenschaftlicher Beschäftigung noch ziemlich allgemein, besonders scheint dies der Fall in Gallien gewesen zu sein, und in den Schriftstellern der Zeit finden sich mehrere interessante und bezeichnende Züge davon. Dafür zeugt auch schon die für die Zeit verhältnißmäßig bedeutende Anzahl von Bibliotheken, welche sich im Besitz reicher Privatmänner befanden. In Rom selbst belief sich noch im vierten Jahrhundert die Zahl der Bibliotheken auf neun und zwanzig, welche alle der Benutzung des Publikums offen standen. Der Kaiser Gordianus ererbte von seinem Lehrer Serenus Sammonikus eine Bücherſammlung von 62000 Bänden, und in Gallien besaſſen mehrere Privaten eben so ausgezeichnete noch im fünften Jahrhundert. Als besonders bemerkenswerth werden angeführt, die Bibliothek des Lupus, eines Lehrers der Beredsamkeit, die des Konsul Magnus, welche, so wie die des Bischof Rurikus von Limoges sich durch

einen großen Reichthum an Handschriften auszeichnete. Rurikus, der eine große Sorgfalt darauf verwendete, hatte überall Schreiber, welche in seinem Auftrage die vorkommenden interessanten Bücher kopiren mußten. Solche Abschriften sandte er dann, und besonders war dies mit Büchern der heiligen Schrift der Fall, seinen Freunden zum Geschenk. Als die am besten geordneten und am reichsten versehenen Büchersammlungen werden aber diejenigen genannt, welche in den gallischen Städten zum Gebrauche derjenigen angelegt waren, die sich dem Studium der alten Literatur widmeten oder sie lehrten.

Als die ausgezeichnetste von allen Sammlungen dieser Art, und als diejenige zugleich, von welcher wir noch die meisten Notizen besitzen, ist die Bibliothek des Tonantius Ferreolus, welche sich auf einem seiner Landhäuser zwischen Nismes und Clermont befand, zu nennen. Sidonius Apollinaris vergleicht sie mit den Bibliotheken des Museums zu Alexandrien oder des Athenäums zu Rom. Die Bücher waren in derselben nach den Bedürfnissen derjenigen, welche den Tonantius auf seinem herrlichen Landsitze besuchten, in drei Abtheilungen aufgestellt. In der ersten befanden sich die ausschließlich für die Frauen bestimmten Kodizes, sie bestanden besonders aus religiösen Schriften. Der Bibliothekssaal scheint übrigens auch zugleich zum Gesellschaftszimmer gedient zu haben, denn Sidonius sagt ausdrücklich, daß diese Bücher, zum bequemeren Gebrauche, sich dicht hinter den für die Frauen bestimmten Sesseln befanden. Hinter den Sitzen der Männer waren die ihrem Gebrauche angemessenen Kodizes aufgestellt, besonders die Werke der Geschichtsschreiber, Dichter, Philosophen und der höheren Zweige der Literatur. Heidnische und christliche Schriftsteller waren nebeneinander gesammelt, und Sidonius erzählt, daß Augustinus neben dem Varro, Horatius neben dem Prudentius gelesen wurden. Als besonders die Aufmerksamkeit der christlichen Gäste des Tonantius fesselnd, nennt er die Werke des Origenes in der Uebersetzung Rufins, und fügt hinzu, daß Einige aus der Gesellschaft, die sich für tief

eingeweiht in die theologischen Geheimnisse hielten, (er gibt ihnen den hochtönenden aber ironischen Ehrentitel protomystae) diesen einen ungeschickten Bearbeiter des Origenes genannt, vor dem man sich in Acht zu nehmen habe. Er aber könne das nicht begreifen, denn Rufinus habe den Origenes doch in Wort und Sinn so treu übertragen, daß weder Aquilejus, so den Phädon des Plato, noch Tullius den Ktesiphon des Demosthenes so aus dem Griechischen in das Lateinische übersetzt hätten. Die dritte Abtheilung der Bibliothek endlich enthielt Bücher, welche, allgemeineren Inhalts, für den Gebrauch beider Geschlechter bestimmt waren.

Aus diesem wie aus einer Menge andrer hin und wieder zerstreuten Notizen geht hervor, daß in den höheren Ständen der Gesellschaft noch viel literarische Bildung um diese Zeit verbreitet war. Und wenn wir derselben Tiefe und Gründlichkeit auch absprechen müssen, so ist doch das Interesse daran in einer Zeit, in der so ganz entgegengesetzte Elemente rangen und die Gemüther erschütterten, noch auffallend genug. Aber noch auffallender ist es zu finden, daß das gesellige Leben eben jener höhern Stände wenig oder gar nicht von dem Drucke, der auf dem Ganzen wie auf den Einzelnen lag, berührt, dort in seiner seit den letzten Jahrhunderten hergebrachten Weise sich fortbewegte. Dieselbe Genußsucht, Prachtliebe, Schwelgerei und Verschwendung, welche die Kraft früherer Zeiten geschwächt und als eine der nicht am wenigsten thätigen Ursachen, den Verfall und Untergang des Reichs herbeigeführt hatte, dauerte fort. Die Reichen verbrachten eben so noch ihre Zeit in dem Bestreben zu glänzen und zu geniessen. Die Erzeugnisse der entferntesten Zonen in einer Mahlzeit zu vereinigen, alles, was Kunst und Natur nur zur Verannehmlichung des Lebens darbieten können, in den ungeheuren Räumen eines Landhauses bei einander zu haben, mit den ausgesuchtesten Stoffen, dem kostbarsten Schmucke sich täglich zu kleiden, in Spielen und Schwelgen die Zeit zu verbringen, war jetzt noch ebenso Sitte wie früher. Nur hatte sich zu diesem Allen, als charakteristisches Zeichen der Zeit, der gräß-

lichste Gegensatz in der furchtbaren Noth gesellt, die über Menschen und Länder hereinbrach, wenn sie dem Einfall der Barbaren unterlagen. Während in dem innern Theil der Provinz die reicheren Bewohner sich allen Genüssen des Luxus hingaben, verwüsteten die Barbaren einen andern Theil derselben. Keine Burg, keine Felsenfeste, um mit Prosper zu reden, widerstand ihren Angriffen, keine durch Fluß, oder Wall und Graben gesicherte Stadt. Und wenn sie gefallen war, dann wurden die unglücklichen Bewohner jedes Alters und jedes Geschlechts entweder umgebracht oder weggeführt. Ihre Habe wurde auf Wagen geladen, denen der lange Zug der Gefangenen sich anschloß, als deren letzte die Geistlichen, an ihrer Spitze der Bischof, oft ein greiser ehrwürdiger Mann, gingen. Jungfrauen und Wittwen, die sich dem Dienste Gottes durch fromme Gelübde geweiht, wurden, wie die andern, in Schmach und Gefangenschaft geschleppt, die Kirchen werden verbrannt, die heiligen Gefäße zu dem gemeinsten Gebrauch verwendet, Priester und Einsiedler zu den härtesten Sklavendiensten gezwungen, und jede Existenz bis auf die letzten Wurzeln ihres Bestehens vernichtet. Aber dadurch eben, daß diese Gefahr Allen drohte und ein jeder im nächsten Augenblick ihr erliegen konnte, waren die Gemüther der meisten gegen sie abgestumpft, und das Streben Vieler ging dahin, die unmittelbarste Gegenwart noch so viel ihnen möglich zu genießen, da schon der andre Tag ihnen das schrecklichste Aufhören der gewohnten Zustände bringen konnte. Für treffend wahr und auf das treuste dem Zustand der Zeit entsprechend, müssen wir daher die Worte Salvians halten, wenn er sagt, Alles sei in Unthätigkeit versunken gewesen, Feigheit, Trägheit, Nachläßigkeit, Sorglosigkeit sei bei den meisten auf das Höchste gekommen, und nur an Essen, Trinken und Schlafen hätten sie gedacht. Diesem todtenähnlichen Schlummer sei in vielenmalen der Tod selbst gefolgt, und an ihrem Beispiele hätte sich von neuem bewährt, daß Gott dem Sünder, dessen Maaß erfüllt ist, die Kraft entziehe, dem bevorstehenden Unglücke zu entgehen.

Es ist leicht einzusehen, daß dieser Zustand der Dinge auf alle Verhältnisse den entschiedensten Einfluß ausüben mußte, und die politischen und bürgerlichen waren es besonders, welche davon zuerst und am meisten berührt wurden. Das Verhältniß des Herrschers zu den Beherrschten, welches sich schon lange als das des absoluten Herren zu seinen Unterthanen gestaltet hatte, wurde durch die Noth der Zeit, die in gleicher Weise drückend über beiden lag, oft ohne den Willen der Herrscher, durch die Umstände selbst noch drückender und schwerer für die Beherrschten. Das Bestreben, das Reich selbst in seiner geschwächten und zerstückelten Gestalt gegen die Einfälle der Barbaren zu vertheidigen, und einen Schein von Selbstständigkeit noch nothdürftig zu erhalten, hatte zur nothwendigen Folge, daß den Bewohnern selbst der entlegeneren und darum der Verwüstung der Feinde weniger ausgesetzten Provinzen unerschwingliche Abgaben aller Art aufgelegt wurden, unter deren Last selbst die Reichsten erliegen mußten. Daher wird die Verarmung um diese Zeit auch immer allgemeiner, ungeheure Strecken Landes liegen fast in allen Provinzen wüst und ungebaut da, theils weil die Bewohner von den Barbaren in die Gefangenschaft geführt sind, oder weil die Besitzer ihre Bearbeitung freiwillig aufgegeben haben, nicht im Stande, die darauf lastenden Steuern aller Art zu erschwingen. Dazu kommt, daß Willkür und Grausamkeit in der Verwaltung, Unredlichkeit der Beamten, Prunkliebe der Herrscher, ihre Schwäche und Abhängigkeit von Günstlingen oder kräftigeren Charakteren, wie Stilicho, Aetius u. a., welche den Sturz des Ganzen noch um einige Zeit aufhielten, ihre ganze Sorglosigkeit um die Regierung, die Uebel, die den Zustand der Dinge im Allgemeinen mit sich brachte, noch um vieles vermehren mußten. Die Ansicht besonders, daß der Kaiser eine Art höheren Wesens sei, dem, nach Gott, die größte Verehrung zukomme, war allgemein geworden und in eine Menge von Gebräuchen übergegangen. Alles, was auf ihre Person sich bezog, oder von ihnen ausging, erhielt die Beinamen **divinus, sacratus, coelestis**, Bildsäulen wurden ihnen

errichtet und mit heidnischem Pompe umhergetragen und verehrt, und die sklavische Schmeichelei der Hofleute und des Volkes gingen zuweilen so weit, daß die besseren unter den Kaisern selbst sich bewogen fanden, Verordnungen zu erlassen, durch welche die Uebertreibung in diesen Bezeigungen der Verehrung und Unterthänigkeit verhindert und das Heidnische, welches in allen solchen Feierlichkeiten lag, aufgehoben wurde. Dessenohngeachtet war die Verschwendung, welche am Hofe herrschte, die gränzen- und sinnlose Pracht, mit welcher die Kaiser sich umgaben, immer noch in dem grellsten und schneidendsten Kontraste mit dem ungeheuern Trübsal, die über ihren Völkern ein ganzes Jahrhundert hindurch lastete. Nirgends tritt der Gegensatz, welcher, wie wir schon öfter bemerkt, recht eigentlich das Charakteristische an allen Erscheinungen der Zeit ist, schärfer hervor, als wenn man die Schilderung des Glanzes, mit dem die Kaiser erschienen, mit der des Elends, das über den Provinzen lag, wie sich beide bei Schriftstellern der Zeit finden, zusammenstellt. Der Kaiser trägt ein goldnes Diadem, mit Edelsteinen reich besetzt, heißt es bei einem Schriftsteller, der noch den Anfang dieses Jahrhunderts sah, ihn schmückt das Purpurgewand, das ihm allein vorbehalten, und seidene Gewänder, auf Drachengestalten in Gold reich gestickt sind. Von gediegenem Golde ist sein Thron. Wenn er öffentlich erscheint, ist er von seinen Hofleuten, seiner Leibwache und dem Hofgesinde umgeben. Alle Waffen der Leibwache, selbst die Zügel ihrer Pferde sind von Gold und reich vergoldet. Zwei Maulthiere von blendend weißer Farbe ziehen seinen Wagen, der von massivem Golde ist, mit Purpurvorhängen geziert, schneeweiße Polster an allen Ecken, die Einfassungen mit großen Edelsteinen besetzt, die Seitenstücke von glänzendem Golde u. s. w. Und nun vergleiche man damit, was Klaudian *), Salvian, Viktor

*) Bei Klaudian in Eutrop. II. v. 244. und folgend. die Schilderung des Elends in den Asiatischen Provinzen, bei Salvian an verschiedenen Stellen in de gubernat. Dei, in Spanien, Gallien und Italien, bei Victor Vitensis in Afrika; zu denen noch die

Vitensis und so viele andere, deren Stelle anzuführen hier zu weitläuftig wäre, über die Noth und das Elend der Zeit berichten.

Das einzige versöhnende und beruhigende Element in diesen trüben und bedrängten Zuständen finden wir in der Thätigkeit des Christenthums, wo sie in ihren reinern Gestaltungen auftritt, und in dem Einfluße, den dasselbe auf das Jahrhundert ausübt. Wir haben oben schon gesehen, wie das sich Zurückziehen von der Welt, das Leben in der Einsamkeit oder in abgeschlossener Gemeinschaft, einzig religiösen Uebungen geweiht, sich während des vierten Jahrhunderts recht eigentlich aus den Zeitverhältnissen selbst entwickelt und eine große Menge Anhänger gewonnen hatte**). Da diese Verhältnisse selbst während des fünften Jahrhunderts durchaus dieselben blieben, ja die ganze Lage der Dinge sich immer mehr trübte und verwirrte, so war es natürlich, daß der Hang zu jener Lebensweise, anstatt abzunehmen, sich im Gegentheil vermehren mußte. Und so finden wir denn während dieser ganzen Zeit als etwas ihr besonders Eigenthümliches, daß eine große Menge der ausgezeichnetesten Männer die Welt und mit ihr Reichthum, Ehre, Amt, Ansehen verließen, und in der Einsamkeit und den härtesten Entbehrungen eines anachoretischen Lebens den Frieden und die Ruhe suchten, welche ihnen ihre früheren Verhältnisse nicht gewährten. Bei den Schriftstellern des fünften Jahrhunderts finden sich eine große Menge von Männern erwähnt, welche ihre früheren Jahre in allen Genüssen des größten Reichthums verbracht, die höchsten Ehrenämter begleitet, und dann im reiferen Alter, sei es nun, daß sie die Nichtigkeit und Leere dessen, was ihnen das Höchste erschienen, erkannten, oder daß sie von der ungeheuren Noth der Zeit getroffen, Habe und Gut verloren hatten, in die Stille des Mönchslebens sich flüchteten. Wir erwähnen hier nur einiger, und führen einzelne, diese Zustände näher

Erzählungen jenes Griechen, der bei den Hunnen Zuflucht und Wohlstand gefunden, Noth, Bedrängniß und Ungerechtigkeit aber im griechischen Reich, bei **Priscus de legat.**

*) Sieh oben S. 114. 115.

charakteriſirende Züge an. Paulinus von Bordeaux, eigentlich in Pella geboren, Sohn eines Präfekten, aus einer reichen und angeſehenen Familie, hat ſein früheres Leben, ſeine Schickſale, eine Art innerer Geſchichte, ſeinen Entſchluß ſich dem beſchaulichen Leben zu widmen, und was ihn hervorgerufen, in einem Gedicht beſchrieben, welches den Titel **Carmen eucharisticum**, Dankgedicht an Gott, führt und uns, obgleich in einem außerordentlich verderbten Texte, aufbewahrt iſt*). Dies Gedicht iſt für die Kenntniß des Lebens der Zeit von großem Intereſſe. Wir erfahren, wie Paulinus in ſeiner Jugend in den Elementarkenntniſſen unterrichtet wird**), wie er ſich allen Vergnügen und Lüſten mit allem Feuer der Jugend hingiebt, wie ſeine Eltern ihn in ſeinem zwanzigſten Jahre veranlaßen, ſich zu verheirathen, wobei hauptſächlich auf eine Frau aus einer alten Familie geſehen wird. Nun fährt er, von Reichthümern unterſtützt, fort ein bequemes und wollüſtiges Leben zu führen, allen Vergnügungen hingegeben, baut Palläſte in einem Theile ſeiner Provinz, während der andere den ſchrecklichſten Verheerungen der Barbaren unterliegt, hat einen glänzenden und zahlreichen Hausſtand, beſchäftigt ſich mit der Verwaltung ſeiner Güter im Großen, und ſchwelgt in allen Arten von Genüſſen. Da, gegen ſein dreißigſtes Jahr bricht das Unglück über ihn herein. Er verliert zuvor ſeinen Vater, die Barbaren überſchwemmen auch den Theil Galliens, den er bisher bewohnt, ſeine Güter, ſeine Reichthümer kommen in die größte Gefahr. Um ſie zu retten, ſchließt er ſich an den Schattenkaiſer Attalus an, weil er in ihm einen Stützpunkt zu finden glaubt, und dieſer macht ihn zum

*) Der vollſtändige Titel ſeines Gedichts iſt: **Carmen Eucharisticum Deo, sub Ephemeridis meae textu**, es exiſtirt am beſten in der Ausgabe **Paullini Petrocorii de vita S. Martini lib. sex — Tertulliani Carmen de Jona — Paullini Carmen Eucharisticum — illust. Casp. Barthius ed. Daumius Lips. 1631. 8.** Auſſerdem vrgl. man über **Paullinus Hist. litér. de la France. Tom. II. p. 345.**

**) Die bei dieſer Gelegenheit von ihm erwähnten Einzelnheiten dieſes Unterrichts, die **decem specialia signa amathiae**, ſo wie die **vitia akinononta**, werden wohl immer Räthſel für uns bleiben. Wir wenigſtens kennen keinen Verſuch, ſie zu erklären.

comes largitionum. Doch sein machtloser Herr konnte ihn nicht schützen, die Gothen verheeren und plündern seine Güter und er muß Bordeaux, das er bisher bewohnt, verlassen. Mittel- und heimathlos irrt er jetzt umher, findet eine Zeitlang einen Zufluchtsort in Bazas, aber auch von hier muß er den Barbaren weichen. Seine Mutter hat noch eine Menge herrlicher Ländereien in Griechenland, dort will er hin, aber die Rücksicht auf seine Gattin, welche ihre Furcht vor dem Meere nicht überwinden kann, hält ihn zurück. Er bleibt im Elend bald hier, bald dorthin ziehend. Seine nächsten Verwandten sterben, seine Kinder verlassen ihn alle, bis auf einen, der ein Geistlicher war, aber auch dieser letzte Trost wird ihm durch den Tod entrissen und er ist nun ganz allein. In der größten Noth lebt er, dazu noch von den Schwächen eines frühen Alters leidend in Marseille, da reißt ihn der Edelmuth eines Barbaren, eines Gothen, der ein dem Paullinus gehöriges Gut, anstatt es zu rauben, wie die andern thaten, ihm bezahlte, aus dem Elend. Darauf, durch so viele Schicksale mit Ueberdruß an der Welt erfüllt, zog er sich von ihr zurück, beschäftigte sich eifrig mit der Lehre und den Einrichtungen der Kirche, widmete sich dann ganz und gar dem beschaulichen Leben, und erreichte in ihm ein hohes Alter. So war der Lebenslauf eines vornehmen Mannes im fünften Jahrhundert, des Sohnes eines Präfekten, des Enkels eines römischen Konsuls, seine Schicksale und das Ende derselben theilten Viele in der Zeit.

Besonders interessante Züge aus diesen Zuständen enthält das Leben des heil. Paulinus von Nola. Auch er besaß große Güter in Gallien, war ein naher Verwandter des Ausonius, auch er hatte alles, was Reichthum und die höchsten Ehrenstellen gewähren konnten, genossen, und zog sich dann, ohne übrigens von besondern Unglücksfällen getroffen zu sein, in die Einsamkeit zurück. Er zieht mit seiner Gattin nach Kampanien, um dort sich frommen Uebungen ganz hinzugeben. Kampanien war damals diejenige Provinz, welche vorzugsweise für ein solches Leben gewählt wurde, weil sie von den Angriffen der Barbaren verschont, die meiste Ruhe

und Sicherheit des Lebens darbot. Dort überläßt er sich ganz der Reue und Buße. Aber dieses Leben selbst bildet sich, trotz seiner Abgeschlossenheit, doch noch genug nach der Zeit und ihrem Geiste. Vieles aus frühern Zuständen blieb, nur die Form veränderte sich, unter der es in die Erscheinung trat. Bald wird es bekannt, daß ein so angesehener Mann, wie Paulinus, sich dem Mönchsleben gewidmet habe. Das macht Aufsehen in der ganzen Provinz, Vornehme und Geringe kommen ihn zu sehen, ihm ihre Achtung zu bezeigen, er wird krank, seine Thür wird nie leer von Bischöfen, Priestern, Mönchen und vornehmen Laien, welche kommen, sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Aus dem Orient kommt eine vornehme Frau, die sich ebenfalls dem Leben der Buße und Reue gewidmet hat, um ihren berühmten Mitbruder zu besuchen. Aber hier zeigt sich ganz der verkehrte Geist der Zeit, der Heiligstes selbst in bloße Formen auflöst, und den Schein der Demuth annimmt, während alle Werke der Eitelkeit und Weltlichkeit ihn umgeben, christliche Form und heidnisches Wesen. Jene fromme Frau besucht den Paulinus in Nola auf einem schlechten Saumthier sitzend, ihr folgen in einem glänzenden Prachtaufzuge Senatoren, und eine Menge reicher und angesehener Leute umgeben sie, in schwankenden Wagen, mit geschmückten Pferden, vergoldeten Karossen und dem mannigfaltigsten Fuhrwerk, so daß die Appische Straße davon erglänzte und zugleich darunter seufzte*). Derselbe Paulinus ermahnt alle seine Freunde, welche die höchsten Staatsämter in der Verwaltung wie im Heere bekleideten, seinem Beispiele zu folgen, die

*) Neapolim urbem brevi spatio a Nolana, qua degimus, civitate distinctam advecta est, ubi filiorum nepotumque occursu excepta (Melania), mox Nolam ad humilitatis nostrae hospitium festinavit: quo nobis advenit ambitioso ditissimorum pignorum vallata comitatu. Vidimus gloriam Domini in illo matris et filiarum itinere, quidem uno, sed longe dispari cultu. Macro illam et viliore asellis burico sedentem tota hujus saeculi pompa, quo honorati et opulenti poterant, circumflui. Senatores prosequebantur, carrucis nutantibus, phaleratis equis, auratis pilentis, et carpentis pluribus, gemente Appia atque fulgente. Paulin. Ep. X. p. 128. sqq. ed. Rosweidi.

Welt zu verlassen und sich dem beschaulichen Leben zu ergeben. Auch scheint er später von harten Unglücksfällen besonders in seiner Familie betroffen worden zu sein, wie aus einem neulich von Angelo Mai aufgefundenen und bekannt gemachten Gedichte desselben hervorgeht. Wir theilen es unten mit, um zugleich eine Probe von der christlichen Dichtkunst der Zeit zu geben, denn Paulinus galt für einen der ausgezeichnetsten Dichter der frühern christlichen Periode, und seine zahlreichen Gedichte geben eine treue Anschauung von den Anfängen der christlichen Poesie *).

---

*) Paulini Carmen II. ad Deum de domesticis suis Calamitatibus.

Verba tui famuli, rex summe, attende serenus:
Suscipe et affectum, cum pietate meum.
Sum miser, ut mereor, quantus vix ullus in orbe est;
Semper inest luctus tristis et hora mihi.
Septimus annus adest, ex quo nova causa dolores
Multiplices generat, et mea corda quatit.
Captivus extris ex tunc germanus in oris
Est meus, afflicto pectore, nudus, egens,
Illius in patria conjux miseranda per omnes
Mendicat plateas ore tremente, cibos.
Quatuor hac turpi natos sustentat ab arte
Quos vix pannuciis, quis valet, illa tegit.
Est mihi quae primis Christo sacrata sub annis,
Excubat egregia simplicitate soror.
Haec sub sorte pari luctum sine fine retentans,
Privata est oculis jam prope flendo suis.
Quantulacunque fuit direpta est nostra supellex,
Nec est hic miseris, qui ferat ullus opem.
Conjux est fratris rebus exclusa paternis;
Jamque sumus servis rusticitate pares.
Nobilitas periit miseris, successit egestas:
Debuimus, fateor, asperiora pati.
Sed miserere potens rector, miserere precantum;
Et tandem finem his, pie, pone malis.
Captivum patriae redde et genitalibus arvis,
Cum modicis rebus culmina redde simul.
Mens nostra ut Christo laudes in saecla frequentet.
Reddere qui solus praemia digna potest.

St. Episcopp. Nicetae et Paulini Scripta ex vaticanis codicibus edita (ab. Angelo Mai) Romae MDCCCXXVII. fol. p. 71, 74.

Höchst bezeichnend für diese Richtungen und für die Art und Weise, wie dergleichen Entschlüsse ausgeführt wurden, ist auch dasjenige, was Sidonius Apollinaris von seinem Freunde Maximus erzählt, der ebenfalls einem solchen Leben sich gewidmet hatte. Sidonius befand sich zufällig in eigenthümlichen Beziehungen zu ihm, die ihn in den Stand setzten, den Mann, wie er war, kennen zu lernen. Ein gewisser Turpio, früher Tribun, hatte von dem Maximus eine Summe Geldes aufgenommen, ohne ihm eine Hypothek oder sonstiges Unterpfand zu geben, in dem Scheine war blos ausbedungen, daß Turpio an Interessen die centesima zu bezahlen habe, ein damals gewöhnlicher Zinsfuß, der nach unserer Weise zwölf Prozent beträgt *). Diese Intressen waren aber während zehn Jahren nicht bezahlt und das Kapital dadurch auf mehr als das Doppelte des ursprünglichen Darlehns angewachsen. Nun traf es sich, daß Turpio krank wurde und dem Tode nahe kam, und deshalb von den Geschäftsführern des abwesenden Maximus in dieser Lage sehr um die Rückzahlung des Kapitals gedrängt wurde, damit dieses nicht ganz verloren ginge. Sidonius, der von früher her den Maximus kannte, und in dem Verhältnisse gegenseitiger Gastfreundschaft mit ihm gestanden, reißte grade nach Toulouse, in dessen Nähe Maximus, der früher ein hohes Hofamt bekleidete, sich zurückgezogen hatte, und übernahm daher gern von Turpio den Auftrag, bei dem Gläubiger, mit Rücksicht auf die Umstände des Schuldners, einen Aufschub zu bewirken. Lassen wir ihn nun selbst sprechen (Brief 24 Buch 4.): Ich bog also gern von meinem Wege ab, sagt er dort, um zu meinem Freunde (Maximus) zu gelangen, obgleich sein Landhaus mehrere Meilen von der Heerstraße entfernt war. Als ich anlange, kommt er selbst mir dort entgegen, er, den ich früher gekannt hatte mit aufgerichtetem Körperbau, schnellem Gange, heller Stimme, freien Antlitz, jetzt aber dem früheren Gehaben sehr unähnlich. Alles war an dem Manne religiös geworden, seine Haltung, sein Gang, seine Schüchternheit, seine Farbe, seine Rede,

*) Vergl. Sirmond zu Sidon. Apollin. Epp. IV, 24. not. 5.

er trug kurzes Haar, langen Bart. Man findet nur dreibeinige hölzerne Stühle bei ihm, Streifen groben Zeuges, wie es zu härnen Gürteln gebraucht, sind an den Thüren aufgehangen, anstatt der ehemaligen prachtvollen Fenstervorhänge; die Federbetten fehlen, der Tisch entbehrt des früheren Schmuckes, er enthält mehr Gemüse als Fleischspeisen. Wenn etwas Ausgesuchteres unter den Speisen sich fand, so war es für die Gäste, gewiß nicht für ihn. Als wir vom Tisch aufstehen, frage ich heimlich die Umstehenden, welche Lebensart er aus den drei Ständen angenommen hätte, ob die des Mönches, des Priesters oder des Büßers. Man antwortet mir, er verwalte ein geistliches Amt, zu dem ihn neuerlich, obgleich er es ausgeschlagen, die Liebe der Bürger etwas stürmisch gezwungen. Am andern Morgen, als seine Hausgenossenschaft sich mit der Jagd beschäftigt, lasse ich ihn um eine besondre Unterredung bitten. Er sagt zu. Ich umarme den nichts von meinem Auftrage Ahnenden, und wünsche ihm zuerst Glück, wegen der hohen geistlichen Würde, die er erlangt, dann bringe ich meine Bitten vor. Ich theile ihm das Ansuchen unsres Turpio mit, führe seinen bedrängten Zustand an, beklage seine äußerste Noth, die den trauernden Freunden noch um so härter erscheinen müsse, da der Arme noch mit einer ungelösten Schuld aus dem Leben gehen solle. Maximus möge doch nur seines neuen Standes gedenken und seiner alten freundschaftlichen Verbindung, und möge das barbarische Drängen der belfernden Exekutoren durch Bewilligung eines Aufschubes mindern. Wenn der Kranke stürbe, so möge er doch den Erben wenigstens die Frist des Trauerjahres zugestehen, und wenn, was zu wünschen, Turpio sich erholte, so möge er ihm doch die Zeit lassen, sich in Ruhe wieder ganz herzustellen. Ich war noch so im Bitten begriffen, als mit einemmale der Mann aus großem Mitleid Thränen zu vergießen begann, nicht über den Verzug der Schuld, sondern über die Gefahr des Schuldners, und nachdem er sich gefaßt, sagte er: fern sei von mir, daß ich als Geistlicher das von dem Kranken fordere, was ich als Soldat kaum von dem Gesunden verlangt hätte. Selbst seine Kinder liebe ich so, daß wenn

auch dem Freunde ein Unglück begegnet, ich nichts weiter von ihnen fordern will, als die strengste Pflicht mir vorschreibt. Schreibe daher den Bekümmerten und damit sie deinen Briefen mehr glauben, so füge einen von mir hinzu, daß, wie auch der Ausgang der Krankheit sei, und ich wünsche, daß es ein für meinen Bruder glücklicher werde, ich ihnen für die Bezahlung die Frist eines Jahres zugestehe, und außerdem Alles nachlasse, was durch die Aufhäufung der Zinsen zu dem Kapitale hinzugekommen ist, mit dessen einfacher Rückzahlung zufrieden.

Solche Beispiele ächt christlicher Gesinnung sind in der Zeit nicht selten, und aus ihnen, wie aus einer Menge anderer Umstände geht mit überzeugender Deutlichkeit der wohlthätige Einfluß des Christenthums auf die Gemüther hervor. Die Geistlichen waren es besonders, welche sich bemühten, die tiefen Wunden, welche die Leiden der Zeit den Einzelnen schlugen, zu heilen, Noth und Elend, welches sich oft in den furchtbarsten Gestalten zeigten, so viel in ihren Kräften stand abzuhelfen, und Allem Harten, was in den Verhältnissen und besonders in vielen Einrichtungen des Staates lag, eine mildere Form zu geben. Ihr Einfluß, so wie die immer voranschreitende Ausbildung der Hierarchie waren von den wohlthätigsten Folgen für das öffentliche und staatliche Leben des Volkes. Durch sie erhielt das Volk bei der absolutesten Unumschränktheit der Herrscher mittelbaren Einfluß auf die Gesetzgebung, die unendlich milder im Allgemeinen wie im Einzelnen geworden war, sie allein vertraten dasselbe bei der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten. Das Asylrecht, welches die Kirche ausübte, schützte, neben dem gröberen Verbrechen, hauptsächlich die wegen politischer Meinungen Verfolgte, und legte so der Grausamkeit der Herrscher und der Partheien Hindernisse in den Weg, die sie nicht hinwegzuräumen wagten. Während die weltlichen Behörden und Obrigkeiten nur zu oft zu stummen Instrumenten der gewaltsamen Willkür der Herrscher sich machten, wagten Geistliche und Mönche allein ihnen zu widerstehen und als Schützer des Volkes aufzutreten. Das Volk selbst erkennt die Bischöfe als die besten und kräftigsten Vertreter und Beschützer seiner Rechte an, und ehrt in ihnen seine Väter und

Retter in mancher Gefahr. Daher die häufigen Beispiele, daß die Bürger einer Stadt den angesehensten und redlichsten Mann unter ihnen, auch wenn er nicht Geistlicher ist, zum Bischof wählen, und ihn so lange mit Bitten bestürmen, bis er nachgibt und sich weihen läßt. So Synesius, so Maximus und viele Andre. Und wie groß die Macht der Bischöfe war, wo es galt Unrecht zu hindern, den Unterdrückern des Volks entgegenzutreten, wollen wir in einem Beispiele darthun. Cyrene und die Pentapolis machten eine eigene Provinz aus, die einen besondern Statthalter hatte, der bei der Entfernung von der Hauptstadt und der herrschenden Aufsichtslosigkeit der Beamten unumschränkt herrschte. Andronikus hatte in Konstantinopel noch die Statthalterschaft dieser Provinz zu erlangen gewußt, er fand sie, als er dort hinkam, durch Uebel aller Art heimgesucht. Erdbeben, Pest, Feuersbrünste, dazu innere Unruhen und äußerer Krieg hatten die unglücklichen Einwohner in grenzenlose Noth gebracht. Andronikus, anstatt diesem Zustand abzuhelfen, verwandelte ihn in einen grenzenlosen Jammer. Er hatte, da in der Provinz politische Unruhen gewesen waren, von Konstantinopel den Auftrag, die begangenen Verbrechen zu bestrafen, über die politischen Gesinnungen der Einzelnen genaue Untersuchungen anzustellen und künftige Verschwörungen möglichst zu verhüten. Und er entledigte sich dieses Auftrages mit empörender, unerhörter Grausamkeit, besonders war er an Erfinden neuer Strafen und Qualen unerschöpflich, und unermüdlich in der Anwendung der gräßlichsten Marterwerkzeuge. Er ließ die Daumen schrauben, die Füße verdrehen, die Gliedmaßen zusammenpressen, die Nasen einquetschen, Ohren und Lippen mit Scheeren und Zangen zerreißen und dergleichen mehr. Die unglücklichen Bewohner litten und schwiegen, aber die Verzweiflung trieb sie in Menge zum Selbstmord. Die Geistlichen allein widersetzten sich diesem Beginnen, fürs erste mit Bitten und Vorstellungen. Aber diese halfen nichts. Einer der reichsten und geachtetsten Bewohner der Provinz hatte dem Tyrannen Andronikus die Hand seiner Tochter versagt, dieser läßt ihn ergreifen und in glühender Mittagshitze unter dem Vorwande irgend eines politischen

Vergehens, martern. Synesius, der Bischof, erfährt diese neue Grausamkeit, sogleich eilt er an den Ort, wo der Unglückliche litt, und wendet das Schutzrecht der Kirche auf ihn an. Andronikus erklärt, daß er des Schützlings des Synesius schon habhaft werden wolle, aus seinen Händen könne sich niemand losreißen, selbst wenn er sich an die Füße Christi anklammere. Darauf aber versammlet Synesius die Synode der Provinz, und Andronikus wird in den Bann gethan mit sammt den Genossen seiner Grausamkeiten. Da erst zittert Andronikus, bittet, indem er Reue zeigt und Besserung verspricht, um Aufschub der Bekanntmachung. Und als die Besserung nicht erfolgt, spricht Synesius den Bann aus, der sogleich die erwünschte Wirkung hat.

Am herrlichsten und erfolgreichsten zeigt sich aber das Wirken der Geistlichkeit da, wo es galt, der durch die Einfälle der Barbaren herbeigeführten Noth, welche oft alles denkbare und in neueren Zeiten gesehene Unglück übertroffen zu haben scheint, abzuhelfen. Wie sie selbst als Vermittlerin zwischen den Barbaren und den Römern auch in höherer Beziehung in so fern auftrat, als sie dort, wo jene sich ansiedelten, um feste Sitze zu gründen, sie belehrte, ihre Wildheit milderte, mit der christlichen Lehre ihnen christliche Zucht beibrachte, und so die Herren des Landes und ihre Unterjochten annäherte und beider Lage besserte, — so waren es auch hauptsächlich die Bischöfe, welche der unendlichen Noth der Provinzen im Augenblick der ersten Gefahr selbst, des unmittelbaren Leidens, zu Hülfe kamen. Wie sehr dies auf die Gemüther wirken, wie natürlich der Einfluß derjenigen, welchen das Volk so große Wohlthaten verdankte, wachsen konnte, und die Macht der Kirche über Leben, Staat und Gemüth der Menge, wie der Einzelnen, immer größer und in allen Zuständen hervortretender werden mußte, ist einleuchtend.

Zum Schlusse unserer Darstellung wollen wir nur noch einige Hauptzüge dieser Wirksamkeit der Geistlichen, wie sie uns bei Schriftstellern der Zeit angeführt sind, mittheilen. Die Vandalen hatten Kampanien verheert, als sie auf dem römischen Zuge begriffen, die Provinzen des unglücklichen Italiens durchschweiften, und eine Menge von Einwohnern, wie ihre Sitte war, in Gefangenschaft und Sklaverei geführt.

Paulinus, Bischof von Nola, hatte alle seine großen Reichthümer schon hingegeben und gänzlich erschöpft, um die Noth zu lindern und Gefangene, deren Wegführung zu großes Elend über eine Menge von Familien brachte, loszukaufen. Da, als seine Mittel erschöpft sind, kommt eine arme Wittwe zu ihm und bittet ihn um Lösegeld für ihren Sohn, der, ihre einzige Stütze, eben im Begriff sei, von den Vandalen davon geführt zu werden. Der heilige Bischof, nicht im Stande, das Geringste mehr zu geben, da er Alles schon verwandt, giebt sich selbst und bietet den Barbaren an, statt des Sohnes der Wittwe, ihnen als ihr Sklave zu folgen. Die Vandalen entlassen ihn bald, von der Größe der Hingabe des Mannes getroffen, und sein Beispiel wirkt Tausenden von Unglücklichen, die in der Sklaverei schmachten, Erleichterung und Befreiung*).

Nicht minder groß und in noch ausgedehnterem Kreise wirkend, zeigte sich bei ähnlicher Gelegenheit der Erzbischof Deogratias von Karthago. Als die Menge der Gefangenen, welche die Vandalen von dem römischen Zuge heimbrachten, das afrikanische Ufer betraten**), theilten die Vandalen und Mauren, wie es ihre barbarische Sitte war, die Menge des Volkes unter sich, und die Gatten wurden von den Gattinnen, die Kinder von den Eltern getrennt. Sogleich beschloß Deogratias, der Gotterfüllte werthe Mann, alle goldenen und silbernen Gefäße des heiligen Dienstes zu veräussern, um Gefangene von der Knechtschaft der Barbaren zu befreien, damit die durch das Ehebündniß Vereinten nicht getrennt, die Pfänder ihrer Liebe den Eltern zurückgegeben würden. Und da keine Wohnung hinreichte, um eine so große Menge aufzunehmen, so bestimmte er zwei große und geräumige Kirchen dazu, ließ sie mit Betten und Lagern versehen und setzte fest, wie viel ein jeder des Tages zur Verpflegung erhalten

*) Was Ruinart in seiner trefflichen **Histor. persec. Vandal. p. II. cap. VI. n. 17. p. 229.** gegen diese Erzählung vorbringt, bezieht sich nur auf die Zeit in der das Faktum geschehen sein soll, nicht auf die Wahrheit desselben.

**) Wir folgen genau der Erzählung des **Victor Vitensis persec. Vandal. c. VIII.** bei Ruinart a. a. O. p. 7.

solle. Und weil die meisten von der Ungewohntheit der Schifffahrt litten und durch die Grausamkeit der Gefangenschaft, so war eine nicht geringe Anzahl von Kranken unter ihnen, zu denen der selige Priester, gleich einer frommen Wärterin, mit den Aerzten ging, Speisen wurden ihm nachgetragen und einem jeden sogleich, wenn der Arzt seinen Zustand untersucht, (inspecta vena), was er bedurfte, gegeben in seiner Gegenwart. Aber selbst in den Stunden der Nacht feierte er nicht mit diesem Werke der Barmherzigeit, sondern ging zu den einzelnen Betten, und fragte einen jeden, wie es ihm wäre. Und so hat er sich jeglicher Mühe unterzogen und hat weder seiner müden Glieder, noch seines kränklichen Alters geschont. Deswegen waren die Arianer mit Neid erfüllt, und haben ihn mit mehrfacher List mehr als einmal tödten wollen. Als er aber starb, da haben die Gefangenen geglaubt, daß sie nun erst recht gefangen wären.»

Wir können unsre Darstellung nicht besser schließen, als mit dem umfassenden Bilde edler bischöflicher Thätigkeit, welches uns Sidonius Apollinaris in seinem Briefe an den Bischof Patiens entwirft. Andre, schreibt er an diesen würdigen Hirten*), Andre mögen sich in Anderem für ihrem wahren Besten lebend halten, ich glaube es von dem, welcher für das Beste einer Nebenmenschen lebt, und der von dem Unglück und der Bedürftigkeit der Gläubigen bewegt, auf Erden schon die Werke des Himmels ausübt. Wozu soll das? wirst du sagen. — Auf dich am meisten, gottseliger Vater, bezieht sich der Spruch, der Du nicht allein der Noth Hülfe bringst, die Du kennst, sondern der Du bis an die äussersten Grenzen Galliens Deine forschende Liebe erstreckst, und eher die Verhältnisse der Bedürftigen zu berücksichtigen, als ihre Personen anzusehen pflegst. Armuth und Schwäche, zu Dir zu kommen, schadet keinem, denn Deine freigebige Hand kommt denen zuvor, welche ihre Füße nicht zu Dir tragen können. Bis in fremde Provinzen geht deine Aufmerksamkeit, und der Umfang Deiner Fürsorge erstreckt sich so weit, daß auch die Weitentfernten sie

*) Sidon. Apollin. Epp. VI, 12.

tröstet, und daher ist es gekommen, daß, weil Dich häufig die schamhafte Verschwiegenheit der Abwesenden nicht weniger gerührt hat als die Bitte der Gegenwärtigen, Du oft die Thränen derer getrocknet hast, deren Augen Du nicht gesehen. Ich will nicht von demjenigen sprechen, was Du täglich wegen der Noth armer Mitbürger an ruheloſem Wachen, an Gebet und Ausgaben leistest. Ich schweige, daß Du immer von einer solchen Stimmung bist, immer so freundlich, immer so enthaltsam, daß der König, als er gegenwärtig, unaufhörlich Deine Mahlzeit gelobt, die Königin Dein Fasten. Ich schweige, mit welcher Sorgfalt Du die Dir anvertraute Kirche verschönert hast, so daß der Beschauer zweifelt, ob Neues schön erstehe oder Altes verbessert werde. Ich schweige, daß durch Dich an so vielen Orten die Fundamente zu Kirchen entstehen und ihr Schmuck verdoppelt wird. Durch Deine Bemühungen werden die Gläubigen bestärkt und vermehrt und nur die Zahl der Irrenden vermindert. Du umgibst den wilden Sinn der Photinianer (Arianer) gleichsam mit den Netzen Deiner geistlichen Beredsamkeit, und die Barbaren, folgsam, so oft sie von Deinen Worte überzeugt sind, gehen nicht eher heraus, als bist Du sie, ein glücklicher Seelenfischer, aus dem tiefen Abgrunde der Irrthümer gezogen hast. Und einiges von diesen ist Dir vielleicht mit Deinen Amtsgenossen gemein, das aber gebührt Dir, wie die Rechtsgelehrten sagen, mit eigenem und ausschließlichem Rechte an, und Deine Demuth wird es nicht läugnen können, daß Du bei der gothischen Verheerung, als die Saaten durch Feuer vernichtet waren, auf Deine Kosten der allgemeinen Noth in dem jammernden Gallien durch unentgeldliche Getraidesendungen zu Hülfe gekommen bist. Du hättest den vor Hunger hinschmachtenden Völkern schon eine übergroße Wohlthat erwiesen, wenn Du ihnen jenes Getraide verkauft hättest, wie vielmehr da Du es ihnen geschenkt hast. Wir haben gesehen, wie die Wege enge wurden vor den Früchten, welche Du sandtest. Wir haben an den Ufern des Arar und des Rhodanus mehr als ein Vorrathsmagazin gesehen, welches Du allein gefüllt hattest. Die Erdichtungen heidnischer Mythen weichen dem, was Du gethan

hast. Jener Triptolemus, der, weil er den Ackerbau erfand, in den Himmel erhoben wurde, den Griechenland in Tempeln, Statuen und Bildern verehrt, soll den rohen Völkern von Dodona auf zwei Schiffen umherziehend, denen die Dichter nachher die Gestalt von Drachen gaben, den unbekannten Saamen der Früchte gebracht haben. Du hast, und ich schweige von deiner Freigebigkeit, die sich bis auf das Meer erstreckte, als Du den Städten des tyrrhenischen Meeres Lebensmittel verschafftest, vielmehr zwei Flüsse als zwei Schiffe mit Deinen Fruchtvorräthen angefüllt. Aber wenn Du als ein frommer Mann, die Zusammenstellung mit Achäischen Beispielen Eleusinischen Aberglaubens weniger passend findest, so will ich Dich dem Erzvater Joseph und dem Bemühen seiner Vorsorge vergleichen. — Und deshalb, obgleich ich nicht genau wissen kann, wie vielen Dank die Bewohner von Arelate, von Riez, die Avenniker, die Araussioner, die Albenser und die Einwohner von Valentia so wie der Besitzer von Trikastina Dir bringen, — so bringe ich Dir auch im Namen der Arverner ihren reichlichsten Dank dar, denen zu Hülfe zu kommen, Dich weder die Gemeinschaft der Provinz, noch die Nähe der Stadt, nicht die Gelegenheit des Flußes, noch das Anerbieten eines Preises veranlassen konnten. Deßhalb bringen sie Dir durch mich den größten Dank, denen aus Deiner Fülle Genüge ihres Bedürfnisses an Brod zu Theil geworden ist. — Deßwegen wisse, daß in Aquitanien überall Dein Ruhm ertönt. Du wirst gelobt, geliebt, man sehnt sich nach Dir, man verehrt Dich; Aller Gemüther, Aller Gebete sind für Dich. In dieser Zeit der Noth erscheinst Du, ein guter Priester, ein guter Vater, ein gutes Jahr, und es verlohnte sich die Noth des Hungers zu ertragen, um die Größe Deiner mittheilenden Liebe zu erfahren.

# Noten zum zweiten Buch.

## Erstes Kapitel.

1.

Die im Texte gegebene Darstellung der Begebenheiten hat, wie uns dünkt, die meiste Wahrscheinlichkeit für sich, denn die Ansicht von dem Verrathe des Rufin kann mit vollkommenem Rechte aus mehreren Andeutungen in den Quellen geschlossen werden. Es wird mit Bestimmtheit erzählt, daß Rufin öfter das Lager der Barbaren besuchte, ihre Sitten, Waffen, Kleidungen nachahmte, und daß dieß damals schon Anlaß zu dem Verdachte eines Einverständnisses zwischen ihm und den Gothen gab.

2.

Die von den Aelteren und Neueren wiederholte Nachricht, als habe das britannische Heer den Konstantin deswegen zum Kaiser ausgerufen, weil er den Namen des großen Konstantin trug, ist in der That zu sonderbar und gehaltlos, um Glauben zu verdienen. Man hat übersehen, daß in der Chronik des Siegebert sich die ausdrückliche Notiz findet, Konstantin sei ein jüngerer Bruder des brittischen Königs Aldroen gewesen, was seine Erhebung mit viel größerer Deutlichkeit erklärt, als jene Fabel. Vergl. auch Pontac. zu Prosper. Aq. Chronic. p. II. p. 739. ed. Paris.

3.

Ille (Athaulf) cum essset animo, viribus, ingenio, nimius, referre solitus, se inprimis ardenter inhiasse, ut obliterato Romano nomine, Romanum omne solum Gothorum imperium et faceret et vocaret, essetque, ut vulgariter loquar, Gothia, quod Romania fuisset, fieretque nunc Athaulfus, quod quondam Caesar Augustus. At ubi multa experientia probavisset, neque Gothos ullo modo parere legibus posse, propter effrenatam barbariem, neque reipublicae interdici leges oportere, sine quibus Respublica non est Respublica, elegisse se salutem, ut gloriam sibi de restituendo in integrum, augendoque Romano nomine Gothorum viribus quaereret, habereturque apud posteros Romanae institutionis *autor*, postquam esse non poterat *immutator*. Ob hoc abstinere a bello, ob hoc inhiare paci nitebatur. — Oros. L. VII, 43.

4.

Vergleiche besonders Mannerts Geschichte der Vandalen. Buch I. Kap. 5. S. 45 flgd.

5.

Ueber diese beiden großen Bündnisse und die einzelnen Belege dafür aus den Schriftstellern der Zeit, ein bei den Darstellungen der Geschichten jener Zeit zu oft vernachlässigter Gegenstand, hat am besten Luden gesprochen, in der Geschichte des teutschen Volkes. Buch V. Kap. 9. Bd. II. S. 406–415

## Zweites Kapitel.

1.

Si qua in agris templa sunt, sine turba ac tumultu diruantur. Ilis enim dejectis ac sublatis omnis superstitionis materia consumitur. Cod. Theod. XVI, 10, 16. vom Jahre 399. Vergleiche auch den Kommentar von Gothofred dazu p. 383. Tom. VI.

2.

Paganos qui supersunt, quamquam jam nullos esse credamus, promulgatarum legum jam dudum praescripta compescant. Cod. Theod. XVI, 10, 22. Dazu vergleiche man die legg. 23. und 25. desselben Buches und Titels, und den Kommentar von Gothofred zu allen dreien.

3.

So Honorius bei Zosim. V, 46.

4.

Cod. XVI, 10. 18. gebietet, die Tempel nicht zu zerstören, wohl aber den heidnischen Gottesdienst, der in ihnen gehalten wird. Die Gebäude fielen, wie es scheint, dem Fiskus anheim.

5.

Item placuit ab imperatoribus gloriosissimis peti, ut reliquiae idololatriae non solum in simulacris sed in quibuscunque locis vel lucis vel arboribus, omnimodo deleantur. Concil. Cartag. V. can. XV. bei Harduin. Concil. I. p. 988. Schon 399 hatte ebenfalls ein afrikanisches Konzil die Zerstörung der Tempel ausdrücklich gefordert. «Instant etiam aliae necessitates a religiosis imperatoribus postulandae, ut reliquiae idolorum per omnem Africam penitus jubeant amputari. Nam plerisque in locis maritimis atque possessionibus diversis, aphuc erroris istius iniquitas viget, ut praecipiantur et ipsos deleri et templa eorum, quae in agris vel in locis abditis, constituta, nullo ornamento sunt, jubeantur, omnimodo deleri. Canon. Eccles. Africanae can. LVIII. bei Harduin Concil. p. 898. Uebrigens scheint aus dem Zusatze, quae in agris vel in locis abditis constituta, nulla ornamento sunt, hervorzugehen, daß man in Städten, wo die Tempel durch architektonische Schönheit ausgezeichnete Gebäude waren, dieselben wahrscheinlich aus diesem Grunde stehen ließ.

## Drittes Kapitel.

1.

Man sehe besonders die Briefe bei Mansi Collect. ampliss. Concil. III. p. 1095 sqq.

2.

Nachgewiesen bei Horn, Commentatio de sententiis eorum patrum, quorum auctoritas ante Augustinum plurimum valuit, de peccato originali. Götting. 1801. 4

3.

**Familia nobilis (Priscillianus) prodigus opibus, acer, inquies, facundus, multa eruditione eruditus, disserendi ac disputandi promtissimus, felix profecto, si non prava studia corrupissent optimum ingenium. Prorsus multa in eo animi et corporis bona cerneres, vigilare multum, famem ac sitim ferre poterat, habendi minime cupidus, utendi parcissimus, sed idem vanissimus et plus justo inflatus profanarum rerum scientia.** Bei Sulpic. Sever. II. 46.

4.

Von dem Briefe an die Pulcheria (**XXX.**), sind zwei Rezensionen vorhanden, welche an einigen Stellen so von einander abweichen, daß man sie, obgleich beide von demselben Tage datirt sind, doch für zwei verschiedene Briefe gehalten hat. Selbst die Ballerini sind dieser Meinung. Aber bei genauerer Einsicht ergiebt sich mit hinreichender Gewißheit, daß die längere Rezension (Br. **XXXI.**), der ursprüngliche Brief, die kürzere (Br. **XXX.**) nur ein willkürlich veränderter Auszug aus jenem ist. Dasselbe findet auch bei Br. **XXXIV.** und **XXXV.** statt. Offenbar sind diese beiden Briefe an den Julian von Kos nur einer, dessen verschiedener Inhalt in zwei getrennt wurde. Denn beide Briefe sind wiederum von demselben Datum, beide machen erst zusammengenommen ein Ganzes. Der erste enthält nichts als die Anzeige, daß Eutyches in Irrlehre verfallen sei, und den Entschluß des Pabstes, den Julian als seinen Legaten zu dem zu haltenden Konzil zu senden. Er hat keinen Schluß. Das zweite Schreiben enthält nichts als die Auseinandersetzung der Eutychianischen Häresie und hat keinen Anfang, so daß es einleuchtet, daß dies eigentlich der dritte Theil des ganzen Briefes ist, der so erst vollständig und seinem Zweck entsprechend erscheint. Außerdem sprechen die Anfangsworte des zweiten sehr deutlich für das Zusammengehören beider Briefe. Es heißt dort **licet per nostros, quos ab urbe pro fidei causa direximus, plenissimas ad fratrem nostrum Flavianum litteras miserimus, contra nimiae impietatis errorem, tamen, quia per filium nostrum Basilium Diaconum scripta tuae dilectionis accepimus, quae multum nobis catholici sensus fervore placuerunt, etiam hanc paginam, quae illis epistolis consonaret, *adjecimus*,** nämlich dem, was wir so eben nur kurz und im Vorübergehen über Eutyches gesagt haben, wodurch so die weitere Auseinandersetzung der Lehren jenes in demselben Briefe eingeleitet wird.

5.

Wir müssen hier auf einen Irrthum des sonst so genauen Schröckh aufmerksam machen. Er sagt Kirchengesch. **XVIII.** S. 461, das erste der im Texte erwähnten Schreiben Leo's, das ausschließlich an die Synode gerichtet war, sei auf dem Konzil vorgelesen. Es war dies aber bestimmt nicht der Fall, eine genauere Einsicht der Akten beweißt dies hinlänglich. Dort wird dieser Brief nämlich unter folgender Ueberschrift angeführt: **Sanctissimi Archiepiscopi Romae epistola scripta ad secundum Con-**

cilium Ephesinum contra Eutychen, quae perducta quidem, occultata vero est, propter quod non fuerit publicata Episcopis a Dioscuro. Man vergleiche noch Not. 2. der Ballerini.

6.

Constituta sunt etiam haec nutu piissimorum nostrorum imperatorum, adstantibus magnificentissimis et gloriosissimis Judicibus Concilio et pronuntiantibus, definitionem Sanctae synodi esse firmam, obnixeque et ipsis contendentibus et cupientibus ea, quae ad honorem sedis spectant, ut diximus, quorum ex multis pauca vobis nota facimus, ut videamur ipsos quidem gravare, aures vero vestras obtundere. Nos enim et ante et post ipsorum adventum, quae ad vestram gloriam et debitum honorem pertinent, curavisse in omnibus et Deus est testis et ipsa facta manifestant, quomodo scilicet et ipsos honore et munerum reverentia dignati simus; et honoris gratia, quo vos prosequimur, ejusmodi decretum ad vestram sanctitatem sancta synodus retulit et nos, ut approbationem a vobis confirmationemque consequamur, obsecramusque, ut hoc etiam per vos, sanctissimi, efficiatur. Nam sedes Constantinopolis habet patrem thronum apostolicum vestrum, praecipuo atque excellenti modo se ipsam vobiscum conjungens, ut ex vestra de ipsa sollicitudine omnes quidem intelligant, vos jam diu ipsius commodis sincere consulentes, etiam nunc eandem curam habere de illa. Et sicut utilia ecclesiastico statui omnia, quae consecrata sunt, et rite gesta in sanctissima et universali synodo, rata habere dignabimini, ipsam quoque definitionem supradictam de sede Constantinopolitana curavimus mittendam ad vestram sanctitatem, ut cognoscere possit, quemadmodum vestris precibus ex divina sapientia omnia fuerunt peracta, vehementerque obtestamur, ut congruam responsionem recipiat unaquaeque propositio etc. etc. Anatol. ep. ad. Leon. 101. opp. Leon. I p. 1134.

7.

Leo fügt ausdrücklich hinzu: cum tanto divinitus privilegio Nicaena sit synodus consecrata, ut sive per pauciores sive per plures ecclesiastica judicia celebrentur, omni penitus auctoritate sit vacuum, quidquid ab illorum fuerit constitutione diversum. Leon. opp. I. p. 1163. ep. 106.

8.

Ueber den Ort der Zusammenkunft zwischen Leo und Attila, ist am ausführlichsten der treffliche Maffei in der Verona illustrata. Es heißt dort: lib. IX. p. 424. Tom. I. Questo famoso abboccamento di S. Leone con Attila seguì nel Veronese, e nel luogo où ora abbiamo Peschiera; il che si fa ro chiaro da Giornande, che lascio scritto seguisse, ove si passa il Mincio, ed ove il passaggio di tal fiume è molto frequentato da quei, che viaggano con che viene al indicarsi il sudetto sito, sul quale corse sempre l'Imperiale via da Milano in Aquileja, poco discosto dalla mansione di Sarmione. Si è trovato

ne manuscritti, che tale incontro seguisse in Arovenco, ma doveasi leggere in *Ardelico*, (doch siehe die Note 4. zu Jornandes de reb. Get. 42. bei Muratori Scriptt. Rer. Ital. I. p. 212.), nome del borgo, ch'era in quel luogo, come si ha da piu lapide trovate, quivi è da noi gia riferito, nel libro quinto. Chi ferisse, il luogo di così memorabile fatto, essere stato ave sbocca il Mincio nel Po, d'autore antico non ebbe appoggio.

9.

Auf diesen für die Lage Attila's in Italien so wichtigen Umstand, hat man bei der Beurtheilung derselben, wie es scheint, zu wenig Rücksicht genommen. Prosper führt ihn ausdrücklich an: «Apud Gothos intra Gallias consistentes inter filios Theodorici regis, quorum Thorimundus, maximus natu, patri successerat, orta dissensio est. Et cum rex ea moliretur, quae et Romanae pacis et Gothicae adversarentur quieti, a germanis suis, quia nonnullis dispositionibus irrevocabiliter instaret occisus est.» Chron. p. 752. ed. Paris. Nur ist die Notiz in den Consulat. des Marcian. Aug. und Flavius Adelphius zu setzen. Der Konsulat, unter dem sie steht, enthält mehrere offenbare Anachronismen, so den Schluß der Synode von Chalzedon. Die einzelnen Sätze scheinen, wie dies in diesem Chronikon öfter der Fall ist, transponirt zu sein.

10.

Propitiare Domine in te confidentibus populis et ad custodiam nominis Romani dexteram tuae protectionis extende, ut regnum tuae majestati deditum, tua semper sit virtute defensum. Sacramentar. Leoni tributum. Mens. Octobr. IV. Opp. Leon a Ballerini II. p. 133.

11.

Ueber die später noch vorkommenden Verfälschungen des Briefes s. Ballerini Opper. Leon. II. p. 549. not. 3. Alexandrinische Apokrisiarien beschweren sich bei Anastasius dem zweiten über Verfälschung des Briefes, durch welche Nestorianismus hineingekommen sei.

12.

Weil dieser Brief ein zu wichtiges Dokument ist, so folgt hier der Text desselben, wie er von den Ballerini, nach einer Vatikanischen Handschrift verbessert, gegeben wird.

Ἐπιστολὴ τοῦ εὐσεβεστάτου βασίλεως Μαρκιάνου πρὸς Λέοντα ἀρχιεπίσκοπον Ῥώμης.

Νικηταὶ Οὐαλεντινιανὸς καὶ Μαρκίανος ἔνδοξοι, τροπαιοῦχοι ἀεὶ αὔγουστοι τῷ ἁγιοτάτῳ πατρὶ καὶ ἀληθινῶς σέπτῳ Λέοντι ἀρχιεπισκόπῳ.

Τὴν μακαρότητα τὴν σὴν ταῖς συλλαβαῖς τῆς ἡμετέρας γαληνότητος σπουδαιότατα ὑγιαινεῖν εὐχόμεθα, ἐξαιτοῦντες ὅπως ἂν τὴν σπουδὴν τοῦ παντοκράτωρος θεοῦ τῇ ἀῶν σῶν εὐχῶν ἡμῖν παράσχοις μεσιτείᾳ, ὥστε τὴν ἵλεω καὶ εἰρηνοποιὸν αὐτοῦ μεγαλειότητα πάντα τὰ αἴσια καὶ εὐκτὰ τῇ ἡμετέρᾳ βασιλείᾳ παράσχειν καταξιώσῃ. Θαυμάζομεν

τὰ μάλιστα, ὅτι περ μετὰ τὴν ἐν χαλκήδονι σύνοδον καὶ τὰ γράμματα τῶν σεβασμίων ἐπισκόπων τὰ πρὸς τὴν σὴν θεοφιλείαν σταλέντα, δι' ὧν ἅπαντα τὰ ἐν τῇ αὐτῇ συνόδῳ ἐμηνούσαν, οὐδαμῶς πάντῃ παρὰ τῆς σῆς ἁγιοσύνης τὰ τοιαῦτα γράμματα ἐξαπέσταλται, ἅτινα δηλονότι ἐν ταῖς ἁγιοτάταις ἐκκλησίαις ἀναγνασθέντα, εἰς τὴν τῶν ἁπάντων ὤφειλε γνῶσιν ἐλθεῖν ὅπερ τινῶν ταῖς ψυχαῖς, οἵτινες Εὐτύχους ἔτι καὶ νῦν τὴν κακοδοξίαν καὶ τὴν διαστροφὴν μεταδιώκουσιν, ἀμφιβολίαν πολλὴν ἐνέβαλλε, πότερον, ἡ σὴ μακαριότης τὰ ἐν τῇ ἁγίᾳ συνόδῳ τυπωθέντα ἐβεβαίωσε· καὶ διὰ τοῦτο ἡ σὴ εὐλαβεία γράμματα ἐκπέμψαι καταξίωσει, δι' ὧν πάσαις ταῖς ἐκκλησίαις καὶ τοῖς δήμοις φανερὰ γενήσεται, τὰ ἐν τῇ ἁγίᾳ συνόδῳ πεπραγμένα παρὰ τῆς σῆς μακαριότητος βεβαιοῦσθαι. ἐκεῖνο, δηλαδὴ ὡς ἔπρεπεν ἐπίσκοπον τοῦ ἀποστολικοῦ θρόνου, ἐξόχως ἡ σὴ ἁγιοσύνη ἐποίησε, ὅτι τοὺς ἐκκλησιαστικοὺς κάνονας φυλαττοῦσα, οὐδεὶν ἀπὸ τοῦ παλαίου ἔθους καὶ τῆς τάξεως, τῆς ποτὲ διατετυπωμένης καὶ ἀσαλεύτου μέχρι καὶ σήμερον διαμεινάσης ἠνέχετο καινοτομηθῆναι. διὰ τὰ γράμματα δὲ τῆς σῆς ὁσιότητος οἷα καὶ ὁποσα παρά τινων πέπρακται, δυνήσεται ἐξ ἑτέρων ἡ σὴ ἁγιοσύνη σαφέστατα καταμαθεῖν, οἷς ἀντιβῆναι οὐκ ἂν ἐβουλόμεθα, διαβεβαιουμένης τῆς σῆς θεοφιλείας τῇ καθολικῇ πίστει καὶ ἀληθῶς ὀρθοδόξῳ τὴν ἐν χαλκήδονι σύνοδον πάντων τῶν συναινούντων τῶν ἐπισκόπων ἠκολουθηκέναι· διὰ τοῦτο καὶ ἡ σεβασμιότης ἡ σὴ διὰ γράμματα ὡς τάχιστα ἐκπέμψει, δι' ὧν βεβαιοῦν αὐτὴν ἐν χαλκήδονι σύνοδον φανερώτατα ἐπιδείκνυσιν, ἵνα μὴ οἱ ἐπιθυμοῦντες τῶν ἀνοδιῶν δυνήθειέν τινα ἔχειν ὑπονοίαν περὶ τῆς κρίσεως τῆς σῆς ἁγιοσύνης. Ἐδόθη πρὸ δεκάπεντε καλανδῶν μαρτιῶν ἐν Κωνσταντίνου πόλει.

Dieser Brief existirt nur griechisch, und wurde zuerst in einer Handschrift der Bodlejanischen Bibliothek zu Oxford, dann in einem Vatikanischen Manuscript gefunden. Die lateinischen Rezensionen in den verschiedenen Ausgaben sind alle neu. Vergl. auch **Leon. Opp. ed. Ballerini I. p. 1131.**

13.

**Sollicitudini meae, quam universali ecclesiae omnibusque ejus filiis debeo, multorum relatione patefactum est, dilectionis vestrae animis quiddam offensionis illatum, dum aut imperiti, ut apparet, interpretes, aut maligni, quaedam vos aliter intelligere, quam a me sunt praedicata, fecerunt, non valentes in Graecum eloquium apte et proprie latina transferre, cum in rebus subtilibus et difficilibus explicandis, vix sibi etiam in sua lingua disputator quisque sufficiat. Leon. ep. ad monachos Palaestin. 124. Tom. I. Opp.**

14.

Zur Bestätigung unserer im Texte aufgestellten Ansicht, wollen wir einige Stellen dieses so merkwürdigen wie interessanten Gesetzes hier an-

führen. De sanctimonialibus et viduis et de successionibus earum, titulus VIII. Impp. Leo et Majorianus AA. Basilio PF. P. Susceptis regendi imperii gubernaculis, cogitare debemus, quemadmodum nostra respublica et armis et legibus et integra religionis reverentia, conservetur atque proficiat. Cui plurimum sub hac emendatione confertur, si nobilium feminarum amplectenda generositas, provocatis liberis multiplicata, subcrescat, si piae necessitudines inter parentes et filias, nullis insidiarum vitiis immutentur, et verum Dei cultum mens non invita suscipiat. Hoc enim quamprimum nostri egere majores, ut rem publicam armis et religione fundarent, cujus sacrosanctae venerationem laedi commentis mortalium figmentisque prohibemus. Quis enim ferat, parentes filias, quas oderunt, his non tam dicare, quam damnare, consiliis, ut eas in annis adhuc minoribus constitutas, necessitati continuae virginitatis addicant, ac ne adolescentibus animis aliud velle sit liberum, capitibus invitarum sacrum velamen imponant, cum hujusmodi observatio, philosophiam religiosa mente suscipiens, non cogentis imperio, sed spontanea et matura deliberatione capiatur. Vitandae etenim sunt, et magis adtentionibus transeundae humanae cupiditatis inlecebrae, in quas praecipue primae aetatis ardor impellit, ut juventutis calore sedato Dei dicata virginitas, praeter illum poenitentiae vitium, ad sanctitatis et coelestis militiae palmam pervenire mereatur. Quid enim prodest, si cupiditas virginalis patria potestate compressa, subdolam voluntatem nubendi arte concipiat, et a legitimo revocata consortio ad illicitas trahatur inlecebras. Unde ne per hujusmodi impietatem parentum, egestas et opprobrium personis nobilibus irrogetur, et quod praecipue submovendum est, in visionibus exsecrandis, omnipotentis Dei contrahatur offensio, edictali lege sancimus, filias, quas pater materve a saeculari permixtione translatas, Christianae fidei servare praecepta continuata virginitate consuerunt, in beatae vitae proposito permanentes non ante, suscepto honorato capitis velamine, consecrari, quam quadraginte annos aetatis e mensae talibus infulis inoffensa meruerint observatione decorari, et multi temporis series, et coelestis consuetudo servitii, ad perfidam voluntatem, novis desideriis aditum non relinquant. Qui ante definitum temporis spatium sanctimonialem puellam, aliis adulti sexus sui votis calentem, memoratorum quisquam parentum, velari fecerit atque permiserit, tertia bonorum parte multetur; eadem poena constringi etiam quae illa parentibus destituta ut intra (nach Gothofred zu lesen: constringenda etiam illa, quae parentibus destituta intra praedicta) praedictae aetatis annos voluerit consecrari. Diaconi quoque, qui huic rei ministerium, contra interdicta praebuerint, proscriptione plectantur. Legg. novell. D. Majoriani. Tit. VIII.

# Druckfehler.

| | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Seite | 44 | Zeile | 3 | von | oben | lies | statt Der — Den. |
| » | 71 | » | 8 | » | unten | » | » nach — noch. |
| » | 72 | » | 12 | » | oben | » | » Schicksalen — Schicksale. |
| » | 80 | » | 3 | » | » | » | » ihre — ihrer. |
| » | 83 | » | 8 u. 9 | » | unten | » | » arianischen — nizaenischen. |
| » | 84 | » | 12 | » | » | » | » Zeiten — Zeit. |
| » | 84 | » | 10 | » | » | » | » Herren — Herr. |
| » | 84 | » | 7 | » | » | » | » Thür — Thür, |
| » | 86 | » | 7 | » | oben | » | » Nizäums — Nizänums. |
| » | 86 | » | 14 | » | » | » | » noch — sich noch. |
| » | 86 | » | 20 | » | » | » | » in dem — indem. |
| » | 87 | » | 16 | » | » | » | » derselben — denselben. |
| » | 88 | » | 12 | » | » | » | » hatte — hatten. |
| » | 90 | » | 1 | » | » | » | » Homoasiasten — Homousiasten. |
| » | 90 | » | 8 | » | » | » | » Euomius — Eunomius. |
| » | 93 | » | 8 | » | unten | » | » der — die |
| » | 95 | » | 3 | » | oben | » | » zu bekennen — bekennen. |
| » | 97 | » | 19 | » | unten | » | « aus — von. |
| » | 97 | » | 19 | » | » | » | » und — aus. |
| » | 101 | » | 8 | » | oben | » | » der — den. |
| » | 101 | » | 19 | » | » | » | » Moysfuestia — Mopsfueste. |
| » | 177 | » | 4 | » | unten | » | » Faktion — Fraktion. |
| » | 201 | » | 11 | » | oben | » | » *Constant* — *Coustant*. |
| » | 201 | » | 10 | » | unten | » | » Leitung — Beseitigung. |
| » | 203 | » | 4 | » | oben | » | » Orten — Orte. |
| » | 227 | Note letzte Zeile von oben | | | | | πραιτρρίου — πραιτωρίου. |
| » | 230 | Zeile 16 u. 17 von unten | | | | lies | statt der für sich — für sich zu. |
| » | 233 | Zeile 18 von unten | | | | lies | statt *Cap* — *Sap*. |
| » | 248 | » | 12 | » | oben | » | » würdigsten entsprach — würdigsten. |
| » | 265 | » | 9 | » | » | » | » Eilybäum — Lilybäum. |
| » | 270 | » | 8 | » | » | » | » demselben — denselben. |
| » | 273 | » | 1 | » | » | » | » Sohne — Sohn. |
| » | 291 | » | 16 | » | unten | » | » ließen — ließe. |
| » | 305 | » | 10 | » | » | » | » Streibten — Streiten. |

Date Due

| | | | |
|---|---|---|---|
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |

Library Bureau Cat. no. 1137

29430

BX
1047
A681
AUTHOR

29430

Arendt, W.A.
TITLE

Leo der Grosse und seine zei

| DATE LOANED | BORROWER'S NAME | DATE RETURNED |
| --- | --- | --- |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |